

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

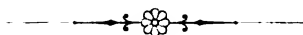
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

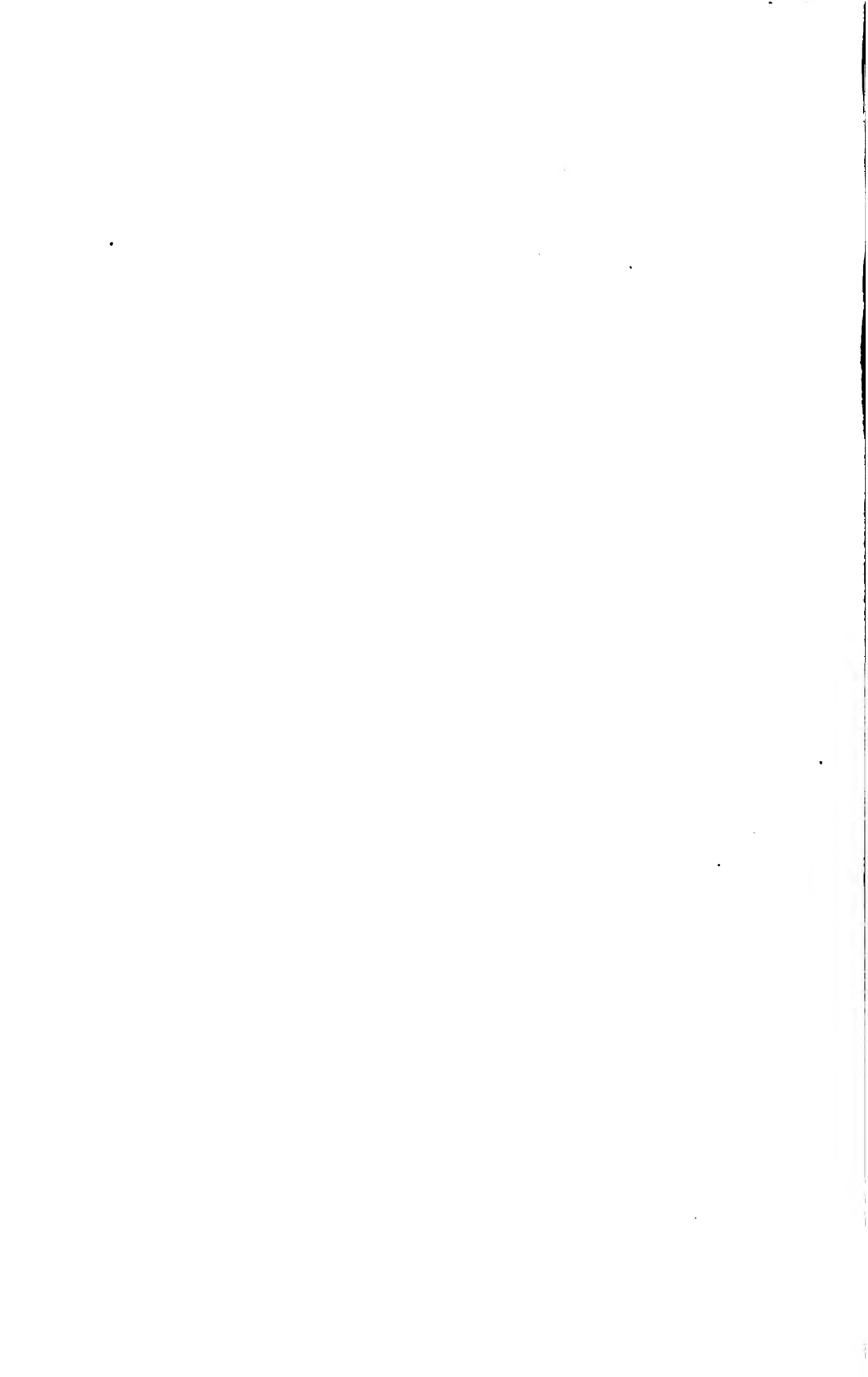
IX. Band. — April 1879. — 25. Heft.

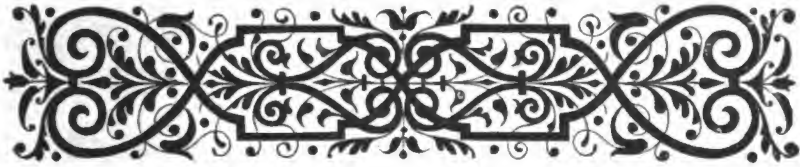
(Mit einem Porträt in Radirung: Emilie Augier.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Das verlorene Paradies.

Novelle

von

M. H. Fiehl.

— München. —

I.

Der Professor führte immer dreierlei Visitenkarten in seiner Brieftasche. Die feinste Sorte zeigte, elegant gestochen, die Schrift: „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der classischen Philologie an der Universität * * *, correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu —“ zc.

Diese stolze Karte pflegte er abzugeben, wenn er recht demüthig und bescheiden gesinnt war und sich sagte: ich bin ein unbekannter Mann, die Leute wissen nicht, wer vor sie treten wird, außer sie haben meine sämtlichen Titel gestochen gelesen.

Die zweite, bescheidnere Sorte war gedruckt und trug bloß die Aufschrift: „Dr. Alcuin Walter.“ Er benützte sie, wenn er sich mit einigem Selbstgefühl als der bekannte Gelehrte einzuführen hoffte, dessen Namen die gebildete Welt wenigstens kennt, obgleich sie seine Schriften noch nicht gelesen hat.

Erwartete er aber, daß der Empfänger ihn als berühmten Mann oder als Freund begrüßen werde, setzte er Verehrung für seine Person und seine Werke voraus, dann überreichte er mit berechtigtem Stolz die dritte, schlichteste Karte. Eigenhändig, mit groß und kühn ausgreifendem Federzuge hatte er den bloßen Namen ohne Doctor auf die Karte mehr geblitzt als geschrieben. Sie konnte vom Empfänger zugleich für seine Autographen-Sammlung aufgehoben werden.

Der richtige Universitäts-Professor ist der Weltmann unter den Gelehrten; warum soll er sich nicht auch mit seinen Visitenkarten weltmännisch einrichten?

Unser Freund stand eben vor dem Pförtnerhäuschen des reizenden Parks, der die „Villa Bechen“ bei Trier umschließt, und besann sich einen Augenblick, nach welcher Karte er greifen sollte. Rasch entschieden nahm er die dritte,

gab sie dem Pförtner und sprach sehr fest: „Die gnädige Frau wird mich erwarten.“

Etwas überrascht maß der Pförtner den völlig Unbekannten und entfernte sich dann, ihn anzumelden.

Besuche kamen nämlich in dieser Villa gar nicht vor. Frau von Bechen, eine norddeutsche Dame, hatte vor mehreren Jahren das reizende Besiſthum gekauft, welches nun ihren Namen führte; aber sie war und blieb eine Fremde, sie verkehrte mit Niemand in dem so geselligen und gastfreien Trier. Man wußte nur, daß sie von ihrem Manne getrennt und fabelhaft reich sei, dazu schön, geistvoll, gebildet, liebenswürdig, vierunddreißig Jahre alt, kinderlos und so gesund, daß sie nicht einmal eine interessante Migräne hatte. Trotzdem hatte sie den berühmtesten Arzt der Stadt als Hausarzt angenommen, der dann alle vierzehn Tage in der verzauberten Villa erschien, um eine Patientin zu behandeln, welcher nichts fehlte. „Anderc Leute“, so pflegte der würdige Geheime Sanitätsrath zu sagen, „consultiren mich über ihre Krankheiten, Frau von Bechen consultirt mich über ihre Gesundheit, und das ist allerweil die angenehmste Praxis.“

Uebrigens gehört ein Hausarzt in jedes vornehme Haus, und Frau von Bechen war sehr vornehm.

Der Geheimrath brachte die einzige Kunde von der räthselhaften Frau in die Stadt, und so charakterisirte er denn auch, ein ebenso scharfer Beobachter der Seele wie des Leibes, ihr aristokratisches Wesen unter Freunden folgendermaßen:

„Es gibt plumpe und feine Aristokraten. Die plumpen wollen herrschen, imponiren, sie fordern Huldigung, Bevorzugung, sie wollen als ganz besondere Menschen beneidet und schüchtern von unten angeblickt werden. Das sind die männlicheren Naturen, gleichviel sonst ob Mann oder Frau. Der feine Aristokrat, mehr weiblichen Wesens, begehrt dies Alles nicht. Er will nur unabhängig, er will sein eigener Herr sein, unberührt von allem fremdartig Aufdringlichen, Unfeinen, Gemeinen. Imperare — schreibt der Eine über seinen Wappenschild, Noli me tangere — der Andere. Wird der plumpe Aristokrat verriickt, dann verfällt er dem Größenwahn, wird es der feine, dann verfällt er dem Einsamkeits- und Reinlichkeits-Wahnsinn. Eine Aristokratin dieser zweiten Klasse ist Frau von Bechen. Verhüte Gott, daß ich die treffliche Frau für verriickt erklärte; aber wenn ihrem Gemüthe ja einmal Gefahr drohen sollte, so wäre es doch von dieser Seite.“

So sprach der Arzt und that sein Möglichstes, dieser Gefahr vorzubauen, indem er bei seinen Besuchen die kleine Chronik der Trierer Gesellschaft höchst artig und verlockend berichtete, damit die einsame Dame doch auch einmal Lust bekomme, diesen interessanten Verhältnissen und Personen nahe zu treten. Allein Frau von Bechen hörte mit dem einen Ohre halb zu und mit dem andern gar nicht und blieb gegen die ganze Welt im Allgemeinen und die Trier'sche im Besondern so gleichgültig wie zuvor.

Als jedoch der Arzt unlängst nebenbei eines fremden jungen Professors, des bekannten Alcuin Walter gedachte, der durch sein heiter anregendes Wesen die gelehrten Häupter der Stadt entzückte, da horchte Frau von Bechen auf, als wende sie der Name aus einem Traum, und fragte den Erzähler, ob er Herrn Walter kenne? und der Doctor, höchst erstaunt, fragte ebenso rasch, ob die gnädige Frau ihn denn kenne? Und sie wollte geschwind wissen, was den jungen Mann nach Trier geführt und ob er schon länger hier sei und bleiben werde? Und kaum hatte der Gefragte Zeit zu antworten, daß Walter auf einer Ferienreise in Trier seit mehreren Wochen Rast gemacht habe, weil ihm Stadt und Leute so überaus gefielen, so fragte sie auch schon nach der Adresse des Professors; denn sie wolle ihn bitten, daß er sie besuche, sie wolle ihn kennen lernen. —

„Also kennen Sie ihn noch gar nicht?“ fiel der Doctor ein.

„Persönlich nicht!“

„Erstaunlich!“ rief Zener.

„Aber was ist es denn Erstaunliches,“ fragte die Dame, anmuthig aufgeregt, „wenn ich einen berühmten Gelehrten kennen lernen will, der das ganze gelehrte Trier entzückt?“

„In der That, das ist nichts Erstaunliches, — und ich erstaune nur über mich selbst, gnädige Frau, weil ich Sie zu kennen glaubte und plötzlich einsehe, daß ich Sie erst kennen lernen muß.“

Noch am selben Tage erhielt Professor Walter ein Billet folgenden Inhalts: „Es würde mich freuen, Sie in nächster Zeit auf meiner Villa zu sehen. Meine Empfangstunde ist Nachmittags fünf Uhr. Martha von Bechen.“

Der Professor, welcher sich nur dunkler Reden entsann, die seine Trierer Freunde über die unnahbare Dame hatten fallen lassen, und der außerdem in seinem Leben nichts von einer Frau von Bechen gehört, dachte bei sich, „die vornehmen Leute haben doch ein unschätzbares Privileg: je resoluter sie ohne Umstände thun und sagen, was sie wollen, für desto vornehmer gelten sie. Nicht einmal drei entschuldigende Worte über den Raub an meiner kostbaren Zeit, keine Zeile, weshalb sie mich zu sehen wünscht; — ich soll nur einfach kommen! Und ich werde kommen.“

So war also Professor Walter schon am nächsten Tage Punkt fünf Uhr vor dem Pförtnerhäuschen der Villa erschienen, und wir begreifen nun auch, weshalb er die bescheidenste und stolze, die geschriebene Visitenkarte abgab. Denn wenn Frau von Bechen ihn einzig und allein von allen Menschen sehen wollte, so mußte sie auch wissen, was er ohne Titel werth sei.

II.

Eine Frau, die wahrhaft schön ist, ohne daß sie daran denkt, duldet eine schöne Gesellschafterin neben sich; nur wer schön sein möchte, sucht die Folie des Unbedeutenden und Häßlichen.

Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz durch die Seele des Professors, als ihn Frau von Wechen begrüßte; denn er hatte eine schöne Frau zu sehen erwartet und sah nun zwei auf einmal: die Herrin und ihre Gesellschaftsdame, Miß Morlan.

Alein Miß Morlan blieb eine stumme Person; sie sprach nur englisch. Und fast wäre Frau von Wechen nach den ersten Worten des Empfangs gleichfalls eine stumme Person geworden, da sie beim Anblick des Fremden augenscheinlich mehr von Ideen erfaßt wurde, die sie nicht aussprach, als von solchen, die sie hatte aussprechen wollen.

Doch sammelte sie sich rasch und entschuldigte sich, daß sie es gewagt habe, Herrn Walter auf eine Stunde seinen Studien und seinen Freunden zu entziehen. Allein sie hoffe ihn einigermaßen zu entschädigen durch den Anblick des antiken Mosaikbodens, der hier auf der Villa gefunden worden sei, und der ihn ohne Zweifel interessiren werde.

„Eines Mosaikbodens?“ fragte der Professor mit der Miene vollkommenster Unwissenheit.

„Meines Mosaikbodens,“ wiederholte Frau von Wechen; „ich habe das volle Eigentumsrecht des seltenen Fundes erworben. Und Sie haben noch nichts von dieser Mosaik gehört?“

Der Professor blieb stumm und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopfe. Als ehrlicher Mann wollte er nämlich nicht geradeaus mit Worten lügen, aber mit Schweigen darf man's schon eher, namentlich wenn man eine schöne Dame ein klein wenig ärgern will. Und das wollte er. Denn er hatte genug von der merkwürdigen Mosaik vernommen, aber auch, daß die Besitzerin den kostbaren Fund vor den Augen aller Alterthumsfreunde verschlossen und dadurch das ganze gelehrte Trier verstimmt und das ganze neugierige Trier entriistet hatte.

Jetzt war auch sie merkbar verstimmt über seine Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Ach, das war so ächt weiblich, oder richtiger — so ächt menschlich. Erst ärgerte sie's, daß alle Welt sich um ihren Schatz kümmere, und nun ärgerte sie sich, daß der erste Mensch, den sie darauf ansprach, sich noch gar nicht um ihren Schatz gekümmert hatte. Professor Walter aber verharrte im Schweigen, um sich noch eine Weile an ihrer reizenden Schwäche zu weiden. Und das war wieder so ächt menschlich! Anfangs fand er die Dame sehr liebenswürdig, weil sie ihm wie ein ganz vollkommenes Wesen erschien, und jetzt dünkte sie ihm noch viel liebenswürdiger, weil sie eine kleine Schwäche zeigte.

Nach kurzer Pause nahm Frau von Wechen wieder das Wort: „Ich bin gespannt auf die Deutung, welche Sie dem Bildwerk meiner Mosaik geben werden, vorab aber möchte ich über das Alter und den Kunstwerth derselben durch den Ausspruch eines so gewiegten und berühmten Kunst-Archäologen belehrt sein.“

Nun war die Reihe der beschämten Verwunderung an dem Professor. Die schöne Frau hielt ihn für einen Archäologen! Also hätte er wohl die

gestochene Karte mit dem vollen Titel und nicht die titellos geschriebene abgeben sollen. Er hatte sich eben so irrthümlich eingebildet, daß Frau von Bechen seine Schriften kenne, wie sie, daß er von ihrer Mosaik gehört habe.

„Ich bin Philologe,“ erwiderte er, freundlich belehrend. „Kunst-Archäolog bin ich leider nicht, — leider, in diesem Falle; denn sonst pflege ich zu sagen: Gottlob!“

„Und ich glaubte, Beides sei ein und dasselbe!“ sagte sie lächelnd.

„Reizende Unwissenheit!“ dachte der Gelehrte, „reizender noch als ihr Lächeln,“ und saub sie wieder um ein Stück liebenswürdiger.

„Aber ist es denn ein Unglück Archäolog zu sein, da Sie — Gottlob — Keiner zu sein behaupten?“

„Ein Unglück in der That! Die Kunst-Archäologie ist eine überaus nothwendige Wissenschaft, wir Philologen können ihrer Hülfarbeit nicht entbehren, wir schätzen die Archäologen als Brüder, aber wir bedauern sie zugleich. Der Archäolog übt die Kunst, da etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen und etwas zu finden, wo nichts ist. Er erbaut sich eine Welt auf Trümmern und auf Luft. Den meisten antiken Marmorbildern fehlt Hand und Fuß, nicht wenigen auch Arm und Bein, sehr vielen der Kopf, allen aber die Nase. So sind diese höchsten Kunstwerke selber das wahre Symbol der Kunst-Archäologie, die überdies noch viel zu jung ist, zu gährend, zu unreif, um ihre Jünger beglücken zu können. Wir Philologen dagegen stehen auf altgefestetem Boden. Die griechische Sprache ist ein voll gerundetes Ganze, das harmonischste Ganze in dieser unharmonischen Welt. Beklagen gleich auch wir viele Lücken und Trümmer der Literatur, so ist uns doch des Besten genug erhalten, und etwas Sehnsucht nach dem Verlorenen gehört überall zum vollen Glück. Die Gesetze der Grammatik sind unantastbar, wie die Gesetze der Logik und Mathematik, und diese Gewißheit giebt ein beseligendes Gefühl in all den Wirbeln und Strudeln unsers Dichtens und Trachtens. Die Archäologen fangen erst an, wir Philologen aber sind beinahe fertig; denn die griechische Sprache und Literatur liegt fertig vor; und man kann doch nicht immer wieder von vorn anfangen mit Textkritik und Exegese und Grammatik einer todten Sprache. Aber in diesem Tode waltet zugleich das ewige Leben, in diesem Alterthum blüht die ewige Jugend. Ein jeder Mensch muß einen Glauben haben, und wir glauben an die unantastbare Vollendung der griechischen Sprache als der edelsten aller Sprachen, an die nie zu erreichende Meisterschaft der griechischen Poesie als der höchst classischen, ewig mustergültigen. Der Geschmack wechselt, die Wissenschaft schreitet rastlos fort. Gerade deshalb aber bedürfen wir eines festen Punktes, von dem alle Wissenschaft ausgeht, und auf den sie immer wieder zurückgreift, — das sind die classischen Sprachen — und einer Kunst, die über allem Wechsel des Geschmackes steht, und diese finde ich in Homer und Sophokles. Aber nicht bloß der Gelehrte, auch der Mensch findet Befriedigung und Glück in der Weihe des attischen Geistes. Die Jugend sehnt sich nach einem Paradiese der Zukunft; sind wir aber einmal über die

Mittagsstunde des Lebens hinausgeschritten, dann sehnen wir uns wieder zurück nach einem verlorenen Paradiese, nach dem Paradies der Jugend. Das gilt vom Leben jedes Einzelnen, das gilt vom Leben der Völker. Und das verlorene Paradies der modernen Culturvölker ist das classische Alterthum, das herrliche Jünglingsalter der Menschheit“ — —

Der Professor unterbrach sich; er merkte, daß er allein spreche, daß er docire; und es ist geschmacklos, in Gesellschaft zu dociren, vorab bei schönen Frauen.

Frau von Bechen hatte während der ganzen Rede vor sich hin auf den Tisch geblickt, wo seine Visitenkarte lag. Hatte sie zugehört? hatte sie ihn verstanden?

Als er schwieg, sah sie ihn mit großen Augen an, nahm die Karte und sprach: „Ihr Namenszug gleicht der Handschrift Ihres seligen Bruders Hugo zum Verwechseln. Es ist die Walter'sche Familienhand. Ihr Bruder sagte mir, daß er seine Schriftzüge trotz aller Gegenbemühungen des Schreiblehrers der verben altnordischen Feder seines Vaters nachgebildet, so widerstandlos habe der gestrenge alte Herr überall sein Haus beherrscht und bestimmt.“

„Sie kannten meinen Bruder?“

„Ich kannte ihn nicht bloß: er war mein bester Freund und ich bin ihm zu unausslöchlichem Danke verpflichtet. Als darum mein Arzt gestern Ihren Namen nannte, als ich erfuhr, daß Sie in Trier wesen, beschloß ich sofort, Sie zu sehen, ich lud Sie ein, obgleich ich sonst jeden Besuch ablehne, weil ich in meinem köstlichsten Besiß, in meiner Einsamkeit, nicht gestört sein will.“

Nun ging dem Professor ein Licht auf über das Entgegenkommen der unnahbaren Dame, und er verzieh ihr, daß sie von seinem philologischen Ruhme offenbar gar nichts wußte.

Sie fuhr fort: „So sehr Ihre Schrift der brüderlichen gleicht, finde ich doch in Gesicht und Gestalt nur geringe Aehnlichkeit.“

„Auch Andere bemerken das Gleiche,“ entgegnete Jener. „Hugo schlug in die väterliche Art; ich dagegen in die mütterliche.“

„Aber mehr noch als Ihre Handschrift gemahnten mich die Gedanken, welche Sie vorhin so berecht entwickeln, an Ihren verstorbenen Bruder. Und doch ist auch da wieder ein großer Unterschied. Genau wie Sie von Ihren griechischen Büchern, sprach er, der Pastor, von seiner Bibel, und tröstete sich und uns damit, daß uns hier in allem Wandel des Wissens und Lebens ein unwandelbar und ewig Festes gegeben sei. Doch hat Ihnen der Bruder niemals von seinem Verkehr mit meiner Familie, von seinen Besuchen auf Schloß Laubenstein erzählt?“

„Ich habe Hugo leider nur wenig gekannt. Fünfzehn Jahre älter als ich, verließ er das Elternhaus und bezog die Universität, da ich erst drei Jahre zählte; dann kam er rasch in's Amt auf weitentlegenen Ortschaften und starb als Pastor zu Schönan, als ich eben in Leipzig studirte.“

„Meine väterlichen Güter,“ bemerkte Frau von Bechen, „liegen bei Schönaun, und Schloß Laubenstein gehörte zu seiner Pfarrei. Es sind nun zehn Jahre seit Ihres Bruders Tod — — doch warum rede ich von diesen Dingen! Ich wollte Ihnen ja den antiken Mosaikboden zeigen.“

Sie erhob sich und schwieg, als scheue sie vor Erinnerungen zurück, zu denen sie sich doch sichtbar hingezogen fühlte.

Der Professor bat sie fortzufahren, und sie setzte sich zögernd wieder und sprach leise vor sich hin:

„Sei es denn! Es ist eine kurze und traurige Geschichte. In meinen letzten Mädchenjahren wohnte ich mit meinem Vater und Bruder auf Laubenstein. Meine Mutter war schon lange todt; mein Bruder, der einzige männliche Sproß unseres Hauses, ein reich begabter Jüngling, der Stolz und die Hoffnung des alternden Vaters. Da geschah es eines Tages, es war am Hubertustage 1863, daß mein Vater und Bruder zur Theilnahme an einem großen Treibjagen auszogen, und am Abend kam der verzweifelte Vater mit der Leiche des Sohnes wieder heim. Eine verirrte Kugel hatte Karl getödtet; man konnte nicht feststellen, von welchem Schützen sie gekommen, allein mein Vater behauptete, er selbst sei der unselige Schütze gewesen, und während sämtliche Jagdgenossen erhärteten, daß der arme Karl durch seine eigene Unvorsichtigkeit plötzlich in die Schußlinie gerathen, war mein Vater nicht von dem Glauben abzubringen, daß er vielmehr den eigenen Sohn erschossen habe. Er verfiel in Tieffinn und tränkete und hat sich nie wieder erholt.

Ach, das war eine entsetzliche Zeit! und wir wären vergangen vor Jammer, wenn Ihr Bruder nicht die einzige Stütze meines unglücklichen Vaters gewesen wäre. Er besuchte ihn fast täglich; nicht, um ihn mit Trostgründen zu beruhigen, die doch nur vielmehr das Trostlose unseres Jammers immer neu hätten erscheinen lassen, sondern, um seinen brütend sich zermarternden Geist auf andere Dinge abzulenken. Ihr Bruder war kein Pietist, aber man nannte ihn einen Mystiker, weil ihm die religiöse Erkenntniß nicht ein Vorschreiten von Licht zu Licht, sondern von Geheimniß zu Geheimniß war, und ihr letztes Ziel nicht die Fülle des Besizes, sondern die Kraft der Entfagung. Und — denken Sie! — Ihr Bruder erleichterte meines Vaters Leiden, indem er denselben Ton anschlug, den Sie vorhin angeschlagen, nur in weit volleren Accorden: — er erzählte ihm vom verlorenen Paradies! Er sprach von dem seligen Frieden, der anfangs zwischen den Menschen und der übrigen Welt gewaltet, von der ursprünglichen Reinheit und dem angeborenen Abel unserer Natur, er flocht die ältesten Sagen der Völker, die davon reden und träumen, mit der Hand des Dichters zum wunderschönen Kranze, die Sagen vom Paradies, dessen Ort und Zeit man überall sucht, und nirgends findet, weil es niemals außer uns gewesen ist, sondern immer — verschleiert und unerkannt — in uns selber. Dann lasen wir gemeinsam Miltons ‚Verlorenes Paradies‘, und über den kühnen Bildern und den scharfen Gedanken, die so mächtig aus der dämmernden, ungestalteten Sagen-

welt des Poeten aufblitzen, vergaß mein Vater stundenlang seine Seelenmarter. Als wir aber mit dem verlorenen Paradiese des großen Briten zu Ende gekommen waren, fuhr Ihr Bruder nicht fort, nun auch das ‚Wiedergewonnene Paradies‘ vorzulesen, denn er behauptete, hier sei die Kraft des Dichters erlahmt, wie ja überhaupt der zauberhafte Mondstrahl jeglicher Poesie nur in der Dämmerung leuchte. Und so meinte er, es gebe nur ein ächtes und unvergängliches Buch vom wiedergewonnenen Paradiese, welches eben darum kein Gedicht sei — das Evangelium. Mit der ganzen Gewalt seines dichterischen Geistes zeichnete er uns dann die reine Lichtgestalt Christi in dessen eigenen Worten, daß wir gleichsam mit Augen den Sonnenschein des Paradieses sahen, wie er während der kurzen Jahre, die der Herr auf Erden wandelte, diese dunkle Welt bestrahlt hat. Aber dieses wiedergewonnene Paradies — so meinte Ihr seliger Bruder — gehe uns auch täglich wieder verloren, und wir müßten es fort und fort wieder zu gewinnen trachten; denn Gott schenke uns gar nichts, nicht einmal den Traum eines Paradieses; und so möge der Mensch immerhin mit den Thieren den Kampf um's Dasein kämpfen, aber für sich allein kämpfe er den Kampf um das verlorene Paradies. — — —

Das waren die einzigen Gedanken, welche die Nacht des Trübfinns meines Vaters zeitweilig zu erhellen vermochten, und so wurde ihm zuletzt auch der Todeskampf leicht, weil er im Rückschauen auf das verlorene und wiedergewonnene Paradies hinüberzuschlummerte.“

Mit halblauter Stimme, den Blick zum Boden gesenkt, hatte Frau von Bechen das Alles so vor sich hin gesprochen. Sie fuhr plötzlich empor, wie aus einem Traum erwachend und sagte lächelnd, den Gast hell anblickend: „War es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß das erste Wort, welches Sie an mich richteten, gleichfalls dem verlorenen Paradiese galt? Und daran war die Archäologie schuld und mein Mosaikboden. Und diese Mosaik will ich Ihnen jetzt zeigen!“

III.

Der Weg zum Fundorte des alten Kunstwerkes führte fast durch den ganzen Park.

Alcuin Walter ging schweigend neben der Dame, die gleichfalls kein Wort redete. Wenn man sich recht tief ausgesprochen hat, dann muß man sich eine Weile ausschweigen. Allein obgleich der Professor so ganz in Gedanken dahinging, bemerkte er doch nebenbei, wie sorgsam und geschmackvoll der ganze Garten gepflegt war. Nirgends eine leere oder verwilderte Stelle; kein welkes Blatt, das die reinen Pfade verunziert hätte; jede Pflanzengruppe am rechten Ort, kein Vordrängen, Ueberwuchern und doch auch kein steifer Zwang: — das anmuthig maßvolle Wesen der feinsinnigen Besitzerin schien sich hier auch der Natur mitgetheilt zu haben.

Desto schneidender war der Contrast, als sie am Ende des Parkes anlangten. Mitten im Gebüsch erhob sich ein roher Bretterzaun. Die Thüre war verschlossen und konnte vom Gärtner nur mit großer Mühe geöffnet werden; denn das Schloß fand sich ganz verrostet.

Der Innenraum zeigte einen verlassenem Bauplatz: es lagen noch Bausteine gehäuft, zwischen denen bereits Gras wucherte, und die aufgeworfenen Erdhäufen überspann garstiges Unkraut. In der Mitte stand eine große Bretterhütte — zum Schutze des antiken Mosaikbodens.

Frau von Bechen hatte den Ort während des ganzen Jahres noch nicht betreten und war nun selbst verblüfft und beschämt, als sie die Wüstenei erblickte.

„Ich muß mich entschuldigen über diese Verwahrlosung,“ sprach sie zu dem erstaunten Professor, — „ich will Ihnen die kurze Geschichte meiner Mosaik erzählen, das wird meine Entschuldigung sein. Voriges Jahr wollte ich hier ein Häuschen bauen lassen, eine Einsiedelei für meine stillsten Stunden. Beim Ausgraben des Fundaments stießen die Arbeiter auf altes Mauerwerk; und bei weiterem Nachforschen fand sich der trefflich erhaltene Mosaikboden. Ich ließ den Bau sofort einstellen, um die Mosaik nicht zu zerstören; und sie liegt noch in der Erde, wo sie lag. Oder richtiger: dieser Fund war mir ein angenehmer Vorwand, den ganzen Bau aufzugeben. Ach, das war ein Staub, und Schmutz, ein ewiges Kommen und Gehen der Maurer, ein rohes Reden und Schreien! Und alles Unfertige, Unreinliche, alles Tumultuarische ist mir so qualvoll! Als aber die Maurer fortblieben, wollten die Gelehrten eindringen, und ich glaube, die würden mir zuletzt noch mehr Tumult gemacht haben als die Maurer. Ich erwarb das volle Eigenthum des unterirdischen Fundes, ich ließ ihn bedecken und den Platz absperren, um meine Ruhe zu haben. Ich meide diese Stätte der Unordnung; wäre ich nicht so überaus ordentlich, so würde es hier unordentlicher aussehen, und wären Sie nicht Ihres Bruders Bruder, und hätte ich Sie nicht für einen Archäologen gehalten, dem ich Artigkeit mit Artigkeit lohnen wollte, so würden auch Sie niemals diese Wüstenei gesehen haben.“

Der Professor trat unter das Schutzbach und stieg hinab in die Grube, wo nun die Mosaik, schlecht genug beleuchtet, vor ihm lag. Ein kunstreicher Doppelrahmen, außen mit Mäandern, innen mit Palmetten geschmückt, umschloß die Bildfläche, welche einen Meergott darstellte, auf einer Muschel blasend. Ein anderes nur fragmentarisches Quadrat zeigte zwei menschliche Figuren, die im Zwielichte nicht genauer zu erkennen waren.

Ogleich Professor Walter das selbstvergeffene Sichversenken in's classische Alterthum kaum als das höchste Glück gepriesen, so blickte er doch jetzt, wo ihm die Antike leidhaftig gegenüber stand, nur mit sehr zerstreutem Auge auf dieses Fragment seines verlorenen Paradieses. Seine Gedanken waren viel mehr bei der schönen Begleiterin, und die Räthsel ihrer Seele schienen ihm zur Zeit lockender, als alle Bilderräthsel der alten Welt.

„Was ist nun Ihr Urtheil?“ fragte Frau von Bechen endlich, nachdem sie lange genug auf ein Wort aus dem Munde des Gelehrten gewartet hatte.

„Mein Urtheil? worüber?“ fragte dieser seinerseits verwirrt.

„Nun ich denke über den Mosaikboden, der da vor uns liegt.“

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich diesen alten Boden bis jetzt noch sehr unaufmerksam betrachtet habe; — es ist ohne Zweifel ein merkwürdiger Fund. — Sie würdigten mich vorhin Ihres Vertrauens, — Sie erzählten mir Einiges aus Ihrem Leben, — so viel und so wenig, daß ich in wärmster Theilnahme noch weit mehr zu erfahren wünschte; — ein merkwürdiger Fund! Diese Doppel-Mäander schlingen sich so anmuthig in einander, ein Sinnbild des ohne Anfang und Ende in geheimnißvoller Verflechtung dahinschwebenden Seins und Werdens, und dieser Meergott — —“

Er hielt inne, das Bild genauer untersuchend und offenbar jetzt plötzlich ganz von diesem Gegenstande gepackt. Seine Augen glänzten mit einem Male begeistert, und er rief mit erschreckendem Ungestim: „Wunderbar! Herrlich! Welch' ein Glück!“ —

Frau von Bechen sah ihn staunend an; sie wußte garnicht, was plötzlich so Herrliches und Wunderbares aus dem alten Fußboden geworden sei, der dem Professor vor fünf Minuten noch kaum eines Blickes werth erschienen.

„Diese Mosaik,“ so fuhr er etwas ruhiger fort, „hat hohen kunstgeschichtlichen Werth, sie ergänzt eine schmerzlich empfundene Lücke, wosfern mich mein Auge nicht trügt, mein Gedächtniß nicht täuscht — und wosfern die Hypothese richtig ist, die mir eben durch den Kopf fährt.“

Da der Professor wiederum schwieg, so nahm die Dame das Wort: „Sie sagten vorhin, der Archäolog übe die Kunst, da etwas zu finden, wo nichts ist, und etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen. Ich gehöre zu den anderen Leuten, und Sie selbst sind, wie mir scheint, mit einemmale Archäolog geworden!“

„Nein! ich gehöre auch zu den anderen Leuten, und eben darum halte ich noch zurück mit meiner Hypothese. Aber die Archäologie ist eine ansteckende Krankheit. Es lockt mich mit dämonischer Gewalt, den Text dieser Steine zu entziffern. Sagte ich nicht, die Archäologie hat etwas ewig Beunruhigendes? Sie reizt und befriedigt nicht, und seit Sie mich zum Archäologen gemacht, hat auch mich diese Unruhe gefaßt. Vielleicht täusche ich mich über den Werth Ihrer Mosaik; das einzig Gewisse in der Welt bleibt zuletzt doch immer — ein Buch; hat das nicht mein Bruder auch so gesagt? — ich meine freilich zunächst ein Quellenbuch oder ein Gesetzbuch der Kritik. Ich muß Bücher nachschlagen, um meiner Vermuthung gewiß zu werden, und das kann ich nur morgen früh auf der Trierer Stadtbibliothek. Gestatten Sie mir darum abzubrechen — an der Pforte des Quellenstudiums.“

Frau von Bechen gestattete dies gern, bat aber den Professor, morgen Nachmittag wieder zu kommen und ihr vom Ergebnisse seiner Studien zu

berichten. Er hatte diese Bitte im voraus gewünscht, und versprach also auch sehr gern sie zu erfüllen.

So schieden sie.

Beim Nachhausegehen sprangen die Gedanken des Gelehrten fortwährend herüber und hinüber von der alten Mosaik zu der jungen Frau und von der jungen Frau zu der alten Mosaik. In der Besitzerin der unnahbaren Villa hatte er eine Sonderlingsnatur erwartet, die er leicht übersehen, an deren Launen er sich vielleicht belustigen könnte, und statt dessen fand er eine Frau von so sicherem Wesen, so feinem Tact, so reichem Gemüth, deren eigenartiger Charakter von Geheimnissen umhüllt war, die ihn ernst und tief bewegten und zur wärmsten Theilnahme zwangen. Und es dünkte ihm, als sei die Ergründung einer Menschenseele und eines Menschenschicksals fast noch dämonischer bestrickend wie die Probleme der Kunst-Archäologie, jedenfalls aber mehr archäologisch aufregend als philologisch beruhigend.

IV.

Am andern Morgen konnte er kaum die Bibliotheksstunde erwarten und trat voller Spannung in das Directionszimmer der berühmten städtischen Bücherei.

Es war ein angenehmer frischer Tag, ein Nachtgewitter hatte die gestrige Augusthitze erquickend abgekühlt. Aber in dem Zimmer brütete eine Gluth, daß Walter an der Thüre zurückprallte: 23 Grad Reaumur — der Bibliothekar hatte eingeseigt! Der treffliche Mann hatte nämlich lange Zeit in Batavia gelebt, bevor er diesen Ruheposten fand, sein verlorenes Paradies lag unter den Palmen der ostindischen Inseln, und er träumte sich erst dann recht warm in das selige Behagen seiner Bücherherrschaft, wenn andere Leute einen Schlaganfall fürchteten.

Ein frischer Greis, das glühend rothe Gesicht von lang herabfallendem schneeweißem Haar und einem mächtigen, weißen Bart umrahmt, fragte er den Professor artig nach seinem Begehren.

In etwas zweifelndem Tone fragte dieser wiederum, ob etwa der französische Bericht über die *Expédition scientifique de la Morée* von 1831 hier zu finden sei?

Der Alte gab gar keine Antwort, sondern deutete nur durch Blick und Miene an, daß es beleidigend sei, bei einer so ausgezeichneten Bibliothek überhaupt an dem Vorhandensein irgend eines Buches zu zweifeln, schlug flugs den richtigen Band des Kataloges auf, rief dem Diener zu: „Artes, 3534!“ Der Diener flog davon und in wenigen Minuten lag das gewünschte Buch auf dem Tische.

„Es ist mein Stolz, daß man hier nach einem Buche nur selten vergebens fragt,“ sagte der Bibliothekar, „und es ist meine Freude, wenn ein vorhandenes Buch nicht ausgeliehen ist, so daß ich die Leute befriedigen kann;

wäre das Buch aber ausgeliehen, so würde mich dies gleichfalls freuen, denn es ist der Beweis, daß meine Bibliothek fleißig benutzt wird.“

Der Professor empfahl sich dankend und sprach vor der Thüre zu sich selbst: „Mag kommen was da will, so freut es diesen Mann; das ist der ächte Optimismus, den man nur im täglichen Umgang mit hunderttausend Büchern gewinnt. Wenn ich noch einmal zur Welt komme, so möchte ich als Bibliothekar geboren werden. Der glücklichste König auf Erden ist doch so ein Bibliothekbeherrscher. Seine Unterthanen stehen wohlgeordnet in Reih' und Glied, sie räsonniren und rebelliren nicht und sind allezeit seine treuen Freunde; er möchte keinen vermissen, er liebt sie alle und ist verliebt in viele. Die besten schätzt er, weil sie so selten gut, die schlechten, weil sie so selten schlecht sind und bei den mittelmäßigen entzückt ihn die ungeheuere Masse.“

Im stillen Hofe des Bibliothekgebäudes angelangt, durchblätterte der Professor rasch sein Buch, fand die richtige Stelle und ging nun lesend weiter durch die Straßen; und als er — der Weg ist nicht weit — in das Thor seines Gasthofes, des „rothen Hauses“, trat, hatte er bereits alle Belege gefunden, seine Hypothese stand mauerfest. Seelenvergnügt eilte er auf sein Zimmer, unzufrieden nur über die entseßlich lange Zeit, die er noch warten mußte, bis er auf der Villa Bechen Bericht erstatten konnte — noch ganze fünf Stunden!

Allein auch diese fünf Stunden vergingen, wie Alles in der Welt, und als er nun wieder der liebenswürdigen Dame gegenüber saß wie gestern, auf demselben Stuhle wie gestern, zur selben Stunde, im selben Sonnenschein, mit derselben stummen Engländerin zur Seite, da war es ihm als sei seitdem gar keine Zeit verflossen und er sei niemals fort gewesen.

Man schritt bald zur Hauptsache, zur Mosaik, und so gingen sie selbstwie wieder durch den Park wie gestern, der heute gerade so rein und nett erschien. Aber an dem Bretterzaune sah es anders aus. Die Erdhaufen waren eingeebnet, die Bausteine ordentlich zur Seite gesetzt, das wuchernde Gras und Unkraut verschwunden.

„Ich wollte vordem hier eine Einsiedelei bauen,“ sagte Frau von Bechen schalkhaft, sich an des Professors Ueberraschung ergößend, „und es war unversehens eine Wüstenei geworden. Ich glaube fast, die wirklichen Eremiten sind die unordentlichsten Menschen, bloß weil sie immer allein sind.“

„Die Eremiten wohl, gnädige Frau, aber die Eremitinnen nicht, wie Ihre Villa bezeugt. Sie haben heute hier einen kleinen guten Anfang gemacht, aber Sie werden weiter gehen, Sie werden einen griechischen Tempel über dieser Stätte bauen, denn“ — hier hielt er lange ein — „Sie sind die glückliche Besitzerin eines seltenen Schatzes: — Ihr Mosaikboden ist — griechisch!“

„Aber waren denn die Griechen jemals in Trier?“

Der Gelehrte sah die Fragerin mit großen Augen an; sie war doch niemals anmuthiger, als wenn sie recht unwissend war. „Die Griechen!“ rief

er. „Nein! wie sollten die hierher kommen! Ihr Mosaikboden ist römisch, er ist aber griechisch als römische Mosaik. Griechische Mosaikböden, die griechisch wären, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr, nicht einmal in Griechenland. Das ist ja gerade das Merkwürdigste bei der Sache. Vor vierzig Jahren gab es noch ein kleines Stück griechisch griechischer Mosaik — es ist zerstört worden; es fand sich im Pronaos des Jupitertempels zu Olympia und wurde dort von den Franzosen ausgegraben. So kennen wir es denn auch nur noch aus der Abbildung des französischen Berichtes; sehen Sie hier —“

Bei diesen Worten schlug der Professor das Buch auf, welches er mitgebracht.

„Das ist ja mein Mosaik! Die Mäander, die Palmetten, der Meeresthurm!“ rief Frau von Bechen. „Genau dieselben Formen, ja dieselben Farben!“

„Allerdings. Und mein Gedächtniß hatte mich gestern nicht getäuscht. Wir besitzen in Mosaik mehrere römische Copieen nach längst verlorenen griechischen Originalen, wie die Alexander Schlacht von Pompeji, den Centaurenkampf in Berlin. Aber ist es nicht wunderbar, daß die getreue römische Nachbildung der einzigen acht griechischen Mosaik, die ein modernes Auge gesehen, sich nun hier wiederfindet! Olympia und Trier! Und mehr noch. Diese Copie ist vollständiger als jenes Original-Fragment, welches die Franzosen gefunden. Denn wir haben hier noch den Anfang eines zweiten Quadrates mit zwei Figuren, die allerdings greulich verdorben sind. Sie stellen entweder einen Mann und ein Weib dar, oder zwei Männer oder zwei Frauen; ein Drittes ist nicht wohl denkbar, es müßte denn ein besonders scharfes archäologisches Auge am Ende gar eine Thiergestalt heraussehen. Aber wenn man sich auch geeinigt haben wird über Mann oder Weib, Mensch oder Thier, dann wird erst die rechte Controverse beginnen über die Frage, welche Männer und Frauen oder Thiere im ganzen weiten Kreise des mythologischen Personals gemeint seien, und so ist die wissenschaftliche Anregung, welche die gelehrte Welt aus der Enträthsclung dieser zwei nicht mehr zu enträthsclenden Figuren schöpfen wird, geradezu unabsehbar. Ich meine dies im Ernst. Die größten Thaten des Gedankens wurden überall dadurch vollbracht, daß die Denker zu entschleiern suchten, was ewig ein Geheimniß bleiben wird.“

Bei den letzten Worten sprach Frau von Bechen tief bewegt: „Nun höre ich wieder die Stimme Ihres verstorbenen Bruders! Wie oft hat er uns mit anderen Worten dasselbe gesagt!“

Als sie zur Villa zurückgingen, waren Beide anfangs sehr nachdenklich, plötzlich aber fragte die Dame ihren schweigenden Begleiter, wie er sich denn den griechischen Tempel denke, der über der Mosaik erbaut werden solle?

„Nicht eigentlich einen Tempel,“ antwortete Jener, „sondern eine offene Halle mit Säulen jonischer Ordnung. Der Mosaikboden, von einem Umgang umgeben und durch ein zierliches Geländer geschützt, ist maßgebend für die ganze Anlage. Ob Seitenlicht oder Oberlicht günstiger, das wird vorerst noch zu ermitteln sein, und darnach wird der Architekt seinen Aufbau frei und

dennoch sthlgerecht zu gestalten haben. Aber denken Sie denn im Ernste daran, diese Halle zu erbauen?"

Frau von Bechen bejahte es. „Und ich will zugleich meine Gründe darlegen. Nicht die wissenschaftliche Bedeutung des alten Fußbodens bewegt mich zu dem Bau, sondern die religiöse. Denn wenn so viele geschiedte und gelehrte Männer in den Schriften und Denkmälen Griechenlands das Urbild des Edeln und Schönen finden und aus ihrem Anschauen Kraft und Verjüngung gewinnen, wenn ihnen Hellas das Zauberwort in allem Wechsel des Völkerdaseins ist, dann ist auch das hellenische Alterthum ihre Religion. Die meinige strebt zu einem anderen Ideale, aber ich lasse jedem die seine, wenn er sie nur treuen Herzens umfaßt. Da ich nun auf meinem Grund und Boden eine Reliquie besitze, zu welcher Gläubige gern wallfahrten möchten, so halte ich's für unrecht, ihnen dies zu wehren. Ja ich lasse ihnen gern eine Kapelle über ihr Heiligthum bauen. Ich werde aber jenen Theil des Parks besonders abzäunen und mit einem eigenen Eingang versehen lassen, damit mich die Wallfahrer nicht stören, die anfangs in Strömen, später tropfenweis kommen werden. Denn auch ich will in meinem Heiligthum nicht gestört werden, in meiner Einsamkeit. Sie sehen, wie die wenigen Worte, die Sie gestern gesprochen, meine Ansicht von der alten Mosaik geändert haben. Und so mag denn jene ionische Halle zugleich auch ein freundliches Erinnerungsmal unsers Zusammentreffens sein. In wenigen Tagen werden Sie von Trier abreisen, wir werden uns vielleicht in Jahren nicht wiedersehen, vielleicht niemals. Die Pole der Poesie unseres Lebens sind Vergangenheit und Zukunft, und so sollen mir die schönen Stunden, welche ich jetzt mit Ihnen verlebte, in der Zukunft zur viel schöneren Vergangenheit werden, — wenn sich einmal die ionische Halle über der alten Mosaik erhebt.“

„Fesselnd und unnahbar zugleich!“ dachte der Professor. „Welch' ein seltenes Weib verbirgt sich hier der Welt!“

Aber er hatte nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen; denn sie fragte ihn nach den Schicksalen seiner Familie, nach Vater und Geschwistern, die ihr seit dem Tode seines Bruders aus den Augen gekommen waren. Sie fragte so theilnahmvoll, sie wollte Alles so genau wissen; er hätte dagegen so gern von ihrem eignen Lebensgange gehört, von dem ohne Zweifel dornenvollen Weg, der sie in diese Einsamkeit geführt, aber die Zeit verrann; und er konnte das Wort nicht finden.

Am späten Abend noch traf der Professor den Arzt und den Bibliothekar im geselligen Kreise. Er war sehr aufgeregt, freudvoll und leidvoll.

Plötzlich sagte er ganz heimlich zum Arzte: „Ihre Patientin auf Villa Bechen wird genesen: sie läßt eine Halle mit ionischen Säulen über ihren alten Mosaikboden bauen und erlaubt Jedermann, das seltene Kunstwerk zu betrachten. Und die kranke Frau wird in Ihre Apotheke kommen,“ so fuhr er noch leiser fort, zum Bibliothekar gewandt. „Sie will die ganze Literatur über Mosaik kennen lernen. Ich habe ihr ein Duzend Bücher aufgeschrieben,

deren ich mich im Augenblick entfann; sie wird persönlich in dem Friedenshain Ihrer Bücherfäle erscheinen, daß Sie das Register vervollständigen. Die Welt kommt zu ihr hinauf in den Park und sie steigt herunter in die Einsamkeit Ihrer Bibliothek. Sie wird genesen! Der alte Thiersch pflegte zu sagen: ein rechter Philolog kann drei Dinge: — einen Autor interpretiren, einen Staat regiren und eine Armee commandiren, und ich füge als viertes hinzu: eine schöne Frau curiren; denn das Alles lernt man bei den alten Classikern.“

Die Freunde wollten Näheres wissen, allein der Professor schwieg auf alle Fragen, beschränkt als habe er schon zu viel gesagt.

V.

Am 10. August machte Professor Walter seinen Abschiedsbesuch auf der Villa. Er wäre so gern noch länger in Trier geblieben! Zuerst hatte ihn die Stadt gefesselt, dann die Freunde, zuletzt die Freundin; allein es mußte geschieden sein. Auch sie empfand die nahe Trennung tief; war er doch der erste Mensch gewesen, dem sie sich seit langer Zeit wieder einmal genähert hatte! Auch in der Freundschaft gelten Verwandtschaftsgrade, und so war ihr der Bruder des verstorbenen Freundes sofort ein angestammter Freund gewesen, dem sie ihr sprödes Wesen erschließen konnte.

Sie war am letzten Tage mittheilsamer als je, sie erzählte viel aus ihrem früheren Leben, allein immer nur aus ihrer Mädchenzeit.

Plötzlich hielt sie ein und sprach: „Ich muß Ihnen doch auch von meinem Manne erzählen.“ Dann schwieg sie wieder.

„Sie waren unglücklich verheirathet,“ bemerkte der Freund, um sie zum Fortfahren zu bewegen.

• „Ich war verheirathet? Nein! Ich bin es noch. Wir leben getrennt, freiwillig getrennt und werden es bleiben, geschieden sind wir nicht. Hören Sie, wie das gekommen ist. Die traurigste Zeit meines Lebens war zugleich die glücklichste, eine still beglückte. Ich habe Ihnen diese Zeit schon öfters und gerne geschildert. Ich hatte damals einen Beruf, einen vollen, anstrengenden Berufsberuf, — meinen kranken, schwermüthigen Vater zu pflegen und zu erheitern. Ich habe vor- und nachher niemals wieder einen Beruf gehabt, — ach wie war das beglückend! Und ich hatte einen Freund, Ihren Bruder, der mir den höheren Sinn des Lebens erst erschloß, der mir das Leben erst lebenswerth machte. Ich träumte, daß werde immer so fortgehen; Ihr Bruder wußte, ahnte nicht, wie tief ich ihn in mein Herz geschlossen — da starb er, ein halbes Jahr vor meines Vaters Tode. Wie war es mit einemmale leer geworden bei uns, und nun erst erkannte ich entsetzt, daß es bald noch leerer werden müsse. In jener Zeit trat eine neue Gestalt in die Einsamkeit unseres Schlosses, — mein künftiger Gemahl. Der Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Petersburg geboren, hatte er bereits eine hoffnungs-

reiche diplomatische Laufbahn in der russischen Hauptstadt begonnen, die er auf einige Jahre unterbrach, um Europa kennen zu lernen. Verwandtschaftliche Empfehlungen — er ist mein entfernter Vetter — führten ihn auf dieser Reise auch in unser stilles Schloß. Und ich war die Ursache, daß er statt acht Tage acht Wochen bei uns blieb. Er ist ein vollendeter Cavalier und Weltmann; ein so unweltkläufiges Laubfräulein wie mich, mochte er in Petersburg wohl niemals gesehen haben; der Reiz der Neuheit und des Gegensazes fesselte ihn. Auch ich sah ihn gern, weil er meinen Vater zerstreute; er glaubte, ich sehe ihn gern, weil ich ihn gern sähe. Er warb um meine Hand und mein Vater befürwortete die Werbung. Ich widerstrebte anfangs. Mein Vater fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; sein stiller Kummer war, mich allein in der Welt zu lassen, er faßte mein Jawort als mein höchstes Liebesopfer für ihn und ich gab es. Unsere Vermählung war des Vaters letzte Freude; er glaubte uns glücklich. Wenn er jetzt als seliger Geist mich umschwebt, kann er da noch ganz selig sein? Denn er weiß dann, daß ich unglücklich geworden bin. Und doch — wenn ich sage, ich bin unglücklich, so ist das eine Sünde, und wenn ich sage, ich bin glücklich, so ist's eine Lüge. Was bin ich denn? In einem schattenhaften, licht- und farblosen Zwischenzustand stehe ich zwischen Glück und Unglück.

Denken Sie, ich hatte meinen Mann gern, und er liebte mich glühend. Wir waren ein stattliches Paar — wie für einander geschaffen, sagten alle Leute. Alter, Stand, Besitz, Bildung, Alles paßte, und mein Mann war edel und gut. Nur in einer Kleinigkeit unterschieden wir uns zunächst, und aus dieser Kleinigkeit quoll eine Welt von Gegensätzen: er wollte beständig reisen und ich wollte daheim bleiben. Wir machten eine Hochzeitreise nach Konstantinopel; er hätte sie gerne auch noch nach Syrien und Aegypten fortgesetzt, allein ich hielt ihn zurück. Es giebt nichts Entsetzlicheres als diese Hochzeitreisen! Jede Ehe beginnt mit Enttäuschung, weil sich die vorgeträumte Seligkeit niemals sofort erfüllen kann, sondern erst im Laufe der Zeit, und dann ganz anders als wir gedacht. Und nun verbittern wir uns die bitteren Sonigwochen noch durch all die Unruhe und das Ungemach einer großen Reise! Mein Mann hatte gar kein Organ für dieses Ungemach, es gefiel ihm, er hätte gleich unser ganzes Leben zur Hochzeitsreise machen mögen. Er drohte mir, den 'Roman eines Opitmistens' zu schreiben unter dem Titel: 'Das Leben eine Hochzeitreise!' Er bedurfte der großen Welt selbst für die Poesie des Herzens; ich fand diese nur, wenn ich mich vor jener verbarg. Als Deutscher hatte er den Petersburger Kreisen der Diplomatie und des Hofes imponirt durch sein ungezwungenes sicheres Auftreten, während andere deutsche Diplomaten wegen ihres Kleinbürgerlichen Wesens geringgeschätzt oder wegen ihrer prahlerisch plumpen Nachahmung französischer und russischer Art verlacht wurden. Er sah seine Zukunft in Petersburg, er wollte wieder dorthin zurück, ja der sonst so kluge Mann glaubte thörichterweise mit mir dort Ehre einlegen zu können. . Ich suchte ihn davon abzubringen wie von einem Verhängniß, ich verflümmerte

ihm seinen Lebensberuf. Und ich entdeckte, daß ich als Frau keinen Beruf mehr fand, während ich ihn als Mädchen befaßt hatte. Mein Glück lag in der Vergangenheit, in dem weltvergessenen Laubenstein; war es unrecht, daß ich meinen Smahl dorthin zurückzudrängen, dort zu fesseln suchte? Er aber wollte mich jener Idylle entreißen, deren Zauber ihm unsäglich war.

Seine Liebe zu mir siegte zunächst. Wir kehrten nach dem verwaisten Schlosse zurück; er versprach, ein ganzes Jahr zu Hause zu bleiben und den Landedelmann spielen zu lernen. Er brachte es nicht fertig, und gerade diese ersehnte Einsamkeit entfremdete uns täglich mehr. Man kann nicht glücklich sein, wenn man sich langweilt, und er langweilte sich furchtbar. Nach drei Monaten erbat er meinen Urlaub und ging auf Reisen; er kam nach acht Wochen auf vierzehn Tage zurück. Dann ging er auf sechs Monate und kam auf drei Tage, dann auf ein Jahr und kam auf einen Tag; zuletzt kam er gar nicht mehr. Wir haben uns getrennt, indem wir immer weiter auseinander gingen, geschieden, nicht vor Gericht, sondern in unsern Herzen. Wer wird auch so plebejisch sein, mit einem Scheidungsantrag vor dem Consistorium zu erscheinen! Eine feine Frau meidet die Behörden, wie die Gastwirthin und Kellner und Eisenbahnscnaffner.

Mein Leben war zerstört. Denn auch auf Schloß Laubenstein fand ich keine Ruhe, es war mein altes Schloß nicht mehr. Ich bedurfte einer neuen, fremden Einsamkeit, um wieder zu genesen. So kam ich hierher. Mein Vermögen hatte ich von Anfang selbständig behalten, das Band mit meinem Manne war nur ein persönliches. Er reist noch immer, und ich erkundige mich insgeheim zwischendurch, wo er gerade ist und wie es ihm geht. Er aber weiß nicht, daß ich hier bin; er hat seit Jahren nichts von mir erfahren.“

Hier brach die arme Frau ab, weil ihr das Weinen nahe stand.

Der Professor war viel zu feinfühlig, als daß er nun mit rathenden oder tröstenden Worten gekommen wäre. Er schwieg, bis sie sich gesammelt hatte, um von anderen Dingen zu reden.

Erst am späten Abend verabschiedeten sie sich.

„Darf ich Ihnen dann und wann in wenigen Zeilen brieflich wieder nahen und ein Lebenszeichen von Ihnen hoffen?“ fragte er sehr schüchtern beim letzten Händedruck.

„Ich bitte, schreiben Sie mir nicht,“ erwiderte die Dame fest und doch weich. „Halten wir unsere Begegnung fest wie einen schönen Traum, bis er mit allen Träumen verschwimmt. Es peinigt mich, Briefe zu schreiben und es ängstigt mich Briefe zu empfangen. Ich erbreche jeden mit Herzklopfen; der Postbote ist der schrecklichste Störenfried: denn er kommt täglich und man kann ihn nicht abweisen. Leben Sie wohl — vielleicht sehen wir uns dennoch wieder!“

Dies waren ihre letzten Worte.

Des andern Tages führte die Eisenbahn den Professor gen Süden. Als er vor sechs Wochen nach Trier gekommen war, hatte der erste Blick

des Alterthumsfreundes der Porta nigra gegolten, und er war erschüttert von dem Gedanken, daß unter diesen grauen Steinen die Römer und die Schaaren der Völkerwanderung einhergezogen waren, die Ritter und Reifigen des Mittelalters, Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert; und jezt, da er von Trier hinwegging, galt der letzte Blick des viel mächtiger bewegten Menschen der friedlichen Villa jenseit der Mosel, den Wipfeln der lustig grünen Bäume, unter deren Schatten ein krankes überzartes Herz keinen Frieden finden konnte.

Monate vergingen und der Frühling zog wieder in's Land, bis er aus dem Brief eines Trierer Freundes erfuhr, daß auf der Villa Bechen eifrig gebaut werde an der jonischen Halle.

So war doch noch Hoffnung vorhanden, daß die Vereinsamte, dem Leben sich wiedergebend, genesen. Aber sein Vertrauen auf die Heilkraft vom Tempel, Mosaikboden und Mosaikliteratur, ja des ganzen classischen Alterthums war bedeutend gesunken, seit er jene letzte Weichte der wunderbaren Freundin in der Abschiedsstunde vernommen hatte.

VI.

Bei der Mittagstafel im „Weidenhof“ zu Elberfeld saßen zwei Herren, als die jüngst angekommenen, am untersten Ende, die sich gegenseitig beobachteten. Es ist das so ein harmloses Reisevergnügen, völlig Fremden ganz unvermerkt an der Nase abzusehen, woher sie sind, weß Alters und weß Standes.

Der Eine, ein stattlicher, breit gebauter Mann, mochte vierzig Jahre alt sein; der Andere, von kleinerer, schlanker Gestalt im Anfange der Dreißig stehen. So schätzten sie sich ganz richtig während der Suppe.

Schwieriger war die Heimat nach der Mundart zu bestimmen; denn Beide sprachen ein sehr gebildetes Hochdeutsch, der Ältere mit etwas mehr nordischem, der Jüngere mit kaum merkbar südlichem Accent. Genauer konnten sie selbst bis zum Dessert nicht herauskriegen.

Dagegen war Jeder schon beim Fisch zu der Gewißheit gelangt, daß er in seinem Nachbar keinen Geschäftsreisenden, wohl aber einen reisenden Geschäftsmann vor sich habe.

Beide rühmten das Gasthaus. „Nur ist es häufig überfüllt,“ bemerkte der Jüngere, „und das feinste Hotel hört auf fein zu sein, wenn alle Zimmer besetzt sind.“

„Ganz im Gegentheil!“ fiel der Ältere ein. „Ich liebe das Gewimmel auf allen Treppen, frühmorgens Stiefel vor jeder Zimmerthüre, und die ganze Hausflur voller Koffer. Berge von Musterkoffern — das ist ein lustiger Anblick!“

Der Jüngere fand dieses Gebirg entsetzlich. „Vermuthlich noch nicht ganz auf der Höhe des Geschäfts,“ denkt der Eine; „er fürchtet die Concurrenz;“ —

„ein vollendeter Geschäftsmann!“ denkt der Andere, „den's im Gewimmel von Commis und Koffern erst wohl wird, wie dem Matrosen im Sturm.“

Man sprach von den Gasthöfen dieses Industrielandes; der Ältere entwickelte eine staunenswerthe Kenntniß: Wenker = Pagmann in Dortmund, Berliner Hof in Essen, Lümmenschloß in Hagen, Quinte in Herlohn, Graf von der Mark in Hamm, Spengler in Viesefeld, Bogeler in Barmen, Wilder Mann in Cresfeld, Zoebges in Rheydt — er kannte sie alle und mußte für Jeden ein treffendes Wort der Kritik; allein der Jüngere kannte sie nicht minder, nur charakterisirte er mehr als er kritisirte und gab zuletzt eine wahre Philosophie der Gasthöfe, — dieser Gasthöfe, wo zahllose Geschäftsreisende absteigen, aber kaum eine andere Seele.

So war Jeder über Stand und Beruf seines Nachbarn im Klaren. Aber welcher „Branche“ mochte der Ältere angehören?

Er sprach sehr kundig vom Bessemerstahl und der gegenwärtigen Uebersproduction in Eisen, er verkündete eine nahe Katastrophe und war Schutzvöller. Uebrigens hatte er die Krupp'sche Fabrik nicht gesehen, obgleich er sich, wie er sagte, viel Mühe darum gegeben.

„Er ist ein Eisenindustrieller,“ dachte der Andere, „man ließ ihn nicht ein, weil er Fabrikgeheimnisse hätte auspähen können.“ Ihn selbst dagegen hatte, wie er nun erzählte, einer der Directoren fünf Stunden lang durch alle Räume der Riesenanstalt geführt, und ihm genau erklärt, wie der flüssige Gußstahl zu Rädern und Schienen, Kirchenglocken und Kanonen geformt wird; — „denn er sagte mir, ich verstehe ja doch nichts davon. Folglich dürfe ich Alles sehen und hören. Und er hatte recht: ich sah Alles und weiß gar nichts mehr.“

„Ein Vertreter der Textil-Industrie!“ dachte der Ältere und fragte seinen Nachbar nach Sammt und Seide, wovon derselbe genau Bescheid wußte. Auch sein feines Wesen sprach für diese zarte „Branche“; — eine Vermuthung, die Gewißheit ward, als er vollends berichtete, woher es komme, daß jeder seidene Regenschirm heutzutage schon im ersten Jahre zerreißt. Daran seien nicht die Fabrikanten schuld, sondern das Publicum, welches schwere Seide wolle. Denn nun setze man Eisen zu, und das mache den Stoff brüchig. Nicht „billig und schlecht“ sei der Fluch unsers Gewerbes, sondern „renommiistisch und schlecht!“

„Sie reisen wohl regelmäßig in diesem Revier?“ fragte der Ältere.

„Jedes Jahr einmal, im Spätherbst“ — (das ist der wahre Lenz der Geschäftsreisenden, dachte der Frager) — „und auch Sie scheinen die Route regelmäßig zu machen?“

„Ich bin zum erstenmale hier, aber ich habe seit zwei Monaten alle bedeutenden Plätze Rheinlands und Westfalens eingehend besucht.“ — „Er will neue Verbindungen hier anknüpfen,“ dachte der Jüngere.

Als der Kaffee servirt wurde, war der Eine gewiß, daß er eine Eisenindustriellen, der Andere, daß er einen Seidenfabrikanten vor sich habe.

Wären Beide gewöhnliche kleine „Reisende“ gewesen, so würde Jeder unvermerkt den Oberkellner gefragt haben, wer sein Nebenmann sei. Allein Keiner that es, und doch beobachtete Jeder den Andern, ob er's nicht thue; sie waren Beide ohne Zweifel Geschäftsleute größeren Stils.

Der präsumtive Eisenmann begab sich auf sein Zimmer — Nummer 1; die Seidenbranche auf Nummer 2; — also durfte Jeder seinen Nachbar für einen distinguirten Gast halten, der telegraphisch vorausbestellt hatte. Denn je niedriger die Nummer, je höher der Mann.

Wir folgen zunächst dem Jüngeren auf Nummer 2.

Er legte sich in's Fenster und betrachtete die Aussicht. Gerade unter ihm lag ein Gärtchen, von der Wupper bespült; — dintenschwarz floß das Wasser dahin; kein Fisch und kein Frosch lebt darin, und wenn der beste Schwimmer hineinfiele und etwas Wasser schluckte, so würde er trotz seiner Schwimmkunst an Vergiftung sterben; denn durch den Abfluß aus hundert Fabriken, ist die Wupper hier mehr chemisches Kunstwasser als Naturwasser. Und doch erfreut sie das Auge mit ihrer tiefen Spiegelung; auch ein tödliches Wasser beseeht die Landschaft. Ueber den Fluß wölbt sich, rechts bergansteigend, die große Steinbrücke, die zum Bahnhofe führt, dessen stattliche Gebäude auf der Höhe thronen, wie eine Akropolis, und sie sind noch dazu im griechischen Style; eine neue Eisenbahn-Merkwürdigkeit, die unsern Gast besonders anzog, zumal sie scharf mit dem ganzen übrigen Elberfeld contrastirt, welches nicht sehr griechisch aussieht. Oberhalb der Brücke bildet die Wupper eine breit angeschwemmte Insel, die heute bunt genug belebt war; es wurde nämlich eine Art Kirmes dort abgehalten. Schaubude stand an Schaubude, Menagerie und Circus, Welttheater und Affentheater drängte sich an einander; ein zweistöckiges Caroussell überragte das Ganze; im Vordergrund war „das größte Schwein der Welt“ zu sehen, und in der Nebenbude „die stärkste Frau der Schweiz.“

Aber zur Zeit lag noch Stille über dem Schauplatz, Bestien, Künstler und Kunstfreunde hielten Mittagsruhe, und auch unser Reisender streckte sich zur Siesta auf's Kanapee. Allein er war noch nicht lange eingeschlafen, als ihn ein Höllenlärm erweckte.

Da unten begann's lebendig zu werden. Eine Glocke tönte ohn' Unterlaß, ein fürchterliches Horn, eine Art Nebelhorn, rief mit langen Stößen die Zuschauer herbei; das Orchester des Caroussells intonirte einen Walzer in Es, und das Orchester der Kunstreiter gleichzeitig einen Galopp in D; der Besitzer des größten Schweines stieß in die Trompete, und der Impressario der stärksten Frau schrie noch schneidender mit seiner eigenen Lunge. Dazu das wachsende Brausen der heranstömenden schaulustigen Menge, und alles zusammen auf engstem Raume; denn in Elberfeld fehlt es sonst an gar nichts, aber an Platz fehlt es überall.

Da war an keinen Schlaf mehr zu denken. Der unglückliche Mann von der Seidenbranche sprang auf und starrte in entsagender Verzweiflung minutenlang in den Tumult hinaus.

Nach einer Weile bemerkte er, daß sein Nachbar auf Nummer 1 gleich beschaulich am offenen Fenster liege. Er rief hinüber: „Ich hatte mir dies ruhige Zimmer eigens voraus bestellt, weil es auf Fluß und Garten geht, und nun diese Hölle-Kirmeß da drunten!“

„Auf seinem stillen Seiden-Comptoir ist der Aermste des Lärmes nicht gewöhnt,“ dachte Nummer 1 und rief doppelt laut zurück: „Auch ich habe mir dieses Zimmer eigens bestellt, weil ich mich an dem Gewimmel der Kirmeß ergötzen wollte; ich bin nicht vergnügter, als wenn ich so ein recht lautes Volksfest sehe und höre.“

„Das ist der Hephästos vom Hochofen,“ dachte der Andere, „er ist unter'm Pochen der Hämmer aufgewachsen.“

„Ein göttlicher Anblick!“ schrie Nummer 1 fort; denn nur schreiend konnte man von Fenster zu Fenster plaudern. „Ich habe Glück auf meiner Reise; die nettesten Scenen und die unterhaltendsten Menschen laufen mir schon seit Wochen entgegen. Nur gestern reiste ich mit einem Professor, der war furchtbar langweilig, nicht weil er schwieg, sondern weil er stets allein redete wie auf dem Ratheder. Diese Gelehrten sind doch die unerquicklichsten Menschenkinder!“

„Mitunter wohl,“ rief der Andere. „Doch wurde ich gestern zu Düsseldorf in eine hocharistokratische Gesellschaft eingeführt, wo wir drei Stunden lang durcheinander schwiegen, vermuthlich weil die Gewohnheit des Sprechens den Leuten zu allgemein, zu bürgerlich erschien. Und ich glaube, so ein blasirter Graf oder Baron kann es an Langweiligkeit selbst mit einem Professor aufnehmen. — Aber wäre es nicht bequemer, unser Gespräch im Zimmer fortzusetzen, statt hier aus voller Brust wider die rasende Tonbrandung anzuschreien?“

Sie luden sich Beide gegenseitig ein, und da Beide zugleich ihre Zimmer verließen, so trafen sie unterwegs auf dem Hausgang zusammen.

Der Jünger stellte sich nun endlich vor, indem er seine Karte überreichte, und der Ältere that das Gleiche: — „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der classischen Philologie“ zc. zc. stand auf der einen Karte, — „Le Comte de Bleydenperg“ auf der andern!

„Sie sind Professor der classischen Philologie!“ rief der Graf, indem er herzlich lachend die Hand seines Nachbarn schüttelte; — „Der Graf von Bleydenperg!“ rief der Professor, und betrachtete lächelnd zuerst den Fremden, und dann seine Hand; denn sie war ganz roth und that sehr weh, so bieder hatte sie der Graf gedrückt.

Hierauf entschuldigten sie sich gegenseitig und versicherten, die ächten Professoren und die ächten Edelleute seien die interessantesten und unterhaltendsten Menschen und nur die unächtigen seien so bodenlos langweilig.

Der Graf aber zog den Professor in sein Zimmer und setzte ihn trotz allen Widerstrebens zu seiner Rechten auf's Sopha und wollte wissen, wie es nur möglich sei, daß ihn seine erprobte Menschenkenntniß so arg getäuscht habe! Wenn er dem Herrn Nachbar in Athen begegnet wäre, so hätte er

in ihm wohl gleich den classischen Gelehrten erkannt, aber was suchte er denn mit seiner Philologie in Hamm, Hagen, Rheidt, Dortmund, Bielefeld und Elberfeld? Und wie in aller Welt hätten ihn denn seine philologischen Studien zu so staunenswerth genauer Kenntniß der Absteigquartiere sämmtlicher Handlungsreisenden von Rheinland und Westfalen geführt?

Professor Walter erwiderte: „In Athen bin ich noch bekannter wie in Elberfeld; denn ich bin zwei Jahre dort gewesen. Und eben darum kann ich den wißbegierigen Elberfeldern Einiges von Athen erzählen und von Troja und Ithaka, von Marathon und Salamis, von Stätten, die ich alle mit Augen gesehen habe, aber gründlicher sah ich sie doch noch im Geiste durch die unsterblichen Werke der Classiker. Die alten Humanisten, die großen Ahnherren der modernen Philologen, reisten von Land zu Land, warben und wirkten für ihre Wissenschaft an den Fürstenhöfen und Edelsitzen, bei Prälaten und Patriziern, und dann wieder unter sich selbst in rastlosem Reise- und Briefverkehr. Wir Professoren beginnen in ähnlicher Weise mobil zu werden. Zwar Fürsten berufen uns kaum und Prälaten und Barone gar nicht, wohl aber die Vortrags-Vereine der Kaufleute und Industriellen, und so sprach ich jüngst über Platon's Republik in Hamm, über Euripides in Dortmund, über den peloponnesischen Krieg in Grefeld und im Kohlenrauch von Essen über die Wolken des Aristophanes. Im Semester lese ich an meiner Universität und in den Ferien in Deutschland. Dabei lerne ich dann Land und Leute so ziemlich kennen, die Industrie ein wenig und die Wirthshäuser genau. Aber gestatten Sie mir, Herr Graf, eine Gegenfrage: es würde mich nicht gemindert haben, Ihnen auf dem Montblanc oder auf Capri zu begegnen, in Venedig oder Baden-Baden, in Scheveningen oder Nizza; allein wie kommen Sie nach Solingen und Heselohn, nach Dortmund, Witten und Oberhausen?“

Der Graf antwortete: „Sie hätten mich auch an jenen Orten finden können, denn ich bin da überall gewesen. Allein ich bin der großen Tour satt, und wenn ich auch nicht gleich Ihnen reise, um zu lehren, so reise ich doch mit Leidenschaft, um zu lernen, zunächst auf dieser kleinen Tour durch den malerischen Wald der Fabrikschornsteine. Mein Lebensberuf ist die Politik. Man lernt sie nur einseitig in der Schule, oberflächlich im Salon, handwerksmäßig am grünen Tisch. Keiner soll sich einen Politiker nennen, der nicht das Volk bei der Arbeit beobachtet hat. Ich kannte früher nur die großen und kleinen Bauern, jetzt studire ich die Industriellen, die ich früher unterschätzte, weil ich niemals unter ihnen gelebt habe.“

„Das Gleiche sage ich von mir,“ fiel der Professor ein. „Ich glaubte vordem mit Aristoteles, daß das gewerbliche Schaffen nur zu niederer Sinnesart führe, daß bloß der musenhafte erzogene Mann wahrhaft gebildet sei. Nun habe ich aber bei meinen Wandervorträgen Industrielle und Kaufleute kennen gelernt, die durch Wissensdurst und mühsam errungenen Wissensschatz, durch idealen Geist und feine Sitte zahllose studirte Leute überragen. Es

ist ein Bildungsdrang in unsere gewerbende Welt gefahren, der uns über den Materialismus der Zeit tröstet, und wir Gelehrte müssen alle Kraft aufbieten, daß wir uns und unsere eigenen Jünger oben halten.“

Graf Blehdenperg war ganz entzückt von diesen Worten. „Ich habe in diesen Fabrikstädten werthe Freunde gefunden, die ich als ebenbürtig anerkennen muß, obgleich oder vielmehr weil sie Männer ihrer eigenen That sind. Familie und ererbter Besitz verleiht wohl aristokratisches Wesen, aber auch die große Arbeit führt in die große Welt, macht den Geist frei und das Herz weit, und so müssen auch wir Aristokraten der Geburt alle Kraft aufbieten, daß uns die neue Aristokratie der Arbeit nicht über den Kopf wächst.“

Zuerst hatte der Graf den Professor und der Professor den Grafen für einen Fabrikanten gehalten, und nun dachte der Eine, der Professor spreche wie ein Graf und der Andere, der Graf spreche wie ein Professor, — aber wie ganz ungewöhnliche Grafen und Professoren.

Uebrigens schienen da drunten auf der Wupperinsel noch einige neue Orchester zu den früheren gekommen zu sein, und man verstand im Zimmer auch bei geschlossenen Fenstern kaum mehr sein eigen Wort.

Der Graf schlug einen Spaziergang vor.

„Kennen Sie die Hardt?“ fragte der Professor. Der Graf verneinte es. „So will ich Sie dorthin führen, und ich sage nichts vorher, um mich hinterdrein an Ihrer Ueberraschung zu ergötzen.“

VII.

Die beiden Reisenden gingen eine kurze Strecke die Hauptstraße entlang stiegen dann links zwischen Häusern bergauf und betraten unversehens eine Parkanlage, welche sich die steile Höhe hinanzieht. Nach kurzem weiterem Steigen standen sie vor einer senkrecht abfallenden hohen Felswand. Bäume und Büsche umschlossen den engen Raum vor dem Felsen, dessen Rand von herabhängendem Gesträuch bekrönt war; — eine romantische Wildniß inmitten der enggeshaarten, verkehrswimmelnden Straßen; tiefste Einsamkeit, keine Seele weit und breit! Denn in den Gewerbstädten geht man am Werktag nicht spazieren wie in den Beamtenstädten.

Der Graf hatte eine Ueberraschung erwartet und war dennoch überrascht. Entzückt athmete er tief auf und bekannte, eine so trauliche und zugleich großartige freie Natur hart über den Dächern einer großen Fabrikstadt noch nirgends gesehen zu haben. „Dieses Elberfeld ist überhaupt eine Stadt der Gegensätze, die sich dem flüchtigen Reisenden verbergen, den gründlichen Beobachter aber auf Schritt und Tritt fesseln.“ Zugleich wunderte er sich über sich selbst, daß ihm dieser einzig schöne Punkt bei seinen jüngsten wiederholten Besuchen Elberfelds entgangen sei.

Der Professor hatte ihn gleich gefunden und seitdem alljährlich wieder besucht. „Ich träume mich hier jedesmal auf ein Stündchen nach Haus, in

den Frieden unserer Wälder und meiner Studierstube. Steige ich dann wieder hinab, so vergnügt mich das Menschengedränge doppelt und ich athme Ferienluft im Straßenstaub und Kohlenrauch. Die Ferien bedeuten nämlich für mich das aufregend anregende Getümmel der großen Welt, und das Semester die erquickende Einsamkeit des Hauses und der Natur.“

„Ihr Gelehrte seid doch glückliche Menschen!“ rief der Graf. „Ihr ruhet euch aus in der Arbeit, und wenn euer neuestes Buch gedruckt vor euch liegt, so habt ihr doch irgend etwas abgeschlossen und fertig gebracht. Der Politiker bringt gar nichts fertig. Was er heute aufbaut, das wirft eine ungeahnte Welle der Thatfachen, ein unerwartet neuer Strom der öffentlichen Meinung morgen wieder um. Wir finden in der Arbeit nur den Krieg. Künstler und Gelehrte, die in ihrer Arbeit den Frieden finden, die sich in die Einsamkeit ihrer Werkstatt schaffend verschließen, können alt werden und doch jung bleiben; aber kein großer Staatsmann ist jemals alt geworden, ohne sich zu überleben, ja die meisten überleben sich, bevor sie nur alt geworden sind.“

„Vor Jahr und Tag,“ sprach der Professor, „glaubte ich allerdings in der Philologie den vollen Frieden des Schaffens gefunden zu haben. Aber vorigen Sommer verirrte ich mich unversehens ein klein wenig in's Gehege der Kunst-Archäologie, und diese aufregende Disciplin hat mich mehr und gepackt, daß ich sie mit den philologischen Studien zu verbinden trachtete. Es ist eine dämonische Wissenschaft. Und können Sie's wohl glauben: zu dieser beunruhigenden Archäologie lockte mich eine schöne Dame, die so unwissend war, daß sie glaubte, Philologie und Archäologie seien ein und dasselbe! Diese Dame — — —“

Sie waren auf den Scheitel des Berges, auf die eigentliche Hardt gekommen, und es öffnete sich hier eine so prächtige Aussicht, daß der Graf, in den Anblick versunken, offenbar nicht zuhörte, und so unterbrach sich auch der Professor.

Links lagen die Höhen, welche Elberfeld umrahmen, und aus der Tiefe lugten hier und dort die Dächer der Stadt hervor; rechts im fernen Hintergrunde tauchte die Schwesterstadt Warmen auf, von grünen Waldbügeln umkränzt, und mitten durch zog die Wupper zwischen Häusern und Gärten ihren leichtgeschweiften Bogen. Der Wind verwehte die verworrenen Klänge der Elberfelder Kirnmeß, daß man sie nur abgebrochen hörte, und trug dagegen vom Warmer Kirchhof, der fern an der jenseitigen Bergeshalbe lehnt, die Accorde eines von Posaunen geblasenen Choral's gedämpft und doch voll herüber. Die Abendsonne verglühte, und ein dünner Nebelschleier verhüllte das unruhige Häusergewimmel des betriebsamen Thals.

„Welch' ergreifendes Bild des Lebens!“ rief der Graf. „Hier Lust dort Leid, Kirnmeß und Kirchhof, Walzer und Choral, — und dazwischen das Summen der Maschinen, das Brausen der arbeitsvollen Stadt, — und das Abendroth gießt seinen versöhnenden Schein heute wie gestern über all

den ruhelosen Wechsel des Menschen=Daseins! Wir Beide aber stehen auf diesem Berg wie auf einer glückseligen Insel, unten die Brandung ringsum, hier oben der Friede! Von der Ferne verklärt, fließen die verdämmernenden Hügel mit dem Himmel zusammen — wie die Zukunft. Denn das ewig Ferne, das ewig Künftige nennen wir Himmel, und mit jedem Schritt, womit wir uns nähern und ihn wie Kinder greifen wollen, weicht er zurück. Wer doch im Kampf seines eigenen Herzens auch zuweilen solch' eine glückselige Insel finden könnte! — Sie schweigen, lieber Professor, und ich unterbrach Sie vorhin. Sie wollten mir von Ihrer Bekehrung zur Archäologie durch eine schöne Dame erzählen. Bekehrungen durch schöne Damen kommen häufig vor, doch archäologische sind da, glaub' ich, eine Seltenheit.“

Der Professor fragte, ob der Graf schon in Trier gewesen, ob er die Villa Bechen und ob er Frau von Bechen kenne? Der Graf verneinte Alles und entsann sich auch nicht, jemals von einer Familie „von Bechen“ gehört zu haben.

Nun erzählte der Professor in aller Kürze von dem Mosaikboden, den er bei der einfiedlerischen Frau gesehen, und wie er sofort die römische Copie des griechischen Originals richtig erkannt habe und dadurch vom archäologischen Fieber ergriffen worden sei, während andererseits die Dame durch den Bau der Halle und ihre Mosaikstudien wieder mit Menschen verkehren lerne und langsam genesen. Und so könne es am Ende noch geschehen, daß die kranke Frau durch die Mosaik menschlich gesund, er, der Gesunde aber, archäologisch krank werde.

„Bei dieser Krankheit,“ sagte der Graf lächelnd, „könnte aber das archäologische Fieber leicht nur äußeres Symptom sein, während der Grund des Leidens ganz wo anders liegt. Lesen Sie moderne Novellen?“

Der Gelehrte erwiderte, im Studium der Novellistik sei er nur bis zu deren klassischen Anfängen vorgebrungen und also beim „Goldenen Esel“ des Apulejus stehen geblieben.

„Nun gut!“ fuhr der Graf fort, „ich meinerseits lese auch die spätere Novellistik. Und da erscheint mir nun Ihre Frau von Bechen genau wie aus einer Novelle modernster Art geschnitten.“

Es gibt nämlich jetzt eine ganze Zahl deutscher Novellen und Lustspiele von äußerst feiner und geistreicher Durchführung, die nur an dem einen Fehler leiden, daß das ganze handelnde Personal aus lauter reichen, vornehmen, schönen und gebildeten Leuten besteht, die auf Gottes Welt gar nichts zu thun haben, als gebildet, schön, vornehm und reich zu sein. Und weil nun der Mensch doch einmal auch irgend etwas Anderes thun muß, so schwelgen sie in der Melancholie ihrer eigenen Langweile, als ob dies eine Gedanken- that sei, zerren und rennen fortwährend an ihren Gefühlen, bis dieselben richtig auf dem Kopf stehen, verlieben sich aus Nichtsthun in sich selbst oder Paar um Paar über's Kreuz, wobei kleine Ehebrüche die Handlung steigern,

lieben überhaupt, wo sie hassen, und hassen, wo sie lieben sollten; sie thun alles mögliche Interessante und Aufregende, nur nichts Gescheitdes und Gesundes, weil sie, genau betrachtet, zuletzt doch immer garnichts thun. Und es gibt wirklich Originale, die den Novellisten zu diesem poetischen Schattenspiel gegessen haben. Ich kenne mehrere solcher Frauen. Sie sind alle hochgeboren, bezaubernd schön, reich und geistvoll, reisen beständig durch alle Länder Europas, wobei man aber niemals etwas von ihren Männern zu sehen bekommt; Virtuossinnen der Grille und Laune, sind sie unendlich verschiedenen Sinnes, gleichgesinnt nur in Einem Punkte: — sie schwärmen Alle für Bayreuth.“

„Meine Dame,“ entgegnete der Professor etwas verstimmt, „sieht diesem Herrbild nicht im mindesten ähnlich. Sie reist von vornherein garnicht, sondern sitzt zu Hause, während ihr Mann vielmehr unaufhörlich reist.“

„Und wie heißt denn dieser Mann?“

„Wie er heißt? — Nun, der Mann der Frau von Bechen wird wohl Herr von Bechen heißen. Nach seinem Taufnamen habe ich nicht gefragt. Uebrigens scheint mir vielmehr dieser Mann und nicht die Frau aus einer der geschilderten Novellen geschnitten. Denn er ist so zu sagen vaterlandslos, Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Rußland geboren und erzogen, auf dem kosmopolitischen Boden des Hospartetts gebildet, grillenhaft und eigensinnig, ein herzloser Egoist, der das sinnige, überzarte, ächt deutsche Wesen seiner unglücklichen Gemahlin nicht versteht und ihrer gar nicht werth ist, weshalb die freiwillige Trennung beider Gatten wohl das Vernünftigste war, was sie thun konnten. Und wenn es der armen Frau zur Zeit an einem Lebensberuf fehlt, so hat sie vordem doch den edelsten weiblichen Beruf geübt, als sie noch auf Schloß Laubenstein ihren kranken Vater pflegte. Berufslos wurde sie erst durch die Ehe, welche einer Frau, die den rechten Mann findet, doch erst den wahren Beruf verleih.“

Der Graf war sehr aufmerksam geworden. „Hat Frau von Bechen selber Ihnen diese Schilderung ihres Gemahls gemacht?“ fragte er in ganz verändertem Tone.

„Ja und Nein! Sie gab nur die Zeichnung, ich trug die Farben auf. Und wenn Frau von Bechen zeichnet, so kann sie es nur in Linien so zart und fein und rein wie sie selber ist. Die groben Drucker sind also von mir. Ja mir scheint, sie liebt noch immer diesen Mann, der sie nicht versteht, sie liebt ihn tiefer als sie weiß. Als er um sie warb, liebte sie ihn noch nicht, als er sich ihrem besseren Wesen fügte, begann sie ihn ein wenig zu lieben, da er sich ihr entfremdete, wuchs ihre Liebe, und seit er sie verlassen hat, wurde diese Liebe immer stärker. Sie forschte verstohlen nach seinem Aufenthalt, während er sich um den ihrigen nicht mehr kümmerte. Sie träumte von einem verlorenen Paradies, doch unter der Hand wurden verschiedene Paradiese daraus. Und ich glaube, sie hat noch ein weiteres dazu verloren, ohne zu wissen, daß sie es jemals besessen: das Paradies der unter Kampf und Widerstand still aufsteigenden pflichttreuen Liebe.“

Während dieses Gesprächs waren die beiden Reisenden von der Hardt wieder in die Stadt hinabgestiegen, und im Lärm und Gedränge der engen Straßen schwieg der Professor. Auch der sonst so redfertige Graf wurde einsilbig, dann verstummte er ganz.

Man trennte sich. Ein Jeder war für den Abend anderswohin versagt, und am nächsten Morgen früh mußte Professor Walter abreisen, vorerst nach Oesfeld, um dort über den „Chor in der griechischen Tragödie“ zu sprechen. In acht Tagen hoffte er in Trier zu sein, welches diesmal gleichfalls zu seinen „Vortrag-Städten“ zählte.

Er fragte den Grafen, ob er nicht mit ihm in Trier zusammentreffen wolle, um die merkwürdige Stadt und den Mosaikboden mit der neuen ionischen Halle zu sehen?

Aber Graf Weydenperg hatte kein Interesse für Alterthümer und war, wie er sagte, jetzt reisemüde. Er beabsichtigte zunächst eine mehrmonatliche Rast in Wiesbaden.

„Ich liebe,“ so sprach er, „die großen Badeorte im Spätherbst, und Wiesbaden vor allen. Die Stadt ruht dann und ist doch nicht todt, die Natur geht schlafen und ist doch noch schön. Ich kann heute still wie auf dem Lande leben und morgen alle Genüsse einer Großstadt auffuchen; ich freue mich der reinlichen Promenaden, die vereinsamt sind, als ob sie für mich allein gemacht wären, und bin doch auch Herr in dem immer noch überfüllten Hotel; aber die peinlichen Kranken und die leidigen Vergnügungsreisenden sind verschwunden, und für den Winter eingemiethte Familien bieten die beste Gesellschaft. Mehr noch zieht mich jedoch ein Kreis alter Freunde nach jener Stadt, lauter Generale außer Dienst. Ich nenne die lustigen, alten Herren meine Herbstfreunde; denn wir sehen uns dort jeden Herbst wieder. Es ruht ein eigener Zauber auf solchen Saison-Freundschaften. Sie bleiben frisch und jung, weil sie immer wieder getrennt werden; genießt man sie dann nach Jahresfrist auf's Neu, so ist's uns doch schon wieder in der ersten Stunde, als seien wir niemals getrennt gewesen. Aber auch ein leis wehmüthiger Gedanke trübt das frühliche Wiedersehn — doch nein! er verkärt es; wir erinnern uns, daß wir Alle um ein Jahr älter geworden sind.“

VIII.

Professor Walter war spät Abends in Trier angekommen. Am andern Morgen eilte er schon um neun Uhr auf die Stadtbibliothek, um sich bei dem würdigen Bibliothekar vorerst nach Frau von Bechen zu erkundigen, bis die schickliche Zeit zum Besuch auf der Villa herannahte.

Er fand den alten Herrn genau so wie er ihn vor vierzehn Monaten verlassen, und auch das Zimmer hatte noch seine richtigen 23 Grad Réaumur.

Der Büchermann sprach etwas kühl von Frau von Bechen. „Sie hat allerdings die Menschen nicht mehr ganz gemieden und einige Besuche

angenommen und erwidert. Auch ging sie manchmal durch die Stadt, wobei man sie genau beobachtete, aber immer einsam, nur von ihrer Engländerin begleitet; sie hat die Porta nigra angesehen und die Thermen, die aber keine Thermen sind, sondern eine Basilika, ein Capitol, ein Centifanum, ein Palast oder sonst dergleichen. Früher suchte sie die Einsamkeit bei sich, jetzt sucht sie dieselbe in der Welt.“

„Wer aber die Einsamkeit in der Welt sucht, der findet zuletzt die Welt und verliert die Einsamkeit,“ — unterbrach der Professor und fragte, ob denn Frau von Bechen die ganze Literatur über Mosais schon durchstudirt habe?

Sie hatte nicht eine Zeile über Mosais zu lesen begehrt, dagegen verlangte sie zahlreiche andere Bücher. „Und welche?“ rief der Professor hastig.

Der Bibliothekar schlug das Ausleihbuch auf und las: „Frau von Bechen: — Martens, Guide Diplomatique; Wilber aus der Petersburger Gesellschaft; Vattel, Droit des gens; Schleiermachers *Monologe; Mischler, das Eisenhüttengewerbe; Speer's Truknachtigal; Roscher's Grundlagen der Nationalökonomie; Paul Gerhard's geistliche Lieder, — und dann folgt noch ein ganzes Duzend Memoiren und Biographien berühmter Staatsmänner von Sully bis Bismarck. Was so eine vornehme Dame nicht Alles durcheinander liest! Für Kunst und Alterthum hat sie jedoch gar keinen Sinn. Ich zeigte ihr das Juwel unserer Bibliothek, den Codex aureus; sie würdigte ihn aber kaum eines Blickes. Der Geheime Sanitätsrath ist besorgt wegen ihrer Gesundheit, er sagt, es entwickele sich ein Nervenleiden bei der früher so gesunden Frau. Also scheint das, was man geselligen Verkehr nennt, der Umgang mit Büchern, alten Bauwerken und Menschen, ihrer Natur nicht besonders zuträglich. Ueberdies sind seit einiger Zeit bedenkliche Gerüchte über Frau von Bechen im Umlauf. Man hält sie für eine Abenteuerin, sie soll einen falschen Namen führen, die Polizei hat bereits in aller Artigkeit darüber nachgefragt, und es könnte sein, daß sich die Gesellschaft nun von ihr zurückzieht, wo sie dieselbe zu suchen beginnt. — Sie ist seit voriger Woche verreist; wie man meint, um die Sache wegen des falschen Namens in Ordnung zu bringen. Vielleicht findet sie den richtigen Namen unterwegs und bringt ihn mit, oder sie findet ihn nicht und kommt auch nicht wieder.“

Der Professor erschrak gewaltig über diese Auskunft. Er wußte durchaus nicht, was er dazu denken sollte und eilte sinnend und räthselnd in seinen Gasthof zurück.

Dort überreichte ihm der Portier einen Brief; die Adresse war von bekannter Hand. Denn obgleich er in seinem Leben erst drei Zeilen dieser Schrift gelesen hatte, würde er sie doch unter tausenden erkannt haben: — es war ein Brief von Frau von Bechen, der schon seit acht Tagen, seit ihrer Abreise dalag, und den er in zitternder Hast erbrach.

Sie schrieb, daß sie von seinem bevorstehenden Besuch in Trier vernommen und sich sehr gefreut haben würde, ihn wiederzusehen. Allein bringende Geschäfte riefen sie in ihre Heimath, nach Laubenstein; nur für wenige Tage

werde sie dann überhaupt noch nach Trier zurückkehren, um die Einleitung zum Verkauf ihrer Villa zu treffen. Sie fürchte, daß man ihm in der Stadt Fabeln und Märchen von ihr erzähle, darum schreibe sie diese Zeilen, weil sie wolle, daß ihm ihr Bild wahr und klar bleibe. Aus der Einsamkeit hervortretend, habe sie mit Schrecken gewahrt, daß sie bisher wie im Schlafe gewandelt sei, daß sie wie eine phantastische Abenteuerin gelebt habe; denn auch wenn man gar nichts thue, könne man abenteueren, ja dann vielleicht am meisten. Sie habe seit seiner Abreise mit aller Kraft gerungen, das Wesen ihres Mannes zu verstehen und ihm gerecht zu werden; sie habe Interesse für seine Interessen zu gewinnen gesucht, sie sei in Gedanken mit ihm nach Petersburg gezogen, ja, sie habe an seinen politischen Studien theilgenommen — zu spät! wie sie jetzt erst einsehe. Ihr Leben sei verfehlt durch eigene Schuld. Darum werde sie sich nach Laubenstein zurück begeben, auf den für sie einzig festen Boden der Jugendheimat, und ein Beruf werde sich dort ja finden, solange es verwahrloste Kinder zu erziehen, Arme zu unterstützen, Kranke zu pflegen, Unglückliche zu trösten gebe. Da liege das verlorene Paradies, welches sie wiedergewinnen müsse, und der Geist seines verstorbenen Bruders sage Amen zu diesem Plan.

Tief bewegt steckte der Professor den Brief in die Tasche und ging ziellos durch die Stadt und über die Moselbrücke, und eh' er sich's versah, stand er vor der Pforte der Villa Bechen.

Er wollte hineingehen, um sich zum letztenmal die vom edelsten Frauenherzen geweihte Stätte zu betrachten, und die jonische Halle und die Mosaik, welche doch nicht so heilkräftig gewirkt, wie er's erwartet hatte.

Noch stand er zögernd vor dem Pförtnerhäuschen. Da fuhr ein Wagen vor und ein Herr stieg aus, der dem Professor beim ersten Blick bekannt schien; — noch einen Blick auf den Fremden: — es war Graf Weydenperg.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte der erstaunte Professor. „Ich glaubte Sie in Wiesbaden.“

„Dort war ich auch ganze sieben Tage. Aber mich lockte es zu einem Ausfluge nach Trier, um den neuen römischen Mosaikboden zu sehen, von welchem Sie so begeistert erzählt haben.“

„Sagten Sie denn nicht, Sie interessirten sich gar nicht für Kunst und Alterthum?“

„Freilich sagte ich das. Allein soll man nicht seinen Geschmack bessern, seinen Horizont erweitern? Man wird seine Lebtag nicht zu alt zum Lernen. Uebrigens habe ich soeben schon alle Mosaiken verwünscht, antike wie moderne. Ich frage in Trier nach dem neuentdeckten Mosaikboden der Villa — den Namen hatte ich ganz vergessen —; da führt mich der Lohndiener in ein Weinhaus mitten in der Stadt, und als ich ihm bemerkte, dieß sei doch keine Villa, behauptet er, hier bekomme man den besten Scharzhofberger und Josephshöfer, weiß besser als auf irgend einer Villa ringsum — (diesen Trierern geht doch ein guter Wein über alles!) — und so kam ich, fast ohne

zu wissen wie, in einen Keller, wo bei Gaslicht eine große Mosaik zu sehen war, die wunderschön sein soll; aber ich habe sie kaum angeschaut; und nun erst sagt mir der Lohndiener, wo die Villa mit der andern Mosaik liege, mit der trockenen Mosaik, wie er sich ausdrückte; denn jene im Weinhaus nenne man die „naße Mosaik“ und sie werde von den Fremden bei weitem bevorzugt.“

Der leichte Ton des Grafen berührte den Professor unangenehm. Er war zu ernst gestimmt und merkte nicht, welch' tiefe Bewegung auch beim Grafen den leichten Ton durchzitterte.

Sie traten in den Park. Der Pförtner führte sie freundlich zu der neuen Halle und berichtete unterwegs, daß die Frau Baronin schon morgen zurück erwartet werde.

Ein kleiner aber stylvoller Bau aus grauem feinkörnigem Sandstein und weißem Marmor erhob sich über der Mosaik, die nun völlig frei gelegt war, schön umrahmt und sehr günstig beleuchtet.

Der Graf hätte wohl einige erläuternde Worte des Professors über das Kunstwerk erwarten dürfen; allein dieser schien mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein als bei den neuen jonischen Säulen und dem alten Fußboden. Er setzte sich auf die steinernen Stufen, welche zu dem Heiligthum führten und blickte in die Landschaft hinaus.

„Worüber werden Sie heute Abend lesen?“ fragte endlich der Graf.

„Mein Thema heißt: ‚Sophokles' Antigone und das antike Ideal der Weiblichkeit.‘ Mir schien dieser Stoff besonders passend für das hiesige Publicum; ich habe ihn eigens für Trier durchgebildet. Aber ich fürchte, ich werde sehr zerstreut sprechen und vielleicht unbewußt allerlei moderne Züge hineintragen. Offen gesagt: ich bin beunruhigt durch einen Brief, den ich vorhin erhielt. Bei unserm Zusammentreffen in Elberfeld erzählte ich Ihnen von der Besitzerin dieser Villa; ich hoffte damals, sie werde genesen von ihrem Seelenleiden, sie werde entsagend und doch still beglückt, gehoben durch den beseligenden Frieden des hellenischen Geistes, an diesem unvergleichlich schönen Orte neue Kraft, neue Freude des Lebens schöpfen. Allein ich war im Irrthum. Sie ist unglücklich, weil sie ihren Mann erst lieben lernte, als sie ihn verloren hatte, und sie wird ihn nicht wiedergewinnen; denn er verließ sie, weil er sie überhaupt nicht lieben kann. Für dieses Unglück gibt es keine Heilung. Und wenn sie in ihrer früheren Heimat, umringt von tausend traurigen Erinnerungen, nun wieder den Frieden suchen will, den sie hier nicht finden konnte, so ist die neue Täuschung ärger als die alte. Ich habe Ihnen so viel von dieser armen Frau erzählt, der ich um's Leben gern helfen möchte, und Sie haben so theilnahmenvoll zugehört, daß ich keine Indiscretion zu begehen glaube, wenn ich Ihnen den Brief mittheile. Lesen Sie!“

Der Graf ergriff hastig das Blatt, setzte sich neben den Professor auf die Stufen und las.

„Vielleicht wäre der Dame dennoch zu helfen,“ rief er dann, das Blatt

zurückgebend, — „zu helfen, wenn wir ihren Mann bewögen, daß er sich bekehrte, daß er wiederkäme und Liebe mit einer Liebe erwiderte, die vielleicht ebenso unvermerkt in ihm glimmt wie in ihr!“

„Das ist nicht möglich, bester Herr Graf! Ein Mann, der solch' ein Weib so lange verkannte, ist unverbesserlich. Und wie sollen wir uns ihm, aufdrängen? Wer gibt uns das Recht der Einmischung in diese innerste Angelegenheit seines Hauses und Herzens?“

„Vielleicht treffen wir ihn doch irgendwo zur rechten Stunde und öffnen ihm die Augen, wenn wir Beide uns nur recht fest zu diesem Zwecke verbünden. Wollen Sie das? Ich bin bereit. Schlagen Sie ein!“

Der Professor erhob sich und ergriff die dargebotene Hand. Es war ein feierlicher Moment, wie sich die beiden wohlbedenkenden Männer, so leidenschaftlich zu dem guten Werke verbrüdereten.

„Da wir Beide uns nun wieder ein Stückchen näher gerückt sind,“ jagte der Graf, „so erlauben Sie mir noch eine Frage. Ich habe mich nie nach Ihrer Familie erkundigt, noch Sie nach der meinigen. Sind Sie verheirathet?“

„Allerdings! — Erst seit drei Jahren, — und sehr glücklich dazu. Meiner Frau einziges Leidwesen sind diese Ferienreisen, diese Vortragsfahrten, die mich so oft und lang von Hause entführen und gerade zu einer Zeit, wo ich mich der Häuslichkeit am schönsten widmen könnte. Allein es ginge nicht an, die Frau auf Reisen mitzunehmen, bei denen ich keinen Tag mir selbst gehöre, und wenn Sie, lieber Graf, jemals Wandervorträge halten sollten — denn nächstens tragen alle Stände vor — rathe ich Ihnen gleichfalls dringend: Ihre Frau Gemahlin zu Hause zu lassen. Aber sind Sie denn überhaupt verheirathet?“

„Allerdings! — Nur leider nicht ganz glücklich. Doch beschloß ich gerade darum, meine Frau in Zukunft auf meine Arbeitsreisen mitzunehmen. Und wenn Sie, lieber Professor, jemals politische Reisen machen sollten, sei es zum Landtag, zur Enquête oder in irgend welcher Mission — denn nächstens ist ja Jedermann ein Staatsmann — dann rathe ich Ihnen gleichfalls dringend: lassen Sie sich von Ihrer Frau begleiten.“

Unter diesem Gespräch kehrten sie der Mosaik den Rücken, ohne sie überhaupt nur ordentlich angesehen zu haben, und gingen gegen die Villa hinab.

Halbwegs, als sie eben um die Ecke des Laubgangs bogen, kam ein Frauen-Paar von drüben auf sie zu.

Der Professor blieb wie angewurzelt stehen und hielt den Grafen am Arme zurück. „Unmöglich!“ rief er — „und doch! Sie ist es! sie selber!“

Er hatte kaum das Wort gesprochen, als Frau von Bechen schon vor ihm stand und ihn freundlich begrüßte, indeß der Graf auf der einen, die englische Gesellschaftsdame auf der andern Seite gleicherweise zurücktraten.

„Ich bin um einen Tag früher heimgekehrt, als ich vorgehabt,“ fügte die Dame dem Grafen hinzu, „und freue mich nun herzlich dieses kaum

gehofften Zusammentreffens.“ Ihre Stimme war etwas schwächer als sonst, ihr Gesicht blässer, aber sie sprach und bewegte sich wie immer mit jener anmuthigen Freiheit, die auch beider vereinsamten Frau die geborene Aristokratin erkennen ließ.

Dagegen war der Professor verlegen, und seine erlernte Weltkunst ließ ihn etliche Minuten im Stich. Doch faßte er sich rasch, sagte Alles, was man bei einer angenehmen Ueberraschung sagen muß, wandte sich dann seitwärts und stellte mit leichter Handbewegung vor:

„Herr Graf Bleydenberg — Frau von Bechen!“

Der Name des Grafen und ein Blick auf seine Person wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Dame. Sie fuhr zusammen, erblaßte, stieß einen leisen Schrei aus und würde umgefunken sein, wenn nicht der Graf hinzugesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er hielt sie fest umschlungen und rief: „Martha, Martha, ich lasse Dich nicht wieder!“ bis sie zur Besinnung kam. Wortlos brach sie in heftiges Weinen aus. Der Graf redete zärtlich beruhigend, und als er ihr die thränenfeuchte Wange küßte, trat nun der Professor seinerseits in den Hintergrund, denn ihm dämmerte mit einem Male der wahre Zusammenhang.

Nachdem aber war er zehn Schritte zurückgetreten, so redete ihn die Gesellschaftlerin, die gar nicht wußte, was sie zu der Scene denken sollte, auf englisch an und bat um Aufschluß. Allein der Professor hatte im Augenblick all sein Englisch vergessen und verstand kein Wort, obgleich er sonst Chaucer und Shakespeare im Urtext las.

So waren auch hier im Hintergrunde auf einmal die Rollen vertauscht: die allzeit stumme Engländerin sprach und der sonst so redefertige Professor spielte die stumme Person.

Um weder zu stören noch gestört zu werden, zog er vor, einen kleinen Spaziergang zur Mosaikhalle zurück zu machen und ließ die arme Engländerin recht unhöflich in ihrer Unwissenheit stehen.

Vor der Halle setzte er sich wieder auf jene Steinstufen, wo er vor wenigen Minuten dem Grafen gelobt hatte, ihn aufzusuchen, der doch vor ihm stand, und ihm die Augen zu öffnen, die doch damals schon geöffnet waren. Er freute sich, daß nun wohl das Leid der armen Frau gewendet sei, und es war ihm trotzdem wehmüthig, daß es sich jetzt schon gewendet; er hätte gern noch einige Zeit an dem schmerzlich süßem Romane fortgesponnen. Auch verdroß es ihn fast, daß die Genesung der Leidenden nun voraussichtlich in so ganz anderer Weise sich vollenden werde als er gedacht. Der jonische Tempelbau war doch recht nutzlos gewesen! Er blickte ärgerlich auf die Mosaik, deren blasender Meergott ihn höhnisch ansah. Hätte ihn diese Mosaik nicht verblendet, hätte das archäologische Fieber sein philologisches Auge nicht getrübt, so würde er den Grafen schon in Elberfeld als den Mann seiner Frau errathen haben.

Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter: Der Graf stand vor ihm, mit der Gräfin im Arme, die zwischen Thränen lächelte.

„Dies ist der Mann,“ sprach er zu ihr, „der Alles zusammen weiß und überschaut, der im Vertrauen beider Parteien stand. Er wird uns noch Manches aufklären müssen, herüber und hinüber, und er und ich, wir haben uns vorhin die Hand gegeben auf festes Zusammenhalten. Ich würde Dich nicht wiedergefunden haben ohne ihn; ich suchte schon lange nach Dir, aber der falsche Name ließ mich die Spur verlieren — —“

„Und eben dieser Name und die Archäologie,“ unterbrach der Professor, „schlug mich mit Blindheit; denn sonst hätte ich schon vorige Woche gemerkt, daß nur Sie der ewig reisende Mann dieser stets stille sitzenden Frau sein könnten. Aber Worte und Namen, zumal wie hier aus erster Quelle, sind das Gewisseste in der Welt, und worauf soll ein Philolog noch bauen, wenn selbst die Worte wanken?“

„Und wie kamst Du zu dem Namen Bechen, den ich nie gehört?“ fragte der Graf seine Gemahlin.

„Ich suchte nach einem ganz unbekannten Namen, um mich vor aller Welt zu vergraben, und wußte nicht, daß eine Frau im modernen Culturstaate eigentlich gar nicht so beliebige Namen führen darf, wie in den Romanen und Novellen. Unter vielen Namen, die ich ersann und wieder verwarf, blieb ich aber gerade bei diesem stehen, weil er — mit einem B anfängt, wie Dein, wie unser gemeinsamer Name.“

„Da sieht man, wie die Liebe doch niemals völlig erlosch,“ rief der Graf. „Sie hatte mich ganz aufgegeben, nur an meinem Anfangsbuchstaben hielt sie mich in der schlimmsten Stunde noch fest!“

„Und da sieht man, daß dennoch in Wort und Buchstaben die letzte Wahrheit liegt, wenn man jene nur richtig zu deuten vermag!“ rief der Professor.

„Wir werden nun wohl noch einige Zeit hier in Trier bleiben,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Ich habe zwar bis jetzt von dieser berühmten Stadt nichts weiter gesehen als zwei Mosaiken, die nasse, im Keller bei Gasbeleuchtung, und die trockene hier im Park bei hellstem Sonnenschein; aber trotzdem gefällt mir dies Trier ganz außerordentlich.“

„Nein! Laß uns fortziehen, wohin Du willst, aber hinweg von diesem beschämenden Orte!“ rief die Gräfin, tief erregt. „Der Boden brennt mir unter den Füßen!“

„Und doch wirßt Du, beruhigteren Sinnes, gern noch etwas hier verweilen. Denn siehe, ich muß vorerst noch ein kleines Stück von alle dem nachleben, was Du hier so lange und einsam durchgelebt hast, und das kann ich nur voll und ganz mit Dir allein an diesem zauberhaften Orte.“

Dann wandte er sich zu dem Freunde: „Sprach ich nicht auf der Hardt meine Sehnsucht aus nach einer glückseligen Insel? Ach es war ein schöner Gang, hinauf nach jener Idylle der Hardt aus dem fürchterlichen Getöse der unten gelagerten Stadt! Hätten wir ihn nicht gemeinsam gemacht so würde ich heute nicht hier stehen auf dieser noch viel glückseligeren Insel!

Doch nein! solche Inseln sind überall und nirgends; der Ort macht nicht den Menschen, sondern der Mensch den Ort. Du träumtest so manchmal vom verlorenen Paradies, liebe Martha. Denke Dir, ich habe in jüngster Zeit zum öftern auch davon geträumt, und eben dieser Traum trieb mich von Wiesbaden nach Trier. Es gibt viele verlorene Paradiese: das Paradies unserer eigenen Jugend — wir kennen es Alle! — das Paradies des Jünglingalters der Menschheit — das kennen Sie am besten, theurer Freund —, das Paradies Gottes, der sich der Welt offenbarte — das erfassest Du so tief, liebe Martha! Auch ich dachte gar manchmal an das letztere, und da fand ich, es erscheint uns wiederum in vielfacher Weise. Um uns aber Vorgeschnack und Richtweg aller seiner Paradiese zu zeigen, gab uns Gott unverdient das reine geliebte und liebebedürftige Weib, welches wir wie eine Heilige umfassen und festhalten sollen. Darf ich dieses verlorene Paradies wiedergewinnen?“

Ihr großes, feuchtes Auge hatte fernhin in den Frieden der Herbstlandschaft geblickt. Jetzt wandte sie leicht ihr Antlitz und schaute noch viel heller durch sein tiefes Auge in die Tiefe seiner friedebedürftigen und friede-verheißenden Seele. Und dieser Blick und ein Druck der Hand sagte mehr als jedes Wort vermag.





Kronprinzens in Holsteen.

Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.

Von

Klaus Groth.

— Kiel. —

I. Land un Lüüd.

As noch de Iſenbahn ni weer
Un Schep mit Damp noch unbekannt,
Wa ſeten wi do eensam her
In unſe Strand- un Inſelland!

Dun Döörp to Stadt — dat weer en Reiſ'!
Dun Land to Döörp — dat weer en Fahrt!
Wo nu dat blanke Bahngeleij'
Een bringt, ehr man der wis um ward.

Anmerkung. Die tieffinnigen Sagen von Niß Puk und den Seinen, von seinem Verkehr mit den Menschen, seinen Schelmereien, seinen geheimnißvollen Geschenken, zum Schluß die wunderbare Sage vom Abzuge der Kleinen — spiegeln mehr oder weniger klar den Kampf und endlichen Sieg des Christenthums über das Heidenthum. — Die heidnischen Gottheiten werden zuerst degradirt zu Zwerge, aus dem Himmel herunter versetzt zu „Unterirdischen“, endlich vertrieben, Bodan an der Spitze als Niß Puk.

Unser Norden hat diese Sagen besonders ausgebildet. (Vergl. Müllenhoff's Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein). — Dieser Cyclus von Gedichten erscheint hier zum ersten Male im Zusammenhange, wie er gedacht ist. Die Veranlassung zur Ausarbeitung der lange gehegten Themata gab die Anwesenheit der kronprinzlichen Herrschaften auf Föhr im Jahre 1873 und ihre rege Theilnahme an Land, Leuten und unserer plattdeutschen Sprache. Daher zum Theil die Form in einzelnen der Gedichte, sowie der Titel des Cyclus und der Anhang eines Gelegenheitsgedichtes.

Kiel, November 1878.

K. G.

Na Hamborg reck wul mal en Mann,
— He drev¹⁾ mit fette Offen rop —
De smerten Krempersteweln²⁾ an.
De Geldkatt um, Südwester op.

In't dütsche Kiel noch wieder rut —
Dat weer as gänzlich unbekannt,
Un „öwern Harz“ dat weer so gut,
As ut de Welt, in't wilde Land. —

Do lev un stov der mennig Een
Op Sylt, op Amrum un op Föhr,
De vun de „faste Wall“³⁾ nix sehn,
As dat't dar, an de Kimming⁴⁾, weer.

Dar, disse Stremel⁵⁾, öwer weg,
Wo sik de See un Himmel trennt,
För Schipperooch mitto⁶⁾ doch neeg⁷⁾,
So dat man Veh un Menschen kennt,

De Möhlen süht, un op en Karf
Den Fleier⁸⁾ in de Abendjunn,
Un her, vun Eikentog un Mark⁹⁾
En Ton, as reep wat öwerhin¹⁰⁾. —

Twars unse Schippers, junf un frijch,
De segeln um de ganze Welt,
Vertelln of nöß¹¹⁾ an'n Abenddisch,
As wenn man Märken sik vertellt.

De harrn de swarten Menschen sehn,
De Appelsina's op den Bom,
De weern in de Brunsilgen' wen¹²⁾,
Un op den Nil- un Maëlstrom.

De harrn in Tasch dat rode Gold,
Korallen för de junge Fru,
Un endlich, wenn se möd un old,
Harrn se en Platz hier för ehr Ruh. —

Doch för de Jungs un ole Möm¹³⁾
Dar harrn wi hier den rechten Strand,
Dar kunn wi dichten, denken, dröm',
As weer uns Land dat Wunderland.

1) trieb. — 2) geschmierte Kniestiefel. — 3) Continent. — 4) Horizont. —
5) Streifen. — 6) mitunter. — 7) nahe. — 8) Wetterfahne. — 9) Leichenzug und
Markt. — 10) als rief etwas überhin. — 11) nachher. — 12) Brasilien gewesen. —
13) Muthmen, Vajen.

Wi hörn de Klocken in de Deep¹⁾,
Wo Karf un Sark²⁾ versunken weer.
De Wulken trocken, as de Schep,
Un hoch de Steern deröwer her.

Wi hörn den Stormwind, wa he fracht,
Un de Getieden³⁾, Ebb un floth,
De Möwen, wa se schrillt un lacht,
De Lurken⁴⁾, wa se trillern do't.

Un Winterabends, lanf un trag',
De Kamp in Brand, de Uben hitt⁵⁾,
Vertell de Börn un Knecht un Mag'
Grotvader vun de ole Tied.

Wat de ni wußt vun Rief' un Hün'⁶⁾!
Hoch in de Luft vun't wilde Heer!
Vun Königsfinder in de Dün'!
De Uennereerdschen⁷⁾ in de Eer!

Dat Meiste weer man ole Sag',
Vun Wenig lövt, un man vertellt.
Blot Nis — dat hör man noch to Dag',
Nis Puf weer noch nich ut de Welt!

De Uennerwelt!! — Man süht en Loß,
Man denkt: en Mullwarp⁸⁾, denkt: en Röt⁹⁾!
Mit eenmal kumt en Kopp — en Pock?
En Luts¹⁰⁾? — en Dings Een vör de föt . . .

Nis Puf!! — He driggt en olen Hot,
He steit un kieft di in't Gesicht.
Du seggst: „Gun Dag!“ un: „Gröt di Gott!“ —
So fahrt he in dat Loß torügg.

Du seist alleen, un manf¹¹⁾ de Dün,
Un denkst: dat schall mi doch verlangn!
Dar — wiet — in't Sand — dar dravt dat hin:
De Uennereerdschen sünd to Gang'!

Ja, lop! un lop de Been di afl
So lopt de Cüten¹²⁾ op den Strand! —
Wo bleben se? — — Mut stille Haf¹³⁾
Sünnt sif en Seehund op den Strand.

1) Tiefe. — 2) Kirche und Sarg. — 3) Gezeiten. — 4) Lerchen. — 5) Djen heiß. —
6) Riese. — 7) Unterirdischen, Zwerge. — 8) Maulwurf. — 9) Ratte. — 10) Kröte.
11) zwischen, engl. among. — 12) Strandläufer, Charadrius. — 13) die See, das Meer.

Doch hörst du liesen öwerher,
 Un ünnerhin, un rund herum —
 As klungn de Waggen öwer't Meer,
 As weer't Gesang, wat summt un brummt. —

Wer denn en gut Geweten hett,
 De hör, un denkt sik, wat he mag.
 Uns Herr is man en Beten bett¹⁾,
 Un röhet sin Orgel Nacht un Dag.

2. Nis Puf.

De Knecht de reckt sik in de Schün —
 Warum ni recken, wenn man möd?
 Wer dat bedenkt un leggt sik hin,
 De liggt of bald un slöppt of söt.

Denn ünner Streu, un haben Heu,
 Un allens för dat lewe Voh?
 En Knecht ward of för Hitten loi²⁾,
 Un söcht en schattig weke Ste³⁾.

So slöppt he denn. — Still is de Welt,
 De Schatten wandert, as he deit.
 So liesen sleet keen Voh in't feld,
 Keen Katt, de um de Hoffstell geit.

Do, mit den Schatten um de Schün,
 Un as de Kater öwern Süll⁴⁾ —
 Wer klattert dar in't Hahnholt⁵⁾ rin,
 Nacht as en Ul, un sitt der still?

En olen Hot — wi kennt em glief —
 En ol Gesicht — dat kiekst hindal,
 He lacht un langt wat ut de Fick⁶⁾,
 Un sitt, as wenn he Urfen⁷⁾ pal.

Au sieh! He pliert⁸⁾ un drippt ni sleet,
 De Näs dat Ohr, de Back, de Siet —
 Op, ut den Drom rut fahrt de Knecht:
 Ei, dat is Abendvespertied!

Wa war he gau⁹⁾! Un as he waf —
 Wat krop¹⁰⁾ dar ut de Ulenluf¹¹⁾?
 He sät ni na! Doch öwer't Dack
 Dar leep en Schatten vun Nis Puf.

¹⁾ Nur ein wenig weiter weg. — ²⁾ loi, loje, müde, schlaff. — ³⁾ Stelle. —

⁴⁾ Schwelle. — ⁵⁾ Dachbalken. — ⁶⁾ Tasche. — ⁷⁾ Erbsen. — ⁸⁾ blinzen, zielen. —
⁹⁾ schnell. — ¹⁰⁾ kroch. — ¹¹⁾ Eulenloch.

3. Wi flütt.

(Wir ziehen um.)

Dör Jahren wahn vun Lüügum¹⁾ af
Wat südlich na de freesche Kant
En rieken Bur, mit Geld as Kaff²⁾,
Un op en Hof vun't fettste Land.

Grön as en Kohl so stunn sin Saat³⁾,
In't fröhjahr as en Gold so gel,
Un wenn sin Köh in't Wischland wadt,
Magst du wul fragen, wat em fehl.

Un Melf un Karnmelf⁴⁾ Oewerfloth,
De Schepel Weten ward ni tellt⁵⁾;
De bedt ni um sin dögli Brot,
Un fragt ni, wat de Botter geldt.

Ut' finster, wat sin Ogen reekt,
Dat is sin Egen allumher,
De Böm, de sik na'n Heben⁶⁾ streckt,
Op't feld de Ossen un de Peer.

All wat der födt⁷⁾ un wat der wafft,
Un weer't dat Dackreth, wat versoot⁸⁾ —
Is sin — un för en bösen Gast
Hett he den Slötel⁹⁾ to sin Port.

De kann wul lachen — as man seggt —
Wenn Anner weent, in Wehr un Weel¹⁰⁾,
Un kumt en Jahr un is mal slecht,
So'n Marschbur maekt dat keen Verscheel¹¹⁾.

Un dochen! ob de Porten fast
In Grausteensulen¹²⁾ bi de Gracht¹³⁾ —
Wer is de ungeladen Gast,
De öwer Heg'¹⁴⁾ un Stegen lacht?

De Bur hett Betten — un keen Rast,
De Bur is möd — un hett keen Rau¹⁵⁾,
He hett den Slötel — un de Gast
De stört em al in't Morgengrau.

1) Dorf im nördlichen Schleswig. — 2) Spreu. — 3) Rappsaat. — 4) Buttermilch. — 5) der Scheffel Weizen wird nicht gezählt. — 6) nach dem Himmel. — 7) sich ernährt. — 8) und wär's das Ried (in den Teichen), das verdorrt. — 9) Schlüssel. — 10) Uebermuth. — 11) Unterschied. — 12) Granitsäulen. — 13) Graben um's Gewese. — 14) Hege, Zaun. — 15) Ruhe.

Süht he ut' Finster op sin Jenn¹⁾ —
 So treckt en Newel jüs darher,
 Geit he hinut — so sticht de Sünn,
 Fahrt he — so rennt un störrt de Peer.

Hett he en Offen sneckenfett —
 Kriggt de gewiß de Trummelsüß²⁾;
 Un wat he deit, un wat he lett³⁾ —
 Dat lücht⁴⁾ ni, un he argert sik!

Do seggt he endlich: „Wat is do? . .
 Verkop den Kram, den Döwelsplack!“ —
 Doch Knecht un Magd de meen darto:
 Dat weer en gottsvergeten Snack.

De flüstern liesen vun Wokeen⁵⁾,
 De streu de Offen wat inn Drank⁶⁾,
 De stell de Wagenpeer en Been,
 De maß de Melkföh fehr⁷⁾ un frank.

Wenn abends lut de Hofhund hul —
 Se wussen wul Wokeen em dräu⁸⁾,
 Un wat der liesen, as en Ul⁹⁾,
 To Schün sik barg in't Morgengrau. —

Doch denn! Man weg! — De Bur de koff
 — He harr dat Geld, un harr de Wahl —
 Wat höger rop¹⁰⁾ en annern Hof,
 Nie bu't¹¹⁾, un ganz na sin Gefall.

Un war der flütt to Fröhjahrstied,
 De Wagens rasseln her un hin,
 De Bur nehm Kist un Kasten mit
 Un all dat Beste na sin Sinn.

Dat Unruß¹²⁾ leet he all torügg,
 Un seet vergnügt op't lehte Föhr.
 De Rösche mit ehr roth Gesicht
 Sung mit den Bessen¹³⁾ achterher.

Do, op den Krüzweg, vör de Wag' —
 Wat seeg de Bur? En ole fro,
 De seggt, as de se spöttisch en frag'
 Un grien¹⁴⁾ un lach: „Wo un na to?“

1) die langen Stüde des Marschlandes. — 2) Windbauch, wobei das Rindvieh wie eine Trommel aufschwillt. — 3) läßt. — 4) glückt, gelingt. — 5) wer. — 6) Trank, Viehtrank. — 7) die keine Milch gibt. — 8) dräute. — 9) Gule. — 10) höher hinan aus der tiefen Marsch). — 11) neu gebaut. — 12) unbrauchbare alte Sachen. — 13) Besen. — 14) lächeln.

Do keem en fine Stimm, de quäl
 Als ut den Bessen rut: „Wi flütt!“ — —
 Ja, mit den Bessen ut de Köpf —
 Unruß¹⁾ — Niß Puf — treckt wedder mit.

4. Haspel, Rad un Winn'.

De Graf de les' in't Vof en Blatt,
 De Gräfin, bi em, seet to spinn:
 Do dücht se beid, as Flopp der wat.
 Do hordch de Graf un reep: Kumm in!

Do keem in Dör en lütten Mann,
 In Hand en Lücht²⁾ un'n olen Hot.
 He seggt: „Fru Gräfin, hört mi an,
 Min fru de liggt in grötste Noth!“

De Gräfin heel ehr Spinnrad an
 Un seggt: „Min lüttje Mann, wo denn?“
 Do seggt to ehr de lüttje Mann:
 „Fru Gräfin, dat's man eben hin!“

Do lang de Gräfin na ehr Vof —
 — Dat suie, as wenn't ut Betten full³⁾. —
 Dal leggt de ole Graf sin Vof
 Un seggt: „Dat is binah to dull!“

Se awer hett de Klinf al fat⁴⁾
 Un seggt: „Wer na dat Wedder süht,
 „Wenn so wat röppt⁵⁾, de kumt to lat⁶⁾!
 „Gott help! Ik sorg för lüttje Lüd.“

Un darmit is se ut de Dör,
 Un bald hinut in't düstere Land.
 De lüttje Mann de lücht ehr vör,
 Un leidt, un fat ehr bi de Hand.

He hett en grote Lücht ut Horn,
 En Hot, de fast den Mann versteek⁷⁾.
 He leidt ehr öwer Heck un Dorn
 Un öwer'n Snee, as weer't en Def.

¹⁾ Wortspiel: Unruß ist Gerümpel, Schmutz (stellenweise Kummer genannt in plattdeutschen Landen), zugleich auch Unruhe. — ²⁾ Laterne. — ³⁾ Es schneite, als fiele es aus Betten. — ⁴⁾ Sie hat die Thürklinke schon in der Hand (zu fassen). — ⁵⁾ ruft. — ⁶⁾ zu spät. — ⁷⁾ Es ist offenbar Wodan in caricirter Gestalt, wie er immer als Niß Puf auftritt, eine Caricatur, wozu ihn das kämpfende Christenthum degradirt hat.

Doch süht se weder Weg, noch Steg,
 Un hett ni Karl, noch Dörpen sehn.
 De Lüttje dravt man eben weg
 Un lücht ehr twischen Stöck un Steen.

Dat is nich, as ehr Hof un Gut,
 Keen Mann, as vun ehr egen Lüüd;
 Se gat, as ut de West hinut,
 Man! Donn¹⁾ un Dünen, as se süht.

Doch endlich, in den Barg vun Sand,
 Do weer't, as de sik op en Port;
 De Lüttje fat ehr fast de Hand
 Un lüch un trock ehr liesen fort

Do weer't, as husch dat, drav un leep,
 As keem't ut Löder in de Wand,
 Un flücht sik wedder in de Deep,
 As weer't versunken in den Sand.

Mit eenmal, as se't recht betrach,
 Do weern se in en Stuv an't Bett.
 De Lücht de schien as helli Dag,
 Lütt fru de leeg der smuck un nett.

As nu de Gräfin ehr erlöst,
 Un sä: Nu weer dat allens gut,
 Un küß dat Kind, un hett ehr tröst,
 Broch ehr de Lüttje wedder rut.

Doch ehr he Hot un Hornlücht freg,
 Do sä he: He bedank sik schön!
 Un be' ehr: „Holst de Schört²⁾ to hock!“
 Un füll ehr de vull Hdwelspöhn³⁾.

Denn trop he in en Kuffer rin,
 Kram dar, keem rut un broch wat mit:
 En Rad, en Haspel un en Winn',
 As Kinnerpeltüg weer't, so lütt.

He leggt dat eenzeln man!⁴⁾ de Spöhn
 Un seggt to ehr: „Verwahrt se recht!
 „So lang as vun de Dree noch fen,
 „Geit't Kind un Kindeskind ni slecht!“

¹⁾ Donn und Düne ist etymologisch dasselbe. — ²⁾ Schürze. — ³⁾ Hobelspäthne. —
⁴⁾ zwischen.

As se to Hus in't Sloß sif funn,
 Seet dar de Graf noch bi sin Bok¹⁾.
 De Lütt weer mit de Lücht verswunn.
 Af se²⁾ de Gräfin Schört un Doß.

Hertje! wat full dar oppe Delf?
 Dat rode Gold as luter Spöhn!
 Do seggt de Graf: „Iß löv³⁾ min Deel:
 „Dat is de Lennereerd'sche wen⁴⁾!“

„Verwahr de Haspel, Rad un Winn'!
 „Dat is keen Speltüg, as ut Holt⁵⁾.
 „Wer't findt, un hett den rechten Sinn,
 „Hett mehr als Glück un Geld un Gold“ . . .

So gung in ole Tied de Sag'. —
 Wo sünd de Haspel, Rad un Winn?
 Wo blev dat Sloß mit Graf un Mag'⁶⁾? —
 Is allens dot un weg un hin!

Doch ward mitünner noch vertellt,
 — Un wul en Olen wief't der hin
 Op Jen mit mehr as Glück un Geld —:
 Hett de Rad? — Vellicht den sinn!

5. Martje Floris Gesundheit.

Sitdem de Jsenbahn uns red,
 Verswunn de Riesen un Af Puf,
 Cultur drifft un de letzte Eck
 De Höhnerglov⁷⁾ un Landesbruk.

Dat Lehn, Studeern un Bokstabeern,
 De Bläd', dat Hochdütsch un Chemie,
 So seggt man, ward de Welt regeern,
 Ol Schleswig-Holsteen mit derbi.

Kann sin — kann nich — kann doch: ik weet ni,
 Doch Art de lett ni licht vun Art,
 Un ünner't hochdütsch Hemd dar seht wi
 Noch jümmer'n holsteensch plattdütsch Hart.

1) Zeit ist nicht für Geister. — 2) ab legte. — 3) glaube. — 4) das ist der
 Unterirdische gewesen. — 5) Kinderspielzeug aus Holz. — 6) Verwandten. — 7) Aber-
 glauben, Götterglauben.

En olen Holstenmagen seker:
 Süß di man Bost un Rippen an!
 Un drinkt se nich mehr Krooß un Beßer¹⁾,
 Se stat bi't Winglas of ehr Mann.

Of Landesbruß un Landesjeden
 Dar blift noch jümmer'n Stück vun hangn,
 Vellicht vergeten un verleden²⁾ —
 Kunt wedder op un niet togangn.

Ward wul in Eidersted, hier neben³⁾,
 Mal drunken, sungn, nich as in't Chor,
 So klingt sin Glas en Ol alleben⁴⁾
 Un seggt: „Nu noch op Martje flor!“

Still is de Larm. Op holst de Rohr⁵⁾.
 En Jeder, mit en ernst Gesicht,
 Seggt, as in Andacht: Martje flor!
 Un Sed'⁶⁾ un Ordnung feht torügg.

Op Martje⁷⁾ flor! — Vör mennig Jahr
 Hus' Steenbuck mit sin Raffelbann
 In't Eiderstedsche, as förwahr
 En Tropp vun Turko's husen kann.

Se plündern, stohlen, sengn un brenn,
 Vertehren mager, sehr⁸⁾ un fett;
 Keen Koh weer seker op de fenn⁹⁾,
 Keen fru inn Hus', keen Kind in't Bett.

Bi Garding¹⁰⁾ leeg en Hof inn Lann,
 De Haubarg¹¹⁾ as en lüttje Karß,
 Dar leeg ol Steenbuck mit sin Bann,
 Un Herr un Heer de dreben't arg.

De Win war drunken ut den Krooß,
 De Keller lerrig un de Köß,
 De Koh war eten ut de Boog¹²⁾,
 Speck ut den Roß un ut de Löff¹³⁾.

De Bur mit All wat kunn, weer flücht',
 Mit Knecht un Magd, mit Föhr un fohr.
 Blot een lütt Diern, de blev torügg,
 Dat weer de Dochder: Martje flor.

1) Krug und Becher. — 2) vergessen und veraltet. — 3) hier neben, nämlich neben Jöhr. — 4) ganz leise. — 5) Geschrei. — 6) Sitte. — 7) Marietchen, Martjen Marienblümchen, Bellis perennis. — 8) sehr ist die Kuh, während sie keine Milch gibt. — 9) Marschlandstück. — 10) ein Landstädtchen in Eidersted. — 11) Gruberg heißt der eigenthümliche Eidersteder Bau, Haus und Scheune zugleich. — 12) Kuhstall. — 13) Salzlauge.

Weer eenfam bleben mank de Bann,
En Mäden, eben ut de Schol.
Muß maken mit ehr lünnen Hann,
Muß schaffen, dat de Dischen vull.

Do, as se daben¹⁾, vull un dull,
Do war se ropen an den Disch:
„Kumm her un schenk din Beker vull!
„Drink en Gesundheit! Nu man frisch!“

Bleef war dat Mäden, as de Wand,
Doch mank dat Kriegsvolk unverzagt.
Se reep, den Beker in de Hand:
„Dat gah uns wol op ole Dag!“

Still war de Karm. Op heel de Rohr.
Un mennig roge Kriegsgezicht
Sä, as in Andacht: „Martje Flor
„Hett Recht! Dat Veller holt Gericht!“

Vun'n Haubarg morgens, still un sach,
Dar trock dervun dat wille Chor. —
Drum slutt noch jede Burgelagg
Mit din Gesundheit, Martje Flor!

6. De Uennereerdschen treckt af.

't weer sat in Harst²⁾ un düstre Nacht,
Keen Glem³⁾ noch Schimmer weer to sehn.
Bi't fährhus an de Eider sacht
Hör man den Strom vöröwerteln.⁴⁾

Dat Water klucker in de Deep,
De Wellen schölen⁵⁾ op den Sand —
Weer't nich, as wenn't „Halöwer⁶⁾“ reep?
Wiether? vun Güntsfied⁷⁾ öwer'n Strand?

De fährmann op de Hohner⁸⁾ fähr
Nicht in sin Bett sik öwer Enn⁹⁾,
Un horcht. — Doch Minschen wankt¹⁰⁾ ni mehr.
De Möwen, denkt he, treckt derhen.

1) toben. — 2) Herbst. — 3) Glanz. — 4) vorüberziehen. — 5) spülen. — 6) hole hinüber! — 7) jenseits. — 8) Hohn, ein Dorf in der Nähe der Eider, wo eine Fähre. — 9) empor. — 10) reisen.

Anmerkung. Martje Flor's Gesundheit imponirte dem letzten dänischen König und Herzog, Friedrich VII., als er diesen Toast bei seiner Anwesenheit in Eiderstedt kennen lernte, so, daß er diesen Landesbrauch in Kopenhagen einführte, wo er vielleicht auch noch fortlebt.

De Regenwülp¹⁾ un de Swon,
Keen Minsch, he weer denn op de Flucht,
Wildvageln sünd't, he kennt den Ton,
De wannert baben²⁾ dörch de Lucht.

Dar wannert se, un ropt hendal³⁾:
„Halöwer!“ Klingt dat siet⁴⁾ un wiet.
„Halöwer!“ — Hör! Un noch enmall
Un jüs, as keem't vun günnert Siet.

He richt sik noch mal op un hör:
Ja, Stimm' as Vageln, sin un sacht,
Vun wiet un siet, vun hin un her,
De repen⁵⁾, as um Hölp⁶⁾ bi Nacht.

Of keem en Ton der dann un wann,
As vun de Fährklock öwer'n Strom,
So sacht, as trocken Kinnerhann
Mhnmächtig an den Klockenbom.

Schull't würklich wen⁷⁾? — He weck den Knecht:
„Stah op, stah op! De Fährklock geit!
„Stah op, un maß de Fähr torecht!
„Wüllt sehn, wullt⁸⁾ lat noch wancken deit!“

Un as de Beiden buten⁹⁾ keem'
Un öwer'n Strom bi düstre Nacht —
Wat weer't en Schin! Wat weer't en Glem!
Wat weer't en Lopen¹⁰⁾ still un sacht!

Glimmkäfer op den ganzen Strand?
Irrlichter? Segg, wat geit der vör?
As Kinner hört se vun dat Land
„Halöwer!“ dusendstimmig her.

Un as se landt, do drängt en Swarm
Vun lüttje Lüüd sik op de Fähr —
En Lücht, en Bündel ünner'n Arm —
Bi jede Oewerfahrt noch mehr.

Un wenn se landt op anner Siet,
Leggt jeder in de Büß sin Deut¹¹⁾,
Un öwer't Feld hin siet un wiet
Süht man den Tropp, de wieder¹²⁾ geit.

1) Regenpfeifer, Charadrius. — 2) oben. — 3) herunter. — 4) hie und da. —
5) riesen. — 6) Hülfe. — 7) sein. — 8) wer spät noch reijet. — 9) draußen. —
10) laufen. — 11) Legt Jeder in die Büchse seine kleine Münze. — 12) weiter geht.

De Fährmann swiggt, de Knecht de swiggt.
 Se kennt de Lütten, de se ladt.
 Do kumt de Lichte mit de Lucht
 Un seggt: „De Uennereerdschen gat¹⁾!“

„Uns Tied²⁾ is hin, uns Tied is um,
 „Dat Rief³⁾ is ut, dat wi regcert!“
 Un süh! se wannert still un stumm,
 Bet man nig wieder süht un hört. — —

De Fährmann stunn op't düstre Feld,
 As se verschwunn' in Nacht un Dack⁴⁾.
 Harr he nich baar in Hann sin Geld,
 He harr nich denken kunnt, he waf⁵⁾.

Keen Glem un Schimmer weer to sehn,
 Dat Water klucker in de Deep.
 Man hör den Strom voröwertehn.
 De Nachtwach ropen vun de Schep⁶⁾. — —

So sünd de Uennereerdschen gan,
 De lang, so lang as Minschen sünd,
 Se folgt, se brüdt⁷⁾, se Gudes dan,
 So Knecht as Magd, so Mann as Kind.

Keen Fährmann hett se wedder sehn,
 Keen Fohrmann je op Weg un Steg,
 Inn Keller nich, nich oppen Böhn⁸⁾
 De Herr, de Fru, de Magd, de Knecht.

Man seggt: En Kind, dat broch en Wert,
 Dat drev se weg mit Sack un Pack,
 Christkindchen, seggt man, drev se fort,
 Dat nu de Kinner Wihnacht maß.

Un wenn man noch vun „Niß“ vertellt,
 Un unse Kinner hört dat geern,
 So is dat ut de Märkenwelt. —
 „Die Erde ist hinfort des Herrn.“

¹⁾ die Unterirdischen gehen, ziehen ab. — ²⁾ Zeit. — ³⁾ Reich. — ⁴⁾ Nebel. —
⁵⁾ er wache. — ⁶⁾ Schiffe. — ⁷⁾ geneckt. — ⁸⁾ Boden.

U n h a n g.

Un uns Kronprinz, as he den Grundsteen leggn de to de nie Hochschule
in Kiel, den 3. August 1873.

Un kumt se mal, de Fredenstied.
So kumm na Holsteen, grön un blied . . .
Quidbörn II. 1879.

Ja, Freden is't! Still war de Welt;
Wenn't dunnet, deit dat blot uns Herr.
Wat wannert, is dat Veh op't feld,
Dat sünd de Wulken öwerher.

As Dau un Regen op dat Land
So fällt de Drapens, nich as Blot,
Un Segen streut he ut sin Hand
Op't Dütsche Riek, de ole Gott.

Süh an de Wischen¹⁾, wa se grönt,
Süh op dat Korn, wa dat sik streckt,
Op't Holt²⁾, dat unsen Strand verschönt,
De Gaarns³⁾, de unse Hüf' versteckt.

Dar geit dat fröhlich ut un in,
Bi apen Dör⁴⁾ un vulle fatt⁵⁾
Op Alle schient de lewe Sün, un
Un Alle eet⁶⁾ un levt⁷⁾ sik fatt.

Is't oppen Dörpen⁸⁾ öwerall,
Is't nich, as alle Dag' en fest?
Hör man de Abend-Kloßenschall,
Hör man den Hatbar⁹⁾ op dat Nest!

Ja, Freden is't, un Fredenswarf¹⁰⁾:
De Kinner wandert na de Schol,
Man bu't an Hüf', an Schün un Karf',
Denn Schün un Schapp¹¹⁾ ward wedder voll.

Getrost! Wer arbeit, findt sin Lohn,
Wer ehrlich strevt, de rekt sin Maal¹²⁾:
In't Dütsche Riek schütt¹³⁾ keen Kanon,
Ritt¹⁴⁾ em keen Feind sin Warf mehr dal.

1) Wiesen. — 2) Wald. — 3) Gärten. — 4) bei offener Thür. — 5) Faß,
Schüssel. — 6) essen und — 7) leben. — 8) auf dem Lande, den Dörfern. — 9) Storch.
10) Friedenswerk. — 11) Schrank. — 12) Wer ehrlich strebt, erreicht sein Ziel. —
13) schießt. — 14) reißt ihm kein Feind sein Werk mehr nieder.

So höpt¹⁾ wi! Denn wi leggt en Steen,
 De in de Luft hung mennig Jahr,
 De uns de Franzmann un de Dän
 Nich gönn²⁾, dat he mal seker³⁾ war.

Wi leggt en Grundsteen to en Schol,
 De lang hett predigt in en Stall:
 Dat Dütschland harr sin Grenz, sin Maal
 Eerst, wo de dütsche Sprak ehr Schall.

Nu leggt wi em in sekern Grund!
 Denn de em leggt, dat is en Mann,
 De mit sin Arm un mit sin Mund
 Em in de Tokunft sekern kann.

So segn' em Gott, uns Kaisersföhn,
 Un so sin Warf, dat he hier dan⁴⁾:
 Keen Fransch, keen Engelsmann, keen Dän
 Kunt hier un röhr den Steen uns an.

Wi awer — och, wer steit un slöppt,
 De't mit belevt, un wunnert sik,
 Un sleit nich an sin Hart un röppt:
 De Kaiser un dat Dütsche Rief!

1) hoffen wir. — 2) gönnten. — 3) sicher, fest. — 4) gethan.





Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846).

Von

Karl Beck.

— Wien. —

I.

Wir schrieben das Jahr 1846.

Ungarn hieß noch immer das alte, romantische Land, inmitten einer streng bevormundeten Monarchie eifersüchtig das Recht, den Muth und die Kraft einer eigenen Meinung hütend, mit Reichstagen bedacht, die endgiltig binden und lösen konnten. Es hieß noch immer das alte, romantische Land, seit Menschengedenken frei von Steuern, Affentirungen, Paßplacereien, Meldezetteln, Polizisten und Aufenthaltskarten; freilich sah man es anderseits an rostigen Satzungen überreich, des Bürgerthums ermangelnd, von unzähligen Edelleuten vergewaltigt, von willenlosen Frohnbauern bewohnt, mit rohen Juraten, unfehlbaren Stuhlrichtern und den althergebrachten „Fünfundzwanzig“ geschlagen. Bei alledem fühlte man sich frisch und froh innerhalb der tricoloren Schranken: das Ueberschäumende, Urwüchsiges und Hanbüchene stach wohlthuend ab gegen das Geschniegelte und Gedrillte jenseits der Leitha. Barmherzige Götter, ihr müßtet doch Sorge tragen, daß sich im niedergehaltenen Metternichischen Oesterreich eine sichere Stätte fand, wo man blasen und schüren konnte, bis es auch in den Nachbarprovinzen warm und gemüthlich wurde, wo man unbespizelt einen freien Blick um sich warf, die Normen zu prüfen, nach welchem ein mündiges Jahrhundert seine Lebensfragen ordnete, wo man über verbohnte Beamtenwirthschaft hinwegsprang wie der Hahn über glühende Kohlen und statt des garstigen Monopolkrautes eine importirte Cigarre straßlos sich aneignen durfte. *Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita*, lautete das Sprichwort.

Ja, es war noch immer das alte, schöne Land; aber es war auch besser geworden, hatte ungemein emsig an sich gearbeitet; überall traten die Mängel hinter die Vorzüge zurück. Auf Weltfahrten erfuhr der Lernbegierige Nach-

wuchs ungrischer Barone, daß Versäumtes nachgeholt, Fehlendes erworben, Erworbenes behauptet und ergiebiger gemacht werden müsse. Was da saul war am Staate, das wollte man ausbrennen mit schleuniger Schonungslosigkeit; der Knecht sollte zum Bürger heranreifen; die große Reformation nach jeder Richtung beginnen; man sah dem anrückenden Reichstag wie einem tiefensten, entzündenden Buß- und Opferfest entgegen. Gleich den entthronten Frankenkaisern der Vorzeit hatte man die lateinische Sprache zu den Mönchen in's Kloster verbannt; wie voreinst das magyarische Schwert, sollte von nun ab das magyarische Wort weithin tönen. Ein nationaler Dichter, Alexander Petöfi war plötzlich in die Erscheinung getreten. Sein Ruhm wuchs wie Gras über Nacht; im Salon wie auf der Straße, am Spinnrad, in Mühlen und Schenken, auf dem Ackerfelde und in den Casernen erklangen die Lieder des begnadeten Jünglings. Schon in Deutschland war mir das Unmittelbare seiner Strophen eine hohe Wonne gewesen; nun vernahm ich zu Budapest, daß es ihm begehrenswerth scheine, zwischen uns einen persönlichen Verkehr anzubahnen. Sein Wunsch deckte den meinigen, und ich harrete somit ungeduldig des Mufenlieblings, wie eines Glücks, welches gütige Sterne mir bescheiden mochten.

Ich wohnte im Hotel zur „Königin von England“ und schwelgte in der märchenhaft bestreichen Aussicht. Buntbewimpelte Fruchtschiffe, rauschende Dampfer und tanzende Nachen bedeckten die blaue Donau, in deren Wogen sich stolze Paläste spiegelten. Ach, und sah ich erst nach Ofen hinüber, nach der lieblichen Margaretheninsel, welcher der rechenhafte Strom wie seinem zarten Bräutchen hofirte, sah ich die bacchantisch befränzten Höhen, die malerisch gelegene Wasserstadt, die historische Feste und den ernsten Gerhardsfelsen, der kleine, ärmliche Hütten gleich Schwalbennestern willig beherbergte, da feuchtete sich mein Auge, und ich stammelte: welch' ein Schauspiel!

Ein herzhaftes Pochen an der Thüre weckte mich aus meinen Träumen. Herein trat schwungvollen Schrittes ein unbefangener, schmächtiger Jüngling. Seine Stirne war hochedel, sein Haar verworren, im Auge sprühte das echte Poetenfeuer, die Napoleonische Farbe der Wangen verrieth den Choleriker, der Stußbart über trotzig geworfener Lippe gab dem schwermüthigen Gesichtchen einen unternehmenden, fast festen Ausdruck, die Hände, seit Jahren dem schützenden Ziegenleder entfremdet, waren bedeutend gebräunt; er trug einen enganschließenden Schnurenrock, der Hals war frei, der Hemdkragen wie bei deutschen Burschenschaftlern umgekippt, im Knopfloch, nahe dem Herzen, prangte das wahre Ordenszeichen des Jünglings und der Minne — ein unschuldiges Rosenknöspschen.

„Sie sind Alexander Petöfi,“ rief ich, freudig auf ihn zueilend, „die Schilderung Ihrer Persönlichkeit ist genau nach dem Original.“

„Ich grüße Sie auf vaterländischem Boden. Es liegt mir so Manches auf dem Herzen, worüber ich gern ausführlich sprechen möchte; aber wie verständigen wir uns gegenseitig am schnellsten? Auch darin hat Gott gnädig

vorgesorgt und ein Dolmetsch ist nicht vonnöthen. Mein Deutsch klingt, wie Sie hören, gebrochen; aber ich verstehe jedes Wort. Ihnen ergeht es mit dem Ungriechen ebenso. Reden wir mithin, wie uns der Schnabel gewachsen ist, zuweilen in beiden Sprachen durcheinander, je nachdem — “

„Das ist ein guter Gedanke, dann hilft Einer dem Andern, und stets gedenk jener christlichen Lehre: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; verstopfen wir nachsichtsvoll das Ohr, falls arge Verstöße kläglich zum Himmel schreien. Wollte Gott, sämtliche Magyaren und Deutsche verstünden sich so willig auf einen endgiltigen Friedensvertrag, dessen sie alle bedürftig sind, wie des täglichen Brotes.“

Er zwinkerte schelmisch mit den Augen und eine angerauchte Cigarre aus der Brusttasche langend, frug er: „„Sitz erlaubt?““

„Beliebt's eine dieser ausländischen zu kosten?“

Er schielte lüftern nach den zierlich gewundenen Dingerchen und sprach leicht erröthend: „„Ein unbändiger Raucher, wie ich, muß sich an minder aufregendes Kraut halten; zudem drängt mich mein Patriotismus nach dem Einheimischen.““

Der Stolz! Er entschlug sich des Dargebotenen unter seinem Vorwand, der, ohne mich zu verletzen, ihn zugleich auch der leisesten Verpflichtung entband. Ich freute mich dieses ausgeprägten, wenigleich allzu nervösen Unabhängigkeitssinnes.

Mächtig zum Fenster hinausqualmend hub er an: „„In solchem Gewölk hauset mein Gott. Rauchen heißt auferstehen von jeglichem Kummer. Ich war Soldat, Schauspieler, konnte fasten und frieren, auf harter Erde liegen und lachte dazu; doch wenn's mir an Taback fehlte, war ich erst recht ein getretener Wurm und maßlos arm. Etwelche Kameraden versuchten es wohl mit getrockneten Rosenblättern, die Thoren, die Genußpufcher, die Treulosen! Ich aber seufzte: dich besitzen, Trost meiner Augen, Brot meines Lebens, wonnige Nicotiana, Fürstin der Pflanzen, oder gänzlich entbehren! Ja dieser Sorgenbrecher ist zuverlässiger als Wein und Musik, Gebet und Thränen. Wie hätte sonst das schwergeprüfte Magyarenthum all' die Unbilden des Schicksals bis heute ungebrochen ertragen können?““

„Und wie haben denn die Urbäter gelebt, wie haben andere heimgesuchte Völker sich männlich aufgerafft, ehe Sir Walter Raleigh das wunderthätige Kraut nach Europa gebracht?““

„„Raleigh? Sie setzen voraus, daß ich den Mann und seine Geschichte kenne! Ach, ich habe blutwenig gelernt und, einige Dichtungen abgerechnet, fast nichts gelesen. Die Schulen liegen bei uns im Argen. Um sich gründlich zu bilden, bedarf man neben dem innern Trieb, freier Stunden, unbehelligter Sammlung, man bedarf der günstigen Gelegenheit und des Sporns von Außen; aber wie und wo sollten im Soldatenkittel und Bühnenslitter, auf ewiger Wanderschaft, in betäubender Noth, jene Güter gefunden werden?““

„Und hier in der Hauptstadt?““

„Hier bin ich noch übler daran. Die Alten, die Auerkannten sind zu vornehm, zu faul und eifersüchtig, dem werdenden die Hand zu reichen; die Jugend aber lebt sich hier wie allerorten mehr an Gefühlen als an Gedanken. Keiner in ihrem Kreise übersieht mich, hebt mich, zwingt mich, und das ist schlimm! Sie opfert mir mit rückhaltloser Hingebung, und so kam's, daß ich mir manchmal sagte: Du nährst dein Volk mit eigenen Mitteln, wozu fremder Hülfe begehren? Wozu lernen und forschen? Wozu im Schutt wühlen? Waren die Todten weiser, besser, als die Lebenden sind? Was ist alt, was ist jemals neu gewesen? Der Weinstock von heute ist der Weinstock von ehemals, einer trägt Tokayer, ein anderer Türkenblut; künstliches Aufspießen und Mengen ist wider die Natur. Gib was du hast, was du geben kannst!“

„Das wäre die bequeme Theorie des Stillstandes,“ entgegnete ich. „Wäre denn die Kunst goldener Müßiggang, gemüthliches Sichgehenlassen? Wird der Dichter lediglich für ein Volk geboren? Darf uns das Urtheil leichtentzündbarer Jugend jemals maßgebend sein? In unserem Geiste schlafen unzählige Vieder wie Funken im spröden Gestein; aber ohne den weckenden Stahl schließen sie ohnmächtig fort in Ewigkeit. Dieses Aufwecken, sanft oder barsch, übernimmt zuweilen das Schicksal, eine gewaltige Leidenschaft, ein weißes Verständniß der Natur; zumeist aber ist's doch die Geschichte, ist's doch der fortzeugende Gedanke vergangener Generationen, welcher uns zu eigenen Ideen anregt. Lesen, lernen, arbeitend sich erholen, sich erholend arbeiten, gibt's eine größere Lust, eine heiligere Pflicht?“

„So ist's!“ sprach er tonlos, die Hand vor die Augen haltend, „ich werde lernen! Nun fort!“

„Darf ich um Ihre Adresse bitten?“

„Lassen Sie mich lieber zu Ihnen kommen, ich wohne — beschränkt.“

„Und das sollte mich hindern? Denken Sie gerechter von mir und stolzer von sich selbst. In jener Rußschale sind Sie die Lust Ihres Volkes geworden. Erlösung, sagt uns die heilige Schrift, ward in einer Krippe geboren.“

„Ich — komme zu Ihnen.“ . . .

„Wie hast du Petöfi gefunden? forschte mein Bruder.

„Ungemein frisch. Alles an ihm ist Unmittelbarkeit und Eigenart. Was sein Schaffen betrifft, so verläßt er sich lediglich auf Inspiration. Ferner: Es widerstrebt ihm, aus dem Bann seiner noblen Armuth herauszutreten, er besorgt, durch die Entgegennahme des unbedeutendsten Liebesdienstes abhängig zu werden. Freiheit und Bettelsack ist seine Devise! Er ist ein Künstler und kein Handwerker, ein Mensch und kein Buch, ist, wenn Du willst, selbst ein verkörpertes Gedicht.“

II.

„Sie sehen übernünftig und blaß, Petöfi.“

„Ihr Verdacht,“ sprach er, „ist unbegründet. Edlerer Rothwein als

Erlauer und Szegharter floß heut Nacht in Strömen vor meinen Augen, hinreißender als Bigeunermusik klang die Marseillaise in mein Ohr. Ja, lernen, lesen, nicht mit den armseligen Freuden und Leiden seines winzigen Ichs ausnahmslos sich beschäftigen, — welche Wohlthat! Die erste französische Revolution rollte sich auf vor meinen Blicken. Der Tag war bereits angebrochen, ich saß noch immer in das Buch der Bücher vertieft. Wochen und Monate lang wird's mir Nahrung und Arznei sein. Freilich fesseln mich noch vorzugsweise die Geschichten in der Geschichte, etwa wie das Kind zum Texte der Bilder bedarf, oder wie man der spannenden Handlung eines meisterhaft dargestellten Trauerspiels folgt, aber unter dem Eindruck hochgehender Leidenschaften, wohl auch in Banden geistiger Unmündigkeit den eigentlichen Gehalt des Stüdes nicht sofort zu fassen vermag.“

„Thut nichts, zum zweiten, zum dritten Mal wird's Ihnen doch gedanklich tiefer zugehen.“

„„Mich dünkt,““ fuhr er fort, „ich hätte mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen und — geendet. O, zu jener Zeit war die Erde von trunkenen Feuergeistern bevölkert; in der unsrigen wirthschaften nüchterne Wassergeister. Die Flamme verdichtet sich und züngelt nach oben; das Wasser verflacht sich und schießt abwärts. Die heutige Welt ist bar aller bahnbrechenden Ideen, sie zehrt vom aufgespeicherten Vorrath vergangener Tage, ist bar aller starken Gefühle und stopft ihr hohles Gemüth mit matten Neigungen aus.““

Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn wir die Meinung eines Freundes zu bekämpfen gezwungen sind, wir müssen uns gegen den eigenen Trieb waffnen, der uns zur Beipflichtung dieser Meinung bewegen möchte. Ich erwiderte: „Vielseitig sich entwickeln und flach werden, ist zweierlei; den Gedankeninhalt unserer Vorgänger prüfen, würdigen, vervollständigen, heißt nicht an fremder Tafel schmarozen; dem Realismus des Lebens Rechnung tragen, heißt noch lange nicht nüchtern sein und die Brust mit matten Neigungen füllen. Ich will nicht den Fortschritt unseres Säculums im Einzelnen mustern, es würde zu weit führen; aber es sei mir zu fragen gestattet: sind wir nicht Millionäre der Wissenschaft geworden? Hätte dem Corfen nicht die Erde gehört, hätte er gleich uns dem Dampf und der Schiene geboten? pocht nicht die Kunst in unseren Tagen mächtig genug an die Herzen? haben die Seelen nicht eher an Hoheit gewonnen? rüsten sich nicht die Geister, die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu erstreiten? Freund, Sie sind über dies metternichische Oesterreich nicht hinausgekommen; hier hat man freilich den Zeiger der Geschichte zurückgeschoben, aber in der übrigen Welt gehen die Uhren verzweifelt richtig, und Jedermann weiß, daß es bald zwölf schlagen muß. Doch lassen wir das Prophezeien und Zeichendeuten, es ist ein undankbares und gefährliches Handwerk.“

Wir waren an's Fenster getreten. Eben erst tiefernt, schlug er nun plötzlich übermüthige, sorglose Weisen an. Gleich er doch stets in seinem

Gebahren so ganz dem Kinde, daß, wie man zu sagen pflegt, aus einem Saß weint und lacht. „Pest“, so hub er an, „ist zauberhaft schön. Wird erst die Kettenbrücke fertig, dann zählt die Welt ein achtés Wunder. Ich will zu Pest leben und sterben, möchte jedoch vor meinem Tode gern ein Bißchen die Welt durchfliegen, etwa unter den Fittigen eines vornehmen Herrn. Damit schenkt man mir nicht das Geringste, denn jener Mensch, von dem ich eine Gnade annähme, muß erst geboren werden. Der begüterte Herr soll für mich zahlen, ich hingegen will für meinen Patron denken. Ach, ich möchte die Alpen sehen und das Meer, fern, fern, von den Menschen und ihrem verächtlichen Treiben.“

„„Wie,““ fragte ich überrascht, „so jung, so gefeiert, und schon so verbittert? Mit den Menschen geht's uns eben wie mit dem Gelde: das vorhandene unterschätzen wir und suchen ängstlich das fehlende.“

Sein bleiches Gesicht nahm wieder einen ernsten Ausdrück an. „„Was haben Sie auf Reisen, zumal in Deutschland, über unsere Heimath gehört? Kennt man unsere Geschichte, die Strebungen unserer Geister? Redet man noch immer zumeist nur von den Räubern im Bafonyerwald? Es wäre nicht übel, die Leutchen im Reich draußen zu erinnern, daß der Schinderhannes ein Baier und die beiden Grafen Oesterreicher gewesen.““

Ich erwiderte: „Das Ausland wird erst zur gebührenden Würdigung unserer Heimath gelangen, wenn es sich der ungarischen Sprache befleißigt, wenn es uns auf eigenem Boden besucht. Bis heute jedoch sind die Berge nicht zum Propheten gekommen, drum mußte der Prophet zu den Bergen gehen, drum mußte so mancher Deutschmagyar die Vermittlerrolle übernehmen — die undankbare! Es wäre nicht übel, die Leutchen an der Theiß und der Donau daran zu erinnern, daß ein solcher Dolmetsch eher aufgemuntert, als eingeschüchtert werden müsse.“

„„Sie denken in diesem Momente,““ sprach er begütigend, „an den Erzbischof Pyrker, an den Grafen Majlath, an Lenau und wohl auch an sich selber. Ja, wir verfolgen nach Husarenart etwas scharf; aber juist dieses eiserne Festhalten an unserer Nationalität bewahrt uns die Freiheit. Ehrlich gesagt: wir empfinden es schmerzlich, daß Ihr nicht ungrisch geschrieben. Freilich habt Ihr die Heimat in einer weitklingenden Zunge gefeiert und dankbar sollten wir sein; aber der Schmerz, Euch nie wieder ganz unser nennen zu dürfen, überbietet die Dankbarkeit und macht uns ungerecht.““

„Wie denken Sie von Széchényi und Kossuth?“ forschte ich gespannt.

„Der Erstere will durch Wohlstand zur Freiheit, der Letztere durch Freiheit zum Wohlstand; der Eine reformirt, der Andere rebellirt. Daß die Beiden nicht wie Orestes und Pylades mit einander verkehren, liegt auf der Hand. Ich bewundere die Talente Kossuth's; aber persönlich ist er mir nicht sonderlich sympathisch. Ein wahrer Volksmann sollte nicht so kindisch auf aristokratische Liebhabereien und geleckte Manieren verfallen sein. Er hat den Ehrgeiz und die gefährliche Suada Caesars; aber es fehlt ihm,

muß ich argwohnen, die Selbstverleugnung eines Brutus und Cassius. Es ist ein offenes Geheimniß, daß er auf die völlige Selbstständigkeit Ungarns hinarbeitet —“

„Mir dünkt,“ fiel ich ein, „daß hierzu vorläufig noch alle Bedingungen mangeln. Anstatt Lustschlösser zu bauen, wollen wir lieber unser jammervolles Schulwesen verbessern, die unnatürlichen Privilegien des Adels gründlich zerstören und das geknechtete Bauernthum erlösen.“

„Schon der nächste Landtag wird diese, in der That dringlichen Fragen erledigen.“ Wie mit sich kämpfend stieß er dann aus: „„Glauben die Deutschen (Deutschösterreicher) wirklich, daß wir sie hassen?““

„Nun, halb und halb.“

„Schmähtich. Dieses Vorurtheil müßte man mit Stumpf und Stiel ausrotten. Ich kenne mein Volk durch und durch; seine Güte, wie sein Stolz lassen keine unedle Leidenschaft groß werden. Wir lieben den Deutschen nicht, finden kein Behagen an seiner Art, gehen ihm zuweilen unmuthig aus dem Weg — aber wir hassen ihn nicht, obgleich er so Manches gethan, was einem herzlichen Einvernehmen handelsüchtig entgegentrat. Weit über Maß und Zug, hat er bereits zur empfindlichen Hintansetzung unserer Heimat, Fremdländisches zur Geltung erhoben. So hat sich die schlollernde deutsche Tracht eingebürgert, so lehrt man in den Schulen bis zur Ermüdung deutsche Historien und widmet unseren Hungaben kühle, flüchtige Worte. Unsere Vorzüge sieht der Deutsche durch angelaufene Brillen, sie scheinen ihm glücklichsten Falls verschrobene Eigenthümlichkeiten. Die Naivetät unseres Wesens ist ihm gleichbedeutend mit Beschränktheit; Gastfreundlichkeit, mit Hang zur Verschwendung, Offenheit mit Mangel an Noblesse; Ritterlichkeit mit aufgebunsener Renommisterei. Unsere orientalische Beschaulichkeit, den Trieb, nach vollbrachter Arbeit zu ruhen, fern aller Habsucht, allem Geschäftsschwindel, nennt er Trägheit und Indolenz. Ferner: Er, jeder Selbstbestimmung entathend, ist am wenigsten berechtigt, unser Selbstgovernment zu bekriteln; doch ist sein drittes Wort: willkürliche Stuhlrichterwirthschaft! Als ob seine Beamten minder eigenmächtig vorgingen, als ob der Haselstock nicht auch in den angeblich civilisirten Provinzen thätig wäre! Ziehen Sie nun die Summe des Gesagten, billig ermessend, ob wir den Deutschen zu lieben vermögen?““

„Und doch,“ rief ich aus, „hat die Vorsehung Magyaren und Oesterreicher auf einander angewiesen. Sie gehören zusammen, wie Brod und Salz und sollten sich freundschaftlich ergänzen, zu beiderseitigem Heil.“

„Was denkt man von unseren Poeten in Deutschland?““

Ich versetzte: „Eötvös, der Gedankenvolle muthet wohl die Nation der Denker an, aber —“

„Aber nicht wahr,“ unterbrach mich Petöfi, „auch die bestechendste Reflexion, wenn allzu gehäuft, thut der künstlerischen Gestaltung Abbruch?““

„Gewiß! Dieselbe Ansicht hat in der deutschen Kritik bezüglich des edlen Freiherrn Platz gegriffen. Er trägt an einem schweren Mann, nämlich,

gleich jenem griechischen König, Alles und Jedes unter seinen Händen in ungenießbares Gold verwandeln zu müssen. Solcher Reichthum macht arm, man hungert und durstet dabei. Ihnen ist's vorbehalten, den Vogel abzuschießen, Ihre Zeit wird draußen noch kommen."

III.

Eines Abends sagte Petöfi: „Gern will ich heut Ihrer Güte ein Fläschchen Ruster verdanken, vorausgesetzt, daß es mir gestattet bleibt, Sie unmittelbar darauf mit einem Fläschchen Méneschur zu bewirthten."

„Abgemacht!"

Wir schlenderten nach einer traulichen Schenke in der Nähe des Stadthauses. Ein etwas mürrischer, wortfarger Wirth kredenzte den Duell des Frohsinns und der Redseligkeit. Petöfi zeichnete mir die Pester Schriftsteller, die Alten, wie den Nachwuchs, mit überschäumendem Humor, er zeichnete die Unarten der Pester Gesellschaft mit beißender Ironie.

„Man hat mir neulich eins Ihrer Gedichte gebracht," hub ich an, „es ist reizend und ich übertrug es sofort. Ihre Verse müssen frei gehandhabt werden; ein ängstlicher Uebersetzer würde mehr schaden als nützen. In literarischer Beziehung ist es sicherlich kein Verrath, ungarischen Sprossen ein deutsches Kleid anzunehmen."

Frau Wirthin, mein Täubchen, mein Engelein,
Mich durstet nach einer Flasche Wein,
Weit kam ich her, weit geh' ich hin,
Ich war schon durstig in Febrezjin.

Die Winde, sie blasen im Haideland,
Sie bliesen in's Herz mir durch's Gewand,
O, wolle mich wärmen, geschwind, geschwind,
Du hast zwei schwarze Sonnen, mein Kind!

Bei, schelmische Wirthin, wo wuchs Dein Wein?
Holzäpfelchen können nicht saurer sein,
Bei, zuckere küssend die Lippen mir,
Eins, zweie, nun zählen wir, drei und vier!

Wein! Küsse! Wie taumelt mir das Gebein!
Umarme mich jetzt, doch schnell muß es sein:
O warte nicht Kind mit sprödem Sinn;
Bis ich hingefallen, so lang ich bin.

Es ruht sich an Deiner Brust so weich,
Nur noch ein Weilschen! Gott lohn't's Dir reich!
Und der Weg ist so weit und die Nacht so kühl,
Und so hart ist auf der Haide der Pfühl. —

„Ach,“ sprach er bewegt, „dies Lied hat aufgehört mein zu sein. Nein, Dichter sollen nicht übersezen, denn Dichter wie Könige lieben dem geschürften Metall ihr eigenes Bild aufzudrücken.“

„O das entmuthigt mich!“

„Nein, nein, Sie dürfen mich nicht verdeutschen; aber es würde mir sehr frommen, wenn Sie einem Uebersetzer an die Hand gingen.“

„Lassen Sie uns nun,“ sprach ich, „vom Geschäft reden. Ich möchte gern mit gutem Rath dienen, wozu mich mehr die Neigung zu Ihnen als meine Befähigung beruft. Ich weiß, daß Ihr Name weit im Land ausklingt, aber ich weiß auch, daß zur Stunde die Käufer in Ungarn sehr dünn gesäet sind.“

„Sehr wahr,“ erwiderte er seufzend, „man schreibt meine Verse ab, man singt sie überall — und wie viel Exemplare sind abgesetzt? Kaum dreihundert! Ich möchte gern meine beschränkte Lage ein Bißchen vergolden, heiligen Verpflichtungen gegen theure Wesen hundertfach gerecht werden, möchte mir gern die Welt ansehen, später den eigenen Herd gründen; ach Gott, fromme Wünsche! Soll ich wiederum auf der Bühne gaukeln? Man würde mich auslachen. Ich wollte wiederum Soldat werden, doch meine Seele haßt eine Unterordnung, die unbedingt. Reich heirathen, mich füttern lassen von einem Weibe? Nimmermehr! Soll ich um ein winziges Nentchen ansuchen, gleich dem heruntergekommenen Gaul, Jahr ein Jahr aus in der Treitmühle gehen? Soll ich endlich bei diesem oder jenem Gönner um einen Gnadengehalt betteln? Lieber will ich Holzhauer, Nachtwächter oder Sautreiber heißen.“

„Hören Sie mich an! Ich habe vor ein paar Jahren mit gutem Erfolg meine neuesten Säckelchen in Dresden öffentlich vorgelesen, möchten Sie nicht ein Gleiches in Ungarn versuchen?“

Um den Hals fiel mir der Dichter und rief: „Ja! In Pest will ich beginnen, Debreczin, Kaschau, Arad sollen mich hören, nach allen Richtungen der Windrose will ich auf Versfüßen durch die Heimath marschiren, so wahr mir Gott helfe! Ja, es ist ein Versuch, der auf edlere Gestaltung der Dinge abzielt, der dem Sänglerleben unabsehbaren Aufschwung bereitet und es zugleich von nagender Sorge befreit, vor Allem aber den innigsten Anschluß zwischen Volk und Dichter vermittelt.“

Von Wein und goldener Hoffnung angeregt war Petöfi in glücklichster Stimmung, er lachte, pfiß, schäkerte, warf sein Mützchen in die Luft und klatschte in die Hände. Wir gingen nach meinem Hotel zurück. Da gab es bunte Wirthschaft genug! Die Zigeuner waren gekommen, Franz Liszt aufzuspielen.

„Wollen wir nicht bei dem Landsmann uns anmelden lassen?“ fragte ich Petöfi.

Er erwiderte stolz: „Bewahre! Der Virtuose hat hinter dem Dichter zu stehen, die Handarbeit hinter der Kopfarbeit. Liszt sucht uns nicht, wir suchen ihn nicht.“

Noch ein Stündchen blieb er bei mir. Wein, Poesie, Musik, lachende Ausichten — seine Seele war ihm ganz aufgegangen. Er gedachte mit rührenden Klagen eines engelhaften Frauenbildes, das nun mit ewig geschlossenen Augen unter blumigem Rasen schlief; er redete mit bebenden Lippen von einem treulosen Weibe, welches Unheil und Verwüstung in sein Gemüth getragen.

So kommt Regen nach Sonnenschein. Der erst so muntere Freund ward finster und entfernte sich schweigend.

War das nicht eine Thräne, die er nicht länger bewältigen konnte?

Die Stunde meiner Abreise hatte geschlagen.

„Leben Sie herzlich wohl, und Gottes wachsamster Engel mag Sie beschirmen. Ich verdanke Ihrer treuen Anhänglichkeit unvergeßliche Tage. Mein Gelöbniß, im Reich auf die Zerstreung der Anklagen gegen Ungarn nach Kräften hinzuwirken, soll redlich erfüllt werden. Für den weiteren, so sehr verdienten Ruhm Ihres Namens thätig zu sein, ist mir Herzensbedürfniß.“

So sprach ich zu Petöfi, der sich schon zeitig früh eingefunden hatte, um mich nach dem Dampfboot zu geleiten.

Er entgegnete bewegt: „„So geht denn die schöne Zeit zu Ende! Aber vielleicht gelingt es mir bald Berlin zu erreichen, vielleicht treibt es Sie bald wieder nach der Heimath. Nehmen Sie dieses Gedenkblatt freundlich an, es enthält in bündigen Zeilen meine Biographie, eigenhändig geschrieben, mit deutschen Lettern, in deutscher Sprache.““

Mein Herz war voll von dem hochbegabten, eben so liebenswürdigen als bescheidenen Dichterjüngling. Nach Berlin zurückgekehrt, sprach ich in allen Kreisen von diesem wunderthätigen Propheten des Ostens. Das Gedenkblatt des Dichters hielt ich hoch, in Freuden und Leiden, meine Mappe bewahrt es sorglich noch heutigen Tages.

Im Jahre Fünfzig sah ich Pest wieder — Alexander Petöfi war nicht mehr! Wohl hatte der Dichter öffentlich gesprochen, aber nicht in süßlippigen Strophen, nicht im kerzenerleuchteten Saale vor blühenden Frauen; von der Treppe des Museums warf er in Wind und Wetter seine flammenden Reden in die hochgehende Seele des versammelten Volkes und züchtigte alte wie junge Sünder.

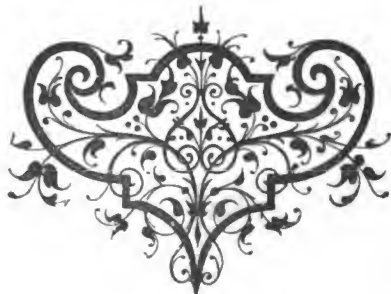
Er sagte mir einst, nachdem er die Geschichte der französischen Revolution gelesen: „Mir ist, als hätte ich mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen, und — geendet.“ Sein düsteres Ahnen hat sich rasch bewahrheitet. Er vertauschte die Leyer mit dem Schwert. Ist er auf der Wahlstatt in Siebenbürgen einer türkischen Kugel erlegen? wie Dieser verkündet. Ist er an der Spitze seiner vordringenden Schaar im Moor versunken? wie Jener erzählt.

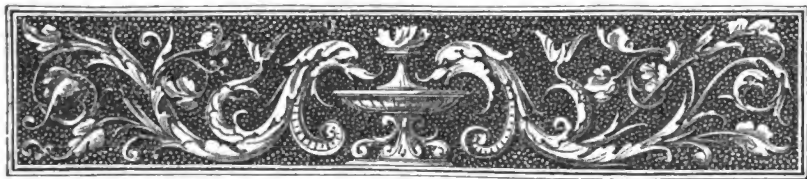
Sagt einem Volk, daß sein Liebling, mit dem es so durch und durch verwachsen, gestorben sei, es wird ungläubig das Haupt schütteln. Ich sprach

einst mit einem französischen Landmann von seinem ersten Napoleon, da bekam ich zu hören: O, weder auf St. Helena, noch im Dome der Invaliden schläft der Großmächtige, nein, er lebt tief in der afrikanischen Wüste und fährt in einem Wagen mit Löwen bespannt, und hat sich dem Mohrenfürsten verbündet, und wird über Nacht, unwiderstehlich hereinbrechend, die Welt für immer bezwingen! . . . Sprach früher man mit Deutschen von Friedrich Barbarossa, o, so ruhe der hohe Herr im Kyffhäuser, das Haupt in die Hände gestützt, und sein rother Bart war durch den Tisch gewachsen, und so schlummere der Kaiser, und sollte erwachen, wenn die rechte Befreiungstunde dem Reich geschlagen! . . . Redet dem Magyaren von seinem Petöfi, o, so weilt der Dichter, hinreißende Strophen ersinnend, auf irgend einer Pusta und muß ja wieder erscheinen, wenn die Noth seiner Brüder am schwersten! . . . Ist das nicht die rührendste Seelenmesse? Ist das nicht ein unverwüßliches, wandelndes Denkmal? Ist das nicht ein Zeichen innigster Zusammengehörigkeit? Ein sprechender Zeuge der Thatfache, daß man ohne den überall und immer Vermißten nicht mehr leben könne? Es ist ein Gottesurtheil, die untrüglichste Ueberzeugung, daß der Dahingeshiedene schon bei Lebzeiten in die Hallen der Unsterblichkeit eingetreten.

Ja, er war der Liebling des Volkes! Kein ungarischer Meister vor ihm hat das Leben und Weben seiner Nation so treffend besungen. Ich sage dies herzlich, ganz unbestochen von jeder freundschaftlichen Regung, die mich verleiten könnte mit parteiischem Auge zu schauen.

Bis auf den heutigen Tag ist er der unverdrängbare Liebling geblieben. Keiner nach ihm hat Gleiches, geschweige Besseres gegeben. Ein kulturhistorischer Dichter war Petöfi nicht. Er war mehr ein frischer als ein weiser Freund der Menschheit; aber die Hand des frischen Freundes ist zarter und williger als die des weisen Freundes. Wie Lerchen aus dem Korn fliegt uns Deine Seele zu, lieber Meister, läßt unsere Sorgen auf ihre Schwingen und wir genesen. Petöfi ist saftiger als Béranger, tiefer und vielseitiger als Robert Burns, der Sohn des schottischen Hochlands. Wenn wir seine Verse lesen, so gemahnt es uns, als ob wir einen flotten Gefellen auf der Straße ein Lied singen hören, in das wir unwillkürlich miteinstimmen.





Der Fuß und seine Bekleidung.

Von

W. Busch.

— Bonn. —

Der menschliche Fuß ist in ausgezeichnete Weise zum Tragen der Körperlast geeignet. Sieben kurze und verhältnismäßig starke Knochen, die Fußwurzel, bilden mit den sich ihnen anschließenden fünf Mittelfußknochen ein Gewölbe von großer Tragkraft, an welches sich die fünf Zehen anschließen, die wegen ihres schwachen Gerüsts den Körper selbst zwar nicht tragen können, die aber, wie wir unten sehen werden, uns eine Sicherung beim Stehen und Gehen bereiten.

Die hauptsächlichsten Bewegungen, welche der Fuß auszuführen im Stande ist, geschehen um drei Achsen und sind im Wesentlichen auf drei verschiedene Gelenke vertheilt.

Die ausgiebigste Bewegung, die der Beugung und Streckung (um die quere oder horizontale Achse) findet im Gelenke zwischen Unterschenkel und dem Sprungbein statt. Das Letztere ist zwischen den beiden Knöcheln, wie zwischen den Zinken einer Gabel, fest eingefaßt, so daß es sich nur in dieser Richtung zu bewegen vermag. Es ist annähernd würfelförmig, und bei einigen Thieren ähnelt seine Gestalt diesem Körper noch mehr, so daß es den Anlaß zur Erfindung des Würfelspieles gegeben hat. Eine der reizendsten Statuen des Alterthums zeigt uns ein knieendes Mädchen, welches mit einigen dieser Astragalen würfelt und noch heutigen Tages können wir an einigen Orten die Dorf-Jugend mit diesen Knochen spielen sehen. Die alte Bezeichnung des Würfelspieles „Knöcheln“ weist auch auf diesen Körper hin.

An das Sprungbein schließt sich nach unten das starke, knorrigte Fersenbein. Zwischen beiden befindet sich das Gelenk, in welchem der Fuß sich hauptsächlich um seine Längsachse dreht, also die Erhebung des einen Seitenrandes und Senkung des anderen vornimmt. Dieses Gelenk erleichtert uns das Gehen auf unebenem, seitlich geneigtem Boden, indem es gestattet, daß auch hier der Fuß mit der vollen Sohle und nicht etwa nur mit einem Rande auftritt. So kann der Mensch ohne wesentliche Anstrengung längere Zeit an

einem schrägen Bergeshange hingehen, was bekanntlich anderen Thieren, welche uns sonst in der Schnelligkeit weit übertreffen, z. B. den Pferden, außerordentlich schwer wird. Auf der anderen Seite erfordert freilich die Beweglichkeit in diesem Gelenke Vorsicht beim Gehen auf unebenem Boden, indem gerade in diesem Gelenke das verächtigte Umschlagen des Fußes stattfindet.

Nach vorn artikuliren die beiden Knochen, das Sprungbein mit dem Kahnbein und das Fersenbein mit dem Würfelbein. In der Gelenklinie zwischen diesen vier Knochen findet hauptsächlich die Bewegung des Fußes um die verticale Achse, das Aus- und Einwärtswenden der Fußspitze Statt.

Die letzten drei Knochen der Fußwurzel, die keilförmigen Knochen, haben untereinander, so wie mit den übrigen Knochen so feste Gelenkverbindungen, daß keine nennenswerthe Bewegung in ihnen stattfindet. Wie ihr Namen andeutet, haben sie ohngefähr die Gestalt der Schlußsteine eines Gewölbes, d. h. sie sind oben breit und laufen nach unten spitzer zu. Auch die fünf Mittelfußknochen (Metatarsus) sind so fest mit einander und mit den drei Keilbeinen und dem Würfelbeine verbunden, daß in ihren Gelenken nur eine federnde Bewegung beim Auftreten möglich ist.

Diese zwölf Knochen sind nun so ineinandergesügt wie die Steine bei einem Gewölbebogen. Das Gewölbe ist convex von vorn nach hinten und von innen nach außen. Die Stützpunkte gegen den Fußboden sind der Fersenhöcker und die Köpfchen der Mittelfußknochen, die Ballen des Fußes. Zwischen diesen Stützpunkten liegt die Höhlung der Fußhöhle. Während aber bei einem Gewölbebogen unnachgiebiger Mörtel die einzelnen Steine untereinander verbindet, vereinigen hier zahlreiche, sehr feste aber elastische Bänder die Knochen miteinander. Sie sind sämmtlich so angeordnet, daß sie die Wölbung des Fußes bewahren. In demselben Sinne unterstützend wirkt eine breite, sehnige Membran, die Sohlenaponeurose, welche vom Fersenhöcker an sich wie eine Sehne zum Bogen unter der Höhlung der Sohle hinstreckt. Zwischen dem Skelette und ihr liegen die Nerven in der Fußhöhle ganz geschützt, so daß sie beim Auftreten nicht leiden, während bei den unglücklichen Plattfüßigen jedes Auftreten mehr oder weniger schmerzhaft ist.

Durch diesen Bau ist der Fuß im Stande das Gewicht des Körpers zu tragen, ohne von demselben platt gedrückt zu werden. Durch die Gewölbe-structur wird bewirkt, daß die von oben einfallende Last sich von Knochen zu Knochen fortpflanzt, ohne auf die Verbindungen der Knochen einen lästigen Druck auszuüben. In Folge der elastischen Bandverbindungen federt der Fuß beim Auftreten in seinen sämmtlichen Gelenkverbindungen, wodurch natürlich eine viel größere Elasticität beim Gehen entsteht, als wenn er aus einem festen, unnachgiebigen Gewölbe bestände. Bei jedem Auftreten wird daher der Fuß etwas länger und etwas breiter, federt aber beim Emporheben durch die Elasticität seiner Bandverbindungen wieder in die alte Form zurück.

An die Mittelfußknochen schließen sich nach vorn die fünf fingerartigen Zehen. Nach Hyrtl's passendem Vergleiche schmiegen sie sich wie elastische Druckfedern dem Boden an und gewähren uns daher beim Stehen und Gehen

eine erhebliche Stütze. Wenn wir uns auf die Zehen erheben, so stehen wir auf den Köpfchen der Mittelfußknochen, die ausgebreiteten Zehen geben uns aber eine breite Stützfläche, ohne welche wir in dieser Stellung wie auf einer Stelze stehen würden. Dieselbe Stütze gewähren sie uns beim Gehen, da wir bei jedem Vorwärtsschreiten uns auf die Metatarsalköpfchen erheben. Wie wichtig sie für ein festes Stehen sind, weiß Jeder, welcher in seiner Jugend den Ringkampf auf dem Turnplatze geübt hat. Streift er den Schuh vom Fuße, oder hat er eine leichte nachgiebige Sandale, welche den Zehen erlaubt den Boden zu paden, so steht er viel sicherer, als wenn er auf fester unnachgiebiger Sohle ruht. Der Essenlehrer, welcher über das Dach zu gehen hat, schreitet wohlweislich barfuß, der Kunstreiter, welcher auf dem nackten Rücken des Pferdes steht, trägt eine so dünne Sohle, daß die Thätigkeit der Zehen in nichts beeinträchtigt wird. Wenn wir unter den antiken Bildwerken die Statuen betrachten, welche in lebhafter Action dargestellt sind, wie den Myron'schen Discuswerfer, den fliehenden Niobiden u. s. w., immer sehen wir, wie der Boden von den Zehen gleichsam ergriffen wird. Wer unverkrüppelte und wirklich brauchbare Zehen besitzt, ist c. p. fähig, Märsche zurückzulegen, welche Andere nicht ausführen können. Die enorme Marschfähigkeit der spanischen Soldaten wird zum Theile wenigstens dadurch hervorgebracht, daß in der leichten Strohsandale, welche der Landmann trägt, die Entwicklung und der Gebrauch der Zehen in normaler Weise stattfindet. Auch in unserer militärischen Ausbildung wird auf den Gebrauch der Zehen Wichtigkeit gelegt. Wie oft lächeln nicht Laien, wenn sie auf dem Kasernenhofe die Recruten die ihrer Meinung nach unnütze Spielerei des Balancirschrittes durchmachen sehen. Neben der Ausbildung anderer Muskeln dient diese Uebung aber wesentlich auch dazu, den Fuß und besonders die Zehen ordentlich brauchen zu lernen. Wahrhaft wunderbar ist hierdurch oft die Veränderung des Ganges, welche in sechs Wochen bei einigen Recruten bewirkt wird. Während sie vorher einen unbehüllichen Gang hatten, indem sie nur mit der Ferse und den Ballen auftraten, haben sie dann den elastischen Schritt erlangt, welcher den preußischen Soldaten in jedem Anzuge wiedererkennen läßt.

Nur beiläufig wollen wir noch bemerken, daß durch besondere Uebung die große Zehe eine Kraft und eine Bewegung nach Richtungen erlangen kann, welche sie bei den gewöhnlichen Menschen nicht besitzt. Die Ballerina entwickelt durch Uebung allmählig eine solche Kraft in dem Beuger der großen Zehe, daß sie im Stande ist, sich auf diese Zehe selbst und nicht nur auf die Mittelfußköpfchen zu erheben. Noch sonderbarer ist die Bewegung der großen Zehe, welche sich bei einigen Berufsarten durch allmähliche Uebung entwickelt, daß nämlich die betreffenden Individuen im Stande sind mit der Zehe ähnlich wie mit dem Daumen einen Gegenstand zu umfassen und ihn so zwischen der großen und zweiten Zehe festzuhalten. Es gelingt dies dadurch, daß die in der Sohle verlaufenden Muskeln dem Fuße eine solche Krümmung in der queren Richtung geben, daß die große Zehe in die sogenannte Oppositionsstellung gegenüber den anderen Zehen gelangt, ähnlich wie der Daumen den

anderen Fingern gegenüber steht. So klettert der Japanische Gaukler an dem Seile herauf, indem er es mit den Händen und Füßen erfafst, mit den letzteren so, daß er es zwischen den beiden ersten Zehen ergreift. So sehen wir, wenn wir durch eine Stadt des Orients wandern und den vor seiner Bude in der Ausübung seines Handwerkes begriffenen Drechsler beobachten, wie dieser den Meißel zwischen den beiden ersten Zehen festklemmt. Bei den Anfängern findet der außerdem von der Hand gehaltene Meißel an diesem Punkte nur eine stützende Unterlage, die Geübteren halten aber einen schmalen Gegenstand so fest mit den Zehen, daß eine große Gewalt dazu gehört ihnen denselben zu entreißen. Auf demselben Mechanismus beruht die Fähigkeit der Maler, welche das Unglück haben, ohne Hände geboren zu sein, den Pinsel zu führen.

Will man untersuchen, wie der eigene Fuß gebaut ist, so taucht man denselben in ein Gefäß mit Wasser und schreitet über eine nasse Diele. Der nasse Abdruck des Fußes muß Folgendes zeigen: Die Ferse, den Ballen der großen und der kleinen Zehe und zwischen dem letzteren und der Ferse einen schmalen Saum, ferner den Abdruck der fünf Zehen, von denen die große sich etwas nach einwärts von der zweiten entfernt, die zweite alle übrigen etwas an Länge überragt. Dies ist der Fuß, welchen wir an den Bildwerken der Hellenen bewundern, die freilich die besten Vorbilder besaßen, da in der täglichen Übung der Palästra und des Gymnasiums der Fuß sich in der schönsten Weise entwickelte. In der gleichen Vollkommenheit sehen wir jetzt diesen Körpertheil nur noch selten und sicher nur dann, wenn der normal zur Welt gebrachte Fuß nicht durch unvernünftiges Schuhwerk verkrüppelt worden ist.

Was die Größe des Fußes anbetrifft, so herrscht fast allgemein das Vorurtheil, daß jeder Fuß absolut klein sein müsse; aber ebensowenig wie ein kräftig entwickelter Fuß zu einem graziösen Körper paßt, darf eine Heldengestalt auf ein zu schmales Piedestal gestellt werden. Unsere besten Lehrmeister in dem Reiche des Schönen, die Griechen, haben dies wohl empfunden, und jede Statue, welche zu der sogenannten Athleten-Gruppe gehört, also z. B. die Statuen des Hermes, Antinous, alle Ringer, Fechter u. s. w., zeigen eine beträchtliche Entwicklung des Knochengerüsts des Fußes.

Kehren wir nun zu dem nassen Fußabdrucke zurück, um die Fehler in dem Baue zu studiren, so müssen wir hier natürlich die gröberen Mißbildungen unberücksichtigt lassen und nur die leichteren Gebrechen in das Auge fassen. Der gewöhnlichste Fehler, welchen wir beobachten, ist, daß die Zehen sich nicht ordentlich und nicht in der richtigen Lage abdrücken, weil, wie wir gleich sehen werden, das stete Tragen von unzumessigen Schuhen diese Theile zwingt in ihren Gelenken Verkrümmungen anzunehmen. Nächst dem ist die häufigste Abnormität, daß die Bänder zu schwach sind, um das Gewölbe gehörig zu stützen, so daß beim Auftreten der Fuß sich abflacht. Man sieht dann in dem Abdrucke statt des schmalen Streifens zwischen dem Ballen der kleinen Zehe und Ferse auch die innere Seite der Sohle sich mehr oder weniger vollständig abdrücken. Das schön geschwungene Gewölbe des Fußes geht verloren und damit die Elasticität und das Federn des Schrittes, indem der

Mensch gleichsam auf eine einzige Knochenplatte auftritt. Da die Richtungslinie der Schwere vom Unterschenkel durch den Fuß etwas mehr auf die innere Seite fällt, so wird, wenn dem Uebel nicht entgegengewirkt wird, allmählich ein solches Auseinanderweichen der Knochen entstehen, daß eine furchtbare Verunstaltung erfolgt. Ungraziöser Gang, endlich Unfähigkeit einen längeren Weg zu Fuß zurückzulegen sind die unausbleiblichen Folgen. Die Knochen werden an Stellen, welche durch die Keilform vor jedem Drucke bewahrt bleiben sollten, stark aneinander gepreßt und dadurch schmerzhaft, außerdem entstehen aber auch dadurch Schmerzen, daß die sonst in der Höhlung des Fußes geschützten Nerven jetzt bei jedem Schritte zwischen dem Boden und den Knochen gedrückt werden. In den leichtesten Graden von Plattfuß, welche wir häufig im kindlichen Lebensalter beobachten, bedürfen wir zur Correctur nicht einmal besonderer orthopädischer Apparate. Die beste orthopädische Uebung ist hier, daß das Kind häufig angehalten wird sich auf die Zehen zu erheben und so durch das Zimmer zu schreiten. In dieser Stellung pflanzt sich die Richtungslinie der Schwere ziemlich in gerader Linie durch den Unterschenkel und Fuß auf die Köpfchen der Mittelfußknochen fort; das Gewicht des Körpers dient dann dazu, das Ferseubein den Metatarsalköpfchen zu nähern, der vorher ganz platte Fuß nimmt eine schöne Wölbung an. Damit aber bei dem gewöhnlichen Gehen der Fuß sich nicht wieder platt drücke, geben wir dem Kinde an dem Schuhe einen hohen Absatz; denn sobald der Fuß einen stumpfen Winkel zum Unterschenkel einnimmt, ist das Gewicht des Körpers nicht im Stande denselben platt zu drücken.

Umgekehrt darf man aber nicht glauben, daß je höher und kühner die Wölbung des Fußes geschlagen ist, der Fuß desto schöner und brauchbarer sei. Bei dem sogenannten Hohlfuße ist der Fuß zwar sehr kurz durch die bedeutende Wölbung, aber eben deswegen zum Gehen sehr schlecht geeignet. Der nasse Abdruck zeichnet uns die Ferse und die beiden Ballen ab, dagegen fehlt der Saum an der äußeren Seite der Sohle und die Zehen drücken sich entweder gar nicht oder höchst unvollkommen ab, da dieselben wegen der steil abwärts gerichteten Mittelfußknochen gezwungen sind sich nach rückwärts zu beugen und aufwärts zu weichen. Nachdem wir nun eben gesehen haben, daß das Anpressen dieser elastischen Druckfedern an den Boden nothwendig ist um uns die Sicherheit im Gehen und Stehen zu gewähren, so erhellt, daß der Gang der Hohlfüßigen ein höchst unsicherer ist. Sie gehen ungefähr so wie Menschen, welchen die Zehen fehlen. Erheben sie sich beim Vorwärtsschreiten auf die Mittelfußköpfchen, so breiten sich die Zehen nicht aus, die Patienten stehen wie auf Stelzen, gehen unsicher und wankend. Außerdem fehlt bei dem Hohlfuße jede Elasticität des Schrittes; denn die Bänder und die Sohlenaponeurose sind zu straff und geben nicht nach, die Gelenke federn nicht und der Fuß verhält sich daher beim Auftreten wie ein unnachgiebiges Gewölbe. Das richtige Maß der Wölbung, das richtige Maß in der Elasticität der Bänder gehört daher eben so gut zur Schönheit wie zur Brauchbarkeit des Organes.

Zur Correctur des Hohlfußes schlagen wir den umgekehrten Weg wie

bei dem Plattfuße ein. Wir entfernen nicht nur jeden Absatz vom Stiefel, sondern machen noch die Sohle vorn höher, als hinten. Wenn nämlich das Gewicht des Körpers nicht auf die Spitzen der Mittelfußknochen drückt, sondern die Last auf einen etwas weiter nach hinten gelegenen Punkt fallen läßt, so strecken sich die aufwärts gekrümmten Zehen aus und das Gewölbe wird flacher. Damit wir aber in möglich kurzer Zeit die Correctur erreichen, lassen wir das Gewicht des Körpers auch möglich lange einwirken und rathen den Patienten daher, stehend zu arbeiten.

Der norddeutsche Stamm erfreut sich in der Regel eines zwar nicht zierlichen, aber ursprünglich wohlgeformten Fußes, aber was wird so überaus häufig aus diesem schönen Organ gemacht. Den Freund des Schönen ergreift ein Grauen, wenn er bei irgend einer Gelegenheit aus der eleganten Umhüllung den verkrüppelten und verunstalteten Kern herauschälen sieht. Schon bei den alten Schriftstellern finden wir die Klagen über den Unverstand der Schuhkünstler, und in unseren Tagen klagt ein bedeutender Anatom darüber, daß man zwar Vorlesungen über den zweckmäßigsten Fußbeschlagnahme, daß man aber den Schuhmachern keine Anleitung zum zweckmäßigen Baue der Schuhe gebe. Wie viel ein guter Schuh für die Leistung des Fußes bedeutet, das weiß besonders jeder Feldherr, welchem die Beschaffung des guten Schuhwerkes, von dem die Marschfähigkeit und Leistungsfähigkeit seiner Truppe abhängt, oft fast so viel Kopfzerbrechen verursacht, wie seine strategischen Dispositionen. Gustav Adolf und Friedrich der Große haben den Füßen ihrer Soldaten die speciellste Aufmerksamkeit angedeihen lassen; und gegenwärtig wird für die deutsche Armee, da man in derselben nicht jedem einzelnen Soldaten das Schuhwerk nach Maas anfertigen lassen kann, der Stiefel nach den vom Anatomen Meyer gegebenen Vorschriften angefertigt.

Wenn wir der Sohle nur einen Schutz gegen die Unebenheit des Bodens zu bieten hätten, so würde die Sandale die zweckmäßigste Tracht sein. An der Sandale der römischen Kaiserzeit ist freilich durch die Art der Befestigung, bei welcher ein Riemen von der Spitze der äußern Seite schräg über die kleine Zehe läuft, Gelegenheit zu Verkrümmung dieser Zehe gegeben und mir will es scheinen, als ob die allgemeine Verbreitung dieser Fußbekleidung in dieser Beziehung auch die Kunst beeinflusst habe, indem an den Statuen aus der römischen Kaiserzeit die kleine Zehe verkrümmert erscheint im Gegensatz zu den Statuen aus der früheren Periode.

Für unser Klima eignet sich jedoch die Sandale durchaus nicht, da wir den Fuß auch gegen Kälte und Nässe schützen müssen, wir bleiben daher auf Schuhe und Stiefel angewiesen. Der gewöhnlichste Fehler, welchen der Schuhmacher begeht, ist der, daß er das Maß nur an dem frei in der Luft schwebenden Fuße nimmt. Ein nach diesem Maße genau angefertigter Stiefel wird sich sehr bequem anziehen lassen, sobald man sitzt, und wird auch nirgend drücken. Sobald man aber aufsteht, und den Fuß belastet, wird man Schmerz und Unannehmlichkeit empfinden. Wir haben oben gesehen, daß jeder normale Fuß beim Auftreten etwas länger und breiter wird und dieser

Veränderung wird bei einem solchen Stiefel kein Spielraum gelassen. Am empfindlichsten werden die Zehen von diesem Uebelstande betroffen; denn die übrigen Fußknochen sind so fest ineinander gefügt, daß sie nicht nachgeben; die fingerartigen, beweglichen Zehen müssen sich daher dem engen Gefängnisse anzupassen suchen. Dadurch, daß der Schuh die Längenentwicklung des Fußes nicht zuläßt, werden die vorn mit ihren Spitzen anstoßenden Zehen gezwungen, sich aufwärts zu krümmen. Die Haut über den gebogenen Gelenken, welche gar keinem Drucke ausgesetzt sein sollte, wird nun fest zwischen dem unterliegenden Knochen und dem Oberleder angepreßt und erzeugt deswegen die lästigen Schwielen, welche unter dem Namen der Hühneraugen bekannt sind, und eine wahre Plage der civilisirten Welt bilden. Wenn derartiges unzumuthbares Schuhwerk dauernd, besonders im kindlichen Alter, getragen wird, so behalten schließlich die Zehen die gekrümmte Stellung, sie können nie mehr gestreckt werden und verlieren daher an ihrer Gebrauchsfähigkeit.

Auch der Uebelstand, daß der Fuß sich nicht der Breite nach entfalten kann, wird am meisten von den Zehen empfunden. Die große Zehe, welche, wie wir gesehen, bei dem Auftreten etwas nach einwärts abweicht, wird jetzt gezwungen, sich nach außen zu wenden. Da sie keinen andern Platz findet, wird sie unter die zweite Zehe gedrängt. Bei sehr unzumuthbarem Stiefel geschieht dies so stark, daß die Zehe eine stumpfwinklige Richtung gegen ihren Mittelfußknochen einnimmt. Die Gelenkfläche dieses letzteren Knochens, welche von der Gelenkfläche der Zehe bedeckt sein sollte, liegt mit ihrem innern Ende ungeschützt unter der Haut, entzündet sich durch die dauernde Reibung am Leder, erzeugt Knochenanschwellungen und bildet den sehr unschönen, sogenannten seitlichen Ballen. Auch die übrigen Zehen müssen suchen, wie sie in dem zu engen Raume Platz finden, und bald schiebt sich die eine oder die andere über oder unter ihren Nachbar, verkrüppelt, und wird außer Dienst gesetzt. Will man daher Schuhwerk haben, welches dem Fuße die volle Gebrauchsfähigkeit gestattet, und dadurch den schönen, nicht ermüdenden Gang erlaubt, für welchen die Natur unsere Füße so wunderbar construirt hat, so muß der Schuhmacher die Conture des die Körperlast tragenden Fußes auf einem Blatte Papier abzeichnen, und nach diesem Muster die gehörige Breite und Länge geben. Selbstverständlich wird ein derartiger Schuh etwas größer ausfallen, als ein nach der gewöhnlichen Methode des Maßnehmens gearbeiteter; wenn er aber im Uebrigen sich den Formen des wohlgebildeten Fußes anschmiegt, so wird er doch ein schönes Product sein.

Eltern haben natürlich auch noch die Verpflichtung, darüber zu wachen, daß das bei dem Wachstume des jugendlichen Fußes zu klein werdende Schuhzeug zu richtiger Zeit ausrangirt werde, damit die normale Entwicklung des Fußes nicht gehindert werde.

Wenn wir nun einen Blick in ein Kupferwerk werfen, in welchem die Formen der Fußbekleidung vergangener Jahrhunderte dargestellt sind, so staunen wir über bizarre Formen, welche die Mode aus einem Dinge geschaffen hat, das ursprünglich nur zum Schutze des Fußes bestimmt war. Wir

können diese Formen nicht sämmtlich durchgehen, sondern wollen nur constataren, daß es das vordere und hintere Ende des Schuhs ist, an welchen die Mode die ausschweifendsten und unnatürlichsten Abänderungen geschaffen hat. Am vorderen Ende zeigt sich die unbegreiflichste Geschmacksverirrung in den Schnabelschuhen, bei welchen die Spitze des Schuhs in einen spitz zulaufenden, den eigentlichen Schuh an Länge übertreffenden, Fortsatz ausgezogen war. Wie hinderlich diese Anhängsel für den Gebrauch des Fußes waren, geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, daß die Ritter, welche in der Schlacht von Sempach genöthigt waren, vom Pferde zu steigen, um gegen das schweizerische Fußvolk zu kämpfen, mit einem Schwertstiche zunächst ihre Schuhschnäbel abtrennten, damit sie festen Fuß fassen konnten. Man sollte glauben, daß wir vor der Wiederverkehr einer so geschmacklosen und hinderlichen Fußbekleidung absolut geschützt wären, aber wir haben im Anfange der vierziger Jahre doch einen Anlauf nehmen sehen, mit welchem man zwar die Extravaganz des mittelalterlichen Vorbildes nicht erreichte, in welchem aber doch das vordere Ende des Männerstiefels zu einem längern, spizen, nach aufwärts gekrümmten Fortsatze ausgezogen wurde.

Wichtiger ist für uns das hintere Ende des Schuhs, weil der schon einige Male in der Geschichte der Mode aufgetauchte und wieder verschwundene Stöckelschuh in den letzten Jahren wieder bei uns eingeführt und besonders der Liebling der Damenwelt geworden ist. Ursprünglich ist der Absatz gewiß nur deswegen dem hinteren Ende der Sohle angefügt worden, um den Fuß möglichst vor der Beschmutzung durch den Boden zu schützen. Die Sicherheit des Auftretens vermindert jeder Absatz mehr oder weniger nach seiner Höhe; und wir sehen daher unsere Seeleute, welche an Bord nie in Gefahr kommen in Schmutz einzusinken, und deren Beruf ein möglichst festes Fußes erfordert, abspaltlose Stiefel tragen. Wenn wir Landbewohner nun aber auch durch die Beschaffenheit unserer Wege in unseren Breiten genöthigt sind, den hintern Theil des Fußes durch eine kleine Unterlage etwas zu erhöhen, so ist der hohe Absatz dagegen eine entschiedene schädliche Einrichtung.

Unsere Damen ahnen gar nicht, in welche Gefahren sie durch dieses scheinbar unschuldige Ding gerathen können. Zweimal habe ich schon eine lebensgefährliche Verletzung dadurch entstehen sehen, daß die Trägerin des Stöckelschuhs unvorsichtig die Treppe herabsteigte, mit dem Absatze an einer Treppenstufe hängen blieb und kopfüber stürzte. In einem Falle entstand ein Schädelbruch dadurch, daß der Kopf auf den Marmorschiefen des Flurs aufschlug; in dem zweiten Falle stürzte eine junge Dame mit dem Kopfe so unglücklich in die Scheibe eines Flurfensters, daß die Glassplitter eine Schlagader am Halse (*Carotis externa*) durchschnitten. Unrettbar würde sich diese Dame zu Tode geblutet haben, wenn nicht ein zufällig anwesender Herr die Geistesgegenwart gehabt hätte die Wunde, aus welcher das Blut hervorschoß, energisch mit den Fingern zusammenzudrücken und eine ganze Stunde so zu halten, bis ärztliche Hülfe herbeikam. Kleine Verletzungen,

welche durch den Stöckelschuh veranlaßt werden, indem wegen der Unsicherheit des Ganges das Umrücken des Fußes begünstigt wird, Dehnungen der Bänder, Brüche der Fibula u. s. w. wird wohl schon jeder Arzt beobachtet haben.

Aber auch abgesehen von diesen eigentlichen Unfällen, welche sich vermeiden ließen, wenn man bei jedem Schritte und Tritte aufmerksam wäre, übt der Stöckelschuh einen schlechten Einfluß auf den Fuß und auf das Gehen.

Wenn wir aus der Mittellage des Fußes (rechtwinkelig zum Unterschenkel), die wir beim Stehen einnehmen, vorwärts schreiten, so erheben wir uns uneigentlich auf die Zehen, eigentlich auf die Köpfchen der Mittelfußknochen, indem wir den Fuß vom Boden gleichsam abwickeln. Die Hauptbewegungen finden dabei in den Zehengelenken und im Knöchelgelenke statt. Je freier diese Gelenke spielen, desto elastischer wird der Schritt, desto weniger ermüdend die Bewegung. Wenn wir nun unter dem hinteren Theile des Fußes ein Gerüst aufbauen, so stellen wir je nach der Höhe desselben den Fuß mehr oder weniger in stumpfwinkelige Beugung zum Unterschenkel. Die Köpfchen der Mittelfußknochen sind steil abwärts gerichtet und dem entsprechend biegen sich die Zehen auf die Rückseite, so daß bei einigermaßen hohem Absatze kaum noch ein Spielraum für die Bewegung in diesen Gelenken bleibt. Ebenso erlaubt der hohe Absatz dem Fuße im Sprunggelenke niemals in seine mittlere Lage wieder zurück zu kommen; und nur der hintere Theil der Gelenkfläche des Sprungbeines kann für die Bewegung des Unterschenkels auf ihm benutzt werden. Hierdurch erleidet der Mechanismus unserer Gehwerkzeuge eine schwere Beeinträchtigung, denn während sonst sich der Fuß vom Boden, der Unterschenkel vom Fuße abrollt, muß jetzt das Bein mit fast steif gehaltenen Gelenken des Fußes vorwärts gesetzt werden, ohngefähr in der Bewegung, welche wir bei den Pferden das Steppen nennen. Der Gang erhält dadurch etwas Auffallendes, wenn man ihn mit dem gewöhnlichen Gange vergleicht; und da auffallend so oft mit schön wechselt wird, so bürgerte sich dieser Stepperschritt in der Frauenwelt Europa's bald ein. Dem vollständig ausgebildeten Fuße einer erwachsenen Frau wird nun freilich wenig dadurch geschadet, abgesehen davon, daß die Trägerin des Schuhs keine weiten Strecken zurücklegen kann und daß sich in der Haut vor den Mittelfußköpfchen, welche jetzt dauernd durch die Last des Körpers gedrückt wird, recht unangenehme Schwielen bilden können.

Dagegen habe ich schon mehrfach hartnäckige Knieleiden durch die Ueberanstrengung des Kniegelenkes und seiner Streckmuskeln, welche der Stöckelschuh veranlaßt, beobachtet. Die subjectiven Symptome waren stets mehr oder weniger heftige Schmerzen und Störung der Gebrauchsfähigkeit, die objectiven: geringer Wassererguß in das Gelenk, Rauigkeiten der inneren Gelenkhaut und der Knorpel, welche bei jeder Bewegung ein starkes Anarren des Gelenkes verursachten. In den schwersten Fällen war außerdem eine solche Inzuffizienz der Streckmuskeln vorhanden, daß die Patientinnen nicht im Stande waren, das Bein vollständig in der Luft zu strecken, während passiv die Streckung leicht gelang. Die Erklärung der Entstehung dieses Zustandes scheint mir

ziemlich leicht. Die Trägerin des Stöckelschuhes läßt nicht nur den Promenadenschuh, sondern auch den Pantoffel mit dem hohen Absatz bewaffnen; denn selbst im Boudoir will sie die Selbsttäuschung haben, daß ihr Fuß verkürzt erscheint. Jeden Augenblick also, in welchem der Fuß die Körperlast zu tragen hat, befindet sich der Fuß in einer Lage, als stünde er auf einer schiefgeneigten Ebene. In dieser Lage genießen die Gelenke der unteren Extremitäten und vor Allem das Kniegelenk niemals die Wohlthat in die Stellung zurückzukehren, in welcher das Gewicht des Körpers von den Bändern gehalten wird, und es ist nicht nur beim Gehen, sondern auch beim Stehen eine fortbauernde Muskelanstrengung nothwendig, um den Körper aufrecht zu erhalten. Ohngefähr können wir uns diese Muskelanstrengung veranschaulichen, welche die Trägerin des Stöckelschuhes den ganzen Tag hindurch zu leisten hat, wenn wir bedenken, daß ihr Fuß sich in derselben Lage befindet, wie der eines Menschen, welcher einen Vergabhang hinunter geht. Jeder, welcher ein Mal einige Stunden hintereinander bergab gegangen ist, weiß, welche Anstrengung diese Bewegung für das Kniegelenk und seine Streckmuskeln bedingt.

Der bildsame Fuß des jungen Mädchens erleidet aber auch selbst durch die unzweckmäßige Tracht zuweilen eine schädliche Formveränderung. In der dauernd aufgezwungenen Stellung strebt das Körpergewicht die Köpfchen der Mittelfußknochen der Ferse zu nähern, die Zehen werden gezwungen nach aufwärts zu weichen, der Fuß wird in einen abscheulichen Hohlfuß verwandelt, welcher bei dem Auftreten gar nicht mehr federt. Da ein so verbildeter Fuß zum Gehen unbrauchbar ist, so folgt dem Fröhnen der Eitelkeit eine schwere Buße. Nur ganz allmählig kann das Körpergewicht die verschobenen Gelenke wieder gerade richten, wenn entweder barfuß oder mit einer Sandale gegangen wird, welche vorne höher ist als hinten. Eine monatelange Verbannung in einen unbesuchten Landaufenthalt ist deswegen zuweilen nöthig, um wieder einen zum Gehen brauchbaren Fuß zu erlangen.

Wenn wir uns nun fragen, nachdem wir die Nachtheile des Stöckelschuhes in kurzen Zügen geschildert haben, wie es möglich gewesen ist, daß eine solche widersinnige Mode eingeführt werden konnte, so können wir, wie ich glaube, die europäischen Mandarinen-Töchter von dem Vorwurfe frei sprechen, daß sie dem Fuß-Ideale ihrer Schwestern in einem fern im Osten gelegenen Staate nachgestrebt hätten. Einen so verkürzten und so hohlen Fuß, wie ihn die Chinesinnen der höheren Stände durch eine in frühester Jugend angestellte antiorthopädische Behandlung erlangen, erreichen wir durch den Stöckelschuh nicht, selbst wenn wir den Absatz, um seine Wirkung zu verstärken, fast bis zur Mitte der Sohle vorrücken. Der vom Stöckelschuhe verbildete Fuß zeigt uns nur die erste Etappe auf dem Wege der Ausbildung zum Chinesischen Fuße, bleibt aber Gottlob im Vergleiche zu diesem hohen Vorbilde nur eine Stümperei. In China haben übrigens, beiläufig gesagt, nur die Frauen der höheren Stände derartige, nach dortigen Begriffen elegante, verkrüppelte Füße, so daß man auf den ersten Blick erkennt, daß der Besitzerin ihre Mittel

erlauben, zeitlebens auf den Gebrauch der Füße als Gehwerkzeuge zu verzichten, während die arbeitende Classe sich durchgehends des freien Gebrauches der Füße erfreut. Bei uns hingegen sehen wir manches hübsche Mädchen, dessen Beruf flinken und gewandten Gebrauch der Füße erfordert, sich unbehülflicher oder schwer beweglicher durch den Stöckelschuh machen.

Bei dem zweiten Siegeslaufe, welchen die Crinoline in den fünfziger Jahren durch Europa nahm, können wir die Entstehung der Mode nachweisen. Eine hohe Frau wollte eine vorübergehende Unschönheit des Wuchses verdecken und führte deswegen diese Mode ein. Zunächst waren es ihre Anhänger, bald aber fast die ganze weibliche Welt Europa's, welche sich, ohne es nöthig zu haben, in diese unschöne Tonnengestalt verwandelte. Aehnlich wird es wahrscheinlich mit der Einführung des Stöckelschuhs gewesen sein. Wir haben oben gesehen, daß der unschöne und ungraciöse Gang Plattfüßiger durch den hohen Absatz wesentlich verbessert wird. So wird wahrscheinlich ein schlauer Jünger Crispin's, der dieses mechanische Moment des Stöckelschuhs richtig erkannte, denjenigen seiner Clientinnen, welche häßliche Plattfüße besaßen, den Gang verbessert haben. Da diese nun wirklich besser gingen, auch stattlich durch den Rothurn erschienen, falls sie klein waren, so wurde die Mode kritiklos nachgeahmt und hat sich nun, wie es scheint, fest eingebürgert.

Gänzlich verbannen dürfen wir daher den Stöckelschuh nicht, sondern müssen ihn für die geeigneten Fälle als wirksames orthopädisches Mittel beibehalten. Wenn also eine vorurtheilsfreie Dame deutlich empfindet, daß sie mit der Stelze entschieden besser geht als ohne dieselbe, so ist ihr dringend zu rathen sie beizubehalten; denn sie hat dann sicher einen fehlerhaft gebauten Fuß, welcher durch den hohen Absatz leistungsfähiger wird. Die der Mehrzahl nach schön gebauten Füße meiner Landsmänninnen möchte ich jedoch gerne dem elastischen schwebenden Schritte wiedergegeben sehen, welcher das Auge des Kunstenners erfreut. Wahrscheinlich wird dies für das Erste ein frommer Wunsch bleiben; denn die Sucht, den auf eine steile Ebene gestellten Fuß möglichst kurz erscheinen zu lassen, wird den Sieg davon tragen.

Bis jetzt haben wir zu wenig Werth auf die Bildung und Entwicklung des Schönheitssinnes gelegt, wie es am besten die fahlen und nüchternen Wände unserer Schulzimmer, auch in den höheren Anstalten, beweisen. Daher gelingt es der in ihren barocken Phantasien oft unsinnigen Tyrannin, der Mode, unserem Volke die unästhetischen Trachten aufzudrängen. Wenn aber guter Geschmack und Schönheitsinn nicht mehr wie jetzt nur in einem kleinen Bruchtheile der Nation herrschen, dann werden wir es auch erleben, daß man den Fuß nicht als ein Anhängsel unseres Körpers betrachtet, welches vorzugsweise dazu bestimmt erscheint ein äußerlich möglichst elegantes Leder-Kunstwerk zu zeigen, unbekümmert darum, welchen verkrüppelten Inhalt dasselbe berge, sondern man wird dafür sorgen, daß das Kunstwerk der Natur, der Fuß, in seinem für die Zweckerfüllung unvergleichlichen Baue nicht durch ein ihm unverständlich auferlegtes Joch verkümmert werde.



F r a g m e n t.

Par

Emile Augier

de l'Académie française.

— Paris. —

.....
J'ai connu dans ma vie un seigneur très-charmant
Qui n'a jamais voulu se laisser voir dormant,
Parceque, disait-il, c'est la seule attitude
Qui ne puisse asservir la nature à l'étude;
Et de mauvais plaisants s'étant par trahison
Glissés dans son alcôve, il en tira raison,
Offensé qu'on connût le côté de sa vie
Qu'il ne pouvait régler selon sa fantaisie.
Il allait un peu loin, mais il n'avait pas tort:
On perd le libre arbitre à l'instant qu'on s'endort,
On retombe à l'état de nature et le somme
Est la seule partie indocile de l'homme.
Tout le reste se peut redresser, raffermir,
Corriger; on apprend tout hormis à dormir,
Et l'on ne trouve pas pour se donner des charmes
Des maîtres de sommeil comme des maîtres d'armes.
C'est pourquoi, la nature étant là sans appel,
Il importe en ce point de voir le naturel,
Et c'est pourquoi tout père un peu prudent et tendre
A ce sage examen doit soumettre son gendre.





Fragment.

Aus einem noch nicht vollendeten Lustspiele Emile Augiers.

Uebersetzt von

Ernst Dohm.

— Berlin. —

.....
Einst hab' ich einen Mann, 'nen prächt'gen Herrn, gekannt,
Der nimmer leiden mocht', daß man ihn schlafend fand;
Die einz'ge Lage sei's — meint' er — der's nie gelinge,
Daß zum Gehorsam die Natur der Wille zwingt.
Als Jemand vor sein Bett sich heimlich Zutritt schafft,
Sog für den schlechten Wit' er ihn zur Rechenschaft;
Daß man im Zustand ihn erblick', hielt er für Schande,
Den er nach Will' und Wunsch zu regeln nicht im Stande.
Er ging ein wenig weit, doch richtig war's gedacht:
Wann sich das Auge schließt, hört auf des Willens Macht;
Ein Slave der Natur, ein ungelehrig stummer
Und willenloser, wird der Mensch nur durch den Schlummer.
Was sonst im Leben los' und krumm, kann fest und schlicht
Man machen; Alles lernt sich — nur das Schlafen nicht.
Auch gibt's für feinern Schliß der Körper und der Geister
Wohl Tanz- und Fecht- und Sprach- doch nirgend Schlummermeister.
Hier erscheint die Natur in ihrem Element:
Man kennt den Menschen nur, wenn man ihn schlafend kennt.
Drum wählt ein zärtlicher und kluger Vater ohne
Die weise Prüfung nie 'nen Mann zum Schwiegersohne.





Emile Augier.

Don

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Unter den zeitgenössischen Bühnendichtern Frankreichs nimmt Emile Augier wohl die erste Stelle ein. Jedensfalls erweckt die schriftstellerische Persönlichkeit dieses Dramatikers die lebhaftesten Sympathien. Sein dichterisches Wirken von dem Augenblicke an, da der vierundzwanzigjährige Jüngling zum ersten Male vor das Publicum trat, bis auf den heutigen Tag weist einen markigen Zug von Noblesse, von Ernst und Lauterkeit auf, der ungemein wohlthuend berührt. In diesem Schriftsteller ist keine Faser von Niedrigkeit und Gemeinheit. Niemals hat er sich hervorbringen, niemals durch interessante Paradoxe blenden wollen. Seine Arbeit ist frei von jeder Berechnung auf den Beifall der Menge. Er ist ein durch und durch gewissenhafter Schriftsteller, der sein Talent nur in den Dienst seiner Ueberzeugung stellt. Trifft diese mit der Strömung des Tages zusammen, so bleibt er im gewöhnlichen Fahrwasser, unbekümmert darum, ob seinen Werken durch den Mangel an originaler Auffassung das Schicksal des Gewöhnlichen bereitet werde; lehnt sich aber seine Ueberzeugung gegen das wankelmüthige Gesetz des Tages auf, so rudert er mit kräftigem Arme gegen den Strom, gleichviel, ob er dem Anprall der wider ihn anstürmenden Gewalten unterliege oder nicht. Augier hegt gegen das Publicum weder die thörichte Geringschätzung, deren sich nur eine verblendete Selbstüberhebung schuldig machen kann, noch dient er ihm knechtisch. Er ist ein selbstständiger, ruhiger Denker, der sein Talent ausschließlich dazu verwerthet, das, was er als das Richtige erkannt hat, in der dramatischen Form, die er vollkommen beherrscht, in möglich künstlerischer Abrundung zum Ausdruck zu bringen, um dadurch für seine Erkenntniß Jünger in den weitesten Kreisen zu werben, — sei es durch ein verlockendes und liebreizendes Gemälde dessen, was ihm als das

Echte und Wahre gilt, sei es durch eine schonungslose, abschreckende Schilderung des Falschen und Bösen.

In Frankreich nimmt Emile Augier schon seit mehr denn drei Jahrzehnten in der öffentlichen Würdigung unter den dramatischen Dichtern den Rang ein, der ihm in unserm Vaterlande eigentlich erst seit seinem letzten Schauspiel, „Die Fourchambault“, zugestanden wird. Vor diesem sind nur einige wenige der Augier'schen Stücke mit Erfolg gegeben worden, namentlich in Wien; aber keines derselben hat es auch nur annähernd zu jener durchschlagenden Wirkung in Deutschland zu bringen vermocht, welche einige Schauspiele von dem jüngeren Dumas und Victorien Sardou, wie z. B. „die Kameliendame“, „Alphonse“, „die Fremde“, „Fernande“ und „Dora“ erzielt haben. Und doch bietet die Production Emile Augiers Werke von ungleich stärkerer Begabung und höherem Werthe dar als die eben genannten. Gleichwohl ist es erklärlich, daß das deutsche Publicum den Werken Augiers eine geringere Empfänglichkeit entgegengebracht hat, als denen seiner beiden berühmtesten Rivalen.

Die feste, lärmende, etwas vorlaute Natur des jüngeren Dumas, der, wenn alle Welt Ja sagt, ein überraschendes Nein dazwischenschreit und nun seine abweichende Meinung mit allerlei lustigen und scharfsinnigen Kabulistereien motivirt, die erstaunliche Virtuosität Sardous, die beinahe etwas vom Tausendkünstler an sich hat oder vom Jongleur, der gläserne Flaschen und Kanonenkugeln mit fabelhafter Geschwindigkeit im Reigen kreisend durch die Lüfte jagt, den Zusammenstoß und das klägliche Ende des Gebrechlichen immer befürchten läßt und immer wieder vereitelt, — Dumas und Sardou sind ganz die Männer, um sich Gehör zu verschaffen und das Auge zu fesseln. Es versteht sich, daß ihnen das nicht in dem Maße, wie es der Fall ist, gelingen würde, wenn sie nicht nebenbei oder eigentlich vor allem durch reellere Eigenschaften: durch Geist, scharfe Beobachtungsgabe, eigenartigen Stil u. unterstüßt würden. Aber bei diesen Beiden ist entweder der Vorwurf des Stüdes oder die theatrale Ausführung das sehr Wesentliche, — bei Dumas die These, die er plaidirt, bei Sardou die Verwicklung und Lösung der einzelnen Fäden, — und gerade das sind diejenigen Bestandtheile des Dramas, die bei der Uebersetzung desselben von dem heimischen Gebiet auf ein fremdes am wenigsten berührt werden. Wenn einige Pointen im Dialoge auch durch eine ungeschickte Uebersetzung stumpf gebogen werden, so wird das Ganze dadurch doch nicht in erheblicher Weise geschädigt. Die Frage, ob der gekränkte Gatte das Recht habe, den Geliebten oder gar sein Weib zu tödten, erregt, selbst wenn sie in einem etwas zweifelhaften Deutsch aufgeworfen und debattirt werden sollte, unter der Voraussetzung, daß sie an besonders interessanten Fällen und unter besonders scharfsinnigen Situationen klar gelegt werde, immerhin eine starke Theilnahme. Das Prikelnde und Reizvolle der Situationen, — die beständig eine Katastrophe herbeizuführen drohen, aber durch unerwartete Zwischenfälle zu neuen verwickelten Situationen sich fortpflanzen, den Zuschauer unausgesetzt in Althem halten und ihm jene eigenthümliche Erregung hervorrufen,

welche die halbschmerzhaften Kunststücke eines Gymnastikers verursachen, oder auch nur jenes bescheidenere Vergnügen, das die Lösung einer scharfsinnigen Charade gewährt, — wird selbst durch das ungeschickte Wort nur in bescheidenem Maße beeinträchtigt. Daher sind Dumas und Sardou für das Ausland viel dankbarere Autoren als Emile Augier.

Augier strebt wie gesagt weder im Vorwurf seiner Dramen die Absonderlichkeit an, noch bemüht er sich, Bravourstücke theatralischer Fingerfertigkeit zum Besten zu geben. Er ist darum nicht minder verwegen als Dumas, ist auch nicht minder geschickt als Sardou, aber seine Verwegenheit und seine Geschicklichkeit sind latenter, ruhiger, weniger vordringlich und darum auch weniger auffällig als bei den Genannten. Gerade weil er sich stärker fühlt, braucht er nicht so viel Aufhebens zu machen.

Greift er aber zu, so packt er aber auch sein Opfer wie mit eisernen Klammern. Er macht dem Parquet nicht diejenigen Concessionen, zu denen sich Dumas in seinen letzten Sittendramen doch noch versteht. Augier ist unversöhnlich. Er erscheint daher auch zuweilen geradezu lieblos bis zur Grausamkeit und unmenschlich. Er ladet unter Umständen das Publicum zu einem Schauspiele ein, das für dieses nicht das erhoffte Vergnügen, sondern eine wahre Folter wird. Er ist nicht so bequem wie Dumas, geschweige denn wie der vergleichsweise ganz harmlose Sardou, dem selbst in den ergreifendsten Situationen der Schalk in den Nacken schlägt. Auch Dumas kann es nicht lassen, seine Späßchen zu machen; und er wird es nicht fertig bringen, in den Augen des ernsthaften und wahrhaft gebildeten Publicums als ein ernsthafter und überzeugender Sittenprediger zu gelten. Er ist ein geistvoller, höchst interessanter, scharfsinniger Kopf, der alles Mögliche mit allen möglichen Gründen auf seine Weise beweist, der aber niemals von der Gerechtigkeit der Sache, die er führt, durchdrungen zu sein scheint. Man folgt mit Spannung dem pikanten und klugen Plaidoyer und klatscht ihm Beifall, wenn man auch nicht mit ihm einverstanden ist. Der nicht Ueberzeugte überzeugt und überführt uns auch nicht. Er vermag es nicht, uns in's Gewissen zu reden; wenn er unangenehm oder unbequem wird, wenden wir uns von ihm ab, wie von einem Menschen, der uns eine Weile unterhalten hat und uns nun lästig oder langweilig wird.

Anderß bei Augier. Hier haben wir auf der Stelle das ganz bestimmte Gefühl, daß wir einem Manne gegenüber stehen, dem es durchaus nicht darum zu thun ist, uns einen geistvollen Scherz vorzuführen und uns durch kühne Sprünge in der Logik zu erheitern. Dieser Mann meint es aufrichtig. Er ist nicht nur mit dem Kopfe, er ist mit dem Herzen an der Sache betheiligt. Er will nicht durch einen verblüffenden Schachzug den Gegner überlisten und abfangen; er will den Andersdenkenden gewinnen, überzeugen, und er meint, daß da die einfachsten die besten Mittel seien. Er wählt also eine schlichte Handlung, welche geeignet ist, am deutlichsten die Idee des Stückes zu verkörpern und den Charakter des Helden oder der Heldin zu erproben.

Aus der Logik der Verhältnisse und Persönlichkeiten zieht er die unabwieslichen Consequenzen, ohne Spitzfindigkeit, ohne advocatorische Schlaueit; sind diese Consequenzen auch für den Zuschauer peinlich, wirken sie verlegend, so kann sich dieser doch nicht, wie bei Dumas' Stücken, mit einem leichten Achselzucken von denselben abwenden. Der Dichter hält ihn fest. Bei Dumas ist das Publicum immer nur der unbetheiligte Zuschauer, oder schlimmsten Falls der wenig betheiligte Zeuge einer mehr oder minder spannenden Affisenverhandlung; Augier dagegen erweckt bei seinem Zuschauer unter Umständen das Schuldbewußsein und bannt diesen selbst auf die Anklagebank. Dumas ist der Advocat, Augier der Ankläger und Richter in einer Person.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem ersteren bei dem Publicum im Allgemeinen, welches im Theater dem behaglichen Genuße nachgeht, der dankbarere Theil gegönnt ist. Wenn trotzdem Augiers Name in Frankreich nicht nur, was als unzweifelhaft hingestellt werden muß, mit größerem Respecte genannt wird als der Dumas', sondern sich ungeachtet der weniger bequemen Persönlichkeit des Trägers desselben zum Mindesten der gleichen Beliebtheit erfreut, so ist dies vor allem rein schriftstellerischen Eigenschaften, namentlich seinem Stil, zuzuschreiben.

Augier hat sich aus den Versen, in denen seine ersten Lustspiele geschrieben sind, zur Prosa durchgearbeitet. In den letzten zwei Jahrzehnten hat er sich der gebundenen Sprache nur selten bedient. Seine Verse zeigen, obgleich sie nicht so akademisch gepflegt und säuberlich ausgepußt sind wie etwa die von Ponsard, den man früher immer in Gemeinschaft mit Augier nannte, eine sehr bestimmt ausgeprägte Individualität. Die Sprache Augiers ist markig, breit, dabei kantig, epigrammatisch und schneidigscharf zugleich. Bei aller Rundung und Fülle fehlt es ihr keineswegs an Spitzen. Dumas als Stilist erscheint neben dem kernigen, gedrungenen Augier gar dünn und schwächlich oder auch prahlerisch aufgebauscht. Augier hat sich vornehmlich an Molière gebildet. Das Französische, das Dumas schreibt, ist vielleicht die getreueste Wiedergabe der Sprache, die heut zu Tage in der guten Gesellschaft zu Paris gesprochen wird — jener lustigen Sprache, die sich den starken Einwirkungen des Argot der Ateliers, der Cafés, der kleinen Presse freudig hingegen hat. Es ist das modernste Französische. Das Augier'sche ist das reinste, das von der Mode unabhängige. Dabei ist es durchaus nicht geziert oder künstlich gemacht, durchaus nicht befremdlich, sondern eben nur rein und unverfälscht. Augier beweist, daß man schlicht und natürlich in guten und richtigen Wortverbindungen alle Begriffe ausdrücken kann, ohne daß man genöthigt wäre, zu den allerdings bequemen, aber gewöhnlich recht geschmacklosen und verworrenen Neologismen zu greifen. Augiers Sprache in Versen wie in Prosa übt daher auch auf den französischen Zuschauer einen ganz eigenthümlichen Reiz aus. Diese den Franzosen anheimelnde Besonderheit wird natürlich von dem Zuhörer, dem das Stück in einer fremden Sprache vorgeführt wird, nicht nachempfunden. Der seines heimischen Idioms beraubte Augier verliert

einen ganz beträchtlichen Theil seiner Eigenthümlichkeit, seiner Bedeutung, seiner Wirkung; und so erklärt es sich, daß Augier bis vor Kurzem in Deutschland zu den weniger gekannten Autoren Frankreichs gehört hat, zumal seine discrete und zurückhaltende Natur ihn von dem Wettlaufe mit seinen beweglicheren und geräuschvolleren Mitbewerbern hat Abstand nehmen lassen.

Es hat etwas einigermassen Entnuthigendes, wenn man sich sagen muß, daß die volle Anerkennung, die Augier nach dreißigjährigem erfolgreichen und bedeutsamem Wirken bei uns endlich gefunden hat, weniger der Erkenntniß seiner Verdienste, die sich allmählig Bahn gebrochen, als dem Zusammentreffen einer Anzahl günstiger Zufälligkeiten zuzuschreiben ist. Ein Zufall war es, daß die „Fourchambault“ juist zur Zeit der Weltausstellung zur Aufführung gekommen sind, und daß das Stück mithin von den Hunderttausenden von Fremden, die durch die Ausstellung nach Paris gelockt waren, gesehen werden konnte. Ein Zufall hat dem Erfolge dieses trefflichen Stückes gleich am ersten Abende unerwartete Dimensionen gegeben. Die nahezu ausschließliche Beherrschung des Theaterreiches durch die Allceingebietler Dumas und Sardou hatte eine Art von Reaction gegen diese genährt. Die gute Pariser Gesellschaft, die das Spiel dieser beiden geistvollen Spiegelsechter allmählich ganz genau kannte und sich darüber ärgerte, daß die Namen dieser Weiden an jedem jungen Morgen in jeder Pariser Zeitung zu verschiedenen Malen zu lesen waren, die es endlich mit einem gewissen Mißvergnügen erfüllt hatte, daß diese Weiden, die alle möglichen Eigenschaften, nur nicht gerade die der Würdigkeit besäßen, in die würdigste Körperschaft, in die Akademie, aufgenommen worden waren, verwerthete die erste Aufführung der „Fourchambault“ zu einer Art von literarischer Demonstration. Da wurde endlich wieder einmal auf der Bühne des Théâtre Français das Schauspiel eines berühmten und hoch geachteten Dichters aufgeführt, von dem kein Mensch vorher gesprochen hatte. Da hatte kein noch so neugieriger Reporter und kein gefälliger Freund durch kleine Anekdoten die Aufmerksamkeit des Publicums vor der Vorstellung erregt. Und da hörte man endlich wieder einmal in breitem, kräftigem, strengem Französisch vernünftige und gute Dinge sagen. Die Freude, die man darüber empfand, ging mit der Mißstimmung gegen die Anderen Hand in Hand; und so wurde der Erfolg, der auf alle Fälle ein reichlicher hätte sein müssen, zu einem ganz ungewöhnlichen. Der Wiederhall desselben wurde natürlich auch in Deutschland vernommen. Und da kam Herr von Warnstedt mit seinem unbegreiflichen Verbote der „Fourchambault“ in Stettin, und die Interpellation in der Kammer, und die Entscheidung des Ministers — Augiers Name war in aller Munde, und sein Stück wurde überall gegeben. Wie gesagt, der Gedanke hat etwas Unerquickliches, daß die Kurzsichtigkeit eines Polizeibeamten dem Rufe des Dichters förderlicher gewesen ist als dreißigjähriges, redliches und gelungenes schriftstellerisches Schaffen.

Es soll hier der Versuch gemacht werden, die Augier'sche Wirksamkeit in ihrer Gesamtheit darzustellen; wenngleich selbstverständlich von einer

erschöpfenden Analyse aller seiner Werke — es sind deren fünfundzwanzig Lustspiele, Schauspiele und Dramen — Abstand genommen werden muß*).

II.

Am 13. Mai 1844 wurde am Theater des Odéon das zweiactige Lustspiel „La Ciguë“ aufgeführt. Der Verfasser desselben, ein vierundzwanzigjähriger junger Mann, hatte sein Stück zunächst der ersten Bühne Frankreichs, dem Théâtre Français eingereicht, und das Lesecomité hatte dasselbe nahezu einstimmig zurückgewiesen. Der ehrgeizige Dichter ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht entmutigen und gab das Manuscript dem Redacteur der „Revue des deux Mondes“, Herrn Buloz. Dieser behielt es einige Monate in seiner Redactionsmappe, prüfte es und gab es alsdann dem unbekannten Verfasser als ungeeignet zurück. Auch durch dies Urtheil ließ sich der Autor nicht abschrecken und klopfte beim Director des Odéon an, des sogenannten „zweiten Théâtre français“, das bisweilen mit Anfängern experimentirte. Die Thür ward ihm aufgethan. Das kleine Stück hatte einen rauschenden, relativ großartigen Erfolg. Zehn Jahre darauf erbat sich das erste Théâtre Français das inzwischen einige hundertmal gegebene Stück, um es in sein Repertoire aufzunehmen. Ein Kritiker sagte daher, das Théâtre Français habe sich endlich zur Vermählung mit einer gereiften Wittve entschlossen, der es einen Korb gegeben habe, als diese eine jungfräuliche Braut war.

Ein zweiactiges Lustspiel in Versen unter dem Titel „Der Schierling“, mit antiken Personen, und gezeichnet von einem unbekannten Namen — es war freilich nicht sehr vertrauenerweckend. Jedenfalls spukte da der Tod des Sokrates im Hintergrunde, und der Zuhörer durfte sich auf eine jener correcten, nach den classischen Mustern der französischen Tragödie gearbeiteten Durchschnittsdichtungen in wohlgeputzten, gesäuberten Alexandrinern gefaßt machen, die fast alle eine „wohlthuende Bildung“ athmen und ein „redliches Bestreben“ erkennen lassen — auf eine jener wirklich tragischen Dichtungen, die mit so viel Hoffnungen gezeugt, mit so viel Mühe an's Licht gebracht werden, deren Erscheinen mit Jubel vom Urheber, mit lauem Wohlwollen von allen Uebrigen begrüßt wird, und die dann nach einer Woche für immer verschwinden und mit sich die schönsten Träume begraben.

Diesem kleinen Lustspiele sollte ein heitereres Geschick beschieden werden. Gleich in der ersten Scene fühlte sich der Zuhörer durch die Frische und den Glanz der Sprache, durch die Liebenswürdigkeit des Stoffes und die völlige Anspruchslosigkeit angenehm berührt. Ein beifälliges Gekurre zog durch den

*) Augiers sämtliche Theaterdichtungen sind unter dem Titel: „Théâtre complet“ in 6 Bänden in Paris 1877—78 bei Calmann Levy erschienen. Ein Supplementband enthält die vermischten Schriften, einige wenige Gedichte, ein unausgeführtes Lustspiel und die akademischen Reden des Dichters.

Saal, dann wurde etwas gelacht. Dann wurde sehr viel gelacht. Der Wärme-grad stieg immer mehr, es kam starker Applaus, und zum Schluß erdröhnte das Haus von nicht endenwollendem Beifall. Ein Augenzeuge schreibt über dieses Debut Augiers: „Wir haben in unserem kritischen Wirken niemals eine angenehmere Ueberraschung erlebt. Kein Mensch hatte von dem Stücke gesprochen, kein Mensch den Namen des Verfassers je vernommen. Die Proben waren in aller Stille abgehalten worden. Wie groß war daher das Erstaunen des Publicums, als man ihm anstatt des erwarteten Mittelguts eine ganz allerliebste Komödie vorspielte, — ein lustiges Stück, neu in seiner Art, lebhaft und bewegt, eine reizende dramatische Dichtung, wie seit langen, langen Jahren nichts geschrieben ist. Jedermann war freudig enttäuscht, sich so vortrefflich bei einem Stück zu unterhalten, dem keine Reclame vorangegangen war und das auch von keiner Clique und von keiner Clique unterstützt wurde. Von nun an hat Herr Emile Augier, der wie man sagt, ein Enkel von Rigault-Debrun ist — und das gereicht dem letzteren zu hoher Ehre — in unserer Literatur einen sehr ehrenvollen Platz gewonnen.“

„Der Schierling“ ist wirklich ein überaus liebenswürdiges und ganz harmloses Stück, ein Bild des antiken Lebens, das, als es in seinen frischen Farben zum erstenmal dem Zuschauer sich darstellte, sehr begreiflicher Weise eine große Wirkung üben mußte, das aber seitdem, wie nicht verheimlicht zu werden braucht, etwas nachgedunkelt hat. Wenn die französischen Kritiker sich noch immer darauf steifen, zu behaupten, daß „La Ciguë“ Augiers bestes Stück geblieben sei, so machen sie sich einer starken Ungerechtigkeit gegen den Verfasser schuldig. „La Ciguë“ ist das glänzende Debut eines ernsthaften und großen Talentes, nichts weiter. Die Handlung ist sehr einfach, ungesucht, recht geschickt und gefällig; die Verse sind leicht, nicht allzu peinlich gefeilt, bisweilen sogar ein bißchen widerspänstig, aber voller Frische und Munterkeit, der Stil eigenartig und gesund. Die Charaktere sind gut auseinandergehalten, und das Ganze ist von gutem Humor, einer angenehmen Lebensweisheit, stellenweise von einer echten lyrischen Empfindung durchwürzt und vom vollen Sonnenscheine der Jugend übergossen. In diesem Lustspiele sind also alle Eigenschaften vereinigt, die den talentvollen Dichter schon erkennen lassen und den bedeutenden Dichter verheißen. Aber das Lustspiel ist darum selbst doch nicht zu den bedeutenden zu rechnen; dazu sind die Dimensionen gar zu bescheiden, ist der Vorwurf zu gering. In diesem ersten Stücke faßt Augier die Aufgabe des Lustspiel dichters, wenn er überhaupt schon an eine „Aufgabe“ dabei gedacht hat, nun von der heitersten und bequemsten Seite auf. Er will seine Zuschauer unterhalten, will ihnen einen vergnüglichen Abend bereiten. Es sollen noch einige Jahre vergehen, der Dichter soll noch an Reife gewinnen, bevor er in das Wespennezt der socialen Verhältnisse der Gegenwart seine Hand steckt.

Klinias ist ein blasirter junger Athenienser. Alle Vergnügungen, welche der Reichtum gewährt: die Weiber, das Spiel, die Festgelage, hat er gründlich auskosten, hat den Becher der Lust bis auf die Reige geleert, um auf

dessen Grunde, gerade wie Muffet, die Langleiße zu finden. Er ist lebensüberdrüssig geworden, er weiß, daß kein menschliches Wesen ihn wahrhaft liebt, daß er von den Weibern hintergangen, von den Schmarozern, die sich seine Freunde nennen, in schamloser Weise ausgebeutet wird. Er faßt daher den Entschluß, den Schierlingsbecher zu leeren. Aber bevor er sich tödtet, will er sich noch ein letztes Vergnügen bereiten und sich selbst gegenüber die Berechtigung seiner Menschenverachtung klar machen. Von allen den falschen Freunden, die sich im Hause dieses komischen Timon zusammenfinden, stehen ihm Kleon und Paris am nächsten. Einer von diesen soll daher sein ungeheures Vermögen erben, und zwar derjenige, dem es gelingen wird, die schöne Sclavin Hippolyta, die er eben für eine bedeutende Summe in Cypern angekauft hat, zu gewinnen. Die beiden widerwärtigen alten Narren bemühen sich nun auf jede mögliche Art, Hippolytas Gunst zu erobern, natürlich vergeblich. Als indessen jeder der Beiden in seinem Eigendünkel wähnt, daß Hippolyta sich ihm zuwende, und daß ihm daher auch die reiche Erbschaft beschieden sein werde, und als ein jeder, um seine Verächtlichkeit zu bemänteln, das Glück, von Hippolyta geliebt zu werden, in überchwänglicher Weise preist, da ändert Klinias seinen Plan. Nun wohl, sagt er, ich sehe ein, daß derjenige, der Hippolyta und meinen Reichthum zugleich empfangen, übermäßig belohnt werden würde; ich werde demgemäß mein Testament dahin ändern, daß der von Hippolyta Verschmähte durch die Erbschaft meines Besizthums entschädigt werden soll. — Nun kommt also das Gegenspiel. Paris und Kleon geben sich nun alle mögliche Mühe, sich selbst dem schönen Mädchen zu verleiden und die Vorzüge des Andern im glänzendsten Lichte darzustellen. Es versteht sich, daß Hippolyta inzwischen Zeit gefunden hat, sich in Klinias zu verlieben, und in dem Augenblicke, da der Verwalter den Schierlingsbecher ihm kredenzt, gesteht sie ihm ihre Liebe, heilt ihn von seinem Unglauben an die Menschheit, und die Beiden werden ein glückliches Paar.

Nach dem ungewöhnlichen Erfolge dieses hübschen Lustspiels fing man an, sich nach dem bisher unbekannten Autor zu erkundigen. Man erfuhr ohne Mühe, daß der junge Mann am 17. September. 1820 in Valence geboren und in seinem achten Lebensjahre mit seinem Vater, einem vermögenden und sehr tüchtigen Advocaten, nach Paris übergesiedelt war. Augier bezog, nachdem er auf einem der besten Gymnasien eine tüchtige Vorbildung genossen hatte, die Universität und studirte dem Wunsche seiner Eltern gemäß Jura. Nachdem er die juristischen Examina abgelegt hatte, wurde er von einem Advocaten und Notar, einem gewissen Masson, im Bureau beschäftigt. Aber diese Thätigkeit in dem engen, dumpfen Stübchen, das Wühlen in den bestaubten Acten, der erzwungene Verkehr mit allerhand lästigen Kunden sagte dem jungen Manne ganz und gar nicht zu. Augier hat in einem späteren Lustspiel, „La Jeunesse“, seinem Widerwillen gegen den Advocatenstand einen sehr beredten Ausdruck gegeben. „Den Tag verbringt er in einem finsternen Zimmerchen, dessen Nacktheit durch PapierstöÙe verkleidet wird, er ist der Sclave jedes

kleinlichen, streitsüchtigen und rechthaberischen Klienten, und er kann sich noch glücklich schätzen, wenn er nicht geradezu mit einem Schusse zu thun hat. Die eine Hälfte des Tages verbringt er in der schwarzen Robe, diesem traurigen Harnisch, und die andere Hälfte am Pulte. Und wenn er dann Abends heimkehrt, hat er nicht Besseres zu thun, als auf dem liebeleeren Lager, dessen Luxus seine seelische Armuth erst recht fühlbar macht, möglichst schnell einzuschlafen.“

An dem unwilligen jungen Advocaten sollte sich das Gesetz des Ultravisismus, der Vererbung mit Ueberspringung einer Generation oder mehrerer, erfüllen. Der Enkel von Pigault-Lebrun, jenem lustigen und hochbegabten Schriftsteller, den man allenfalls den französischen Clauxen nennen könnte, der aber besser ist als dieser und besser ist als sein Ruf, dessen ausschweifende und allzu freie Geschichten im Geschmacke der Zeit es nicht verhindert haben, daß er noch immer als einer der Repräsentanten der Uebergangsepöche der französischen Schriftsteller vom 18. zum 19. Jahrhundert gelten darf, — Emilie Augier schrieb in den Ruhestunden und vielleicht auch auf dem Bureau selbst „La Ciguë“, und der Erfolg war für seine Wahl des Schriftstellerberufs bestimmend.

Augier ist der Berufschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Seit 35 Jahren lebt er nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, und alle erheblichen Data seines Lebens sind aus seinen Arbeiten festzustellen. Als er von einem Biographen um einige Einzelheiten aus seinem Leben befragt wurde, antwortete er: „Ich habe nie etwas erlebt.“ Und das ist insofern richtig, als er niemals der Oeffentlichkeit die Gelegenheit gegeben hat, sich mit seinem Privatleben zu beschäftigen. Den Winter verbringt er in Paris, den Sommer auf dem Lande bei Paris, mit Verwandten und einigen guten Freunden. Er mischt sich nicht in Dinge, die ihn nichts angehen, und bewahrt allen Tagesfragen gegenüber eine weise Zurückhaltung; beobachtet, liest viel und schreibt, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Er ist frei von allem Dünkel und von aller Eitelkeit. Wenn er von Seiten der Regierung und seiner Collegen mit den höchsten Auszeichnungen, die dem französischen Schriftsteller zu Theil werden können, beehrt worden ist, — Augier ist seit 1858 Mitglied der Akademie und seit 1868 Comthur der Ehrenlegion, — so hat man ihn auffuchen müssen, um ihn zu ehren; er selbst hat sich nicht vorgebrängt. Im persönlichen Verkehr ist er von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Er plaudert vortrefflich, aber ohne alle Prätenfion. Augier ist sehr groß und breitschultrig. Kein Portrait von ihm ist recht ähnlich; sie zeigen alle die männlich starken Züge in einer gewissen Verzerrung; es fehlt ihnen der leutselige Ausdruck der hellleuchtenden Augen, die das Gesicht beleben, es fehlt die Socialität. Augier, der jetzt nahezu ein Sechsziger ist, sieht aus, als ob er das fünfzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hätte.

III.

Die überaus günstige Aufnahme, die „La Ciguë“ gefunden hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des Théâtre Français auf den jugendlichen Dichter und

dasselbe Comité, das das erfolgreiche Stück einstimmig zurückgewiesen hatte, bat ihn jetzt um das Manuscript seines nächsten Lustspiels. Das gemeinsame Loos aller Autoren, die zu glücklich debutirt haben, war auch Augier beschieden. Sein zweites Lustspiel, „Un homme de bien,“ (18. November 1845) hatte keinen rechten Erfolg. Dasselbe ist in der That auch weniger ansprechend als der harmlose „Schierling“, aber meines Bedünkens ungleich bedeutender. Der Titel ist natürlich ironisch gemeint; der „Biedermann“ ist ein Schwindler, aber ein Schwindler eigenthümlicher Art, der nicht nur die Andern über's Ohr haut, sondern sich auch selbst betrügt, — ein Mann, der seine eigenen Vortheile auf die unerlaubteste Weise wahrnimmt, indessen sich selbst einredet, daß diese Weise eine erlaubte sei, vorausgesetzt, daß er nicht unmittelbar mit der Sache zu schaffen habe; der es mit den Grundsätzen seiner Moral für vereinbar hält, daß sich andere zu seinem Vortheil die Hände beschmutzen, wenn er sich selbst nur die Hände sauber erhält; der beständig moralische Lehren im Munde führt und sich weiß macht, daß er seine Handlungsweise mit den Geboten der strictesten Moral in Einklang zu bringen vermag, — mit einem Worte: ein Schwindler und ein Selbstschwindler. Es ist der

„ . . . complice hypocrite
Du mal qu'on laisse faire alors qu'on en profite.“

Der Schlußvers des Lustspiels zeigt den Mann am besten. Nach allen kleinen und großen Schurkereien, die der Brave verübt, ruft er, nachdem er sich überzeugt hat, daß sich nun doch alles zum Besten wendet, triumphirend aus,
„Parbleu! je savais bien j'étais honnête homme!“

Das Stück hatte das eigenthümliche Schicksal, daß die Ironie zunächst gar nicht verstanden wurde. Man hielt den Helden, der so achtungswerthe Dinge sagt und allen seinen Handlungen eine sittliche Basis unterschiebt, für einen sittlichen Menschen; und als man sich allmählich überzeugen mußte, daß man einem ganz gefährlichen Individuum gegenüberstand, gab man seinem Mißvergnügen einen deutlichen Ausdruck. Der letzte Act des Lustspiels wurde ganz entschieden abgelehnt.

Augier ließ sich nun die nöthige Zeit und erschien erst drei Jahre darauf mit einem neuen Drama, „L'Aventurière“, 10. April 1848. Die Heldin dieses Schauspiels, das den Ruf des Dichters wesentlich befestigen und eine seiner interessantesten Eigenschaften, die in „La Ciguë“ noch gar nicht, in „Un homme de bien“ nur in sehr discreter Weise herantreten war, in ein helles Licht rückte, — ich meine die Kühnheit, die sich in seinen späteren Werken bis zur Verwegenheit steigern sollte — Clorinde ist die reuige Courtisane, der sich die Gelegenheit bietet, ihre unreine Vergangenheit auszuwischen und in normale Verhältnisse, in eine geachtete Familie einzutreten. Man hat Clorinde eine ältere Schwester der „Ramelindame“ genannt, und die Beiden haben auch eine gewisse Familienähnlichkeit; nur ist die Heldin des Augier'schen Schauspiels viel weniger sentimental und viel menschlich wahrer. Augier läßt die Wandlung in seiner Heldin nicht durch die reine

Liebe bewirken, wie der junge Dumas. Clorinde ist des unstillen Lebens, der Unwürdigkeit ihrer Stellung einfach überdrüssig geworden, und die vernünftige Berechnung erregt in ihr den Wunsch, in ein einfacheres, schlichteres Daheim zu treten, das freilich der ausschweifenden Vergnügungen und der Erregungen ihrer leichtsinnigen Zeit baar ist, aber dafür die Behaglichkeit, die Ruhe, die Achtung bietet. Nachdem Dumas ein Weib von ähnlichen moralischen oder vielmehr unmoralischen Qualitäten wie die „Abenteurerin“ zur sympathischen Heldin eines Schauspiels gemacht, die Gefallene zu unerreichbaren Höhen emporgehoben und mit der Märtyrerkrone auch den Heiligenschein um ihr Haupt gelegt, nachdem der Verfasser der „Rameliedame“ für seine Marguerite Gautier den braven Leuten Thränenströme entlockt und diese nicht nur zur Duldung, zur Vergebung, sondern sogar zur Bewunderung der gereinigten Unreinheit hatte zwingen wollen, nahm Augier später dasselbe Thema wieder auf und zeichnete die Courtisane ohne Reu' und Scheu, die fürchterliche Olympia. Zunächst aber war er durch das Paradox nicht gereizt. Er brauchte also auch für seine Clorinde noch nicht die schreiendsten Farben zu mischen.

Clorinde ist noch nicht das ganz und gar verworfene Geschöpf. Sie ist eben nur leichtsinnig gewesen und hat sich eine Zeit lang — zu lange — in der Gesellschaft junger Wüflinge wohl gefühlt. Das Gewissen beginnt sich in ihr zu regen, oder richtiger gesagt, ein eigenthümlicher Ehrgeiz erwacht in ihr. Sie hat die Freuden des Lebens, und was man so zu nennen pflegt, zur Genüge, ja bis zur Ueber sättigung gekostet. Nur eine ist ihr versagt geblieben: die, welche die Achtung der Gesellschaft gewährt; und diese gilt ihr über alle. Da lernt sie einen alten Edelmann kennen, Monte-Prade, einen leichtgläubigen, eitlen, aber durchaus ehrenwerthen Schwächling, den sie ohne Mühe umstrickt, der sich von ihr geliebt glaubt und der, ohne des Widerspruchs der Seinigen zu achten, das schöne Weib als eheliche Gattin heimführen will. Während sich dies Ereigniß vorbereitet, ist der Sohn des alten Monte-Prade, der als verloren gilt, nicht im Hause gewesen; aber Fabrice, so heißt er, kehrt gerade zur rechten Stunde heim. Da Fabrice, der zehn Jahre in der Fremde gelebt hat, von seiner Schwester nicht gleich erkannt wird, sagt er, nachdem er von ihr über die Absichten seines Vaters unterrichtet worden ist, den Entschluß, sich dem Alten zuerst in einer Verkleidung zu nahen, um als angeblich Unbetheiligter die Abenteurerin schärfer beobachten und wo möglich entlarven zu können. Diese Verkleidungsgeschichte gelingt vollkommen. Clorinde, die den jungen Menschen, dessen gefälliges Aeußere gleich tiefen Eindruck auf sie zu machen scheint, mit verdächtigen Augen gemustert hat, gibt ihrem Begleiter, einem Menschen, der sich Don Annibal nennt und sich als einen militärischen Raufbold und Bramarbas der gefährlichsten Sorte aufstellt, in Wahrheit aber ein ganz dürftiger Komödiant ist, den Auftrag, Fabrice wo möglich trunken zu machen, um ihm durch den Wein die Zunge zu lösen.

In einer prächtigen Scene, die aus einem Meisterwerke der classischen Dichtung ausgeschnitten zu sein scheint, treffen Fabrice und dieser Don Annibal beim Wein zusammen. Natürlich betrinkt sich Annibal, Fabrice bleibt nüchtern, und im Weinrausch schwagt der unzurechnungsfähige Mitschuldige der Abenteuerin alles aus, was Fabrice wissen will. Sobald dieser festgestellt hat, daß Clorinde unter dem Namen Cleopatra eine mittelmäßige Schauspielerin gewesen ist und ein ziemlich wüstes Leben geführt hat, ist sein Entschluß gefaßt. Da er sich nicht der Täuschung hingibt, daß sein Vater, der durch die Liebe ganz verblendet, der vernünftigen Zusprache zugänglich sein werde, rückt er dem Ungeheuer, das die Ehre seiner Familie zu verschlingen droht, zu Leibe. Dieser Auftritt ist von einer ungewöhnlichen Energie, so vollkommen schonungslos gegen das Laster, so hart, daß man doch mit der unglücklichen Clorinde einiges Mitleid empfindet und den unbarmherzigen Richter Fabrice von dem Vorwurfe einer gewissen Brutalität in der sittlichen Entrüstung nicht frei sprechen kann. Clorinde macht eine unpassende Bemerkung über Fabrices Mutter; da bricht sein Zorn los:

— Meine Mutter, Sie Glende! ruft Fabrice. Meine Mutter! . . . Unterstehen Sie sich von dieser Heiligen anders als mit gebeugtem Knie zu reden! Sie Courtisane, Sie Lügnerin, Sie Ehrlose!

— Sie sprechen zu einem Weibe, entgegnet Clorinde.

— Dies Wort gibt Ihnen keinen Schutz. Ist ein Feigling ein Mann und sind Sie ein Weib? Nein. Weiber ohne Scham wie Männer ohne Muth sind gleichermaßen schimpflich. Wenn ich sehe, wie Ihr und Euresgleichen Euer Gift in die reinsten Herzen spritzt, wenn Ihr durch allerlei hinterlistige Ränke in unserer Häuslichkeit die Stelle der ehrenhaften Frau erschwindeln wollt, um neben unsern Schwestern Eure besleckten Stirnen zu erheben, und uns mit dem, was wir lieben, auch das, was wir achten, zu rauben, dann — geh! geh mir aus den Augen!! Du glaubst, daß Du hier ungestört Deines Amtes walten darfst, mir straflos meinen Vater und mein Heim rauben, daß Du das heilige Zimmer, in dem meine Mutter ihren letzten Athemzug gethan, beslecken darfst? O nein! Und wenn die Gerechtigkeit des Himmels auf sich warten läßt, so werde ich Dich Ratter zerdrücken!

Diese fürchterliche Strafpredigt wirft Clorinden zu Boden. Und wunderbar! Die Schmähungen, die sie hat erdulden müssen, die tiefen Demüthigungen, erwecken ihr kein Gefühl des Hasses, keinen Gedanken der Rache! Sie fühlt, daß sie den Mann, der sie so tief verachtet, wahrhaft liebt.

— „Es ist das erste Mal, daß ich einem Manne begegne mit einem unbändigen Herzen, über das ich nichts vermag, einem Muthge, der dem meinigen überlegen ist. Ich empfinde, daß ich die Schwächere bin, und ich bin stolz, es zu sein. Es ist ein eigenthümlich wollüstiger Reiz, sich vor seinem Herrn zu beugen,“ sagt sie zu ihrem Mitschuldigen und verläßt das Haus, nachdem sie Fabrice durch ihre aufrichtige Reue versöhnlich gestimmt hat.

Chronologisch ist „L'Aventurière“ das erste Schauspiel in der modernen

französischen Bühnenliteratur, in welchem die Courtisane in ihrer Beziehung zur Familie den Mittelpunkt des Interesses darstellt, und somit als eine Vorläuferin aller jener sehr zahlreichen Stücke zu betrachten, die man mit dem nicht ganz correcten Titel als „Demimondestücke“ zu bezeichnen pflegt. Obgleich Augier dem Gemälde seiner Heldin noch einige ideale Züge gegeben und es sich vorbehalten hat, die Courtisane erst später ihres lügnerischen, bestrickenden Aufpauzes zu entkleiden und in ihrer vollen, widerwärtig nackten Häßlichkeit an den Pranger zu stellen — Florinde gehört unter den Schlechten noch immer zu den Besten; nicht durch die Habgier, sondern nur durch das sehr gerechtfertigte Verlangen, die Achtung der Menschheit wieder zu gewinnen, läßt sie sich in ihrem Handeln bestimmen; ihr Gemüth ist der bittren Reue zugänglich und ihr Herz dem edelsten der Gefühle, der wahren Liebe — obgleich also Augier selbst für mildernde Umstände plaidirt, so versucht er doch keineswegs durch Sophismen und spitzfindige Kniffe die Freisprechung der schuldigen Heldin zu erwirken. Er straft sie, er wirft sich als entschiedener Anwalt der Familie auf gegenüber den Angriffen, die dieser von den zerfetzenden und zerstörenden Elementen der Unsitlichkeit drohen.

IV.

Dieselbe Tendenz liegt seinem nächsten Stücke, „Gabriele“ (13. December 1849), zu Grunde und gewinnt hier eine andere, viel behaglichere und schon darum intensiver wirkende Gestalt. Wenn „La Ciguë“ den Namen Augiers schnell berühmt gemacht, „Un homme de bien“ den Beweis geliefert, daß das erste Lustspiel kein glücklicher Wurf, sondern der echte Ausdruck eines echten Talentes gewesen war, und endlich „L'Aventurière“ die Bedeutung des Dichters festgestellt und ihm die respectvollen Sympathien des Publicums zugewandt hatte, so wurde er durch „Gabriele“ ein Lieblingsdichter seiner Nation. Das Stück hat bei aller Flottheit doch einen kleinen Beigeschmack von Philisterhaftigkeit, der dem großen Publicum immer mundet. Es ist kräftiges, haushaftenes Schwarzbrot. „Gabriele“ ist, wenn man will, die Poesie der Prosa, oder vielmehr die Verherrlichung dessen, was als prosaisch und spießbürgerlich gilt, und der Nachweis, daß diese Prosa oft die wahre Poesie ist. Das Stück ist die siegreiche Vertheidigung des Vatten gegenüber dem Geliebten. Augier hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er macht den Geliebten nicht zu einem unsittlichen, gewissenlosen Menschen, der die Antipathie herausfordert, und den Ehegatten nicht zu einem bestrickend lebenswürdigen Mann, der im Fluge alle Herzen gewinnt. Die Sittlichkeit hat einen harten Kampf zu bestehen. Um so mehr freut sich der Brave ihres Sieges.

Der Advocat Julien Chabriere ist ein kreuzbraver Mann, aber, man muß es gestehen, ein recht langweiliger Gemahl. Er besitzt eine große Anzahl von achtungswerthen Eigenschaften, jedoch keine recht liebenswerthe. Er ist fleißig, sparsam, selbstlos, er arbeitet Tag und Nacht, um seiner Frau einen

behaglichen Wohlstand und der Tochter dereinst eine schöne Mitgift zu erwerben; aber er thut nicht das Geringste, um seiner jungen Frau, die sich vom Leben eine idealere Vorstellung gemacht hat und einigen harmlosen Schwärmereien nachgeht, das Dasein zu erheitern und zu verschönern. Es ist wohl möglich, daß er im Innern seines Herzens seine Frau als seine Lebensgefährtin respectirt, er verkehrt jedoch mit ihr wie mit seiner Haushälterin, die nebenbei noch die Mutter seines Kindes ist. Gabriele hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: „Ich bin für ihn nichts weiter als die nothwendige Ergänzung seines Hausstandes und diene ihm lediglich dazu, nicht mehr Junggeselle zu sein.“

„ . . . Je complète un état de maison
Et lui sers seulement à n'être pas garçon.“

Während ihre Gedanken nach den Sternen am Himmel schweifen und sich an den Düften des Frühlings auf Erden berauschen, zerrt er sie durch Ausbrüche der brutalsten Nüchternheit in die gemeine Wirklichkeit herab und klagt darüber, daß an seinem Hemd ein Knopf fehlt. Er ist überdies bisweilen auch ziemlich tactlos. Als er seinen Aerger darüber äußert, daß seine Frau das abgegriffene schmutzige Gesetzbuch, das im Salon liegen geblieben war, in eine Schublade gelegt habe, und diese darauf entgegnet, sie habe durch das fettige Buch die seidnen Möbel nicht beschmutzen lassen wollen, antwortet er:

„C'est parce qu'il est gras que ton meuble est de soie.“

Ja, er sagt seiner sensitiven Frau sogar, daß, wenn sein Einkommen sich fort und fort wie in den letzten Jahren vermehrt, sie sich dann den Luxus gönnen könnten, die Familie zu vermehren.

„ . . . Ma foi! si tout va de si belle façon,
Nous pourrions nous donner de luxe d'un garçon.“

Im vertraulichen Gespräche mit seiner Frau findet er keinen besseren Gegenstand der Unterhaltung als den seiner Berufsthätigkeit. Er erzählt ihr von Processen, die er führt, und wundert sich, wenn Gabriele dabei gähnt; und überkommt ihn nun einmal eine weiche, edlere Regung, findet er beim Anblick seiner Tochter die rührenden, ja ergreifenden Accenté der Vaterliebe, treten ihm die Thränen in die Augen, wenn er das hübsche, kleine Mädchen ansieht und streichelt, so schämt er sich gleichsam dieser Weichherzigkeit und hat förmlich Angst davor, seiner Frau zu verrathen, daß er bisweilen noch an Anderes denkt als an sein Bureau und seine Acten. So gelingt es ihm denn, sich Gabrielen, die keineswegs eine verschrobene und von krankhafter Poesie behaftete Person ist, sich völlig zu entfremden. Er vernachlässigt seine Frau in gemüthlicher und seelischer Beziehung vollkommen, beschäftigt weder ihr Herz noch ihren Geist und bereitet, man könnte sagen: geflüstertlich, die Schuld seiner Frau vor. Als sich nun dieser mit ihrem Loose unzufriedenen und vom täglichen Einerlei gelangweilten, sein angelegten Natur ein junger Mann naht, der sie wirklich liebt, der für ihre zarteren Regungen ein volles Verständniß zu besitzen scheint, ihre Schwärmereien begreift und theilt, — da erscheint die Katastrophe unvermeidlich.

Gabriele steht im Begriffe ihre geachtete, aber im Grunde genommen so wenig beneidenswerthe Stellung aufzugeben, und dem Geliebten, der ihr eine verführerische Zukunft zu bieten verspricht, zu folgen, ihren Mann, ihr Kind im Stich zu lassen. Der Advocat erfährt das und nimmt die Gelegenheit wahr, in sehr beredter Weise und mit unwiderleglicher Logik vor dem jungen Manne und vor seiner Frau die These über die Verwerflichkeit des Ehebruchs und die Nothwendigkeit der stricten Innehaltung der ehelichen Treue unter allen Umständen zu plaidiren. Natürlich geschieht dies anscheinend unabsichtlich, und Julien stellt sich so, als ob er von der Gefahr, die über ihm schwebt, keine Ahnung habe. Während dieser Moralphredigt erwärmt sich der sonst so kühle Mann in so ungewohnter Weise, er offenbart ein so tief empfindendes, edles, großes Herz, daß er den Händen des jungen Mannes die tödtliche Waffe, die dieser gegen die Ehre des Ehemannes gezückt hatte, entwindet, daß er Gabrielen die Augen über seine Verdienste und über ihre Verirrung öffnet, und daß diese, von tiefer Reue erfaßt, ihm schluchzend um den Hals fällt und in den Worten des Schlußverses begeistert ausruft:

„O père de famille! o poët! je t'aime!“

Der außerordentliche Erfolg, den dieses Stück beim Publicum errang, erhielt noch eine weihevollte Bestätigung dadurch, daß die Academie dem Werke den Tugendpreis ertheilte. Es versteht sich, daß das Stück von Seiten der Kritik des Romantismus, der just das entgegengesetzte Thema: die siegreiche Gewalt der Leidenschaft über alle Satzungen der Gesellschaft und alle Rücksichten gegen die Familie, in den verwegensten dramatischen Variationen zu behandeln nicht müde ward, die heftigsten Angriffe zu erfahren hatte. Eine der Kritiken, die der Dichter als eine persönliche Beleidigung auffassen mußte, führte Emile Augier sogar auf die Mensur. — Um zu zeigen, wie diese Gabriele beurtheilt wurde, will ich aus einem längeren Aufsatze von Vacquerie, dem kritischen Stabstrompeter im Victor Hugo'schen Leibregimente, einige Zeilen mittheilen.

„Wenn man den niedrigen Instincten der Masse schmeichelt,“ schreibt Vacquerie, „wenn man gegen das Ideal und alle höheren Bestrebungen ankämpft, wenn man die Träumereien und die Sterne lächerlich macht und sich zu dem Beweise erniedrigt, daß die Notare und Advocaten, die auf ihren Parquetstufen sich behaglich schmunkelnd breit machen, die wahren Dichter sind, dann ist der Erfolg unausbleiblich. Andere fassen freilich die Aufgabe des Dichters anders auf; sie meinen, der Dichter solle die Menge leiten, nicht ihr nachlaufen, solle das Publicum berathen, nicht ihm dienen; aber diesen Behrmeistern des Ideals, der Liebe und des Gedankens wird von der Menge, die sie beständig verletzen müssen, meistens übel mitgespielt. Die Gewöhnlichkeit ist entschieden sicherer; es verfehlt auf der Bühne nie seine Wirkung, wenn die hausbackene Moral vertheidigt wird, die Einigkeit im Haushalt sich breit macht, die eheliche Treue, die Bewunderung der Hemden mit Knöpfen der lyrische Duft des Kochtopfes.“

Wahrscheinlich waren es auch, die Romantiker, die für die Richtung, welche Augier eingeschlagen hatte, die böse Bezeichnung die „Schule des gesunden Menschenverstandes“ (*d'école du bon sens*) erfunden haben. Und die malitiose und ironische Bezeichnung wurde von den kurzsichtigen Philistern gleichsam wie eine Art von Compliment nachgesprochen. Diejenigen, die dieses Spitzwort aufgebracht hatten, erreichten es wenigstens für einige Zeit, daß Augier als der Verfechter der Gewöhnlichkeit und der Nüchternheit gelten konnte.

Wie wenig zutreffend der Spott über Augiers Philisterhaftigkeit war, wie sich in diesem Dichter die starke Individualität, die sich oft gegen das Herkommen und gegen die Grundsätze der Allgemeinheit auslehnen muß, mit rücksichtsloser Reckheit, ja mit Schroffheit offenbarte, sollten seine späteren Dramen bis zur Evidenz darthun.

V.

Mit „Gabriele“ hat Augier die Stellung gewonnen, die er seit nunmehr dreißig Jahren fast unangefochten behauptet. Wie dies bei der starken Productivität, die er seitdem entfaltet hat, und die bis auf den heutigen Tag nicht nur nicht die Abnahme seiner Kräfte, sondern deren stetige Erstarkung und Fortentwicklung bekundet, nicht anders zu erwarten ist, hat er nicht durchweg Gleichwertiges hervorgebracht; und der Erfolg hat ihm zu Liebe seinen Grundcharakter, sein wankelmüthiges Wesen nicht aufgegeben, hat ihm nicht immer treu zur Seite gestanden. Manche seiner Stücke sind weniger gelungen und haben die Theilnahme des Publicums in geringem Grade oder auch gar nicht zu erwerben gewußt; neben ihm haben sich andere Dichter erhoben, die unter Umständen besser inspirirt und glücklicher gewesen sind, und denen auf kürzere oder längere Frist die Gunst der Oeffentlichkeit zugefallen ist. Der von seinem Berufe ganz erfüllte Mann, der trotz vorübergehender Mißerfolge keinen Zweifel an seinem Werthe aufkommen ließ, und der sich neidlos der Erfolge anderer freute, arbeitete unverzagt weiter und erwarb sich immer wieder und wieder die Sympathien und die respectvolle Anerkennung seiner Bedeutung. Selbst die weniger glücklichen Stücke erregen noch immer ein lebhaftes Interesse durch die Originalität des Problems, dessen Lösung der Dichter sucht, oder durch die eigenthümliche Behandlung; und ein jedes läßt den künstlerischen Ernst erkennen. Augier vergreift sich bisweilen, aber wirklich langweilig oder lächerlich ist keines seiner Stücke. Es ist mir nicht gegönnt, dies in allen einzelnen Fällen nachzuweisen und die späteren Stücke Augiers mit derselben Ausführlichkeit zu besprechen, wie diejenigen, die ihn in die Literatur eingeführt haben; ich muß mich auf eine kurze Erwähnung der für Augiers Schaffen weniger bedeutenden beschränken, um den verfügbaren Raum zu Gunsten der wichtigsten, die ich herausgreifen will, zu verwerthen.

In den folgenden sechs Jahren, 1850—55, schrieb Augier sechs Dramen

und eine Oper, „Sappho“ (16. April 1851), zu der Gounod die Partitur gegeben hat. Die Dramen sind: „Der Flötenspieler“, ein Seitenstück zum „Schierling“, eine kleine Studie nach der Antike (19. December 1850), „Diana“ (19. Februar 1852), vielleicht von allen Stücken dasjenige, das die Eigenart Augiers am wenigsten erkennen läßt, wahrscheinlich angeregt von den Dichtungen des Romantismus („Marion Delorme“) — auch in „Diana“ stehen Ludwig XIII. und Richelieu im Vordergrund — in der Behandlung den dramatischen Dichtungen des Classicismus nachstrebend.

„Philiberte“ (19. März 1853), ein ebenso feinsinniges wie liebenswürdiges Lustspiel, dessen Heldin Adolfs Wilbrandt bei seiner Eise in den „Malern“ vorgeschwebt haben mag. Philiberte ist ein häßliches Kind gewesen, und von ihrer Mutter, die eine zweite Ehe geschlossen hat, wie Aschenbrödel, nicht eben liebevoll behandelt worden. Verächtelt und mißtrauisch hat sie in der Zurückgezogenheit gelebt, bis sie durch die Liebe aus ihrer dunkeln Ecke hervorgezogen und nun als Schönheit erkannt wird und sich selbst erkennt. Scribe hat denselben Stoff in „La vilaine“ bearbeitet, aber ungleich weniger glücklich, weniger poetisch und weniger sinnig.

„La pierre de touche“ (23. December 1853), Mitarbeiter Jules Sandeau. „Der Prüfftein“ ist der Reichtum. Ein armer genialer Künstler wird durch einen steinreichen Sonderling zum Universalerben eingesetzt; er verliert, sobald er in den Besitz des Vermögens gelangt, seine Genialität, die Liebe zu seiner Kunst und schläft auf der Bürenhaut ein. Augier hat die Handlung nach Deutschland verlegt und nennt seinen musikalischen Helden Wagner.

„Le gendre de Monsieur Poirier“ (8. April 1854), Mitarbeiter ebenfalls Jules Sandeau, einer der großen Erfolge des modernen Theaters. Das Stück ist unter dem Titel „Birnbäum und Sohn“ auch in Deutschland, aber ohne rechten Erfolg gegeben. In Frankreich gehört dieses Stück zu den festesten Stützen des Lustspielrepertoires, wird immer wieder aufgenommen und findet immer dieselbe warme Aufnahme. Der Vorwurf ist nicht gerade besonders originell. Ein heruntergekommener Adliger hat in eine reiche bürgerliche Kaufmannsfamilie hineingeheirathet, um standesgemäß leben zu können. Das ist, wie gesagt, nicht gerade überraschend neu — wir haben es schon vor Augier gesehen, wir haben es seitdem so und so oft wiedergesehen: in der „Fremden“ von Dumas bis zum „Doctor Mäus“ — lustiger, frischer und eindringlicher ist aber dieser Stoff wohl niemals behandelt worden. Der Conflict zwischen dem adelstolzen jungen Manne, der mit dem angeheiratheten Vermögen wie ein Grandseigneur lebt, sich um seine Frau, die für ihn eben nur die Ueberbringerin einer reichen Mitgift gewesen ist, wenig kümmert und das, wie er als selbstverständlich vorausgesetzt hat, nur provisorisch abgebrochene Verhältniß mit seiner Geliebten wieder aufnehmen will, und dem ehrgeizigen, geldstolzen und brutalen Bourgeois, ist in sehr ergöglicher Weise mit scharfer Satire ausgearbeitet. Die Lösung durch die junge Frau, welche sich den

angeheiratheten Titel durch den Adel ihres Gemüths erwirbt, wirkt fein und wohlthuend.

„Ceinture dorée“ (4. Februar 1855). In diesem Lustspiele, das zu den weniger gelungenen gehört, wird die Geldfrage behandelt. An der Arbeit theilte sich Foussier, der später noch einmal und bei einem der interessantesten Werke des Dichters, Augiers Mitarbeiter werden sollte.

Diese ganze Zeit charakterisirt sich als Uebergangsstadium in der dichterischen Entwicklung Emile Augiers. Wir sehen, wie er auf die Antike zurückgreift, mit der er begonnen hatte, wie er den Romantismus streift, dann zu dem Charakterlustspiel in Versen im Stile der „Gabriele“ zurückkehrt und sich, durch Mitarbeiter angeregt, auf das Gebiet des modernen satirischen Lustspiels in Prosa begibt.

VI.

Die nächsten sieben Jahre, 1859—1862, bilden in der Wirksamkeit des Dichters den wichtigsten Abschnitt. Augier schreibt in diesem Zeitraum sechs Dramen, von denen nur eins von untergeordneter Bedeutung ist: „Un beau Mariage“ (5. März 1859), mit Foussier, ein anderes, „La Jeunesse“, (6. Februar 1859) den Dichter von der liebenswürdigsten Seite zeigt und die vier übrigen: „Le mariage d'Olympe“ (17. Juli 1857), „Les Lionnes pauvres“ (22. Mai 1858), „Les Effrontés“ (18. Januar 1861) und „Le fils de Giboyer“ (1. September 1862), das ausgereifte Talent des Dichters, den Adel und die männliche Unerfrockenheit seines Wesens und die schriftstellerische Fertigkeit in vollem Glanze zeigen.

Ueber das erstgenannte Stück nur wenige Worte.

„Die gute Partie“ (Le beau mariage) hat mit „Le gendre de Monsieur Poirier“ einige Aehnlichkeit, ist aber viel weniger unterhaltend und viel weniger glücklich in der Ausführung. Auch in diesem Stücke heirathet ein unbemittelter junger Mann in eine reiche Familie, und durch dieses Mißverhältniß bricht zwischen dem Schwiegersohn und der Schwiegermutter, mit der die Gattin gemeinsame Sache macht, ein Zerwürfniß aus. Der Schwiegersohn ist ein energischer, ehrlicher Arbeiter, ein Naturwissenschaftler, der sich eine Weile die kleinen Chicanen und Demüthigungen, denen er im Hause seiner Schwiegermutter ausgesetzt ist, gefallen läßt, endlich aber, als ihm die Sache denn doch zu arg wird, das Joch abschüttelt, und da seine Frau schwankt, allein aus dem Hause geht. Mit einem Studiengenossen nimmt er das Dasein voller Entbehrungen, voller Arbeit, in dem Dachstübchen wieder auf und experimentirt mit der Gefahr seines Lebens an einer Entdeckung, die ihm in der wissenschaftlichen Welt einen großen Namen und nebenbei auch ein großes Vermögen erwerben wird. Die Frau, die Zeugin des Heroismus ihres Mannes gewesen ist, empfindet bittere Reue, und wird von ihm wieder in Gnaden aufgenommen; die Schwiegermutter kommt schließlich auch zum Einssehen.

„La Jeunesse“, das wohl am besten mit „Unsre Jugend“ zu übersetzen wäre — d. h. die Jugend unserer Tage — ist eines der sehr erfreulichen und vielleicht eines der anmuthigsten Werke Augiers, das stets lebhaften Anklang gefunden, aber keinen durchschlagenden Erfolg erzielt hat. Die literarische Kritik wird diesem Werke immer einen Rang unter den besten Stücken von Augier anweisen müssen. Auch hier wird der Conflict zwischen der Liebes- und Geldheirath verkörpert, und zwar in dem jugendlichen Streber, dem Advocaten Philipp Huguet, einem lebenswürdigen und hochbegabten jungen Manne, den Augier als den Typus unserer heutigen Jugend mit ihrer Nüchternheit, ihrem Skepticismus, ihrer Genußsucht, ihrem heißen Begehren nach Reichthum, Stellung und Wohlleben hinstellt.

„Vous êtes des vieillards qui n'avez pas vécu,“

ruft diesem „Jüngling“ einer vom alten Schlage zu, und Philipp nimmt das gar nicht übel. Ist doch seine Jugend für ihn nur ein Hemmschuh, der ihn am Vorwärtsschreiten hindert. Bietet sich ihm die Gelegenheit, einen glänzenden Proceß zu führen, sich hervorzu thun, mit einem Schlage ein berühmter Mann zu werden, so wird ihm im letzten Augenblicke die Weiter zum Aufklimmen aus keinem andern Grunde entzogen, als daß er eben noch zu jung ist! Fast verzweifelt ruft er aus: „Wann endlich werde ich einmal aufhören jung zu sein?“

„Ma jeunesse! — Quand donc finira ma jeunesse!“

Philipp liebt seine Cousine, aber er liebt auch das Ansehen in der Gesellschaft, die gute Küche, das behagliche Dasein, und nach langen und schmerzlichen Kämpfen entschließt er sich sogar dazu, dem schändlichen Mammon seine edleren Regungen zu opfern; und seine Mutter — eine ganz moderne Mutter, — bestärkt ihn darin. Die Scene, in welcher Madame Huguet ihrem Sohne die Verbindung mit der armen Cyprienne ausredet, ihn zu der Speculationsheirath treiben will und ihm die Lehren unserer gesellschaftlichen Lebensklugheit predigt, die sich von der blanken Unsittlichkeit nur dem Namen nach unterscheidet, ist ganz meisterhaft und erinnert in ihrer Kühnheit an das berühmt gewordene Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn in den „Fourchambault“. Frau Huguet's Princip ist: „Alle Leute, die wir brauchen, sind respectabel*);“ worauf ihr Schwiegersohn, der Landmann Hubert, allerdings sehr treffend erwidert: „Leute, die man verachtet, sollte man niemals brauchen**).“ Frau Huguet ist keine gewöhnliche Frau. Nicht die Gefühlsrohhheit ist es, die sie den idealeren Lebensauffassungen entfremdet, nicht kleinlicher und erbärmlicher Ehrgeiz oder gar Habgier, die ihr das Herz vergällen. Die Schule des Lebens hat sie erbittert. Sie meint es redlich

*) „Une bonne habitude à prendre est de ne point Croire de mal des gens dont nous avons besoin.“

**) „C'en est une meilleure et plus aisément prise De n'avoir pas besoin des gens que l'on méprise.“

und glaubt, dadurch das Glück ihres Sohnes begründen zu helfen, daß sie ihn zu einer reichen Heirath beredet und ihm das Gefahrvolle der Liebesheirath — „eine Hütte und ihr Herz!“ — in den abschreckendsten Farben schildert. Sie selbst war ja ein armes Mädchen; sie selbst ist ja keiner anderen Stimme als der ihres Herzens gefolgt, als sie dem Manne, den sie liebte, Philipps Vater, die Hand reichte. Und auch dieser hat seiner Liebe ein Opfer gebracht und ein reiches Mädchen ihretwegen verschmäht. Das Glück ihres Lebens aber ist durch die Sorge zerstört worden! In dem harten Kampfe um das Dasein, den der Vater hat ausfechten müssen, ist die Liebe zu Boden gestreckt und verblutet. Madame Huguet erzählt ihrem Sohne zur Warnung, wie eines Tages sein Vater verdrießlich und verstimmt heimgekehrt ist, wie er sie da mit sonderbarem Ausdrücke gemustert und ihr unwirsch zugerant hat: „Du solltest doch in Deiner Kleidung etwas mehr auf Dich achten, Du wirst alt.“ An jenem Tage war er demselben Weibe begegnet, daß er dereinst verschmäht hatte, und das nun im Glücke des Reichthums strahlte und schimmerte*).

Philipps Schwager, ein einfaches Naturkind, ein derber Landwirth, der sich im Verkehr mit der Natur die Seele rein und lauter erhalten hat, bringt den jungen Mann schließlich wieder auf bessere Gedanken. Der letzte Act, ein wahres Pastoral, spielt auf dem Bauerngute dieses Schwagers, und dort finden sich Philipp, der sich nun in Wahrheit verjüngt, und Cyprienne. Augier stimmt in diesem Lustspiele einen begeisterten Lobgesang für das Leben auf dem Lande an. Entvölkerung der Großstädte und Bevölkerung des Landes ist seine Devise:

„C'est là qu'est le salut de la société.
Remettez en honneur le soc et la charrue,
Repeuplez la compagne aux dépens de la rue!
Grevez d'impôts la ville et dégrevez les champs,
Ayez moins de bourgeois et plus de paysans.“

Der Dithyrambus auf das Landleben im Gegensatz zu dem üben freudlosen Dasein in der Stadt ist selbst in seiner Ueberschwänglichkeit von anmuthigster Poesie.

„Ich arbeite getroßt mit Gottvertrauen auf die nächste Ernte loß,“ ruft der Bauer Hubert aus, „und kümmere mich nicht um die Gewalten hienieden. Ich brauche vor keinem Menschen zu knabudeln, und mein Getreide reift, ohne daß ich den Hut vor ihm ziehe. Wie mir die Zeit vergeht, — ich weiß es selbst nicht! Meine Tage sind für meine Arbeit zu kurz. Und kehre ich

*) „Ton père un jour rentra plus froid qu'à l'ordinaire
Et d'un air singulier regardant mes habits:
„Prends donc plus de soin de toi, me dit-il, tu vieillis“
Il venait d'entrevoir riche, heureuse et soignée,
La femme qu'autrefois il avait dédaignée.“

heim, so bringe ich meinem glücklich lächelnden Weibe die gesunde und kräftigende Müdigkeit von der Feldarbeit mit; und reich in der Frühe, am Abend noch reicher, bewundre ich auf frisch-schwellendem Pfuhl meinen Schatz!" Wie reizend sind die französischen Verse!

„Aux prochaines moissons travaillant avec Dieu,
Des puissances d'en bas je m'inquiète peu:
Toute servilité de ma vie est exclue,
Et mes blés mûriront sans que je les salue.
Comment le temps charmé passe-t-il? Je ne sais!
Ma journée est trop courte à tout ce que je fais.
Je rapporte à ma femme heureuse et souriante
La fatigue des champs saine et fortifiante,
Et, riche le matin, le soir plus riche encor,
Sur mon frais oreiller j'admire mon trésor.“

Diesem idyllisch auslaufenden Lustspiel war ein anderes, energischeres, schrecklicheres Drama vorhergegangen „Le mariage d'Olympe“, das wohl als die kühnste Hervorbringung der modernen dramatischen Literatur in Frankreich bezeichnet werden kann. Es gehört, nebenbei bemerkt, zu den wenigen Dramen Augiers, die sogar Julian Schmidt in seiner oberflächlichen und zusammen-gestoppelten „Geschichte der französischen Literatur“ erwähnt; allerdings, ohne es gelesen zu haben oder wenigstens, ohne es zu kennen. Julian Schmidt erzählt seinen Lesern, daß der Gemahl der Olympia keinen andern Ausweg wisse, als seine Gattin umzubringen*), während in dem Augier'schen Drama der Oheim des Gatten, der mit diesem durchaus nicht verwechselt werden kann, das Haupt der Familie, der alte Marquis, das Todesurtheil, das sein Gewissen gesprochen hat, vollstreckt.

„Le mariage d'Olympe“ ist im Jahre 1855 geschrieben, also nach dem rauschenden Triumph der büßenden „Kameliendame“ (1852). „Le mariage d'Olympe“ ist eine Antwort darauf, gleichzeitig auch eine weitere schonungslose Entwicklung des in „L'Aventurière“ angeschlagenen Themas.

Wiederum ist es die Courtisane im Conflict mit der Familie, die in den Mittelpunkt der Handlung gestellt wird; aber diesmal die Prostituirte ohne alle mildernden Umstände, ohne jegliche ideale Verklärung. Die Heldin, die unter dem Namen Olympia in den Kreisen des Pariser high life sich einer zu allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hat, hat einen naiven, leicht-gläubigen, anständigen jungen Edelmann aus der Bretagne kennen gelernt, dem sie eine Komödie der Unschuld so glaubhaft vorgegaukelt, daß dieser das leidenschaftlich geliebte junge Mädchen, das sich für ein verwaisetes Soldaten-kind ausgibt und jetzt Pauline heißt, zur Frau nimmt. Er gibt der Dirne einen der größten und reinsten Namen Frankreichs. Pauline, oder Olympia,

*) Geschichte der französischen Literatur, Leipzig 1858, erste Auflage, II, 552.

wie wir sie noch immer nennen wollen, hat eine sehr kluge Mutter, die richtige Theatermutter, und diese hat es durchgesetzt, daß Olympia, die sich angeblich über den Ocean begeben hatte, von allen Pariser Klatschblättern todtgejaßt worden ist, und daß alle Personen, — es sind deren genug — für die das lustige Mädchen eine angenehme Erinnerung war, an den Tod glauben. So steht Olympia zu Beginn des Stückes unbelästigt von der Verworfenheit ihrer vergangenen Ausschweifungen — sie steht unbelastet da. Ihr Vater, der Graf Henri Puygiron, erwirbt der nicht Ebenbürtigen die Aufnahme in die hocharistokratische Familie. Der alte Marquis und die Marquise behandeln sie wie ihresgleichen, als die würdige Gattin ihres Neffen. Mit einem Worte, — Augier schafft für Olympia alle Bedingungen, welche denkbar sind, um ihr die Besserung zu ermöglichen, um ihr die Existenz der achtbaren und geachteten Gattin eines Ehrenmannes zu begründen. Olympia hat nicht das Recht, wie Clorinde von der Lieblosigkeit der Gesellschaft zu sprechen, die dem Sünder den Weg der Reue versperrt; die Achtung der Welt, nach der Clorinde vergeblich strebt, ist ihr als Hochzeitsgeschenk dargebracht worden. Olympia braucht, um im Sinne der Gesellschaft ehrenhaft und geehrt zu sein, es nur zu wollen. Was aber geschieht? Sie merkt sehr bald, daß das Laster und die Verworfenheit ungleich vergnüglicher und spaßhafter sind als die Sittsamkeit. Sie langweilt sich in der Gesellschaft der anständigen Menschen. Für die stillen Freuden eines ruhig achtbaren Hauses hat sie nicht das leiseste Verständniß. Die Eintönigkeit des regulären Lebens bringt sie fast um. Sie findet, daß die Achtung, deren sie sich zu erfreuen hat, denn doch zu theuer erkauft ist, und ein unwiderstehliches Sehnen — Augier nennt es „das Heimweh nach dem Schmutze“ (*la nostalgie de la boue*) — treibt sie nach dem Pfühl zurück, aus dem sie der Graf geholt hatte. Und als sich der Anlaß findet, wieder einmal, wie in den lustigen Tagen der lachenden Lüderlichkeit, zu soupiren, Sect zu trinken und Boten zu trällern, da erwacht die alte in fernen Landen begrabene Olympia wie zu neuem Leben, und sie ruft ganz vergnügt aus: „Wenn jetzt meine neue Familie kommt und mich mit einer halben Million verflucht — mir soll's recht sein! dann sind wir quitt.“

Sobald Olympia diese Freuden ihrer Neubelebung empfunden hat, hat sie nur noch ein Ziel im Auge: die Trennung von ihrem langweiligen und geachteten Manne und die Erpressung einer genügenden Abstandssumme, um ihr zu gestatten, ihren etwas phantastischen Neigungen nachzugehen. Sie sagt das schließlich auch mit cynischer Offenheit dem Oheim, dem alten Marquis, der als Chef des Hauses die Ehre des Namens vor Allem zu vertreten hat. Der Marquis versteht in diesen Dingen keinen Spaß. Schon in der ersten Scene, ehe er noch ahnen konnte, daß es die Praxis ihm nahe legen würde, seine Theorie zu erproben, hat er seinen Standpunkt klar präcisiert. Ein junger Lebemann hat da gesagt: „Das Stedenpferd unserer Zeit ist die Wiedererhebung des gesunkenen Weibes. Unsere Lyriker, unsere Roman-

Schriftsteller, unsere Dramatiker erfüllen die jungen Köpfe mit fieberhaften Ideen über die Erlösung durch die Liebe, die Jungfräulichkeit der Seele und andere Paradoxe transcendentaler Philosophie, die diese lustigen Mamfells ausbeuten, um Damen und sogar große Damen zu werden.

— Große Damen?

— Versteht sich. Die Ehe ist ihr letzter Fischzug, und da muß der Fisch, den sie im Netze fangen, der Netze werth sein.

— Nun, beim heiligen Ludwig! Diesen Geschöpfen dreht man nicht den Hals um?

— Was würde das Strafgesetzbuch dazu sagen?

— Ich würde mich in dem gegebenen Falle den Teufel um das Strafgesetzbuch kümmern. Wenn Eure Gesetze eine Lücke gelassen haben, durch welche Schimpf und Schande straflos in das Haus schlüpfen können, wenn ein ehrloses Mädchen die Ehre einer ganzen Familie auf dem Rücken eines berauschten jungen Mannes stehen und vernichten darf, dann ist es die Pflicht des Vaters, wenn auch nicht sein Recht, der Diebin seinen ehrlichen Namen zu entreißen, und wäre er auch wie das Nessuskleid mit der Haut verwachsen.

— Das ist aber für unsre Zeit eine etwas wilde Rechtsprechung. Wenn nun die Schuldige in dem ruhigen und reinen Leben der Familie sich besserte?

— Sie bessert sich eben nicht! Man versetze eine Ente auf durchsichtig helles Wasser inmitten der weißen Schwäne, und man wird sehen, wie sie sich nach ihrer Pfütze sehnt und schließlich auch dahin zurückfliegt.

— Das Heimweh nach dem Schmutze! Also geben Sie nicht zu, daß es büßende Magdalenen gebe?

— O doch, — aber bloß in der Wüste! — — “

Als nun dieser im Ehrenpunkte unbeugsame Marquis die Wahrheit über Olympia erfährt, als er sie in ihrer ganzen Verworfenheit durchschaut, als ferner Olympia, um Geld aus ihrer Schande zu schlagen, die Anwendung des empörendsten Mittels, der Erpressung, versucht und damit droht, unter dem Namen Buggiron das alte lüderliche Leben wieder aufzunehmen, thut der Marquis, was er vorher gesagt: er dreht der Ehrlosen zwar nicht den Hals um, aber er schießt sie nieder.

Dieser gewaltthätige Schluß hat die Bühnenwirkung des Dramas natürlich stets beeinträchtigt; aber das Verdienstliche des Werkes wird dadurch in keiner Weise geschmälert. „Le mariage d'Olympe“ bleibt eine der interessantesten, bestausgeführten und tiefsten Sittenstudien, die auf der Bühne zur Schau gestellt worden sind, — in hohem Grade unerfreulich allerdings, aber darum nicht minder imponirend als dichterisches Werk. Die Moral des Stüdes oder besser: die einseitige und willkürliche Vollstreckung des gewaltthätigen Urtheils dieser Moral, die Auflehnung des beleidigten Individuums gegen das allgemeine Gesetz, hat, wie dies natürlich ist, scharfe Widersacher, hat aber auch warme Vertheidiger gefunden. Und sonderbar, sogar im Schoße der

Akademie hat sich eine Stimme zu Gunsten dieses vermessenen Werkes erhoben.

Der Akademiker Lebrun, der Emile Augier bei dessen Aufnahme in die Akademie am 28. Januar 1858 zu begrüßen hatte, sprach sich über „Le mariage d'Olympe“ mit besonderer Wärme aus: „Wenn auch der Geschmack diesem kühnen Drama nur eine beschränkte und zweifelhafte Billigung ertheilen kann,“ sagt Lebrun, „so muß doch die Moral Ihnen Dank wissen, daß Sie zu ihren Ehren ein solches Wagniß begangen haben; und in dem Augenblicke, da die Akademie Sie zu den ihren zählt, habe ich Sie gerade darüber besonders zu loben. Seit einer Reihe von Jahren hat man auf unsrer Bühne Geschmack daran gefunden, gewisse Personen, die aus der anständigen Gesellschaft verbannt sind, zu rehabilitiren. Ich begreife diese Neigung ebenso wenig, wie ich sie theile. Es ist jetzt Mode, um die Theilnahme des Publicums beständig für Weiber zu werben, die gefallen und besudelt sind und durch die Leidenschaft gereinigt und wieder erhoben werden. Früher war die Leidenschaft gedemüthigt und zerknirscht, heute wird sie in ihren feilsten Ausschreitungen verherrlicht; sie schreitet jetzt mit erhobener Stirn daher, ist herausfordernd und insolent, und die Anständigkeit muß beschämt die Augen vor ihr niederschlagen. Jene Weiber werden auf das Piedestal gestellt, und unseren Frauen und Töchtern sagt man: Blickt auf, denn Jene sind besser als Ihr! Nun, Ihr Schauspiel hat die Wahrheit in ein helles Licht gerückt und laut erklärt, daß es Erniedrigungen der Seele gibt, für welche die Wiederaufrichtung eine Unmöglichkeit, und daß es Schmutzflecke gibt, deren Spuren unauslöschlich sind. . . . Die Wahrheit und, gestatten Sie mir den Ausdruck, die anstößige Grellheit (crudité) der von Ihnen gewählten Farben hat den Blick des Publicums bisweilen von Ihrem Gemälde abgeschreckt. Gewisse Dinge soll man wohl nur hinter einem durchsichtigen Schleier zeigen, und es gibt sittliche Nacktheiten, die man ebenso gut verbergen soll wie die physischen. Das ausschweifende Souper hat empfindliche Gemüther unangenehm berühren dürfen, und vielleicht überschreitet die Komödie ihre Befugnisse, wenn sie ein Weib, und sei es auch eine Olympia, mit einem Pistolenschuß bessern will; aber die Tendenz dieses Werkes bleibt gut und ehrenhaft, und das Talent, das sich darin allenthalben ausspricht, ist oft energisch, pikant und eigenthümlich. Man mag dieses Stück von jedem beliebigen Gesichtspunkte aus betrachten, Eines ist sicher: es hat gegen die Scandalkomödien und gegen die Verherrlichung der Courtisane einen tödtlichen Streich geführt.“

Eine starke geistige Verwandtschaft mit diesem Stücke weist ungeachtet aller Abweichungen im Stoffe das in Gemeinschaft mit Fournier gearbeitete Drama „Les Lionnes pauvres“ auf. Auch dieses Stück beschwor trotz seines tief sittlichen Kernes einen wahrhaften Sturm der Entrüstung herauf, nachdem es schon vor der Aufführung mit der Censurbehörde in arge Conflicte gerathen war. Der Vorwurf dieses neuen Stückes ist nicht minder heftig, die Handlung nicht minder schonungslos als in „Le mariage d'Olympe.“ Vor

jeinem hat das spätere Stück noch den Vorzug voraus, daß es durch den fester gefügten scenischen Bau wirkungsvoller auf der Bühne und im Ausgang weniger gewaltsam ist.

Auch hier ist die Heldin die verheirathete Courtisane, jedoch unterscheidet sie sich wesentlich von Olympia. Olympias Ausschweifungen liegen vor der Ehe. Sie bringt in das Haus, das sie als Herrin betritt, eine besudelte Vergangenheit — sie bringt die Schande schon hinein. Seraphine hingegen, „die arme Löwin,“ wird erst in der Ehe selbst lasterhaft, und jenes tolle Leben, das Olympia schon geführt hat, wenn der Vorhang zum ersten Male sich hebt, wird für Seraphinen erst beginnen, nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen ist. Seraphine hat nicht, wie Olympia, eine unwiderstehliche Freude an der Ausschweifung; sie kann nicht wie jene ihre Liebhaber nach Duzenden zählen. Sie hat während des Stückes nur ein unerlaubtes Verhältniß; aber die Prophezeiung, die Valentin mit dem Stich in der Brust seiner unglücklichen Schwester entgegenschleudert, wird für Seraphinen unzweifelhaft eintreffen. Seraphine ist nicht minder verächtlich als Olympia. Sie bricht die eheliche Treue, sie bricht das Leben ihres braven Mannes, lediglich um ihrer Puffsucht, ihrer blöden Freude am Luxus zu genügen. Da das Budget ihres Mannes, eines rechtschaffenen kleinen Beamten, ihr nicht gestattet, die kostspieligen Vergnügungen des Pariser Lebens und den erforderlichen Aufwand in der Toilette zu bestreiten, so verkauft sie sich, ohne den Mann, der den schmählichen Handel eingeht, auch nur im Entferntesten zu lieben. Durch eine Modistin erfährt der Gatte die Wahrheit, die ihn vernichtet. Er trennt sich von dem ehrlosen Weibe, verläßt die Wohnung und geht in der Einsamkeit zu Grunde, während die Schuldige von einer Balcon=Voge aus bei der ersten Vorstellung eines neuen Stückes ihr schönstes Kleid zum Besten gibt.

Dieser realistische Abschluß, der mit der conventionellen Abrechnung am Ende im Widerspruch steht, war es vornehmlich, der die Bedenken der kurz-sichtigen Censurbehörde und auch die der Kritik hervorrief. Hier wurden weder die Geigen zum Hochzeitsreigen gestimmt, um die Tugend zu belohnen, noch wurde die in flagranti festgestellte Schuld auf der Stelle genügend abgestraft; im Gegentheil, der Schuldlose fiel als Opfer, und die Schuldige triumphirte für den Augenblick. Die Censur war so geschmacklos, dem Dichter vorzuschreiben, er solle Seraphinen dadurch bestrafen, daß er sie zwischen dem dritten und vierten Acte an den Blattern erkranken und durch Pockennarben entstellen lasse. Augier machte sich darüber natürlich lustig und sagte, er hätte dann sein Stück vielleicht „Ueber den Nutzen der Kuhpocken=Impfung“ nennen können. Er setzte es durch, daß das Stück, so wie er es geschrieben hatte, zur Aufführung kam. Jeder Tiefersiehende mußte in der That erkennen, daß der Triumph des Lasters und das Unterliegen der Tugend in diesem Stücke nur scheinbare waren, daß Seraphine, auch wenn sie ein-zeitweilen noch strahlte und lächelte, dem Schimpf und Jammer unrettbar preisgegeben war, daß der Henker vor der Thür stand und zur rechten Stunde

das Opfer fällen sollte. Im Stücke selbst war ein deutlicher Hinweis auf diese elende Zukunft gegeben. Da wurde deutlich gesagt, was Seraphine erwartete — zunächst das müde Leben, die Betäubung des Gewissens durch lärmende Ausschweifungen; und dann, nachdem dieser kurze Rausch vorüber, das frühe Alter, die Demüthigung, die Schande, die Noth, das Hospital. Die wirkliche Moralität des Stückes ist nicht in der Beantwortung der Frage zu suchen, ob Seraphine zum Schluß bestraft wird oder straffrei ausgeht, sondern in der Wirkung, die die handelnden Personen hervorrufen. Und diese ist: aufrichtige, warme Sympathie für den unglücklichen Gatten, Abscheu und Ekel vor Seraphinen.

Erwähnt mag noch werden, daß das Stück, nachdem es an der Klippe des ersten Abends vorbeigefegelt war, einen geräuschvollen, nachhaltigen und dauernden Erfolg gehabt hat.

VIII.

Noch inniger als die eben besprochenen beiden Schauspiele sind die beiden folgenden: „Les Effrontés“ und „Le fils de Giboyer“ miteinander verknüpft. In den Letzteren sind zum Theil sogar die handelnden Personen dieselben; und zwischen „Le fils de Giboyer“ und „Les Effrontés“ besteht ein ähnliches Verhältniß wie zwischen „Figaros Hochzeit“ und dem „Barbier von Sevilla.“

„Les Effrontés“ gehört recht eigentlich zu denjenigen Stücken, für welche wir im Deutschen die Bezeichnung „Charakterlustspiel“ haben. In der Ansammlung scharf beobachteter und trefflich gezeichneter Typen der modernen Gesellschaft beruht hier der Hauptreiz. Das Interesse an der Handlung tritt hinter dem Interesse an den handelnden Personen zurück.

Die Zeit, in welcher das Stück geschrieben und zum ersten Male aufgeführt wurde, darf nicht übersehen werden. Es war im Januar 1861. Das Kaiserreich, das aus zwei Feldzügen siegreich hervorgegangen war, stand auf der Höhe seiner Macht. Bei den Debatten über das Budget verwiesen die Minister den Angriffen der fünf Männer starken Opposition gegenüber unter dem Beifall der kolossalen regierungsfreundlichen Majorität — Aller gegen fünf! — mit Stolz auf die ziffermäßigen Beläge, die die Thatsache zu bekräftigen schienen, daß der Handel sich niemals einer größeren Prosperität zu erfreuen gehabt habe, und daß das Volk ein materielles Wohlbehagen genieße wie nie zuvor. Die Unternehmungslust entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit, die Börse frohlockte; waghalsige Speculationen, deren eine der andern in wilder Heßjagd nachsetzte, bildeten das Tagesgespräch und erregten staunende Bewunderung. Mit unnatürlicher Geschwindigkeit wurden große Vermögen angesammelt; und die ganze Bevölkerung, die von einer Art epidemischem Geldfieber erfaßt zu sein schien, von der Umgebung des Kaisers bis zum Concierge herab, betheiligte sich an den Spielen der Börse. Daß

neben den soliden Geschäften sich da der Schwindel in erschrecklicher Weise entwickelte, und das Unkraut über das Getreide hinausschoß, mochte sich Niemand eingestehen; denn eine solche Wahrnehmung hätte die gute Laune verdorben. Der Reichthum schien, auch wenn er selbst nicht fleckenlos war, eine reinigende Gewalt zu besitzen, und Leute von mehr als zweifelhafter Vergangenheit durften inmitten der besten Gesellschaft die Stirn erheben, gewannen Ansehen und Einfluß auf die entscheidenden Kreise, schlossen Verbindungen mit den ersten Familien des Landes, wenn sie nur die Millionen, die sie den leicht bethörten Actionären abgenommen hatten, richtig zu verwerthen verstanden. Jener Herr Mirès, dessen Geschäftspraxis durch einen berühmt gewordenen Proceß enthüllt werden sollte, war damals der Löwe des Tages, der bei den Ministern speiste und die Botschafter bei sich empfing. Er hatte seine Tochter mit einem Prinzen von Polignac vermählt, er hatte eines der einflußreichsten Pariser Organe käuflich erworben und war auf diese Weise ein Mann geworden, mit dem die Regierung rechnen mußte.

Augier wartete nicht bis zu dem Augenblick, da diese Götzen von ihrem Piedestal gestürzt werden würden, um sie anzugreifen. Noch in jenen Tagen, in denen die Namen der reichen Schwindler mit einem eigenthümlichen Respekt ausgesprochen wurden, brachte der Dichter in „Les Effrontés“ das getreue Ebenbild eines solchen Geschäftsnamens, Herrn Bernouillet, auf die Bühne.

Bernouillet hat unter der Anklage des betrügerischen Bankerotts vor den Richtern gestanden, aber er ist aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Wenn auch diese unter sehr belastenden Motiven erfolgte Freisprechung der moralischen Vernichtung so nahe wie nur möglich kommt, — gleichviel! Er hat seine Freiheit, er hat sein erschwindeltes Vermögen behalten; und er weiß, daß die Gesellschaft, die ihm jetzt verächtlich den Rücken dreht, sich schon zu einer milderer Beurtheilung seines Handelns wird bequemen müssen, wenn er ihr nur erst die Krallen zeigen kann. Er kauft also, gerade wie Mirès, eine sehr verbreitete Zeitung, in der er für private Kränkungen öffentliche Rache nehmen und seine individuellen Gefühle verallgemeinern kann. Jetzt wird er gefürchtet! Und jetzt öffnen sich ihm die Thüren, die bis dahin sorgfältig vor ihm geschlossen geblieben waren. Jetzt wird seine Geschicklichkeit, seine Gewandtheit, sein Fleiß, sein Tact bewundert; jetzt ist er der Mann des Tages.

Bernouillet hat einen Mann gefunden, der ihn bei seinen ehrgeizigen Bestrebungen auf das Kräftigste unterstützt. Dieser Mann ist der Journalist Giboyer, ein höchst begabter und von Hause aus durchaus nicht schlechter Mensch, aber vollkommen gewissenlos, heruntergekommen, verlottert, moralisch und physisch gleichermaßen verlumpt. Giboyer ist Socialdemokrat; und da sich sein Staatsideal nicht verwirklicht, sucht er seinem Haß gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung dadurch Ausdruck zu geben, daß er bewußtvoll einem verworfenen Schwindler dient und, unbekümmert um seine eigene Ueberzeugung, „mit eherner Stirn“ (effronté) so schreibt, wie dieser es wünscht, heute für,

morgen gegen die Regierung. Dieser Giboyer ist der „Efronté“ der Presse, wie Bernouillet der „Efronté“ des Geschäfts ist.

Ein dritter außerordentlich gelungener Typus ist der alte Marquis d'Auberive, der sich mit Giboyer in dem Hasse gegen die bestehende Gesellschaft vereinigt. Der Marquis ist durch und durch Legitimist, der die Berechtigung des tiers-état ebensowenig anerkennt wie der Socialist, und der eine Art diabolischer Freude daran hat, wie dieser Giboyer die Bourgeois auseinanderhebt und peinigt. Der Marquis fühlt sich so erhaben und betrachtet von seinem überlegenen Standpunkt aus das ganze Gefindel mit einer so vollkommenen gleichmäßigen Geringschätzung, daß er für seine Person zwischen Ehrlichkeit und Schurkereie der Bourgeois kaum einen Unterschied macht, und es deshalb auch nicht unter seiner Würde hält, dem Schwindler Bernouillet die Hand zu drücken und sich mit Giboyer in eine Debatte einzulassen.

Die Richtigkeit und Portraitähnlichkeit aller dieser Bilder, nach deren Originalen das Parquet nicht lange zu suchen hatte, rief in der Gesellschaft und in der Presse eine ungeheure Erregung hervor, und ehe sich diese noch gelegt hatte, gab Augier die Fortsetzung, — „Le fils de Giboyer“, die an Wahrscheinlichkeit dem älteren Stücke in nichts nachstand, in der gelungenen Ausführung, in dem Interesse der Handlung jenes sogar noch überbot. „Le fils de Giboyer“ ist eines der Meisterwerke Emile Augiers.

Giboyer ist gealtert, sein Sohn ist herangewachsen. Er hat diesem eine glänzende wissenschaftliche Ausbildung geben lassen und ihn in den Lehren der Sittlichkeit erzogen. Wie in Lucrezia Borgia die Mutterliebe neben den fürchterlichsten Lastern Raum findet, so hat sich inmitten der sittlichen Verworfenheit Giboyers die Vaterliebe frei entfaltet — „eine Lilie auf dem Mistbeete.“ Giboyer versieht wiederum sein erbärmliches Geschäft als Söldling der Feder, um das Erträgniß dem Wohlergehen seines nichtsahnenden Sohnes zu opfern. Der ehrlose Zeitungsschreiber ist ein ehrenhafter Vater.

Durch den Culturkampf hat dieses Stück in neuerer Zeit für Deutschland erst die rechte Actualität und eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Das Stück, welches zunächst den Titel „Die Clericalen“ und dann den Titel „die Heuchler“ führen sollte, ist eine erbarmungslose Satire gegen die Ultramontanen und die Legitimisten. Geistreicher und böshafter zugleich sind diese Gegner der modernen Gesellschaft von der Bühne herab wohl niemals angegriffen worden. Der Stil ist knapp, epigrammatisch zugespitzt, die Harnlosigkeit ist völlig ausgeschlossen. Augier peitscht seine Gegner mit Ruthen, wenn er sie nicht mit Reulen schlägt.

Giboyer, der in den zwanzig Jahren, die seit dem Glanze Bernouillet's verstrichen sind, alle möglichen Geschäfte betrieben, sogar an der Spitze eines Ammenvermiethungsbureaus gestanden und schließlich die doppelte Stellung eines Ordners bei Leichenbegängnissen und des Billet-Controleurs bei einem kleinen Theater bekleidet hat, wird nun von dem alten Marquis d'Auberive wieder an die Spitze einer Zeitung berufen. Der hochbegabte Deodat, der

frühere Chefredacteur des clericalen Organs, ein Eheriftes zu Ehren des heiligen Vater, ein giftiger Pamphletist, der, wie Augier sagt, „das dies irae auf der Jahrmarktsflöte bläst“, ist gestorben. An der Charakterisirung dieses clericalen Stimmführers erkannte Jedermann auf den ersten Blick Louis Beuillot, und dieser selbst mußte das Portrait als ein so verzweifelt ähnliches anerkennen, daß er sich durch wüste Schmähungen gegen Augier zu rächen suchte.

Die Clericalen, deren Sache Giboyer nun zu vertreten hat, sind in dem Augier'schen Lustspiel in sehr interessanten Exemplaren vertreten. Außer dem alten Marquis, dem Clericalen von Geburt und Erziehung, für den die strenge Rechtgläubigkeit untrennbar von der reactionären Politik ist, finden wir zunächst die Baronin Pfeffers, die anmuthige Salondame und politische Intrigantin in einer Person. Sie steht an der Spitze von Wohlthätigkeitsanstalten, führt ihren Reichthum in der Equipage mit sich und verfolgt ihre Privatvortheile, die sie durch die Verbindung mit der Partei des Adels und des Glaubens am sichersten und mühelosesten durchzusetzen hofft. Ihr Adel ist etwas zweifelhaft; sie hofft, denselben besser stützen zu können, indem sie sich mit einem jungen Grafen, der einer der guten Familien des Landes angehört, verbindet. Dieser junge Graf ist ebenfalls ein Clericaler. Er ist in der strengsten Bigotterie und unter dem verdummenden Einflusse seines geistlichen Lehrers aufgewachsen. Er ist halb Idiot, halb Tartuffe. Endlich ist noch der clericale Bourgeois, der Abgeordnete Marechal, in dieser Galerie vertreten, ein ehrgeiziger, ungebildeter Mensch, der durch die Clericalen einen Sitz im Parlamente erhalten hat und aus diesem Grunde mit ihnen gemeinsame Sache macht; von der Partei in seiner Eitelkeit getränkt, geht er flugs in das entgegengesetzte Lager über.

In diese politische Satire hat der Dichter das psychologisch sehr interessante Verhältniß zwischen Vater und Sohn Giboyer und eine anmuthige Liebesgeschichte verflochten.

Laube urtheilt über das Stück, das er als „bahnbrechend für die ganze Gattung“ bezeichnet, mit treffenden Worten so: „Es schildert die französische moderne Gesellschaft in ihren freien Kämpfen zwischen absterbendem Adel, eitlen Bürgerthume, begabtem, aber gewissenlosem Literatenthume, gemeiner Speculation und reiner Jugend und bringt diese Schilderung nirgend's abstract, sondern durchweg in scenischer Fülle und unter aufsteigendem dramatischem Interesse, gewürzt durch einen geistprühenden Dialog. Kurz, es ist eines der besten Stücke neuester Zeit.“

Mit den hier analysirten Stücken hat auch das folgende „Maitre Guérin“, (29. October 1864) — ein verschlagener und gewinnlüchtiger Advokat, der einen ehrlichen unpraktischen Erfinder in gewissenlosester Weise auszubuten sucht, — eine gewisse Gemeinschaft. Nur ist die Handlung verworrener und weniger interessant, die Charakteristik weniger treffend; und das Stück kann, obwohl es in vielen Einzelheiten das echte Gepräge des Augier'schen Geistes trägt, den gelungenen Schöpfungen des Dichters nicht ebenbürtig beigesellt werden.

Für die Eigenart und das große Talent Augiers bezeichnend bleiben vor allem die vier großen dramatischen Dichtungen aus dem modernen gesellschaftlichen Leben, mit denen wir uns eingehender beschäftigt haben: „Die Heirath der Olympia“; „Die arme Löwin“; „Die Schamlosen“ und „Giboyers Sohn.“

IX.

Ein Zeitraum von sechzehn langen Jahren sollte vergehen, bis Augier nach „Le fils de Giboyer“ mit „Les Fourchambault“ einen ebenso allgemeinen und andauernden Erfolg wieder fand. Damit ist nicht gesagt, daß der Dichter in dieser langen Zeit nur Niederlagen zu verzeichnen oder gar die Flinte in das Korn geworfen hätte: von den sieben Stücken, die er in dieser Zeit schrieb, riefen von den, den besprochenen an literarischen Ansprüchen gleichstehenden, sogar die Mehrzahl eine starke Erregung in der Pariser Gesellschaft hervor, wirbelten viel Staub auf, führten zu den heftigsten Discussionen in der Presse und erbrachten den Beweis, daß das Talent des Dichters seine ursprüngliche Frische und Kraft durchaus nicht eingebüßt habe, daß er aber allerdings in der Wahl sehr heißer und wenig sympathischer Stoffe dem Verlangen des Publicums nach leichtfertiger, bequemer und angenehmer Zerstreuung und harmloser Vergnüglichkeit durchaus nicht entsprechen wollte. Abgesehen von dem freundlichen Einacter „Le Postscriptum“ (1. Mai 1869), und dem muthwilligen Abstecher auf das Gebiet der burlesken Posse. „Le prix Martin“ (17. Februar 1876), den er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Labiche, dem lustigsten Possendichter Frankreichs, unternommen hatte, waren nur zwei seiner Dramen, welche dieselben literarischen Ansprüche erheben wie die andern, nämlich: „Lions et Renards“ (6. December 1869) und „Jean de Thommeray“ (29. December 1873), Mitarbeiter Julius Sandeau, ohne nachhaltigen Eindruck vorübergegangen.

Die drei anderen großen Dramen des Zeitraums waren, gerade wie die früheren Erfolge Augiers, immer die sogenannten „Ereignisse der Saison“, aber nicht immer gerade freudige Ereignisse. Durch die Dramen „La contagion“ (17. März 1866), „Paul Forestier“ (25. Januar 1868), „Madame Caverlet“ (1. Februar 1876), brachte sich Augier immer mehr um den Ruf eines gefälligen und ansprechenden Dichters, ohne indessen den Respekt, den der Ernst seiner sittlichen Auffassung und die unleugbare Tüchtigkeit seines Talentes fordern durften, im mindesten einzubüßen. Aber er sagte den Leuten gar zu viel verletzende Wahrheit. Man fühlte sich nicht recht behaglich in seiner Gesellschaft. Er brauchte indessen nur wie in den „Fourchambault“ ein Sujet zu wählen, das in der Ausföhrung ein mildees Colorit gestaltete und weniger ungemüthlich wirkte, um im Fluge die allgemeine Sympathie wieder zu gewinnen.

Unter den Stücken, die mehr die Furcht vor der unerbittlichen Strenge

des dichterischen Richters als die Sympathie für den Verfasser erweckten, ist „*La contagion*“ wohl das interessanteste. Der Titel ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, er ist zu vielsagend. Der Proceß der „Ansteckung“, der die guten Sitten durch das Laster ausgesetzt sind, ist nur ein Motiv der Handlung, und noch dazu ein vorübergehendes. Die Ansteckung hat keine tödtliche Folgen. Der eigentliche Held des Stückes wird durch die unsittliche Epidemie nur auf kurze Zeit belästigt; und die Ansteckung verursacht ihm lediglich eine starke Indisposition, aber keine gefährvolle Krankheit. Treffender wäre der erste Titel gewesen, den Augier zunächst bestimmt hatte: „Der Baron d'Estrigaud.“ Das ist der andere Held des Stückes, derjenige, der den Krankheitsstoff in der Gesellschaft weiter trägt und einen jeden, der mit ihm in Berührung kommt, mit dem Gifte des Lasters mehr oder minder inficirt. Dieser Baron ist dem Dichter besonders übel genommen worden.

Estrigaud ist ein Schurke mit vollendeten gesellschaftlichen Manieren und aus guter Familie. Er schwindelt mit Hülfe der elendesten Fopper an der Börse, er verkehrt mit den berühmtesten Weibern; und die Möglichkeit, daß er eine dieser Personen, die ein Vermögen zusammengekratzt hat, eines Tages heirathen werde, um sich nicht die Entbehrungen, die aus seinem finanziellen Ruin erwachsen müßten, aufzuerlegen, ist aus seinen Berechnungen keineswegs ausgeschlossen. Nebenbei versucht er es auch, Frauen von anständiger Gesinnung zu compromittiren und dadurch seinen Gelüsten gefügiger zu machen. Um sich Vortheile zu verschaffen, bemüht er sich planvoll die sittliche Thakraft eines unerfahrenen Menschen zu brechen — mit einem Worte: er ist ein ganz gewissenloser Bursche, der, an ein Dasein in Luxus und Freuden gewöhnt, jeder Schandthat fähig ist, um seiner Genußsucht zu fröhnen.

Die Freundin dieses Barons, mit deren Hülfe er seine kleinen und großen Schändlichkeiten ausführt, ist eine Dame von unzweifelhaft schlechtem Rufe, ein Fräulein Navarette, eine geistvolle, verschlagene Intrigantin und vollkommen unmoralische Person, die sich einstweilen als Werkzeug des Barons gebrauchen läßt, in der festen und nicht unbegründeten Voraussetzung, daß sie eines Tages die Oberhand gewinnen und ihrem Ehrgeiz werde genügen können: ihrem zweifelhaften Rufe durch den unzweifelhaften Titel einer Baronin d'Estrigaud wieder aufzuhelfen. Der Dritte im Bunde ist der Börsenjobber Cantenac.

Diesem mit dem Gifte der Unsittlichkeit behafteten Trifolium stehen die Familien Tenancier und Lagarde gegenüber. Tenancier ist ein einfacher Mann vom alten Schlage. Seine beiden Kinder sind von der unsittlichen Ansteckung nicht verschont geblieben. Der Sohn, Lucien, führt das sinnlose Leben der reichen Pariser Wüßlinge, und die Tochter Annette, die Wittve des Marquis Galeotti, gehört zu jenen „neugierigen“ Damen, die ein besonderes Wohlgefallen daran haben, auszuforschen, wie es in den Regionen der Demimonde zugeht. Sie ist eine Repräsentantin jener in der Pariser Gesellschaft sehr bekannten Kategorie von Damen der guten Gesellschaft, die den Ton, die Sprache, die

Manieren der Cocotten zu salonfähigen zu machen eifrig bestrebt sind. Sie berührt in ihren Gesprächen Themata der heikelsten Art und gebraucht Wendungen von einer haarsträubenden Ungenirtheit. Sie macht alle Extravaganzen der Mode mit, producirt sich im Skatingrink, raucht im Salon und und setzt sich so, daß ihr elegantes Schuhwerk zunächst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Ja, sie findet sogar einen Vorwand, um mit einer jener Damen, die sie zu copiren sucht und leider auch mit großem Geschick copirt, mit Navarette, persönlich zusammenzutreffen, um aus der Quelle selbst schöpfen zu können. Die Marquise spielt natürlich in den Salons Komödie; um sich angeblich die Rolle einstudiren zu lassen, bescheidet sie Navarette zu sich. Die Scene ist äußerst pikant; die Marquise führt sich ganz so auf, als ob sie die sociale Stellung Navarettes inne hätte, während Navarette durch ihre anständige Zurückhaltung und Discretion hier die wirklich vornehme und gebildete Dame ist.

Der Ansteckungsproceß soll vornehmlich an André Lagarde demonstirt werden. André ist, wie die meisten Helden der französischen Lustspiele, ein tüchtiger Ingenieur, der eine großartige, industrielle Unternehmung, einen Kanal in Südspanien, durch welchen die Handelsinteressen Englands (Gibraltar) gefährdet werden, ausgearbeitet hat. Nachdem er die Concession zur Ausführung erhalten hat, sucht er in Paris sich die nöthigen Capitalien zu verschaffen. Er verspricht sich von der Arbeit Ruhm und ein hinreichendes Vermögen, um seine Schwester, ein einfaches, liebenswürdiges Kind, mit einer bedeutenden Mitgift ausstatten zu können. André geräth dadurch in die Hände des Barons, der durch seine verwegenen Börsenspeculationen mit großen Capitalisten in unausgesehntem Verkehre steht. Und dem Baron gelingt es in der That, die Börse für die Sache zu interessiren. André sieht eine glänzende Zukunft vor sich. Da intervenirt ein englischer Agent, der drei Millionen bietet, wenn die Arbeit nicht ausgeführt wird. Und d'Estrigaud hat nun also die Aufgabe, die Sache, die er zunächst fördern wollte, zu hintertreiben. Er hofft André in der Schule des Lasters gefügig zu machen. Er bringt ihn in die schlechteste Gesellschaft, in der man sich bekanntlich oft recht gut amüsiert, in der der junge naive Provinziale ganz geblendet wird und geradezu die Besinnung verliert.

Estrigaud steht in der That auf dem Puncte, den unternommenen Kampf gegen die Sittlichkeit Andrés siegreich durchzuführen, die Stimme des Gewissens in dem berauschten jungen Mann zu ersticken, seinen Ehrgeiz zu brechen, ihn zum Verräther an sich selbst zu machen, ihn zu kaufen, — als André durch einen Zwischenfall, dessen nähere Bezeichnung eine ausführliche Auseinandersetzung erheischen würde, aufgerüttelt wird, den Abgrund, an dessen Rand er durch die Genußsucht gelockt war, deutlich vor Augen sieht, stehen bleibt, umkehrt und den Weg zur Tugend wiederfindet. Mit den Worten: „Ihr glaubtet schon, daß meine Ehre von der Verberbniß angefressen sei, aber die Stiche eures Giftes heilt man wie alle andern, indem man sie mit glühendem Eisen aus-

brennt! Lebt wohl! Werft nur Alles weg, was man achtet, Gewissen, Pflichten, Familie, und macht Spreu daraus! Zimmerhin! Der Tag wird kommen, da die beschimpften und verhöhten Wahrheiten durch Donnerschläge sich vernehmbar machen werden! Lebt wohl! Ich gehöre nicht zu Euresgleichen!" — mit diesen Worten, die er dem verduhten Gefindel in's Gesicht schleudert, verläßt er die Gesellschaft, um nicht wieder zu ihr zurückzukehren. Er hat das Uebel erkannt, und schon damit ist der Heilungsproceß eingeleitet. Die gefährlichen Folgen der „contagion“ sind beseitigt. Dies ist die Hauptszene des Stückes, und sie ist in der That vortrefflich. Nach all dem leichtfertigen Getändel der Frivolität und des Lasters wirkt dies Pathos der sittlichen Entrüstung reinigend wie ein Gewitter. Man fühlt sich wie aus der von Poudre de riz und Patchouli geschwängerten dunstigen Atmosphäre wieder in frische und reine Luft versetzt.

Auch „Paul Forestier“ gehört zu denjenigen Augier'schen Stücken, welche die Leidenschaften des Auditoriums entfesselten und heftig angegriffen wurden. Die Widersacher, die aller Orten verkündeten, daß durch die Gewaltthatigkeiten des schonungslosen Dichters die Keuschheit des „Häufes Molières“ entweiht sei, wurden wider ihren Willen die eifrigsten Agitatoren für den Erfolg des Stückes. Es genügte, daß in allen Blättern zu lesen war, wie Augier hier bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten gehe, ja, wie er diese Grenzen, soweit sie durch das Herkömmliche gezogen waren, eigentlich schon überschritten habe, um für hunderte und mehr Abende das Théâtre Français zu füllen.

Das Motiv, dem Augier hier eine ihm ganz eigenthümliche dramatische Form gegeben hat, ist in der modernen französischen Literatur sehr häufig, namentlich von den Romandichtern, behandelt worden. Es ist der Conflict zwischen der legitimen Gattin und der Geliebten, der vorübergehende Sieg, den die letztere davonträgt — der Gatte schickt sich an, sein Haus, seine Familie zu verlassen, um der Geliebten zu folgen — und endlich der moralische Ausgang, den das Gesetz des Theaters in Gemeinschaft mit dem Gesetze in der Wirklichkeit bedingt: die Rückkehr des treulosen Gatten zu seinem Weibe.

Stücke dieser Art haben alle einen schwachen Punkt: und das ist die Lösung, die nothwendig ist, aber niemals recht glaubhaft wird. Die Verirrung ist immer viel herabder und in viel überzeugenderer Weise geschildert als die Bekehrung und der Bußgang. Wenn der Vorhang zum letzten Male über die wieder vereinigten Gatten gefallen ist, so hat man das Gefühl, daß hier doch nur ein vorläufiger Abschluß gefunden ist, das uns aber in den Charakteren und Verhältnissen nichts die Gewährung bietet, wie die Katastrophe in dem nächsten Acte, der etwa noch folgen könnte, nicht auf's Neue ausbrechen werde.

Paul Forestier, ein junger Bildhauer, hat zu einer verheiratheten Frau, Lea de Clerc, in strafbaren Beziehungen gestanden. Sein Vater hat ihn aus den Armen dieser schönen und leichtsinnigen Frau gerissen und ihn in

aller Eile mit seinem Mündel, einem reizenden jungen Mädchen, das zufälligerweise eine Verwandte von Lea ist, verheirathet. Paul hat in den lustigen Flitterwochen seine unschuldige gute Frau wirklich lieb gewonnen. Da tritt Lea, die inzwischen ihren Mann verloren hat, wieder in sein Leben ein. Der Dichter hat sich nicht mit der banalen Erfindung begnügt, daß die freigeWORDENE Lea ihre Rechte auf den inzwischen seiner Freiheit verlustig gewordenen Paul geltend zu machen versucht. Lea hat — und das ist die Verwegenheit, die Augier so verübelt worden ist — am Hochzeitstage ihres früheren Geliebten in einem Augenblicke besinnungsloser Raserei, in einem hysterischen Delirium, um eine Art von teuflischer Rache an sich, an Paul, an ihrer früheren Liebe zu ihm auszuüben, dem ersten Besten sich hingegeben, — einem einfältigen Tropf, dem sie noch 24 Stunden vorher die Thür gewiesen hatte, und dem sie am folgenden Tage die Thür wieder für immer verschließt. Paul wird von dem Helden des Abenteuers selbst von dessen unbegreiflichen Glücke unterrichtet. Er sucht Lea auf, beschimpft sie; aber die unbezwingliche Liebe räumt alle Bedenken hinweg. Er will Lea gewaltsam in seine Arme schließen, und sie sieht sich genöthigt, ihm durch den Diener die Thür weisen zu lassen. Sie will das Glück ihrer reinen Freundin und Verwandten nicht stören und flieht. Paul will ihr nachreisen und trotz den Bitten und Drohungen seines Vaters. Seine Frau, die von dem Geschehenen Kenntniß erhält, sieht keinen andern Weg zur Rettung als den des Selbstmordes. Gerade wie Jacques bei George Sand will auch Camilla sich tödten, um dem Glücke ihres geliebten Mannes nicht im Wege zu stehen und dessen Vereinigung mit dem Weibe, das er liebt, zu ermöglichen. Als Paul dies erfährt, kommt die Reue über ihn, und vor diesem starken Beweise selbstloser Liebe streckt seine unlautere Leidenschaft die Waffen.

„Paul Forestier“ ist in schönen, klangvollen Versen geschrieben, bei denen man vielleicht ab und zu die Rundung und Glätte vermißt, die aber geharnischt sind und dem kühnen Gedanken ein eigenthümlich glänzendes und festes Gewand geben.

Wie sich Emile Augier in einer Einzelheit in „Paul Forestier“ mit George Sand begegnet ist, so trifft er in „Madame Caverlet“ in dem Hauptmotive mit dem Lieblingsstoffe der großen Schriftstellerin zusammen. „Madame Caverlet“ behandelt die Frage der Ehescheidung, die in Frankreich bekanntlich eine gesetzliche Lösung noch nicht gefunden hat. Die Heldin, Henriette, ist mit einem verkommenen Individuum verheirathet gewesen, einen gewissen Merson, von dem sie sich freiwillig getrennt hat. Sie ist später mit einem durchaus sympathischen und anständigen Manne, Herrn Caverlet, in ein Verhältniß eingetreten, dem zur glücklichen Ehe nichts als die legale Form fehlt. Caverlet gilt überall als der legitime Gatte Henriettens, und deren Kinder, Henri und Fanny, halten ihn für ihren Vater. Erst bei der bevorstehenden Vermählung Fannys mit einem jungen Menschen aus höchst achtbarer und in Ehrensachen etwas ängstlicher Familie, muß sich die

Ungefehmäßigkeit des Verhältnisses herausstellen. Der Stoff ist wie wenige fruchtbar für ergreifende dramatische Scenen, und Augiers starkes Talent hat aus demselben erschütternde Wirkungen gewonnen. Die Lösung freilich ist auch diesmal etwas künstlich und nicht recht befriedigend. Der wiederauftauchende Gatte wird durch eine starke Abfindungssumme dazu bewogen, sich in der Schweiz naturalisiren zu lassen und zu der dort zulässigen Ehescheidung seine Zustimmung zu geben. Darauf heirathet Henriette — und diesmal in aller Form — den braven Caperlet, und nun steht auch der Verbindung ihrer Tochter mit deren Bräutigam nichts mehr im Wege.

Die hier zuletzt besprochenen Stücke waren freilich glänzende Zeugnisse für das ungebeugte und unverminderte Talent ihres Verfassers; sie zeigten eine ungebrochene Kraft, aber eine Kraft, die sich an Dingen übte, welche unbehaglich wirkten. Sie vermehrten und bestärkten vielleicht sogar den Ruf des Dichters, aber trotz der allzu lärmenden Erfolge, die dieselben fanden, erschütterten sie die Sympathien. Den „Fourchambault“, dem letzten Stücke, das der Dichter geschrieben hat, war es vorbehalten, die alten Freundschaften wieder zu gewinnen.

Ueber dieses allbekannte Stück werden wenige Worte genügen. Hier steht der natürliche Sohn dem legitimen Sprossen gegenüber; und dem ersteren ist es vorbehalten, den Erben des Namens, der ihm von rechtswegen gebührt, durch seine Großmuth zu demüthigen, seinen Vater, der seine Mutter entehrt hat, von der Schande und dem Ruin zu erretten. Außer dem natürlichen Sohne ist es vor allem diese Mutter, das unglückliche Opfer der Verführung, Madame Bernard, die den Fehltritt ihrer Jugend durch lange Reue gesühnt hat, welche in diesem Schauspiel eine tiefe und ergreifende Wirkung ausübt. Augier hat diesmal die scharfen Contraste nach Möglichkeit gemildert und die grellen Farben fast ganz vermieden. Auch in den dramatisch bewegtesten Scenen herrscht ein mildes und gedämpftes Licht, und gewöhnlich spielt die heitere Beleuchtung des hellen Lustspiels hinein; nur in der großen Schlußscene wendet der Dichter die stärksten Accente wieder an, und da wirken sie denn auch vollkommen. Das Stück offenbart die edle und humane Gesinnung des Dichters, an der nur Kurzsichtige durch seine unerbittlichen Angriffe auf das Laster und die gesellschaftliche Duldung des Lasters hatten irre werden können, in glänzendster Weise.

*

*

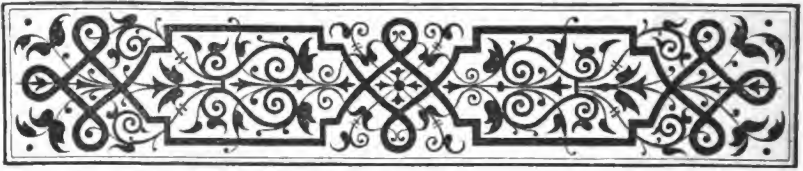
*

Somit hätte der Versuch, ein Bild von der dichterischen Production Augiers zu geben, sein Ende erreicht. Ueberall hat sich der Dichter uns dargestellt als ein Mann von strengster Sittlichkeit, von unverjöhnlichem Haß gegen das Gemeine, von glühender Liebe für das Echte und Wahre, von einer Unerbittlichkeit in der Verfechtung Dessen, was er als wahr erkannt hat, die an Tollkühnheit streift — ein Dichter von starker Muskulatur, der so herzhast zugreift, daß die Opfer, die er pakt, immer die deutlichen

Spuren des festen Griffes bewahren. Augier ist nicht immer bequem; man hat von ihm gesagt, er zeige die Zähne nicht, um zu lachen, sondern um zu beißen; aber er ist immer respectabel. Sein ganzes Schaffen zeigt uns den ganzen Mann. Keiner unter den französischen Dramatikern der Gegenwart hat vor seinem Verufe einen größeren Respect und erfüllt seine Aufgabe mit tieferem sittlichen Ernste als er. Sein schriftstellerisches Talent ist dabei von einer merkwürdigen Vielseitigkeit. Er trifft den harmlosen, gemüthlichen Ton der kleinen Familie eben so wohl, wie die pathetischen Töne der wilden Leidenschaft. Er gebietet über den anmuthigen Witz und über die schärfsten Accente des Sarkasmus und der Satire. Die Sprache behandelt er in Prosa wie in Versen meisterhaft, und der Ausdruck hat bei ihm jene gebrungene Knappheit, jene echt französische Schneidigkeit, die man als *verve gauloise* zu bezeichnen pflegt.

Augier erfreut sich bis zur Stunde der vollsten geistigen und körperlichen Rüstigkeit. Wir dürfen daher hoffen, ihm noch recht oft auf der Bühne zu begegnen, und wir können schon im Voraus sicher sein, daß wir immer wieder auf's Neue durch ihn angeregt und gefesselt, und selbst wenn wir nicht mit ihm übereinstimmen, zu ihm hingezogen werden. Denn Augiers dichterische Wirksamkeit gebietet Achtung und Sympathie. Auf den Dichter selbst lassen sich die Worte anwenden, mit denen er einen seiner Helden charakterisirt: „*Un coeur simple et tendre, un esprit droit et sûr, une loyauté royale.*“





Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb*).

Von

F. Heuleaux.

— Berlin. —



Stärker als jemals zuvor macht sich in unserer Zeit der Einfluß der Maschine auf das Leben der Culturvölker fühlbar. Nicht bloß bringt das Transportwesen uns fortwährend mit der Maschine in Berührung, sondern auch fast alles und jedes, was wir tagtäglich gebrauchen, womit wir uns kleiden, was uns in Haus, Küche, was auf dem Felde, was im Felde dient, rührt großentheils von der Maschine her oder ist gar selbst Maschine. In den Gewerbebetrieben hat sie einen Raum erobert, dessen Größe ihr für die Zukunft die volle Herrschaft zu sichern scheint, und unaufhaltsam dringt sie weiter vor, in die Schneiderin die Schusterwerkstatt, ja bis zum Holzhacker auf der Straße, den wir z. B. in Zürich mit seinem an die Wasserleitung angeschraubten Motor sein Geschäft treiben sehen. Es entstehen bei diesem Vordringen Verschiebungen der menschlichen Thätigkeit, welche nicht selten von üblen Folgen, wenigstens zeitweise begleitet sind, eine Erscheinung übrigens, welche früher in weit stärkerem Maße als jetzt aufgetreten ist. Bekanntlich hat in diesem wie im vorigen Jahrhundert nicht selten der Aufruhr brodblos gewordener Arbeiter sich zerstörend gegen die Maschine gerichtet; auch in hochgebildeten Kreisen bestand und besteht zum Theil noch eine der Maschine entgegengerichtete Anschauung. Wie oft hat nicht fanatischer Eifer gegen sie sich Luft gemacht? Wie lange ist es her, daß in deutschen Residenzen der verhaßte Fabrikschornstein nicht geduldet wurde, weil, wenn wir das Verbot im besten Sinne auffassen, die

*) Vortrag, gehalten in der Museums-Gesellschaft in Frankfurt a/Main am 7. Febr. 1879, mit Erweiterungen.

der Maschine anklebenden Uebel ferngehalten werden sollten? Es wurde mit allem diesem die Maschine als etwas dem Menschenthum Feindseliges, zum mindesten ihm fremd Gegenüberstehendes bezeichnet, daß durch eine unbekannte Macht wie ein Keil in unsere Verhältnisse hineingeschoben wird. Heute wissen wir alle, daß jene unbekannte Macht der Vortheil ist, den die Maschine uns bringt. Aber diese Erklärung ist nicht völlig befriedigend; der Vortheil könnte ja mit einem größeren Nachtheil erkaufte sein, und wer am liberalsten der Maschine entgegenkommt, wird immer erst das ästhetische Bedenken in sich zu bekämpfen haben, welches so oft geweckt wird, wenn eine Landschaft, ein schöner Ausblick, überhaupt der Naturgenuß durch die Maschine beeinträchtigt wird. Wir verlangen noch, und müssen verlangen nach dem Nachweis der innern Berechtigung und der Widerspruchslosigkeit mit dem ganzen menschlichen Wesen, ehe wir die letzten Zweifel schwinden lassen, und deshalb müssen wir die Maschine auf ihr Innerstes, auf Herz und Nieren, zu prüfen suchen.

Verhältnißmäßig erscheint uns die Maschine — und dies steht im Zusammenhang mit dem ebenerwähnten Nest von Fremdgefühl — noch recht jung. Unsere allgemeine Anschauungen datiren sie gerne mit der Dampfmaschine zusammen; wenigstens mischt sich mit unseren normalen Vorstellungen vom Alterthum nichts, was an die Maschine erinnerte. Indessen haben wir doch an die Erfindung der Dampfmaschine nur den lebhaften Aufschwung, nicht den Anfang des Maschinengedankens zu knüpfen. Dieser Aufschwung war aber in der That ein so großartiger, wie täglich klarer wird, daß er eine Epoche anhub. Das Zeitalter der Maschine, wie man unser jetziges nennen kann, leitete er ein. Es beginnt mit dem 18. Jahrhundert. Der Funke, mit welchem der Zeitgeist die neue Flamme zu entzünden gedachte, sprang im benachbarten Heßental, in Marburg.

Es würde übrigens dennoch ein großer Irrthum sein, wollte man die vorangegangene Entwicklung gering anschlagen. Sie stand nur in einem anderen Verhältniß zu den normalen Lebensformen, sie schien beschränkt auf ein enges Gebiet und nicht dazu angethan, jemals eine gewaltige Rolle zu spielen. Spinnrad, Gaspel und Webstuhl hatten, sie selbst Maschinen, vor langer Zeit zum Fabrikbetrieb Veranlassung gegeben, bei welchen zu mancherlei Zwecken auch Wasserräder zu Hülfe genommen wurden, so in Florenz und London, wo Arno und Themse an ihren Brücken die Wasserkraft hergaben. Das Berg- und Hüttenwesen bediente sich im Mittelalter eines recht ausgedehnten Maschinenbetriebes, welcher, da er „des Wassers und des Feuers Macht“ auffuchen mußte, in die Thäler und Wälder fern von der großen Heerstraße gefesselt war. Die Mühlen waren schon im classischen Alterthume zu vollständigen Maschinen entwickelt. Ihr Aufsteigen von einer niederen zu einer höheren machinalen Stufe ist uns historisch bekannt. Homer erwähnt nur Handmühlen, deren mühsamer Betrieb Sklavenarbeit war, vorwiegend den Mägden oblag. Auch unsere germanischen Vorfäter

ließen die Mägde die schwere Mühle treiben. Nach der Ebba verbarg sich einst der junge König Helgi in Mägdelleidung in der Mühle:

Die Steine brechen, die Mühle zerspringt.

Ein hartes Loos hat der Held ergriffen:

Ein König muß hier Gerste malen — —

Röß- oder Maulthiermühlen sind in Pompeji ausgegraben worden. Neben ihnen bestanden zur selben Zeit noch Handmühlen, allein auch vollständige Wassermühlen. Vitruv beschreibt sie uns deutlich, ohne sie indeß als etwas gerade Modernes hervorzuheben. Daß der Uebergang zur Wassermühle in den Jahrhunderten vor Christi Geburt vor sich gieng, bezeugt uns ein liebliches griechisches Gedicht aus der Anthologie.

Die Erfindung der Wassermühle.

Laßt die Hände nun ruh'n, ihr mahlennden Mädchen, und schlaft

Lange; der Morgenhahn störe den Schlummer euch nicht.

Ceres hat eure Mühe den Nymphen künftig empfohlen,

Hüpfend stürzen sie sich über das rollende Rad,

Das mit vielen Speichen um seine Achse sich wälzend

Mahlen der Steine vier, schwere zermalmende, treibt.

Jetzt genießen wir wieder der alten goldenen Zeiten,

Essen der Göttin Frucht ohne belästende Müh'.

Auch die Entwicklung einer anderen Maschinengattung beobachteten wir in jenen Zeiten. Es sind die Kriegsmaschinen, namentlich die bei Belagerungen gebrauchten Geschütze. Wir finden sie zu Alexanders Zeiten schon sehr ausgebildet, wohlgeordnet nach Kalibern und verschiedenen Arten. Diese Wurfmaschinen, welche ein genaues Studium uns wieder ganz nahe gebracht hat, waren armbrustartig gebaut, hatten aber statt des elastischen Bogens zwei steife hölzerne Arme, welche durch gewundene Stricke nach vorne geschleudert wurden. Diese Stricke mußten von vorzüglich elastischem und zugleich festem Stoff sein. Es wird uns berichtet, daß in dem belagerten Karthago die Frauen ihr Haar opferten, damit daraus die mangelnden Stricke für die Katapulten geflochten werden konnten. Leider haben die Götter das erwähnte Opfer nicht gnädig aufgenommen. Heute würde daselbe den Frauen wohl nicht so schwer werden, wie es den karthagischen gewesen! — — Noch eine andere Ideenverbindung, welche von unserer Frauenvwelt zu den erwähnten Maschinen hinleitet, sei angeführt: es ist der Name jener Wurfmaschinen. Man nannte eine solche bei den Griechen ein *Manganon*, ein Wort, welches auch auf künstliche Hülfsmittel im allgemeinen angewandt wurde, und mit *Magos*, d. i. Magier, dem Namen des alten künstvollen medischen Volksstammes, verwandt ist. Im Mittelalter gieng das Wort aus einer lateinischen in eine italienische, eine französische und auch eine deutsche Form, nämlich *Mange*, *Mangel* (auch *Mandel*) über, und übertrug sich dann auf die der Wurfmaschine sehr ähnlich gestaltete, schwerfällig gebaute Wäscherohle, der es dann geblieben ist. Wenn daher heute die Hausfrau von ihrer *Mange*

oder Mangel spricht, so gibt sie den Reflex einer Schallwelle wieder, welche durch fast vier Jahrtausende herauf, die griechische Kriegsgeschichte streifend, bis in unsere Tage vibriert.

Die bei den erwähnten Aegyptern, sowie bei den Babyloniern und Assyriern bestehende hohe Cultur setzt eine gewisse Entwicklung des Maschinenwesens voraus. Wir besitzen vielfache directe Andeutungen; verbürgt ist uns die in großartigem Maßstab stattfindende Verwendung von Schöpfkrädern zur Bewässerung der Felder, oder besser gesagt zur Speisung von Kanalsystemen für diese Bewässerung, deren Eingehen jene Landstriche ihrem heutigen halb wüsten Zustande überliefert haben.

Durchwandert man so die Geschichte aller Culturvölker, so trifft man, so weit in die Vergangenheit man auch vordringen mag, nirgend auf die wahren Anfänge der Maschine, nur auf niedere Stufen derselben, und man ist deshalb genöthigt, bis in die Vorgeschichte der Menschheit zurückzugehen, um zu ihrem Ursprung zu gelangen.

Das Studium der Vorgeschichte ist durch Arbeiten der letzten Jahrzehnte zu einer Wissenschaft emporgehoben, welche an die Stelle der im vorigen Jahrhundert mit Beifall aufgenommenen Speculation und Fiction den allmählich aus Thatfachen sich zusammenfügenden Beweis gesetzt hat. Sie ist untrennbar von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit und mit ihr zur Zeit in der glücklichen Lage, die Vergangenheit verschwundener Völker nicht nur aus Gräbern, sondern am lebenden Object studiren zu können, nämlich an den auf geringer Culturstufe stehenden Völker. Wenn nun auch keineswegs die auf die Maschine gegründeten Forschungen schon weit genug geführt worden sind, so lassen sich doch einige Merkmale bereits angeben. Aber auch zu diesen läßt sich nur mittelbar gelangen. Es klingt paradox, wenn ich sage, und doch ist es richtig: man muß vorher wissen, was gefunden werden soll. Ehe man nämlich festgestellt hat, was Maschine ist, oder was auf der Stufenleiter zu ihr liegt, was zu ihr gehört, ist die Forschung richtungslos; es kann ihr Wichtiges ganz entgehen, Funde können unbeachtet bleiben, welchen ein hoher Werth bewohnt. Nur ein Beispiel. Auf seiner berühmten Reise quer durch Afrika beobachtete Stanley die Handhabung der Spindel bei Eingeborenen, die nie eines modern Gebildeten Auge gesehen. Die Beschreibung, die er giebt, läßt uns aber über einige wichtige machinale Punkte, die leicht festzustellen gewesen wären, im Unklaren. Wie im Zauberschloße oder im neckenden Traume fliegt gerade im letzten Moment, wo wir den Schatz zu greifen meinen, die Thür zu. Aehnlich Stanley, haben viele Reisende leicht zu Beobachtendes außer Acht gelassen, unvollständige Beschreibungen geliefert, während, vom leitenden Prinzip begleitet, sie das Wichtige sofort hätten erheben können.

Das allgemeine Prinzip nun der Maschine ist die Bewegungs-
Erzwingung. Mit der Maschine will man zunächst Körpern Bewegung ertheilen; diese Bewegung soll dann aber nach einem bestimmten Plane

vor sich gehen, es sollen gewisse Wege unter gewissen Geschwindigkeiten und in gewisser Folge durchlaufen werden, wie es eben dem zu erreichenden Zwecke entspricht. Dieser Zweck kann von zweierlei Art sein. Es kann sich um bloße Fortbewegung handeln, wie bei dem Eisenbahnzug, oder um eine Umgestaltung, welche in der Regel mit Fortbewegung verbunden ist. Die Münzpresse, welche die Metallplatte umformt, das Spinnrad, bei welchem aus dem flockigen Faserbündel ein schraubenförmig gezwirnter Faden bereitet und sogleich aufgewickelt wird, die Nähmaschine, bei welcher mindestens zwei zu bearbeitende Körper, der Stoff und der Faden, umgestaltet werden, sind Beispiele. Man unterscheidet, je nachdem bloß Fortbewegung oder wesentlich Formveränderung der Bewegungszweck ist, orts- und formändernde Maschinen. Manche Maschinen betreiben wir mit der eigenen Muskelkraft oder derjenigen von Thieren, andere dagegen durch leblose Körper; immer aber sind Körper zu einander gruppiert, welche den erstrebten Bewegungszwang bedingen. Wenn wir also eine Maschine bauen, so geht unsere Absicht dahin, durch außer uns gelegene leblose Körper einen Bewegungszwang bestimmter Art herbeizuführen, mit anderen Worten: in den Bewegungen dieser Körper unsern Willen zur Geltung zu bringen.

Die Frage drängt sich uns auf, wie der Mensch dazu gekommen ist — und er begann ja damit in der vorgeschichtlichen Zeit — solche merkwürdige Absichten zu fassen und zu verwirklichen.

Es gibt eine populäre Anschauung, nach welcher er durch Nachahmung der Natur, insbesondere von Thieren, sich Geräthe mancherlei Art, auch maschinenartige, gebildet und dabei wegen der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Natur das relativ Beste erzielt habe. An diesem Satze ist Wahres und Falsches, wahr das Unwesentliche, falsch das Wesentliche der Behauptung.

Wenn z. B., wie Ludwig Noiré treffend wahrscheinlich gemacht, ein Theil des Unterkiefers großer Säugethiere, wie der Bären, mit darin stekendem Zahn als Vorbild für eine Hiebmasse gedient hat, die aus einem keulenartigen Holzstück mit eingeseptem Stein besteht, so hat damit der Urmench die Natur nachgeahmt, und doch auch wieder nicht. Denn die Natur hatte den Kieferknochen mit noch anderen Fortsätzen versehen, ihn mit einer ganzen Reihe von Zähnen besetzt, ihn symmetrisch wiederholt, ihn einem Oberkiefer mit zwei anderen Zahnreihen gegenüber gestellt, und endlich zur Ausführung der Reiß- und Raubbewegung mit Muskeln ausgerüstet, also ihn für diesen Zweck eigentümlich, und wenn man will höchst zweckmäßig gestaltet. Wenn also der Urmench das passende Bruchstück in der Manier Simsons gebraucht, zweckmäßig gefunden und in Holz und Stein wiederholt hatte, so war er von der Natur möglichst weit abgewichen. Ähnlich lassen sich gewisse Vorstellungen Einzelner widerlegen, welche meinen, das Dampfboot solle statt mit Schaufelrädern mit entenfußartigen Treibern versehen werden — wie oft hat man diesen fruchtlosen Versuch schon gemacht! — oder: die Schiffschraube sei eine Nachahmung des Fischeschwanzes und aus diesem Grunde so wirkungsvoll, während die Schraube

ein starres, sich um eine Achse drehendes Rad, der Fischechwanz aber ein biegsames Gebilde voll Muskelspiel ist, welches nicht gedreht, sondern hin und her geschwungen wird. Noch könnte versucht werden, anzuführen, daß in der Natur Maschinen vorkommen, wie manche Springquellen, wie die zur Blutbewegung dienenden Einrichtungen im Säugethierkörper, die alle Theile einer Pumpe besitzen, u. s. w., und diese hätten den Menschen als Vorbilder, wenn auch nur dunkel, vorgeschwebt. Hierbei ist nun weggelassen, daß erst aus Kenntniß der von Menschenhand gefertigten Pumpe (welche, nebenbei bemerkt, eine recht lange Erfindungsgeschichte hat) das Verständniß für die im Organismus wirkende erlangt worden ist. Kurz, diese Naturnachahmungstheorie versagt bei dem leisesten Versuch einer ernsthaften Anwendung sofort den Dienst.

Eine zweite Form der Erklärung ist, daß von Zeit zu Zeit Erfinder aufgetreten seien, hochbegabte hervorragende Naturen, welche große Fortschritte gemacht, Neues eingeführt, das Bestehende umgestaltet hätten. Auch dies wiederum ist wahr und wieder nicht wahr. Erfindungen wurden gemacht und leiteten Fortschritte ein, aber sie giengen nicht von Einzelnen aus, weil das Suchen nach Lösungen von Problemen erst auf höherer Kulturstufe, bei befreiterem Geiste beginnen kann. Die Menschen, nicht einzelne Menschen, machten Erfindungen, wiewohl uns mythische Erzählungen das Gegentheil von Göttern und deren Schützlingen berichten. Diese Mythen aber sind, abgesehen von dem feinen Regulus von Wahrheit, den sie bergen, keine Berichte, sondern nur Aeußerungen der Bewunderung, welche Spätere, Reflektirende, den angeblichen Erfindungen zollten. So wie die Gottheiten des indogermanischen Völkerkreises sich in Naturgewalten auflösen, so die Namen mythischer Erfinder fast immer in Begriffe. Dädalos ist der Kunstfertige, sein Schüler Talos, der Erfinder der Säge, der Wagende, Ausstarrende; selbst der Titan Prometheus ist schwerlich poetisch griechisch der Vorbedenkende, sondern wahrscheinlich sanskrit Pramantha, Drehstift im Holzfeuerzeug, wenn nicht Pramatha, gleich Raub*). Indem aber so bei näherer Untersuchung jeder Anhalt, der uns auf einzelne Persönlichkeiten verweist, entschwindet, fällt auch die ganze Anschauung dahin.

Zu der Antwort auf die große Frage, wie der Maschinengedanke in die Welt gekommen, gibt uns den Schlüssel die Erklärung der Maschinenzusammensetzung, wonach der Bewegungszwang durch aufeinander einwirkende Körper erzielt wird. Schon im tiefsten Entwicklungsstande ist aber die Bewaffnung der Menschenhand mit fremden Körpern, als Steinen, Stöcken und dergl., zweifellos vorgekommen, da selbst die höheren Affenarten gelegentlich sich zur Vertheidigung derselben bedienen. Daß in den Urzuständen Steine zum Oeffnen von Früchten, bald auch zum Zerreiben von Körnern gedient haben, ist als sicher anzunehmen. Ueber die Länge der Zeitläufte, innerhalb deren sich die Verständigungsmittel bis zur Entstehung der Sprache ausgebildet

*) M. Kuhn, Gerabkunft des Feuers.

haben, vermögen wir uns keine einigermaßen begründete Vorstellung zu machen; jedoch ist anzunehmen, daß die Sprache schon sehr früh, d. h. bei einem sehr tiefen Entwicklungsstand, sich gebildet habe. Denn selbst sehr einfache gemeinsame Arbeiten der Urmenschen setzen ein verhältnißmäßig vollkommenes Verständigungsmittel voraus; mit anderen Worten: die Entwicklung der Sprache und diejenige der Vernunft können nicht getrennt gedacht werden. Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft! Niemand, der heute versucht, sich mit den wissenschaftlichen Forschungen in diesem Gebiete vertraut zu machen, kann ohne schmerzliches Bedauern des Verlustes eines großen Mannes, eines Bürgers dieser Stadt gedenken, dem wir hier die großartigsten und tief-sinnigsten Arbeiten, die glänzendsten Entdeckungen und Aufschlüsse verdanken. Es ist Lazarus Geiger, der Sprachphilosoph, dessen Arbeiten grundlegend für alle Zeiten bleiben werden. Er hat der Forschung ganz neue Wege in die dunkle Vorzeit gewiesen und Bahnen gebrochen, auf denen Andere weiter vorzubringen vermögen, wie beispielsweise mit kühnem Muth neuerdings Ludwig Noiré gethan. Geiger hat die Forschungsform entwickelt, aus den Wurzelformen der Wörter die Thätigkeiten zu erschließen, welche der Urmensch geübt, welche die vorwiegend ihn beschäftigenden gewesen sind, und ist auch nothwendig darauf geführt worden, zu versuchen, die Urwerkzeuge festzustellen. Für das erste Geräth, aus zwei Körpern bestehend, welchen eine einigermaßen bestimmte gegenseitige Bewegung verliehen wurde, hält er das Reibholzfeuerzeug, zwei Hölzer, von denen das eine in einer Bohrung des anderen aufrechtstehend gehalten und quirlartig gedreht wird, so lange und unter fester Anpressung gedreht, bis sich die Hölzer erhitzen und Feuer fangen. Er verlegt demnach den Anfang des Maschinengedankens — denn dieser beginnt, wo zwei Körper in eine gegenseitig gezwungene Bewegung bestimmter Art versetzt werden — in den Zeitpunkt der Feuererfindung. Die inzwischen weiter fortgesetzten Untersuchungen führten indessen nicht dazu, Geiger in dieser Ansicht beizupflichten. Es spricht sehr Vieles dafür, daß jener Quirl schon vor der Feuererfindung, vor seiner Verwendung im Reibholzfeuerzeuge, zu einem anderen Zwecke, nämlich zum Bohren von Löchern in allerlei Gegenstände, benützt worden sei. Auch ich theile heute diese letztere Meinung. Nach dieser wäre dann der mit den beiden Händen quirlartig betriebene Bohrer das erste machinale Geräth, dessen sich der Mensch bedient hat, und wäre dasselbe durch die beim Bohren in Holz sich entwickelnde Wärme, die zu hoher Erhitzung, zu Rauchentwicklung und Funkenprühen führen konnte, die Veranlassung zur Feuererfindung geworden.

Daß ein lange, lange feuerlose Zeit gewesen sein muß, d. h. eine Zeit, in welcher der Mensch sich des Feuers weder zur Erwärmung, noch zur Beleuchtung, noch zur Speisebereitung und zu anderweitigen Zwecken bedient hat, muß angenommen werden. Zwar kennen wir jetzt keine wilde Völkerschaft, die das Feuer nicht besäße, aber die Ueberlieferung hat die Erinnerung an jene gewiß furchtbare Zeit festgehalten. Einestheils finden wir Mythen

von Feuerfindern auf der ganzen Erde, anderntheils wird in den uralten heiligen Liedern der Inder in den Weden wiederholt auf die feuerlose Zeit direct angespielt. Das göttliche Wesen Agni, als welches das Feuer angerufen wird, erfährt zahllose Lobpreisungen, darunter auch folgende:

Den Agni setzten in der Menschen Häuser
Als lieben Freund die Götter, zur Erquickung;
Er strahlte durch die holdgefinnten Nächte.

oder:

Erfreund ist ein Anblick, schöner Agni,
Und angenehm, des hehren, mannigfalt'gen;
Denn auch durch Dunkel hemmt man deinen Glanz nicht,
Noch wirft auf dich Verfinst'ung einen Flecken.

Aus diesen Gesängen müssen wir auch die Ueberzeugung schöpfen, daß das Feuer nicht unmittelbar in den Dienst des Menschen zu dessen häuslichen Zwecken genommen worden, sondern daß umgekehrt der Mensch zuerst einen Feuerdienst errichtete, den wir ja bei so vielen Völkern ausgebildet finden, und dessen Reste bis heute der katholische Gottesdienst festgehalten hat, — daß also erst allmählich das Bewußtsein der Herrschaft über das Feuer erwachte. Auf alle Fälle aber ist zu erkennen, daß die Erfindung der Feuerzündung von einer ganz großartigen Bedeutung für das Menschengeschlecht der Urzeiten war. Es müssen Umwälzungen der Lebensformen stattgefunden haben, welcher keine der von späteren Entdeckungen oder Erfindungen herbeigeführten sich an die Seite setzen lassen.

Im Besitze des Feuers schlug der Urmensch in seiner Entwicklung ein schnelleres Tempo an. Es wird ihm leichter, Niederlassungen herzustellen, aber auch zu ändern und zu wechseln, er vermag in kältere Zonen vorzudringen, seine Ernährung hebt sich; er lernt ferner Baumstämme höhlen, um schwimmende Fahrzeuge daraus zu machen, er verschreckt die wilden Thiere von seinen Lagerstätten durch das Feuer; kurz, er schwingt sich zum Herrn über Situationen auf, denen er früher fast rettungslos unterlag. Mit dem Feuer ausgerüstet sehen wir denn auch den Menschen sich einer bereits beträchtlich entwickelten Lebensform in den sogenannten Pfahlbauten erfreuen. Er treibt mit steinernen, hölzernen, hörnernen Geräthen neben Jagd und Fischerei auch Ackerbau und Viehzucht; er lebt mit Gesittung und einem uns verständlichen Lebensgenuß, wie wir aus manchen Fundstücken zu schließen berechtigt sind. Auffallend ist dabei das deutliche Auftreten einer Art von Gewerbebetrieb. Die Pfahlbauten und auch ältere Niederlassungen benehmen uns die Meinung, daß jeder einzelne Mann sich seine Geräthe oder anderweitige Bedarfsgegenstände selbst gefertigt, oder nur in seinem Wohnsiß, etwa durch die Familienglieder, habe fertigen lassen. Es zeigen sich vielmehr deutliche Spuren der Arbeitstheilung. In den alten Niederlassungen, welche wir mit dem Grabscieit bloßgelegt haben, finden wir Steintrümmer, Reste von Hirschgeweihen und anderen Materialien, welche

als Rohstoffe zur Herstellung von Geräthen dienten, so oft in Anhäufungen vor, daß wir zu der Annahme gedrängt worden sind, darin Werkstattabfall zu erblicken. Es waren also Einzelne, die sich mit der Geräthherstellung und anderen handwerklichen Arbeiten befaßten. Dabei werden wir indessen schwerlich an freie Arbeit zu denken haben, vielmehr entweder Sklavenarbeit oder, nach Analogie mit dem, was bei wilden Völkern beobachtet worden, den gezwungenen Fleiß der Gebrechlichen, der Krüppel, Lahmen und Siechen voraussetzen müssen. Die Starken, Gesunden giengen hinaus zur Jagd, auch wohl oft zu Kampf und Streit, die Bresthaften daheim mußten schwere, mühsame Arbeit verrichten, aber auch solche, welche Verstandeskraft beanspruchte, und sie fannen Kluges und Nützliches aus, wurden kunstfertig, auch geschickt im Helfen bei Verwundung und Krankheit, machten sich dadurch unentbehrlich, kurz hoben ihre sociale Stellung; und so dürfen wir denn früh den merkwürdigen Prozeß beginnen sehen, welcher eine Ausgleichung bildet beim Menschengeschlecht gegen das durch seine materialistische Härte uns abstoßende Gesetz der Darwinischen Lehre, die Ausgleichung durch geistige Vorzüge, den mit leisem Hauch heranziehenden Grundsatz der Gleichheit der Menschen vor der Menschheit.

In den durch viele Jahrtausende sich hinziehenden Zeiten, in welchen der vorgeschichtliche Mensch in der Steinzeit herauflebte zu den Fähigkeiten, welche ihn in die Geschichte einrückten, sind zahlreiche Erfindungen auf dem machinalen Gebiete gemacht worden. Man lernte die Thierwolle und Pflanzenfaser zu Fäden drehen bis zu der Gleichmäßigkeit, welche ihre Verbindung, zuerst zu Flechtwerk, zu Netzen, dann zu Geweben, ermöglichte. Das gewebte Kleid ersetzte nach und nach die Hülle von Thierhäuten. Aus dem rollenden Baumstamm formte man die Walze zum Fortschaffen schwerer Lasten, aus der Walze in langsamem Fortschritt das rohe Wagenrad, darauf den Wagen selbst, lernte das Pferd zähmen und zum Lastträger und Zugthier ausbilden. Die thönernen Töpfe, entstanden aus dem mit Lehm ausge schlagenen Ruthengeflecht, die man zuerst mit der bloßen Hand auf ebenem Boden knetete und mit den Fingern mühsam dünnwandig bildete, so daß wir an zahllosen Fundstücken noch heute die Eindrücke der Finger und Nägel sehen können, diese Töpfe lernte man auf der Drehscheibe herstellen. Wir kennen einzelne äußerst rohe Anfänge dieser merkwürdigen Urmaschine und sehen noch heute bei einzelnen Völkern niedrig ausgebildete Formen derselben in Gebrauch. Man schuf sich Waffen von mancherlei Art und Verwendung, zunächst solche zum Schlagen und Stechen, dann zum Wurf aus freier Hand, dann zum Schleudern mit der Leine, dann zum Fortschleßen mit dem Bogen.

Halte man diese flüchtige Aufzählung nicht für eine willkürliche Aneinanderreihung, geordnet nach leichten Schlußfolgerungen, vielmehr für Andeutungen einer großen Reihe von Resultaten peinlich genauer Forschung, welche die vorgeschichtliche Wissenschaft mit langsamen Schritten geliefert hat. Von der Vorsicht, mit welcher jeder einzelne Schritt gemacht werden muß, nur ein Beispiel. Oskar Beschel, der treffliche, leider der Wissenschaft auch viel zu früh

entriessene Forscher, weist nach, wie sogar geologische Ursachen die Entstehung oder Nichtentstehung einzelner Waffen beeinflussen oder deren Verlust herbeiführen konnten, insbesondere die von Bogen und Pfeil. Auf den Südeinseln fehlt dieses Schießgewehr gänzlich, obwohl die Bevölkerung, sei es von dem indischen Archipel, sei es von Neuguinea aus, nach Erfindung des Bogens eingewandert sein muß. Auch liegt für eine verhältnißmäßig vorgeschrittene Bevölkerung die Erfindung des Bogens nicht gar fern, ist derselbe doch als Kinderspielzeug auf einer Insel der Ellicegruppe bestimmt nachgewiesen. Jene Inselwelt besteht aber fast einzig aus Korallenbauten oder vulcanischen Erhebungen, welche seit der Tertiärzeit nicht mit großen Continenten in Verbindung standen. Deshalb fehlen der Fauna dieser Länder alle größeren Säugethiere und somit für die Bewohner die Veranlassung, von weittreffenden Schießwaffen Gebrauch machen zu müssen. Bogen und Pfeil wurden deshalb nicht erfunden, oder verschwanden bald aus dem Gebrauch, wenn sie bei der Einwanderung mitgebracht worden waren. Ganz dieselbe Beobachtung gilt auch von mehreren anderen Inseln.

Mit Entschiedenheit müssen wir uns auch des Gedankenganges entschlagen, als seien die Waffen aller Art das Erste und Wichtigste, was sich der Mensch bereitet habe. Hunderte von Geräthen, welche zu anderen Zwecken, zu häuslichen Verrichtungen, zu Feldarbeit u. s. f. bestimmt waren, finden sich vor oder lassen sich nur als solche mit Grund erklären. Kleine Messer, Nähnadeln aus Horn oder Knochen, Mahlsteine, Plättsteine zur Bereitung eines silzartigen Zeuges aus Baumrinde, dessen Herstellung bei südamerikanischen Wilden noch heute vorkommt, sind nachgewiesen. Jede genauere, auf vergleichende Beweisgründe gestützte Deutung von Geräthen hat mehr Licht in jene dunklen Zeiten geworfen, deren Entschleierung man vor zwei Menschenaltern noch für ganz unmöglich halten mußte.

Sehr spät kam erst die Drehbank oder deren rudimentäre Vertreterin auf. Sie muß später entstanden sein, als die Töpferscheibe; ja ich halte ihre Einführung für in nahem Zusammenhang mit derselben stehend, weil die wahrscheinlich älteste Form der Drehbank, eine bei den Kalmücken vorkommende, wesentlich nur zur Herstellung von Gefäßen geeignet ist.

Nach dem Eintritt der Bronzezeit gieng eine allmähliche, obwohl sehr langsam fortschreitende Verwandlung steinerer Werkzeuge in metallene vor sich, wobei auch die Formen sich umgestalteten, die Namen aber bleiben konnten. Auf eine interessante derartige Wandlung möchte ich hinweisen. Man findet viele Feuersteingeräthe von der Form eines bedeutend vergrößerten Mandelkerns, an dem einen Ende stumpf gerundet, an den Ranten scharf gezähnel. Ich halte diese Steine für Feilen. Im Griechischen heißt nämlich die Feile *rhine*, ein Wort, welches mit dem Namen für Nase, *rhis*, Genitiv *rhinos*, eng zusammenhängt. Jener Stein hat aber ungefähr die Form einer Nase und mag darnach benannt gewesen sein; er hat seinen Namen der Metallfeile vererbt, diese aber die alte Form aus Zweckmäßigkeitsgründen allmählich bis zur Unkenntlichkeit abgestreift.

Auf diese und ähnliche Weise vorbereitet, trat endlich der Mensch in die geschichtliche Periode ein, versehen mit einem beträchtlichen Apparat von Werkzeugen und Geräthen, welche ihn befähigten, zu hoher Cultur fortzuschreiten. Die stark entwickelte Sprache, die Einführung der Schrift, gaben ihm mächtige Impulse zur geistigen Weiterentwicklung und auch zur immer bewußter werdenden Entwicklung seines machinalen Arsenal's. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, den oben andeutungsweise geschilderten Grad der Vollkommenheit der Maschine im Alterthum und Mittelalter vorzufinden. Daß Eine aber müssen wir aus den Vorgängen, welche ich in Kürze zu skizziren versucht habe, entnehmen, daß in der Maschine ein Haupttheil der Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, des menschlichen Wesens, zu einer bestimmten Form gelangt ist. Der Mensch setzt sich in der Maschine gleichsam außer sich selbst fort. Die Geräthe und Werkzeuge, am ausgebildetsten die vollständige Maschine, sind, wie Ernst Rapp es wissenschaftlich ausgedrückt hat, Projectionen der menschlichen Gliedmaßen und Kräfte. Aus sich selbst schuf er, aus seinem Geiste heraus baute er die Maschine als seine materielle äußerliche Fortsetzung, als seinen immer gewaltiger gemachten Arm, als seine immer kunstfertiger beschäftigten, unermüdbaren Finger, sich ver Hundertfachend an Leistungsfähigkeit, der Herr geworden über Naturgewalten, welchen er einst in Noth und Beschwerde sein Dasein abrang.

Ehe wir uns jetzt beschäftigen können mit dem Zeitalter der Maschine, müssen wir uns über die Art des stattgehabten Entwicklungsganges noch etwas klar machen. Offenbar besteht eine innere Verschiedenheit zwischen denjenigen Maschinen, welche von unserer Hand oder auch durch Thierkraft, Gewichte, Federn u. s. w. betrieben werden, und dabei irgend eine mehr oder weniger künstliche Arbeit verrichten, und denjenigen, durch welche wir Naturkräfte nöthigen, Arbeit zu leisten, ihre Gewalt uns unterzuordnen. Man unterscheidet auch in der Maschinenlehre die ersteren als Arbeitsmaschinen von den letzteren, den Kraftmaschinen. In der That aber spiegeln diese beiden Maschinengattungen zwei von einander trennbare Seiten jedes mechanischen Vorganges ab, nämlich der Bewegungsform und der zur Herbeiführung und Erhaltung der Bewegung nöthigen Kraft. Zum Staunen veranlaßt durch die gewaltigen Kraftwirkungen mancher Maschinen, sind wir leicht geneigt, die Entstehung des Maschinengedankens aus dem entstandenen Bedürfniß der Kraftleistung abzuleiten. Daher bildete sich die sehr populäre Meinung, der „Hebel“ sei die älteste Maschine gewesen, die Aufgabe, schwere Lasten zu bewegen, habe zu seiner Erfindung Veranlassung gegeben, und so fort. Daß der Gang ein ganz anderer gewesen, daß die Bewegungsform das zuerst Anregende gewesen, haben wir eben gesehen. Dies ist aber nicht Zufall, sondern hat seine innere Begründung. Unmittelbar auf seine eigenen Muskelkräfte angewiesen, fand der Mensch in diesen anfangs, und lange Zeiten hindurch in vollständig ausreichendem Maße, die Bewegungskraft vor, um zahlreiche mehr oder weniger machinale Bewegungen einzuleiten und im Gange zu halten.

Wo die Muskeln der Einzelnen nicht ausreichten, erzielte die Verständigung die nöthige Zufuhr der Kräfte vieler. Es bedurfte also nicht der Zuhülfenahme der in der unbelebten Natur vorhandenen Kraftquellen, und somit mußten sich die Mittel, die Bewegungsform dem Willen unterzuordnen, zuerst entwickeln. Bis zu welchem Maßstab die Vereinigung vieler zu gemeinsamer Kraftleistung frühzeitig stattgefunden haben muß, ist aus den Koloss-transporten der Assyrier und Aegyptier zu schließen, von denen wir durch Monumente Kenntniß haben. Eine bekannte ägyptische Darstellung aus El Bersch zeigt uns 4 mal 43 Menschen in wohlgeordneter Aufstellung an den Zugseilen beschäftigt, mittelst welcher ein mächtiges Steinbild fortgeschleppt wird. Ein Anführer, auf dem Knie des sitzenden Königsbildes stehend, gibt durch Händeklatschen den Marschtakt an; Hülfsmannschaften begießen die Schleifbahn mit Wasser, andere bringen Vorräthe und Lebensmittel. Noch heute lieben auch die Eingeborenen in Indien das gemeinsame Angreifen bei Fortbewegung schwerer Lasten. Die englischen Ingenieure können sie nur mit der größten Mühe dazu bringen, auch nur Zugthiere und Wagen zu Hülfe zu nehmen. Eine englische technische Zeitschrift*) zeigt in Wort und Bild, wie 48 Kuli einen Quaderstein von 23 Centner Gewicht von den Steinbrüchen nach dem ziemlich entfernt gelegenen Bauplatz tragen. Zwölf Mann in vier Reihen tragen auf den Schultern lange starke Bambusstangen, an welche zu je zwei in der Mitte ein hölzerner Querstab, dem Ortschaft eines Wagens ähnlich, angebunden ist. An diese beiden Ortschaften ist wieder mit Stricken ein drittes stärkeres angehängt, von dessen Mitte die den Quaderstein umfassenden Ketten herabgehen. Ein Aufseher oder Anführer, mit einem Stab in der Hand, schreitet voran, den Takt angehend. Diese Fortbewegungsart ist dem Hindu kaum auszureden und zwingt die Engländer zu ganz enormen Ausgaben für Löhne. Wenn es also heute so schwer wird, diese offenbar uralte Gewohnheit, große Kraftäußerungen durch Vereinigung der Kräfte einzelner Menschen zu erzielen, durch eine bessere und so viel weniger anstrengende Methode zu ersetzen, wie fern muß in den Urzeiten der Anlaß gelegen haben, mechanische Kräfte nutzbar zu machen, welche außer dem Menschen lagen.

Daß andere, als die Kräfte belebter Wesen zur Bewegungserzeugung benutzt, gezwungen oder geleitet werden könnten, war auch dem Menschen anfangs völlig unbekannt; er mußte diese Kräfte erst von der Summe der sie begleitenden Erscheinungen unterscheiden lernen, sie von der Hülle, welche sie seinem Geiste noch verbarg, erst befreien, er mußte, wie wir es ja nennen, die Kräfte oder ihre Verwendbarkeit entdecken. Hierbei konnte der Zufall, auch die langsam zu einer Abstraction vorschreitende Beobachtung, hilfreich und endlich veranlassend mitwirken. Die Körpervereinigungen aber, welche den Bewegungszwang ermöglichen, mußte er durch den werktätigen Verstand erschaffen, er

*) Engineer, 1876, Februar S. 78.

mußte sie erfinden; sie waren etwas, was in ihm vorbereitet lag und langsam reifen konnte, während die fremde Kraftquelle und deren Benutzbarkeit außer ihm stand. Deshalb sehen wir denn die Entwicklung der Maschine, sowohl in der Urzeit, als in der geschichtlichen Periode, auf zwei gesonderten Wegen einhergehen, die bald dicht nebeneinander, bald fern von einander laufen, der Weg der Entdeckung in Bezug auf die Kraftquelle und der der Erfindung in Bezug auf die Bewegungsform. Die Einführung des Feuers in den menschlichen Haushalt mußten wir eine Erfindung nennen. Entdeckt brauchte das Feuer nicht zu werden, es war zweifellos bekannt, aus Blüßschlägen, aus Vulkanen, aus Erdböflammen; allein seine Benutzung und die Weise seiner Erzeugung war das Resultat innerer Vorgänge. Daß dagegen die Luft ein wägbarer Körper sei, daß die über uns stehende Luftsäule ein meßbares und zwar sehr großes Gewicht habe, war eine Entdeckung, die große Entdeckung Toricelli's, welche zur Erfindung der Dampfmaschine anregte. Diese Erfindung, an welcher seiner Zeit viele thätige Köpfe arbeiteten, gelang dem Professor auf der Universität Marburg, dem Hugenotten Dionysius Papin.

Die Dampfmaschine ist also eine Professorenidee, die Frucht tiefer mühsamer Verstandesarbeit, gezeitigt an einer deutschen Universität. Diese Thatfache verdient, glaube ich, mehr Beachtung, als ihr bisher bei uns zu Theil geworden. Nicht eine Tafel, nicht ein Stein sagt dem Besucher Marburgs, welche die Welt umgestaltende Idee dort ans Licht getreten: Ja, ich kann aus Erfahrung mittheilen, daß es selbst nicht ohne lästige Formalitäten abgeht, wenn ein Fremder das in der Universitätsaula befindliche Bildniß Papins sehen will. Daß an unseren Universitäten die Dampfmaschine und die ganze Maschinenlehre überhaupt kaum mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit erfährt, ist wohl nur daraus erklärlich, daß die polytechnischen Hochschulen diese Stoffe mit voller Ausführlichkeit behandeln, ihr Studium also gesichert ist. Nach dem oben Hervorgehobenen würde indessen, da wir die Maschine als ein so hervorragendes Erzeugniß menschlicher Geistes-thätigkeit erkennen müssen, die allgemeine logisch-philosophische Behandlung derselben in den Vorlesungskatalogen deutscher Universitäten wohl einen Platz verdienen.

Höchst bemerkenswerth und auch würdig aufgestellt im Hofe des Museums in Kassel ist ein großer gußeiserner Dampfzylinder, bestimmt gewesen für eine Dampfmaschine Papins; der erste und älteste gußeiserne Dampfzylinder, der überhaupt hergestellt worden. In der praktischen Verwendung seiner Maschine hatte Papin wenig Glück. Sein Dampfschiff wurde in Hannoversch-Münden von aufgebrauchten Matrosen zertrümmert. Die neue Idee der Dampfmaschine aber kam in England in praktische Hände, die von Newcomen und Cawley: sie erhielt indessen erst ihren rechten Aufschwung durch James Watt, drei Viertel Jahrhunderte nach Papin. Dürfte ich hier die einzelnen Entwicklungsstufen, welche die Dampfmaschine von Papin an allmählich erstieg, vorführen, so würde sich eine erstaunliche Aehnlichkeit ergeben mit den in den ältesten Zeiten geschehenden Ideenentwicklungen, so langsam für unsere heutigen Begriffe, in so dünnen Nieder-

schlagen hat sich ein Gedanke an den andern gelegt, bis endlich in diesem Jahrhundert die Beschleunigung der Ideenentwicklung eintrat, in welcher wir uns heute befinden. Heute wird mit Bewußtheit und unter Benützung eines großartigen wissenschaftlichen Apparates, darum aber auch mit fast erschreckender Schnelligkeit, auf dem in festen Besitz genommenen Wege vorangeschritten.

Die Hereinleitung der durch die Dampfmaschine erschlossenen fast unermesslichen Kraftquelle in das Maschinenwesen steigerte die Ausbildung der Arbeitsmaschinen ganz außerordentlich. Aber jenen Dankesruf an die Götter, der aus dem oben angeführten griechischen Gedichtchen von der Wassermühle erschallt, hören wir selten noch erklingen; vielsach vielmehr den Hülfesruf, welcher erschallt, weil die Maschine immer wieder aufs Neue dem Arbeiter seinen Broderwerb unmöglich zu machen droht. Und ist es nicht Revolte und Wuthausbruch gegen die Maschine, wie früher, was wir erleben, so ist es das Schlimmere, daß die allgemeinen Zustände der Arbeiterbevölkerung uns Besorgnisse erwecken. Zwar treten uns die Segnungen des Maschinenwesens überall entgegen. Die Erzeugnisse der Maschine für Nahrung, Kleidung, Obdach werden zu wohlfeilen Preisen geliefert; die Bebauung der Felder ist durch sie erleichtert, aus tiefen Bergmannsbauten hebt die Maschine die unentbehrliche Kohle, der Verkehr ist in einer Weise erleichtert und gesteigert, die den günstigsten Einfluß nach allen Seiten gehabt hat, Wohlstand und nationale Kraft haben sich unter diesen Einflüssen gehoben und gekräftigt. Daneben aber ist auch die Sorge mit emporgewachsen, welche die mit dem Maschinenbetrieb eng zusammenhängende Arbeiterfrage bereitet, und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht dennoch im Maschinenwesen selbst, diesem Erzeugniß des menschlichen Verstandes, der Keim zu unvermeidlichen Uebeln enthalten sei.

Nichts hat uns bei unseren bisherigen Unternehmungen zu einer solchen Schlußfolgerung gebracht. Das Maschinenwesen hat dem Menschen eine großartige Erweiterung seiner Machtsphäre eingetragen, extensiv wie intensiv extensiv durch die Kraftmaschinen, welche die möglichen physischen Kraftleistungen aller Erdbewohner zusammengenummen weit überholt haben und z. B. diejenige von fünfzigtausend Männern auf den engen, unteren Raum eines eisernen Schiffes zu concentriren gestatten, — intensiv durch die Arbeitsmaschinen, welche die geisttödtenden endlosen Wiederholungen von Arbeiten, leichten wie schwierigen auf sich genommen und den gesteigertsten Anforderungen an Genauigkeit und Schnelligkeit gehorcht haben. Wie sollte solche Machterweiterung bei nicht absichtlich bösem Gebrauch — und diesen müssen wir selbstverständlich ausschließen — dem menschlichen Geschlechte unabweisbare Uebel zugeführt haben!

Die Art der Anwendung der gewonnenen Macht kann aber fehlerhaft sein und in der That scheint es, daß sich hier Fehlerhaftes bestimmt bezeichnen läßt. Fehler sind durchaus verschieden von immanenten, dem innersten Wesen anhaftenden Uebeln; sie lassen sich beseitigen, und es wird, wenn sie erkannt sind, unsere vielleicht schwere aber lösbare Aufgabe sein, dieselben zu bekämpfen.

Untersucht man die Gewerbebetriebe, welche wesentlich dem Maschinen-

wesen anheim gefallen sind, genauer, so findet man, daß einer Anzahl derselben die socialen Uebel, über welche Klage geführt wird, nicht anhängen oder doch nur so weit, daß eine gute Verwaltung sie auf ein erträgliches Maß herabzuziehen im Stande ist. Dies sind z. B. die großen Transportveranstaltungen zu Lande und zu Wasser, dann das Berg- und Hüttenwesen, der Großmaschinenbau und mehrere andere Industrien. Hier hat der Arbeiter eine zwar anstrengende, aber doch gesunde, nicht zu einförmige Beschäftigung im Dienste des Maschinenwesens. Wo sich hier Uebelstände zeigen, ist unsere Zeit mit Erfolg beschäftigt, deren Heilung herbeizuführen. Anders steht es dagegen mit einer Reihe von Industrien, welche solche Arbeiten der Maschine unterwerfen, die auch von wenigen Einzelnen, in der kleinen Werkstätte, gut und ohne Nachtheil ausgeführt werden können, bei denen aber der Großbetrieb mit Maschinenhülfe eine wohlfeilere Erzeugungsweise für sich hat. Hier hat das Maschinenwesen den kleinen handwerklichen Betrieb an vielen Stellen zum Zurückgehen, zum Theil zum gänzlichen Eingehen gebracht, hat große und immer größer werdende Massen von Arbeitern in gewaltige Arbeitsjale zusammengedrängt, und dadurch löchernd auf die Familienzusammengehörigkeit eingewirkt, hat vielfach den Arbeiter an eine ihn geistig herabziehende Thätigkeit gefesselt und das erwünschte Maß seiner Selbstständigkeit in Frage gestellt. Brachte die Maschine daneben noch in vielen Fällen Vortheile, so kann doch auch von dem besten Maschinenfreunde nicht bestritten werden, daß Nachtheile schwerer Art damit Hand in Hand giengen und das Zünglein der Waage nach der Seite der Ungunst nicht bloß in einzelnen Fällen, sondern in einer bedeutenden Zahl von solchen bedenklich ausschlagen machte.

Es muß also hier wohl ein Prinzip zu Grunde liegen. Dasselbe ist meines Erachtens wesentlich zu suchen im Wesen der Dampfmaschine selbst. Diese besitzt nämlich die nicht befreundliche Eigenthümlichkeit, bis zu einer gewissen Grenze die Kraft um so wohlfeiler zu erzeugen, als sie größer ist. Eine Dampfmaschine von der Stärke von 50 Pferden erzeugt die einzelne Pferdestärke bedeutend wohlfeiler, als etwa die zweipferdige Maschine.

Je mehr Arbeitsmaschinen also an einer Betriebsstätte vereinigt werden, um so wohlfeiler kann die Kraft zum Betrieb jeder einzelnen geliefert werden. Hiermit ist aber der kaufmännische Fabrikbetrieb nothwendig darauf hingewiesen, den Maßstab seiner Fabrication fortwährend zu steigern. Die Grenze, bis zu welcher dies mit Vortheil geschehen kann, liegt da, wo der erforderliche Baucomplex zu groß wird, wo die Beaussichtigung und Leitung menschliche Kräfte zu übersteigen beginnt. Vielfach haben die Fabriken sich dieser Grenze schon genähert, aber zwischen derselben und dem Kleinbetriebe liegt ein so weiter Spielraum, daß die allgemeine Tendenz zur Steigerung der Betriebsgröße noch im vollen Zuge ist. Dieser Tendenz kann aber nur gefolgt werden, wenn genügendes Capital verfügbar ist und damit ist das Schicksal des Kleingewerbes gegenüber der Dampfmaschine besiegelt: das Kleingewerbe fällt wegen Mangels an Kraft dem Großbetriebe zum Opfer.

Deshalb gegen die Großbetriebe durch Gesetze beschränkend vorzugehen, würde einer gesunden Wirtschaftspolitik durchaus widersprechen. Ein Mittel dagegen ist ins Auge zu fassen. Es besteht darin, dem Kleingewerbebetrieb wohlfeile Kraft zuzuführen. Man hat aus socialdemokratischen Kreisen öfter den Ruf erschallen hören, daß dem Arbeiter das Recht auf Arbeit gewährleistet werden müsse, womit nichts anderes gesagt ist, als daß dem Capital gesetzliche Beschränkungen hinsichtlich des Großbetriebes aufgelegt werden sollten. Nach dem Vorstehenden wäre dieser Satz abzuändern in den anderen, daß das Recht auf die Kraft durchgeführt werden müsse. Gibt man dem Kleingewerbe Elementarkraft zu ebenso wohlfeilem Einzelpreise, wie das Capital par excellence sie sich vermittlest der Dampfmaschine verschaffen kann, so hat man die Wettbewerbung wieder möglich, nämlich seiner geringen Capitalskraft eine dieser proportionale Theilnahme an der Maschinenvergünstigung erreichbar gemacht. Auch der Kleinmeister soll, und will gerne sich der Arbeitsmaschine bedienen, er soll aber diese nicht durch Menschen-, sondern durch Elementarkraft zu treiben in der Lage sein. Zugänglich und allenfalls erschwinglich waren ihm die Arbeitsmaschinen, dieser eine Theil des Maschinenvermögens, auch bisher schon; allein ihr Betrieb durch Manneskraft ist so theuer, so vielfach theurer als der mit Elementarkraft, daß er auf ihre Anwendung verzichten mußte. Wohlfeile Elementarkraft setzt ihn in den Stand, seine Werkstätte mit ihnen auszurüsten um dadurch seine Reichthümer in zwar kleinem Maßstab, aber intensiv in nahe demselben Verhältnisse zu erweitern, wie es bisher allein dem Besitzer oder Verwender des Großcapitals möglich war.

Ein Umschwung in dieser Richtung hat sich seit zehn bis fünfzehn Jahren angebahnt. Es ist dem unablässig bemühten Erfindungsgeiste gelungen, kleine Kraftmaschinen herzustellen, welche — natürlich sind sie nicht Dampfmaschinen — in kleinem Maßstab die Elementarkraft zu ebenso niedrigem Preise liefern, wie die große Dampfmaschine. Ich spreche von der in stetem Wachsthum begriffenen Schaar der Heißluftmaschinen, Gaskraftmaschinen, Petroleummaschinen, kleinen Wasserfäulenmaschinen u. s. w. Ihre Leistungsfähigkeit wird fortwährend gehoben; sie sind aber gerade auf das Gebiet der kleinen Kraftleistungen angewiesen. Bei größeren Anforderungen vermögen sie mit der Dampfmaschine nicht Schritt zu halten. Sie concurriren also nicht sowohl mit dieser, als sie deren Wirkungskreis ergänzen. Hier haben wir also ein gesundes Mittel, und zwar ein solches, das der Maschinengedanke selber hervorgebracht hat, dem Kleingewerbe sein „Recht auf die Kraft“ zu gewähren.

Der Proceß der Einführung der „Kleinkraftmaschinen“, wie ich die kleinen Motoren zu nennen vorgeschlagen habe, ist in lebhaftem Zuge. Nachdem zuerst von Schweden aus die Ericson'sche Heißluftmaschine sich den Kleingewerben dargeboten hatte, aber nicht brauchbar befunden worden war, ist namentlich in Deutschland eine ungemein rege Bewegung für die

Herstellung von Kleinkraftmaschinen entstanden, die jetzt begonnen hat, sich auf andere Länder auszudehnen. Bemerkenswerth war die große Reihe — gegen 50 — verschiedener Arten Kleinkraftmaschinen, welche die jüngste Pariser Ausstellung bot und bei ihnen wiederum auffallend die Tendenz, eine immer kleinere Theilung der Elementarkraft zu erzielen. Maschinen bis zu $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{10}$ Pferdestärke herab bildeten den Anziehungspunkt für eine Menge rüstiger Interessenten. Rasch hat schon die Einführung dieser Zwergmotoren auch bei uns begonnen; mehrere Firmen in Berlin liefern dieselben bereits in die Werkstätten der Handwerker.

Kraft in die Werkstatt! Kraft in's Haus! ist die Losung oder wird sie bald allgemein werden. Die Zahl der in Deutschland aufgestellten Kleinkraftmaschinen, alle zwischen einer Viertel- und etwa fünf Pferdestärken liegend, darf auf über 6000 angeschlagen werden, womit aber nur ein Anfang mit der zu wünschenden Verbreitung gemacht ist. Viele Gewerbe könnten wohl von solchen Maschinen Gebrauch machen, sind aber noch nicht in der Lage, da sie noch zu wenig Arbeitsmaschinen vorfinden. Der Schreiner, der Schlosser, der Schuhmacher, der Gürtler, der Spengler und viele andere finden aber jetzt Arbeitsmaschinen auf dem Markte, welche sie mit vollem Vortheil benutzen können, wenn sie mittelst der Kleinkraftmaschine betrieben werden.

Die Zukunft des Kleingewerbebetriebes ist demnach keineswegs hoffnungslos, sondern, wenn den Zeitforderungen mit dem rechten Muth in's Gesicht gesehen wird, wieder aussichtsvoll. Kleingewerbe und Großgewerbe, beide, gleichberechtigt an den elementaren Kräften, können neben einander bestehen, das letztere bedroht nicht grundsätzlich das erstere. Wird das Gleichgewicht hinsichtlich der Elementarkraft einmal wieder durchweg hergestellt sein — und dazu sollten überall die Einsichtigen mitwirken helfen — so kann der ganze Gewerbebetrieb, vom größten bis zum kleinsten, theilhaftig werden der Segnungen, welche der Menschheit gebracht worden sind durch die Maschine.





Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Idem Laufe der Mar, den nördlichen Ufern des Bieler- und Neuenburger See's entlang und weiterhin bis zu der Rhône bei dem Fort de l'Ecluse, thürmt sich in weitem Bogen der schweizerische Jura auf, mit meist steilen Gehängen aus der Ebene aufsteigend. Vergebens haben sich einige eingeborene Schriftsteller und Maler bemüht, für die im Innern des Gebirgszuges etwa zu findenden landschaftlichen Schönheiten Interesse zu erwecken. Eine ermüdende Einförmigkeit lagert über den wannenförmigen grünen Längsthälern, deren Grund meist mit Torflagern ausgefüllt ist, während bald nackte Felsmauern, bald dunkle Tannennwälder die Seitenwände bilden. Der Boden dieser Thäler hält sich etwa in dem Niveau von tausend Metern über der Meeresfläche. Das Klima ist rauh, unwirthlich, verhältnißmäßig weit kälter, als in den Alpen. Nur der äußere Kamm wird von den Fremden und Touristen im Sommer besucht, und auch dieser nur der prachtvollen Ueberblicke wegen, welche man vom Weißenstein, von Macklingen bei Biel, von Chaumont bei Neuchâtel oder von Saint-Cergues oberhalb Nyon über das ebene Land, die Seen und die am Horizonte ausgehenden Alpen genießt. Im Inneren des Gebirges suchen meist nur die Anwohner ihre Sommerfrische. So hatten von Alters her die begüterten Bürger und Edlen von Neuchâtel in den Thälern von Nuz, von Ponts u. s. w. Meiereien, die zugleich zum Sommeraufenthalt und als Jagdplätze dienten.

Ich schreibe diese Zeilen in einem solchen Bauerngute, Combe-Barin genannt, das am westlichen Ende des großen Thales von les Ponts gelegen ist, beinahe senkrecht über Noiraiguer, einer Station der Eisenbahn, welche von Neuchâtel durch das Val de Travers nach Pontarlier und weiter nach Paris führt. „Ein köstliches Landgut“, rief Einer meiner Freunde bei seinem ersten Besuche hier aus; „man kann nicht genöthigt werden, dem Besitzer

Schmeichelhaftes über die Aussicht zu sagen!“ Eine grüne Bettlade, von Wiesen und Haferfeldern, in welcher braune, viereckige Flecke die einzelnen Torfstiche verrathen, darüber die dunklen Tannenwälder, hie und da eine Meierei, einstöckig, breit, mit riesigem Schindeldache, bestimmt den Regen in die Cisterne zu leiten, denn anderes Trinkwasser hat man in der quellenlosen Gegend nicht; in einiger Entfernung an dem Gehänge, welches dem Süden zugewendet ist, das gewerbreiche Städtchen les Ponts, das mit seinen grell gelb oder röthlich gemalten, geschmacklosen Häusern aussieht, als hätte man eine Schachtel mit Nürnberger Spielwaaren ausgeleert; weiterhin an demselben Abhange, das in der speciellen Neuenburger Geschichte berühmte la Sagne, Loyalitäts-Centrum und Abdera der Berge zugleich. Kein Haus, das nicht einen Kammerdiener oder eine Kammerfrau für die königliche Familie geliefert hätte; keine Geschichte aus Schüldburg oder Schöppenstadt, die nicht mit den gehörigen localen Veränderungen, von la Sagne erzählt würde. Eine erschien mir neu — sie ist der Erzählung werth.

Eines Tages — es ist schon lange her — kommt ein Reiter vor dem Wirthshause angeritten. Das Dorf läuft zusammen. „Kann ich hier Nachtlager finden?“ sagte der Reiter. „Nein“, antwortete der Wirth, „unmöglich!“ Der Reiter, auf seinem Pferde sitzend, fragt dringender; der Wirth und die ganze Umgebung bestehen auf der Weigerung. „So könnt Ihr mir doch etwas zu essen und zu trinken geben?“ — „Vielleicht“, antwortet der Wirth kopfschüttelnd. „Gut!“ sagt der Reiter und schwingt sich vom Pferde. „Ah!“ ruft der Wirth händeklatschend, „das Ding schraubt sich auseinander! Ja, Herr, wenn's so ist, können Sie ein Bette für sich und einen Platz im Stalle für Ihr Thier haben — aber für das Ding im Ganzen hätten wir keinen Raum aufreiben können.“

Die zerstreuten Meiereien haben alle ihre Geschichte. Unmittelbar an Combe-Varin grenzt die Combe-Gory, einst dem Kanzler Gory gehörig, der wie sein Nachfolger Montmollin, eine bedeutende Stelle in der Geschichte des Fürstenthums gespielt hat. Die endlichen Schicksale Weider waren freilich verschieden: Montmollin starb mit Ehren und Würden überhäuft; Gory, zum Tode verurtheilt, ward zur Verbannung auf sein Landgut begnadigt und spukt noch jezt in der Gegend als Gespenst herum. Ueber Ponts auf dem bewaldeten Rücken des Bergkammes, liegt die große Ferme de la Foux de Plane, mit weiten Wiefengründen und herrlichem, parkartigem Tannenwalde. Fensterläden und Thüren sind roth und grün angestrichen — das werthvolle Gut gehört der Bourgeoise von Neuchatel und zeigt deren Farben. Eine mächtige Corporation in der guten, alten Zeit und die etwas auf sich hielt! Ich erinnere mich noch, daß Agassiz, der berühmte Naturforscher, zur Zeit meines Aufenthaltes bei ihm in das Bürgerrecht aufgenommen wurde. Einige Monate vorher war Agassiz zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden. Man discutirte eifrig in allen Cirkeln, wer ihm die größere Ehre erwiesen habe, die Akademie oder die Stadt Neuchatel!

Der große Rath der Bürgerschaft versammelte sich in schwarzer Ceremonienkleidung, mit Rückenmantel und Bässchen, ähnlich den protestantischen Geistlichen; und die Berathungen wurden so geheim gehalten, daß selbst kein Weibel den Saal betreten durfte, sondern das jüngste Mitglied die Thüre öffnen und schließen mußte. Die executive Behörde der Stadt bestand aus neun Mitgliedern, führte aber den Titel: Messieurs les quatre ministres. Böse Zungen behaupteten, sie hätten die geringere Zahl in dem gegründeten Bewußtsein angenommen, daß sie, obgleich Neun, doch nur für Vier Verstand hätten.

Alljährlich im August entstand große Aufregung unter den Vätern der Stadt. Es galt, die Rechnungen von la Jouz zu prüfen und die Meierei zu inspiciren. Die Metzger von Neuchâtel suchten Land auf, Land ab, bis in das Greherzer Thal hinein die größten und fettesten Kälber — denn eine oder mehrere riesige Kalbssteulen waren eine nothwendige Bedingung des Mahles. Endlich zog man aus — voraus ein vierspänniger Gepädwagen, ein Fourgon, hoch bepackt mit Proviant aller Art und Hunderten von Flaschen des edelsten Neuenburger Weiß- und Rothweins; ihm nach eine Reihe zweispänniger Leiterwagen, vollgepackt mit Stroh, auf welchem würdevoll die Väter der Stadt mit ihren Gästen thronten. So die Ausfahrt in der Morgensonne — die Heimkehr deckte das Dunkel der Nacht. Aber man erzählt, daß die vier Pferde bei der Rückkehr tänzelten, als sei der Fourgon leer, daß dagegen die vor die Leiterwagen gespannten Pferde schwer leuchteten ob der ungewohnten Last, die in dem Stroh lag. — Als nach der Revolution von 1848 „Messieurs les Quatre,“ wie man sie gewöhnlich abkürzend nannte, ihr Ende erreichten und neue Stadtbehörden eingesetzt wurden, meinten diese, daß die Leiterwagen denn doch ein gar zu alterthümliches Gepräge hätten und beschloßen deshalb, zumal da auch die große, vortreffliche Landstraße von Neuchâtel nach Locle an der Meierei vorbeiführt, in Kutschen zu fahren. Der Gepädwagen freilich mit seiner alterprobten Belastung blieb. So ging es ein oder mehrere Jahre, dann aber fanden die Väter der Stadt, daß die Leiterwagen denn doch ihre gute Seite hätten, nicht wegen der Ausfahrt, sondern wegen der Rückkehr und heute, sagt man mir, ist man wieder zu dem Stroh der Väter zurückgekehrt. Honny soit, qui mal y pense!

Vor etwa zwanzig Jahren kam Combe-Barin in die Hände seines jetzigen Besitzers, meines Freundes Eduard Desor. In Friedrichsdorf bei Homburg von Nachkommen französischer Colonisten aus der Zeit des Widerrufs des Edict de Nantes geboren, hatte Desor in Gießen und Heidelberg studirt, war dann nach Paris, später nach der Schweiz verschlagen worden, wo er an Agassiz's Arbeiten thätigen und selbständigen Antheil nahm. Ich selbst war in Neuchâtel während fünf Jahren Beider Arbeitsgenosse gewesen. Später trennten wir uns; ich zog nach Paris, Agassiz und Desor setzten nach Nordamerika über und gingen dort bald verschiedene Wege. Desor kam zurück, wurde Professor der Geologie in Neuchâtel, nahm aber später seinen Abschied, um ganz der Wissenschaft leben zu können. Der Besitz von Combe-Barin legte

ihm die Verpflichtung auf, alljährlich einige Sommermonate dort zuzubringen.

Nur wenige Naturforscher mögen sich eines so ausgebreiteten Kreises von Freunden und Bekannten rühmen können, als Desfor. Seine Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Zoologie, Paläontologie und Oölogie, seine Arbeiten in Urgeschichte und Alterthumskunde, seine Reisen in Europa, Afrika und Amerika, die Leichtigkeit, mit welcher er die vier Cultursprachen unseres Continentes handhabt, mußten ihm überall Beziehungen schaffen, welche durch die liebenswürdigen Seiten seines Charakters meist zu dauernder Freundschaft umgestaltet wurden. Junggeselle und im Besiße eines unabhängigen Vermögens, war es ihm eine Freude, seine Freunde in seinem gastlichen Hause zu empfangen und zu bewirtheten; und wenn im Winter der Kreis der Genossen mehr auf diejenigen beschränkt war, welche in Neuchâtel und der nächsten Umgebung wohnten, so erweiterte sich dieser Kreis im Sommer, wo zahlreiche Zugvögel in Combe-Varin einflogen, um dort in stets anregender und heiterer Gesellschaft Erholung, äußere Ruhe und oft auch Anregung zu neuen Arbeiten zu finden. Der Gastfreundschaft des Besitzers sind nur die Räumlichkeiten des Hauses als Schranken gesetzt, und wenn auch diese nicht sehr zahlreich sind, so gestatten sie doch die gleichzeitige Anwesenheit eines halben Duzend von ständigen Gästen, während täglich aus der Umgegend Besucher zuströmen, die an der gemeinschaftlichen Tafel ihren Platz finden.

Die Hausordnung ist einfach. Morgens versammelt sich die ganze Gesellschaft zu einem typischen Schweizer-Kaffee. Man plaudert eine Zeitlang bei angezündeter Cigarre; dann zieht sich der Hausherr in sein Zimmer zurück, um seine Arbeiten und weitläufige Correspondenz zu besorgen. Man zerstreut sich; die Einen arbeiten in ihrem Zimmer, die Anderen draußen im Freien; der träumt in dem prachtvollen Tannenwalde unmittelbar hinter dem Hause, dessen Kieferstämme, sorgsam gepflegt, nur von dem Blitze oder dem Sturme gefällt werden; Jener sucht Pflanzen oder Infusorien im Moos und in den Tümpeln des Torfgrundes. Kurz nach Zwölf ruft die Glocke. Ich will nicht sagen, daß la Jour hier maßgebend sei — aber ein gewisser Reflex scheint von der städtischen Meierei herüber zu spielen und der vortrefflichen Küche, die von der seit zwanzig Jahren in dem Hause thätigen Haushälterin geliefert wird, steht der Keller ebenbürtig zur Seite. Neuchâtel, Burgund, Rheingau und Bordeaux, wetteifern in Kämpfen, wo Jedes siegt und Niemand unterliegt. Combe-Varin hat seine culinairischen Specialitäten, und unter diesen steht in erster Linie der aus der Wüste von Biskra und Tuggurth importirte Kuskussu, nach Aller Meinung der schlagendste Beweis für die einstige hohe Civilisation des arabischen Volkes. Ein Scheik der Wüste hat unsere Freunde Desfor, Escher von der Linth und Martins damit bewirthet, ihnen das Recept mitgetheilt und dabei erzählt, daß Sarah das Gericht nach langen Studien componirt und ihrem Abraham vorgelegt habe, zu kräftiger Unterstützung der Absichten Jehovah's, der seinem Lieblinge noch im hohen Alter einen Sohn verheißten hatte.

Das nationale Kugelspiel, so wie das Werfen mit dem altgallischen Wurfspieß, der zum Unterschiede von den Geren anderer Nationen eine Schlinge hatte (*amentum*), in die der Finger gesteckt wurde, beschäftigen die Kräftigeren unter der Gesellschaft nach dem Kaffee, während die Grauköpfe auf Schönbeins-Ruhe, einer einfachen Moosbank, dem zur Verdauung nöthigen *dolce far niente* sich hingeben. Man macht im Nachmittage Ausflüge auf die Höhen umher, vielleicht weiter nach der hohen Felsplatte von la Tourne, die einen entzückenden Anblick über den Neuenburger See und die Alpen gewährt. Für den, welcher genauere Einblicke in die Structur des Jura gebirges thun will, giebt es der interessanten Punkte genug in unmittelbarer Nähe. Bei Combe-Varin selbst sind die höheren Schichten des Jura und die darauf lagernden Bildungen der unteren Kreide in schöner Reihenfolge entwickelt — gegenüber, auf der andern Seite des Val de Travers, ragen die steilen Wände des Circus vom Creux du Van — überall ist hier classischer Boden für die jurassische Geologie. Jeder beschäftigt sich nach Belieben bis zum Abendessen, wo sich die Gesellschaft auf's Neue zusammenfindet.

Das ist die Zeit für alle Phantasie'n,
So viele aus dem Studium noch entronnen!

Probleme werden aufgestellt, discutirt, gelöst, vor denen Einem Tags darauf die Haut schaudern könnte; Anekdoten erzählt, auf die ein Münchshausen oder Baron Trac eifersüchtig sein würde, wenn er sie nicht als sein Eigenthum reclamirte. Die Geister pläzen zuweilen hitzig aufeinander, und manchmal ringen Ebenbürtige in ernstem Kampfe um die Lösung einer wissenschaftlichen Frage. Oft muß das zahme Gethier zu einer solchen herhalten. Hund, Katze, Canarienvögel sind alle auf's Feinste dressirt, in allen möglichen Kunststücken geübt und an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Eine Inschrift an der Decke des Speisezimmers verewigt die Erinnerung eines solchen Experimentes. Warum fallen die Katzen stets auf die Füße, nie auf den Rücken, der doch schwerer ist? Einer der Physiker behauptet, um den zur Umdrehung nöthigen Schwung sich zu geben, müsse die Katze einen festen Stützpunkt für die Füße haben. Man beschließt ein entscheidendes Experiment. Peter, der große Kater, der auf Geheiß stundenlang wie todt auf dem Rücken liegen bleibt, wird in einer aus einem Schnupstuche bereiteten Hängematte an der Decke des Zimmers mit einem Faden aufgehängt. Peter liegt unbeweglich, wie todt. Er bricht sich gewiß das Rückgrat beim Falle, ruft der Stütz-Physiker aus, und holt mitleidig ein Kissen, das auf dem Boden ausgebreitet wird. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Faden durchschnitten, Hängematte und Peter stürzen herab, aber Letzterer fällt auf seine Füße und springt mit gewaltigem Satz seinem Herrn auf die Schulter, der ihn unter lautem Hurrah! liebkost.

Der Weg, welcher von der großen Landstraße nach Combe-Varin führt, ist auf der einen Seite von einer Reihe von Bäumen beschattet, während auf der andern der Wald selbst ihn einfaßt. Der Gedanke lag nahe, diese

Bäume denjenigen Besuchern zu widmen, welche einige Zeit sich in dem gastlichen Hause aufgehalten hatten. Streng wurde die Regel festgehalten, daß nur diejenigen einen Baum erhalten sollten, welche wenigstens eine Nacht dort zugebracht. So entstand nach und nach jene Naturforscher-Allee, welche den Titel gegeben hat. Freilich sind nicht Alle Naturforscher, deren Namen hier verzeichnet stehen. Persönliche, nähere und geliebte Freunde waren ebenso wenig ausgeschlossen, als Schriftsteller oder Staatsmänner der Schweiz, mit welchen Professor Desor namentlich in den letzten Jahren in näheren Verkehr trat, wo er als Mitglied des Neuenburgischen Großen Rathes und des schweizerischen Nationalrathes wirkte. Aber die Naturforscher bilden den Hauptstock — auf den Ahornen, Linden, Buchen und Tannen, welche die Namen tragen, zähle ich fünfzig Naturforscher gegenüber achtzehn anderen Namen.

Und welche Namen! Fast könnte man an der Reihenfolge derselben die neuere Geschichte einiger Hauptwissenschaften demonstrieren. Leider zeigt ein Kreuz über manchem der Trefflichsten, daß sie das Ziel ihrer Laufbahn erreicht haben; und mancher Graukopf, der die Allee beschreitet, mag sich sagen, daß sein Baum auch bald ein solches Kreuz tragen wird. Immerhin! Auch die Bäume leben nicht ewig — aber so lange sie stehen, wird auch das Andenken derjenigen, deren Namen sie tragen, nicht verlöschen.

Eine Riesentanne im Walde abgerechnet, auf welcher der Besuch des internationalen Post-Congresses vom Jahre 1874 verzeichnet steht, zähle ich 68 geweihte Bäume, die nach des Besitzers Willen, auch von seinen Nachfolgern geschont werden sollen. Der Versuch, die Träger dieser Wahrzeichen nach Nationalitäten zu ordnen, stößt auf einige Schwierigkeiten. Welcher Nationalität sollen die Männer deutschen Ursprunges zugezählt werden, die von ihrem Vaterlande getrennt, in der Schweiz eine neue Heimat fanden und dort sich einen Namen in der Wissenschaft machten? Wohin gehören die Elsässer, welche theils noch in französischen Diensten stehen, theils aber, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, jetzt Unterthanen des Deutschen Reiches geworden sind, deren wissenschaftliche Leistungen aber in die Zeit vor dem Kriege von 1870 fallen? Entscheide ich die Frage so, daß die Betreffenden dem Lande zugezählt werden, wo sie sich ihre wesentliche Stellung errangen und in dem sie ihre vorwiegenden Leistungen producirten, so stellen sich die Zahlenverhältnisse folgendermaßen: Die Schweizer haben, wie leicht begreiflich, den Vortritt mit 28 Namen von mehr gemischtem Charakter, während die Namens Träger der übrigen Nationen mit nur seltenen Ausnahmen, einzig der Wissenschaft angehören; dann folgen die Deutschen mit 15 Namen, die Franzosen mit 9, die Nordamerikaner mit 6 Vertretern. Italien zeigt 4, England 3, Belgien, Holland, Skandinavien nur je einen Repräsentanten.

Bei der Einreihung in verschiedene Wissenschaften zeigen sich ähnliche Schwierigkeiten. Mit Ausnahme einiger weniger persönlicher Freunde, die in andern Arbeiten zum Theil selbst eine hervorragende Stellung einnehmen,

gehören die meisten Namen zwar den Naturforschern an; aber in welche Facultäts-Schublade soll man Leute stecken, die wie Martins, Mortillet, Moritz Wagner und ich selbst sich in gar mancherlei herumgetrieben haben? So zähle ich denn 21 Männer, von welchen 8 als Politiker, 6 als Schriftsteller, zwei auf religiösem Gebiete sich einen Namen gemacht haben, während 5 nur dem engsten Freundeskreise angehören. Unter den Naturforschern liefern die Geologen mit 21 Vertretern das bedeutendste Contingent; ihnen nach kommen die Physiker mit 7, die Theologen und Botaniker mit je 6, die Chemiker mit 5 Namen, während die Urgeeschichtler nur zwei Repräsentanten zeigen. Sehen wir uns die Gruppen etwas näher an.

Kommt man von der großen Straße her, so ist links der erste Baum, der an dem Wege nach Combe-Varin steht, eine mächtige Tanne, die den Namen von Theodor Parker trägt. Der berühmte, freisinnige Prediger der nordamerikanischen Unitarier war Desor's vertrautester Freund während dessen Aufenthalt in Boston; als er zur Linderung seines Brustleidens nach Europa herüber kam, brachte er Monate in Combe-Varin zu, wo ein sonniges Zimmer ihm geweiht ist: in Desor's Armen starb er in Florenz. Ihm nach eiferte der Franzose Buisson, der sich während eines längeren Aufenthaltes in Neuchâtel die aussichtslose Aufgabe gestellt hatte, eine christliche Religion ohne Christus und eine protestantische Kirche ohne Pfarrer zu gründen. Zur Expiation dieses Versuches strengen sich Orthodoxe und Pietisten mehr an als je; und während die heimische Industrie der Berge, die Uhrenfabrication, nur mit Mühe ihre schweren Wunden verbindet, schießen die Kirchen wie Pilze aus der Erde und findet man immer noch Geld für neue Kapellen und Pfarreien.

Lassen wir dieses Kapitel — es ist mein Feld nicht. Parker ist, ebenso wie ein anderer gleichgesinnter Freund, Dr. Rüchler, aus Mannheim, längst aus der Reihe der Kämpfer gestrichen, und Buisson hat in seinem Vaterlande einen lohnenderen, wenn auch nicht unbestrittenen Wirkungsfreis gefunden, indem er der Umgestaltung und Verbesserung des französischen Volksunterrichtes seine nicht hoch genug zu schätzende Kraft widmet.

Die Hauptallee ist fast gänzlich von den Naturforschern in Beschlag genommen; Politiker und Literaten haben sich längs des Saumes des Waldes angesiedelt. Zu den ersteren gehören der Neuenburger Vorel, der den bewegten stets unisrittenen Sitz im schweizerischen Bundesrathe mit dem ruhigeren Posten eines Directors des internationalen Postbüreaus vertauscht hat; der Züricher Dubs, der aus dem Bundesrathe in das Bundesgericht übertrat, jetzt aber wohl gern die Residenz in dem rebenumgrüntem Lausanne mit der heimischen Stätte von Zimmat-Mthen vertauscht hätte, wenn anders das Volk ihm seine Stimme dazu gegeben*); der Aargauer Keller, der alte Augustin, ergraut im Streite gegen Klöster und Pfaffen, der auch jetzt noch in aussichtslosem Kulturkampfe sich abmüht und ohne welchen der schweizerische Stände-

*) Dubs ist seitdem in Lausanne gestorben.

rath undenkbar ist; die noch jetzt amtirenden Bundesräthe Droz aus dem Kanton Neuenburg, Schenk von Bern und Welti von Aarau, die in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, heiße Redeschlachten haben durchsetzen müssen in der Gotthardfrage, welche fast eine Existenzfrage für die Eidgenossenschaft geworden ist; denn in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, und wenn auch die Eidgenössischen Räthe die für ein so kleines Land bedeutende Subventionsfrage bejaht hatten, so war es doch sehr zweifelhaft, ob auch das Volk in seiner Mehrheit die Summe bewilligen werde. Deutschland ist hier nur durch zwei Männer vertreten und ich bin sogar zweifelhaft, ob man Jacob Benedek zu den Politikern rechnen darf, denn er trieb seine Versöhnungspolitik als Literat und seine Schriftstellerei als Politiker. Der Andere aber lebt, Carl Mayer, der urwüchsigste Vertreter des Schwabenlandes, und in ihm lebt noch immer der Grimm gegen „die Preußen“, denen er alles Unheil zuschreibt, welches seit Jahrhunderten im europäischen Mittellande sich ereignet hat. Wir aber lieben unser „Mayerle“ deshalb nur um so mehr, denn dieser Ingrimms und Zorns bricht in prächtiger Weise aus der Tiefe eines für alles Schöne und Gute begeisterten Herzens.

Die reine Literatur spielt eine geringere Rolle. Georges Sand hatte kurz vor ihrem Tode einen Besuch angekündigt — er konnte nicht ausgeführt werden und deshalb ihr kein Baum geweiht werden. Der sinnige Frits Berthoud, Bewohner von Fleurier in dem benachbarten Travers-Thale, vertritt mit seinem Schwiegersohne Clément, dem Kunstkritiker des Journal des Débats, und dem Neuenburger L. Favre, der den Pinsel nicht minder gut führt, als die Feder, die romanische Literatur, während Alfred Hartman aus Solothurn, der Verfasser der „Niltabende“, sich hier den Stoff zu einer Novelle geholt hat, welche den Kanzler Gory zum Helden hat.

Combe-Varin ist eine Stätte des Friedens — es würde sich außer andern diametralen Gegensätzen auch von der Residenzstadt Berlin durch die gänzliche Abwesenheit des Militärs unterscheiden, wenn nicht der Chef des eidgenössischen Geniewesens, Oberst Siegfried von Aarau und ein Capitän der algerischen Spahis, Zidel aus dem Elsaß, sich Jeder einen Baum erobert hätten, freilich nicht durch ihre militärische Stellung, sondern durch wissenschaftliche Arbeiten. Wenn der Eine noch jetzt bei der europäischen Gradmessung theilhaftig ist, so hat der Andere durch Erbohrung von Hunderten artesischer Brunnen in der Wüste sich ein bleibendes Verdienst um die Bevölkerungen erworben. Zidel war es, der meine Freunde Desor, Escher von der Linth und Martins in der Sahara führte, als sie das Problem der ehemaligen Wasserbedeckung der Sandwüste an Ort und Stelle studirten.

Drei Linden queren von dem Wege nach dem Literatenviertel hin — an der vorderen glänzt Moleschott, die mittlere habe ich in Beschlag genommen — uns Beiden gesellt sich Firsch, der Director der Sternwarte in Neuchâtel, der sich von den Mathematikern, Astronomen und Physikern abseits gestellt hat. Aber auch uns Beiden andern stehen die Berufsgeossen gegenüber in Reihe

und Glied — Birchow, der bei seinem hiesigen Aufenthalte, welcher in die Zeit des hitzigen Kampfes um die Trichinen fiel, den vortrefflichen rohen Schinken „aus Princip“ nicht kosten wollte, dann aber doch, ein moderner Adam, durch seine Eva dazu verführt wurde und nach diesem Sündenfalle stets tiefer in die Trichinengefahr verfiel; Targioni-Tozzetti, der lange, hagere, immer heitere Italiener, der mit unglaublichen Sprüngen den Heuschrecken nachsetzte, welche seinem nimmerfattten Weingeistfläschchen zum Opfer fielen; der sinnige Ordner des Stuttgarter Muster-Museums Krauß, und der brave Papa Coulon, der Pfleger des Naturalien-Cabinetts von Neuchâtel, der nicht frühstückt, bevor er nicht einige Vögel ausgestopft hat, und dem schon mancher Besucher der Sammlung ein Geldstück in die Hand drückte, weil er ihn im Arbeitswammis für einen Custoden hielt, was den reichen Mann, der seiner Liebhaberei nur fröhnt, stets in neue Verlegenheit bringt. Als der Reisende Tschudi vor bald vierzig Jahren nach Chile geschickt wurde, um dort für einige Museen zu sammeln, dachte Papa Coulon daran, ihm einige Tauschgegenstände mitzugeben, die er vielleicht drüben verwerthen könne. Sein Auge fiel unter anderm auf eine weiße Amsel, die er nebst einigen Geschwistern aus dem Neste genommen, groß gezogen und nachher ausgestopft hatte. „Le merle blanc“ ist seiner Seltenheit wegen in Frankreich sprichwörtlich geworden. Die weiße Amsel wird eingepackt; Tschudi verkauft sie drüben. Nach einigen Jahren erhält Papa Coulon einen Brief von einem in Lima ansässigen Neuenburger, der ihm schreibt, er habe für das Museum einen höchst seltenen Vogel erworben, der nur die höchsten Spitzen der Cordilleren bewohne, weiß wie der Schnee und wahrscheinlich ganz neu für die Wissenschaft sei, denn er habe in den Museen von Lima und Santiago sich vergebens nach einem zweiten Exemplare umgesehen. Die Kiste kommt an, Papa Coulon packt aus in fieberhafter Erregung — „Denken Sie sich meine Enttäuschung,“ erzählte er mit schmerzlichem Ausdrücke, „denken Sie sich meine Enttäuschung, als ich meine weiße Amsel erkannte, die zweimal die Linie passirt hatte, um wieder an ihren alten Standort zurückzukehren!“

Schönbein und Eisenlohr haben einen Zwillings-Mhorn; sie sind hier im Tode vereint, wie sie es im Leben waren. Wenn der Sommer kam, dann litt es den einen nicht mehr in dem engen Basel, den andern im staubigen Carlsruhe und sie kamen nach Combe-Barin, um dort in aller Gemüthlichkeit zu schwäbeln, alte Geschichten zu erzählen, täglich zu schwören, daß sie es nicht mehr miteinander aushalten können, weil Jeder den Andern beschuldigte, ein alter Philister geworden zu sein, und sich am Abend wieder zu versöhnen bei einem Glase guten Weines. Dann flossen die Herzen über, und in der Nacht träumte Eisenlohr, daß er sich mit Schönbein raufe und warf in der Hitze des Streites Wasserflasche und Glas zu Boden. Verlegen kam er des andern Morgens früh zur Haushälterin. „Marie, fahren Sie heute nach les Ponts?“ „Heute nicht, Herr Eisenlohr, aber morgen!“ „Fahren Sie doch heute hin, ich muß nothwendig hinüber!“ „Meinetwegen, ich will's

dem Professor jagen.“ — „Was hast Du denn in Pons zu thun bei diesem Wetter, Eisenlohr? Du machst Dich krank bei diesem kalten Nebel!“ „Frage mich nicht — ich muß!“ Und Eisenlohr kam schlotternd wieder — er hatte Flasche und Glas gekauft, damit man sich nicht über seine nächtlichen Traum-Balgereien lustig mache!

Sie kommen nicht mehr nach Combe-Barin, die treuen, guten Seelen, ebensowenig als Bolley, der Chemiker des Züricher Polytechnicums; und Liebig, dem der größte Baum der Allee zwischen seinem Freunde Wöhler und seinem Schüler und Nachfolger Will gewidmet ist. Als Liebig hier oben hauste, war er durch einen Bruch der Knie Scheibe, der nicht vollständig geheilt war, ziemlich unbeweglich geworden. Eine Whist-Partie war ihm zum unerläßlichen Bedürfniß geworden. Aber nur Wöhler verstand das Spiel; die übrige Gesellschaft kannte es nicht. „Ich habe in meiner Jugend wohl zuweilen Whist gespielt“, sagte Peter Merian, der Nestor der schweizerischen Geologen, „aber es mögen wohl vierzig Jahre und mehr vergangen sein, daß ich keine Karte angerührt habe!“ „Einerei — versuchen wir es!“ Man spielt. „Aber Herr Rathsherr“, sagt Liebig nach einiger Zeit, „Sie haben da einen großen Boß gemacht, indem Sie auf meine Invite nicht antworteten!“ „Wohl möglich“, antwortet Merian trocken. Das Spiel geht fort. „Um Gottes willen, Herr Rathsherr, wie können Sie so spielen! Es ist unverantwortlich! Wir verlieren den Kobber!“ „Glaub's schon“, sagt Merian lachend. Man spielt weiter. „Das geht ja über das Bohnenlied!“ ruft Liebig nach einiger Zeit. „Sie verhungern ja das beste Spiel, Herr Rathsherr! Ich habe noch nie so schlecht spielen sehen! Geben Sie in Teufels Namen Acht!“ Da reckte Merian seinen herkulischen Nacken in die Höhe, bligte Liebig unter seinen dichten Brauen, die denen Heinrichs von Gagern nichts nachgeben, mit einem vernichtenden Blicke an und faltete ruhig die Karten zusammen. „Herr von Liebig“, sagte er mit starker Betonung des ‚von‘ — „Herr von Liebig! Ich habe Ihnen zum Voraus erklärt, daß ich das Spiel nicht verstehe und nur Ihnen zu Gefallen die Karten in die Hand nehme. Da Ihnen mein Spiel aber nicht gefällt und Sie sich zu Aeußerungen hinreißen lassen, die mir nicht gefallen, so ist das Spiel einmal für allemal zu Ende!“ Liebig entschuldigte sich in offenster und herzlichster Weise — die beiden Männer wurden die besten Freunde, denn unser alter Rathsherr ist ein „Brachtker!“ wie man zu sagen pflegt, der gründlichstes Wissen mit dem heitersten, neckischen Humor und einer unerschütterlichen Gemüthsruhe verbindet — aber gespielt wurde in Combe-Barin nicht wieder.

Siljeström, den schwedischen Physiker, habe ich persönlich nicht kennen gelernt, wohl aber Wolf, den Züricher, und Dove, den Berliner, der nach Combe-Barin kam, um dort persönlich die Frage zu debattiren, ob der Föhn, der Schneevertilger, aus der zur Wüste verdorrten Sahara stamme oder nur ein vom allgemeinen Südweststrome abgelenkter mittelmeeischer Zweig sei! Welch' schönen Tag verbrachten wir mit Dove, mit von Siebold, der jetzt sein

fünzigjähriges Doctor Jubiläum gefeiert und noch in diesem Jahre 1878 sich seinen Baum in Combe-Barin erobert hat, welch' schönen Tag verbrachten wir mit diesen und anderen alten Herren, als wir mit der deutschen Naturforscher-Versammlung von Innsbruck hinabfuhren in die südlichen Gefilde von Bogen, wo uns die Fülle der herrlichsten Früchte und der feurigsten Weine erwartete! Mancher ahnte nicht, daß das Feuer dieses Weines sich auch mittheilen könne; aber als wir hörten, wie von einem der alten Herren einer Dame das ächt physischste Compliment gemacht wurde, ihre blauen Augen seien so tief, daß man ein Duzend weißer Porzellanteller hineinwerfen könne, ohne das Weiß aus der Bläue hervorschimmern zu sehen, da wußten wir, wie viel die Glocke geschlagen hatte!

Tritt hervor aus deinem, leider mit einem Kreuze bezeichneten Baume „alter Schwede“, um den Reigen der Geologen zu führen! Erscheine, Papa Dollfus, mit deinem Genossen, unserm „Christoph Collomb“, der eigentlich Eduard hieß, und erzähle uns von der „Société des sciences naturelles du Haut-Rhin“, die eine bänderreiche Reihe von Verhandlungen herausgegeben hat, und doch niemals aus mehr als zwei Mitgliedern, dem Präsidenten Dollfus und dem Sekretär Collomb bestand. Erzähle von dem Aargletscher, den du der Regierung von Bern abkaufen wolltest, von dem Pavillon, den du dort errichten ließest und auf welchem die Ziegen und Schafe, die man verspeisen wollte, mit der Büchse jagdgerecht erschossen wurden, um den Gästen als Gemsen aufgestellt zu werden. Erzähle von den Besteigungen des Wetterhornes und des Galenstockes, wo der Sohn vor deinen Füßen in eine Spalte stürzte und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Berichte von dem ersten darwinistischen Versuche, den du auf dem Gebiete der Anthropologie angestellt hast. Er hatte große Güter, stattliches Vieh, herrlich dressirte Pferde, bedeutende Fabriken in Mülshausen, vielen Einfluß in Handel und Wandel, unser Papa Dollfus. Jedes Jahr versammelte er bei einem Essen die Leute, welche er in verschiedenen Beschäftigungen untergebracht hatte. „Sie können nicht glauben,“ sagte er mir, „welcher Unterschied sich nach einigen Jahren herausstellt. Der Eisenbahnbeamte ist schon am Dessert, während der Ochsenknecht noch an der Suppe schluckt; der Postbeamte hat schon hundert Ideen in kurzen, abgebrochenen Sätzen in die Gesellschaft geschleudert, während der Ackerknecht noch an dem Faden spinnt, den er beim Beginne aufgenommen hat! Der Mensch ist das Product seiner Umgebung!“

Collomb, der Spanien lange Jahre hindurch in geologischer Hinsicht durchforscht und die beste Karte der Umgegend von Paris geliefert hat, eröffnet die lange Reihe der Geologen, welche in Combe-Barin sich zusammenfanden. Die Commission der schweizerischen naturforschenden Versammlung, welche die musterhafte geologische Karte der Schweiz unternommen hat, die noch nicht vollendet ist, versammelt sich zu ihren Berathungen und Beschlüssen bald in Neuchâtel, bald in Combe-Barin unter dem Voritze des Altmeisters B. Studer von Bern. Peter Merian von Basel, A. Favre und de Loriot von Genf,

Lang von Solothurn, sind Namen die heute noch schwer wiegen in der Wissenschaft — einige von den besten sind dahingegangen. Theobald, der unermüdliche Erforscher Graubündens; Gerlach, dessen Schädel ein Stein zerschmetterte, den eine über ihm wegkletternde Ziege auf dem Hochgebirge des Wallis mit dem Fuße losgelöst hatte; und die beiden Unvergesslichen, A. Gressly von Solothurn, der gründlichste Kenner des Jura und Arnold Escher von der Linth, auf dessen Arbeiten noch heute die geologische Kenntniß der Alpen ruht; Gressly, das Original der Originale, der „Mergelkönig“, war der bummelnde Zigeuner der Geologie. Ohne Geld und Habe zog er im Frühjahr aus, um in seinem Jura herumzustreifen, Versteinerungen zu suchen, die er sorgsam abledte, ehe sie im Ranzen verschwanden, und Notizen zu sammeln, die er dann im Winter bearbeitete. Alle Bauern und Hirten kannten ihn, beschäftigten, pflegten und beherbergten ihn, und wenn der Winter kam, der seinen Streifereien ein Ziel setzte, so fiel er bei einem Freunde ein, der seiner wartete bis zum nächsten Sommer. In seinen späteren Jahren, wo Gicht und Rheumatismus ihn oft hemmten, hatte er sein Standquartier bei Desor, bis Nacht seinen regen, aber ungeordneten Geist umhüllte. Wie aber den Besten und Bravsten bezeichnen, Escher, den Mustertypus des geologischen Forschers, dem kein Gipfel zu hoch, keine Wand zu steil war, dessen umfassendes Wissen nur überwogen wurde von seiner unbegrenzten Bescheidenheit und Gutmüthigkeit! Wenn ich der Stunden gedenke, die wir nach harter, mühevoller Tagesarbeit auf dem Aargletscher zubrachten bei frugalem Mahle unter dem lustigen Zelte, Agassiz, Desor, Escher, Nicolet von la Chaux-de-Fonds und ich, so will es mich manchmal fast dünken, daß ein anderer Geist damals die Wissensdurstigen belebte und daß wir Ueberlebenden nur noch Ruinen sind, die in die Jetztzeit halb verwittert hineinragen. Freilich ist mehr als ein Menschenalter seit 1841 verfloßen!

Dyell kann ohne Zweifel als der Schöpfer der neueren, geologischen Anschauungen betrachtet werden. An die Stelle der plötzlichen Revolutionen, der verheerenden Kataclysmen hat er die langsame, durch Neonen fortdauernde Wirkung der jetzt noch thätigen Kräfte gesetzt. Auch er war längere Zeit hindurch Gast in Combe-Varin und um ihn gruppiren sich eine gewisse Zahl Forscher englischer Zunge aus Großbritannien und Amerika, Ramsay und Wright, Leslie und Whitney und vor Allem J. Hall, der Staatsgeologe New-York's, dessen Arbeiten uns zuerst die reichen paläontologischen Schätze der Vereinigten Staaten erschlossen haben. „Ich komme hierher“, sagte er mir, „wenn ich „exhausted“ bin — acht Tage Aufenthalt in Combe-Varin heilen mich von den Folgen achtjähriger Arbeit in Albany. Ich habe noch Material für wenigstens 200 Tafeln in Quart — ich werde wohl noch einen Aufenthalt in Combe-Varin machen müssen, bis ich mit der Bearbeitung fertig werde.“

Der feine Abbate Stoppani, der jetzt in Florenz Geologie lehrt, und der stets bewegliche, ruhelose Professor Capellini von Bologna repräsentiren

vortrefflich zwei verschiedene Seiten der Nation, welcher sie angehören. Der Abbé ist kein Darwinist — vor solcher Sünde schützt ihn die vor Jahren erhaltene Weihe, aber er klagt mit komischer Ironie, daß sein gelehrter College ihn stets schon durch seinen Anblick in die Gefahr bringe, den Weg des Heils zu verlassen und der Schaar der Transformisten sich anzureihen. Fr. Roemer, der von seinem Standorte Breslau aus die Provinz Schlesien so gründlichen Untersuchungen unterworfen hat, Zittel, der Münchener Paläontologe, dessen großes Werk leider nun schon seit mehreren Jahren stockt, der einbildungsreiche Schwabe Fraas, der den Libanon mit demselben Eifer ausgebeutet hat, wie sein heimisches Stammland, vertreten die deutsche Geologie, während der Franzose G. de Mortillet mit Fraas und Zittel zu den Urgeichtlern hinüber leitet. Aber wer hätte sich nicht mit Höhlen, Pfahlbauten, Stein-Bronze und Eisenzeit beschäftigt? Wenn ich Le Hon, den belgischen Schriftsteller, dem es aber mehr um Popularisirung der Wissenschaft als um eigene Forschungen zu thun war, und den Grafen Gozzadini hier als specielle Vertreter der prähistorischen Forschung nenne, so geschieht es, weil sie die Einzigen sind, die unter den zahlreichen Besuchern Combe-Marin's sich nur mit dieser Wissenschaft und keiner andern beschäftigten. Ah! Welch' gute Stunden haben wir in dem alten Palazzo der Gozzadini in der Strada San Stefano von Bologna zugebracht! Desor, mir und meinen beiden Söhnen war das Erdgeschloß zur Verfügung gestellt; und während meine Zungen sich in dem Garten und dem Festsaale tummelten, erzählte uns die geistreiche Gräfin von ihren Reisen in der Schweiz. Ihre Bedienten hielten alle Flüsse für den Reno, der bei Bologna vorbeischießt, und wenn die Reise stromabwärts ging, so freuten sie sich, weil sie von Bologna aus stromaufwärts gereist waren. Als sie aber gar nach dem Uebergange des Splügenpasses an den wirklichen Rhein kamen, den alle Welt Reno nannte, waren sie außer sich vor Entzücken und folgten dem Strome mit Begeisterung bis nach Holland, immer überzeugt, nach der nächsten Station müßten die hundert schiefen Thürme der geliebten Vaterstadt am Horizont auftauchen!

Sollten wir der Botaniker vergessen? Des frommen Godet aus Neuchâtel, der 50 Jahre seines langen Lebens der Flora des Jura gewidmet hat; des emsigen Léon Lesquereux, der ursprünglich ein einfacher Handarbeiter im Val de Travers war, den aber die Liebe zur Wissenschaft nicht ruhen ließ und der jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die fossile Flora der Kreide- und Tertiärgelände mit so staunenswerthem Erfolge bearbeitet? Dort kraucht etwas im Busche herum — es ist Blanchon von Montpellier, der Entdecker der Neblaus, der zerstörenden Phylloxera — hier steht ein langbeiniges Wesen mit gebücktem Haupte über Moore und Torfgräben — es ist W. Schimper von Straßburg, der Moosvater, einer der lebenswürdigsten und zugleich kenntnißreichsten Menschen, welche die Erde trägt, dessen Reisen ihn fast ebenso weit geführt haben, als unseren kleinen Freund Charles Martins, den Director des botanischen Gartens von Montpellier. Raum mag

seit beinahe vierzig Jahren eines ausgefallen sein, wo wir uns nicht getroffen hätten, bald hier, bald dort, auf den Höhen der Gletscher, wie in den Tiefen an dem Meeresstrande; und es hat eine gewisse Bedeutung für das Leben, wenn man sich sagen kann, daß in heiteren, wie schweren Stunden sich niemals eine Wolke zwischen die Freunde gelagert hat! Glücklicher Weise kennt die französische Sprache das „Duzen“ nicht, welches dem Deutschen die Pflicht auferlegt, dem Duzbruder die gemüthlichsten Grobheiten an den Kopf zu werfen; und obgleich Martins das Deutsche beherrscht und spricht, so sind wir doch der netteren und freundlicheren Sitte unserer Nachbarn über dem Rhein treu geblieben.

Wir hätten die Liste der Besucher von Combe-Varin erschöpft, wenn wir nicht noch eines treuen Genossen erwähnen müßten. Was wäre der Gelehrte der Naturforscher, der Schriftsteller ohne den Verleger, der ihm das Verständniß der großen Menge vermittelt? Was wäre die Gesellschaft von Combe-Varin ohne Reinwald in Paris, aus dessen Bureauz in der Rue des Saints — Pères die Werke Darwin's ihren Siegeszug durch Frankreich antraten?

Es ist Zeit, diesen Aufsatz zu schließen. Auf einen Punkt aber möchte ich noch aufmerksam machen. Die Liste der in der Naturforscher-Allee von Combe-Varin eingebaumten Männer ist lang und zahlreich — sie umschließt mit die Besten aus den meisten Culturländern Europa's und Amerika's. So viele der Männer auch darunter sein mögen, die sich auszeichneten in mannigfachen Gebieten der Wissenschaft, so wenige finden sich dabei, welche durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch Reichtum und Standesbeziehungen von vornherein die Wege geebnet fanden, welche sie zum Ziele führten. Die meisten haben sich im Gegentheil emporgerungen aus niederen Verhältnissen durch harte Arbeit und oft auch durch empfindliche Entbehrungen; die meisten sind „self-made men“, selbstgemachte Männer, in der besten Bedeutung des Wortes, wie jene drei berühmten Chemiker, die ich einmal von ihrer Jugendzeit, von ihrer Lehrlingszeit in Apotheken zusammen erzählen hörte. Ich, sagte der Eine, habe die Stiefel meines Principals gepußt; ich, fügte der Andere hinzu, die schmutzigen Töpfe meiner Principalin! — und ich, sprach der dritte, ich habe glücklicher Weise die Platte gepußt! (Er war seinem Prinzipal wegelaufen.) Das Emporringen durch eigenen Willen und eigene Kraft, das ist, wenn ich nicht irre, die Signatur einer Generation, welche allmählig ausstirbt und von der ein kleiner Bruchtheil auf den Bäumen von Combe-Varin vertreten ist.





Bibliographie.

Uebersetzungen aus Nord und Süd.

Die Monatschrift hat sich, vom Anbeginn ihres Erscheinens, besonderer Beachtung seitens der ausländischen Presse zu erfreuen gehabt. Nicht nur, daß hervorragende nichtdeutsche Blätter von dem Inhalte der einzelnen Hefte in referirender Weise Notiz genommen haben, haben sie auch ihrer Schätzung des von „Nord und Süd“ Gebotenen durch autorisirte oder unauthorisirte Reproduktion besonders bemerkenswerther Beiträge zu erkennen gegeben. So ist z. B. die Mehrzahl der von der Monatschrift veröffentlichten Novellen jenseits des Oceans nachgedruckt worden, wie überhaupt die ganze Zeitschrift den sogenannten „Sonntags-Blättern“ deutscher amerikanischer Zeitungen ein nie versagender Helfer geworden ist. Diese durch kein Gesetz verhinderte Form der Aneignung fremden, geistigen Eigenthums ist in Nordamerika indessen schon derart gang und gäbe geworden und hat so große Dimensionen angenommen, daß die beabsichtigte Hervorhebung einzelner Momente, wenigstens soweit es sich um „Nord und Süd“ handelt, mit dem Abdruck fast des vollständigen Inhaltsverzeichnisses aller bisher erschienenen Hefte gleichbedeutend wäre. Es möge daher hier nur auf einige Fälle aus jüngster Zeit hingewiesen sein, in denen es sich um die (zumeist mit Erlaubniß der Autoren geschehene) Gewinnung von Beiträgen dieser Zeitschrift für den Literaturschatz fremder Nationen handelt. So ist u. A. Berthold Auerbach's gedankenreiche Novelle „der Sohn des Räthchens von Heilbronn“ unter dem Titel „Carrying a paint-box“ in

Appletons'-Journal, einer der verbreitetsten Monatschriften der Union, vortrefflich übersetzt erschienen. Der befremdliche englische Titel bezieht sich auf die die Lösung des Conflicts herbeiführende Frage des Helden der Novelle an sein Weib: „Louise, soll ich Schminkepfopftträger werden?“

Bei dieser Gelegenheit sei auch der von genauester Kenntniß unserer Sprache und feinstem Eindringen in die dichterische Persönlichkeit Auerbachs zeugenden englischen Uebersetzung von dessen „Landolin von Neuterzhöfen“ gedacht. Sie rührt von Fräulein Sarah English her, einer der weiblichen Beamten des nordamerikanischen Ministeriums des Innern, an dessen Spitze gegenwärtig unser deutscher Landsmann Karl Schurz sich befindet. Die Uebersetzung nimmt einen Band der von Holt u. Co. in New York herausgegebenen und sehr gefällig ausgestatteten „Leisure-Hour Series“ ein, in der u. A. auch die meisten der übrigen Schriften Berthold Auerbachs erschienen sind. — Mit ihm erfreut sich Rudolph Lindau der Auszeichnung, wiederholt in's Englische übersetzt worden zu sein. Sein „Gordon Baldwin“ ist nicht nur in New York als Buch, sondern auch in einem der angesehensten englischen „Magazines“, in „Blackwood's“, reproducirt worden. Dieselbe Gunst wurde den in „Nord und Süd“ erschienenen Novellen „das rothe Tuch“ und „der Seher“ mehrfach zu Theil. Von letzterer brachte z. B. eine in Buenos-Ayres täglich erscheinende spanische Zeitung eine vollständige Uebersetzung. Ein

eigenthümliches Schicksal waltete über der französischen Uebersetzung derselben Dichtung. Sie erschien im Feuilleton des Pariser „Figaro“ unter dem Titel „Le Visionnaire“, gab sich nicht als Nachbildung zu erkennen und trug als Autorname lediglich die Buchstaben R. L. Ein angesehenes deutsches Blatt fand an der französischen Geschichte so großes Gefallen, daß es — und zwar den internationalen Verträgen gegenüber unvorsichtigerweise — die Novelle für das Feuilleton in sein geliebtes Deutsch zurückübersetzen ließ. Die Redaction des betreffenden Blattes erkannte erst nach erfolgtem Abdruck ihren ergößlichen Irrthum, dessen Consequenzen sie sich durch ein lebenswüthig-offenes Bekenntniß entzog. Es ist in mehr als einer Beziehung interessant, die Metamorphose zu verfolgen, welche Rudolph Lindau's knappe, gedrungene Sprache auf ihrer Reise von Berlin nach Paris und zurück nach Deutschland zu erfahren gehabt hat. Ein ähnliches Abenteuer hatte einst Eberth's anfanglich anonym erschienener Essay, „Die Gestirne in der Weltgeschichte“, zu bestehen, nur daß es sich bei Eberth um eine Uebersetzung in's Englische handelte. — Max Müller's, in einem der letzten Hefte von „Nord und Süd“ erschienener Beitrag „Ueber Fetischismus“, hat sich

der lebhaftesten Theilnahme seitens der englischen Presse zu rühmen gehabt. „Times“ und andere leitende Blätter Englands haben ihn zum Gegenstande eingehender Betrachtung gewählt. Nicht geringere Aufmerksamkeit ist L. Noire's Essay über „Max Müller und die Sprachphilosophie“ in England zu theil geworden. Beschäftigt sich der Aufsatz doch mit einem der gefeiertsten Gelehrten des Inselreichs, den unsere Nachbarn für ihre Nationalität beinahe in demselben Sinne in Anspruch nehmen, wie sie heut noch den Tonmeister Händel den ihrigen nennen. Auch den Italienern ist Noire's hervorragende Arbeit durch eine gelungene Version zugänglich gemacht worden, ebenso wie Paul Lindau's Studie über Victor Hugo. — Es sei hier noch erwähnt, daß Ernst Wichert's Novelle „Schuster Lange“ im Verein mit zwei anderen seiner Erzählungen soeben in's Französische übersetzt worden ist. Der Titel des in der Hachette'schen „Bibliothèque des meilleurs romans étrangers“ erschienenen Bandes lautet: Les perturbations — Au bord de la Baltique — Le vieux cordonnier. Nouvelles traduites de l'Allemand avec l'autorisation de l'auteur par Mlle. H. Heinecke. Die Wiedergabe, insbesondere der letzten Novelle, verdient alles Lob. j. h.

Adolf Streckfuß, fünfshundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Lexikon-Octav. Lieferung. 1—8. S. 1—320. Berlin, 1879, B. Brigl. Vollständig in 30 Lieferungen à M. —. 50

Eine gut erzählte Geschichte der energischen Entwicklung Berlins, gleichzeitig eine Geschichte des brandenburgisch-preussischen Herrscherhauses. Die zahlreichen anekdotischen Mittheilungen aus mehr oder weniger bekannten Memoirenwerken geben der Darstellung nicht selten den Reiz einer glücklichen romanhaften Erfindung.

Zwei amerikanische Idyllen. („Elisabeth“ von Henry Wadsworth Longfellow und „Eingeschnitten“ von John Greenleaf Whittier.) Uebersetzt von Karl Knorß. 12. 43 S. Berlin, 1879, Bohné. M. —. 75

Die Gewandtheit des Uebersetzers bewährt sich in der Wiedergabe der zwei bekannten Dichtungen von Neuem.

Johann von Wildenradt, Fra Filippo Lippi. Episches Gedicht in 5 Gesängen. 8. 159 S. Hamburg 1879, D. Meißner. gebunden M. 3.—

Ein Dichtertalent nicht gewöhnlicher Art spricht aus diesen schwungvollen Versen, in denen die Liebes- und Künstlergeschichte des berühmten Florentiner Meisters in anmuthiger Form erzählt wird.

Chr. Wuff, Antik und Modern. Ein Vortrag. 8. 48 S. Halle, 1879, Wülfmann.

Deutsche Pomologie. Chronolithographische Abbildung, Beschreibung und Kulturanweisung der empfehlenswertheiten Sorten Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pflirsche und Weintrauben. Nach den Greenleaf'schen Mittheilungen des „Deutschen Pomologen-Vereins“ herausgegeben von B. Lauche. 1. Lieferung. 8. 4 Blatt Text und 4 Tafeln. Abbildungen. Berlin, 1879, Wiegandt, Hempel und Parey. In 48 monatlichen Heften. à M. 2.—

J. Wiel und **H. Gnechm**, Handbuch der Hygiene. 1.—6. Lieferung. 8. S. 1—384 mit eingedruckt. Holzschnitten. Karlsbad, 1879, H. Zeller. 5. Lieferung M. 1.60.

Dieses Handbuch verfolgt eine eigne, rein praktische Richtung; es verbreitet sich nämlich über alles Dasjenige, womit sich die Gesundheitsämter befassen. In dieser Beziehung ist es ein Nachfolger des im vergangenen Jahre erschienenen preisgekrönten Werkes von Friedrich Sander. Während sich jedoch Sander mit seinem Werke mehr an den speciifischen Fachmann wendet, versuchen die Verfasser des vorliegenden Handbuches die hygienischen Lehren, unter möglichem Ausschluß aller Fachterminologien, für weitere Kreise in gemeinverständlicher Form zu behandeln. Bei der großen Wichtigkeit der Lehre von der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege, eine Wichtigkeit, die angesichts der vom Eiten drohenden Gefahr immer mehr anerkannt wird, ist ein Werk mit den Zielen des gegenwärtigen durchaus und umsomehr willkommen zu heißen, wenn es, wie die gemeinsame Arbeit von Wiel und Gnechm (ersterer durch sein „diätetisches Kochbuch“ und sein Buch „Tisch für Magenkrank“ längst in gutem Ansehen stehend) seiner Aufgabe mit verständnißvollem Geschick gerecht wird. Das Werk soll in 10—14 Lieferungen abgegeschlossen sein.

Heinrich von Treitschke, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII und 790 S. Leipzig, 1879, Hirzel. M. 10.—

Das bedeutungsvolle Werk ist auf 5 Bände berechnet, welche in ununterbrochener Folge erscheinen sollen. Der zweite Band wird das Zeitalter der Restauration bis zum Jahre 1830, der dritte das Jahrzehnt der Julirevolution und die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. behandeln, während der vierte die Revolutionsjahre 1848—50 schildern und der fünfte mit dem Jahre 1866 abschließen wird. Diese großangelegte Arbeit des berühmten Geschichtsschreibers und Essayisten wird sicherlich ebenso begeisterte Zustimmung wie erbitterte Betämpfung erfahren. Jedenfalls ist sie ein Ereigniß in der neueren historischen Literatur Deutschlands, mit dem sich „Nord und Süd“ in umfasserender Form zu beschäftigen haben wird, als es die Zwecke dieser kurzen bibliographischen Notizen ermöglichen.

Nord und Süd. IX, 25.

Josef Weilen, Unerreglich, Roman. 8. 358 S. Breslau, 1879, E. Schottlaender. M. 5.—

Josef Weilen, dem Dramatiker und Lyriker von nicht gewöhnlicher Begabung begegnen wir hier zum ersten Mal auf dem Gebiet des Romans. Eine ergreifende und rührende Herzensgeschichte ist es, die Weilen hier in vortrefflicher, von dichterischer Wärme durchdrungener Sprache erzählt. Man merkt es dem Roman an, daß er von einem Dramatiker herrührt, dem keines dertechinischen Geheimnisse, welche Spannung hervorzurufen geeignet sind, fremd geblieben ist. Die bewegten Vorgänge des Romans nehmen die Theilnahme des Lesers fast ununterbrochen in Anspruch, und wo die Handlung einen Augenblick still zu stehen scheint, weiß der Verfasser durch sein empfundene landschaftliche Stimmungsbilder ein anders geartetes Interesse zu erregen, welches nachklingt, wenn man das Buch längst aus der Hand gelegt hat. Die einzelnen Schilderungen aus der ungarischen Karpathenlandschaft und dem Tatra Gebiete sind doppelt reizvoll, weil sie nicht nur kunstvoll sind, sondern weil sie uns in ein wenig gekanntes romantisches Land mit der sicheren Hand des kundigen Führers leiten.

Frdr. Fabri, Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung. 8. VIII. und 108 S. Gotha, 1879, F. Perthes. M. 2.—

Der Verfasser, durch seine Missions-thätigkeit im weiten Kreise bekannt, versucht den Nachweis, daß die rapide Bevölkerungszunahme im deutschen Reiche ein Wurzelpunkt unserer wirtschaftlichen Nothe, unserer socialen Verlegenheiten sei. Als Heilmittel schlägt er die Organisation einer starken und constanten Auswanderung vor. Die Gründung von Ackerbau-Colonien sei für Deutschland eine unerläßliche Nothwendigkeit. Während er bezüglich dieses einen Theiles seiner Colonisations-Ideen auf die Initiative der Regierungen rechnet, erwartet er für die Handels-Colonien alles von der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeist unseres Kaufmannsstandes. Die folgenden Ausführungen des Verfassers über Straf-Colonien und deren Bedürfniß für Deutschland, über die culturelle Bedeutung der Missionsarbeiten, über die Erschließung Afrikas etc. werden selbst dort interessieren, wo man den vorgetragenen Ansichten nicht zustimmen vermag.

Wilhelm Duden, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. Lexicon-Octav. XV. und 707 S. Berlin, 1879, Grote.

M. 13. 50

Das bedeutame Werk, zu dessen eingehender Würdigung hier nicht der geeignete Ort ist, bringt die Darstellung desjenigen Zeitraums zum Abschluß, der mit dem Eintritte Oesterreichs in den Kriegsbund gegen Napoleon endet, und greift nur im letzten Abschnitt über diese Grenze hinaus. Was die beiden Theile des Buches in ihren 17 Abschnitten geben, will der Verfasser als ein sich abgerundetes Ganzes bezeichnen, das so vollständig ist, als es der Inhalt eines aus acht verschiedenen Archiven beschafften Materials gestattet.

Trachten, Haus- Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von **Frdr. Sottenroth**. 1. und 2. Lieferung. Quart. Text E. 1—32 und Tafel 1—29 in Farbendruck. Stuttgart, 1879, G. Weise. à Lieferung M. 5.—

„Vorliegendes Werk will zunächst dem Künstler und kunstverwandten Handwerker in Wort und Bild eine reichhaltige Sammlung von Material aus dem weiten Gebiete der Völkertrachten an die Hand geben. Es umfaßt in gedrängter Uebersicht nicht nur die Trachten an sich sammt ihrem Beiwerk: dem Kopf- und sonstigen Aufputz, dem Schmuck u. s. w., sondern auch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs in Haus und Feld, die Waffen, die Transportmittel; kurzum, soweit die Quellen reichen, Alles, was geeignet erscheint, die Völker und Rassen von den frühesten Ueberlieferungen an bis auf die Gegenwart im Bilde und sozusagen in ihrer Localfarbe uns vor die Augen zu führen. Der beigegebene Text soll den Leser in den Stand setzen, beim ersten Anblick einer Waffe, eines Gefäßes, eines Möbels u. s. w. Zeitalter und Volk festzustellen, dem der Ureigenthümer dieser Sachen dürfte angehört haben. Das Buch ist somit eine Art illustrierter Culturgeschichte auf dem Gebiete des Kostüms.“ — Der lithographische Farbendruck ist in hohem Maße gelungen und gehört zu den Besten, was uns in jüngster Zeit aus dem Gebiete begegnet ist; die ganze Ausstattung entspricht dem bewährten guten Geschmade der Verlagsgesellschaft. In 16 Lieferungen soll dieses höchstempfehlenswerthe Prachtwerk seinen Abschluß finden.

M. G. Conrad, Die religiöse Krisis. Ein atheïstischer Versuch. 80. XV und 228 S. Breslau 1878. E. Schottlaender. M. 4.—

Frdr. Latendorf, Niederdeutsch oder Neudeutsch. Offener Brief an Edmund Hoeser. 8. 27 S. Poesneck, 1879. Latendorf. — 80.

Sprachliche Beobachtungen über Edmund Hoesers letztes größeres Buch „Pap Ruhn“. Wie Alles aus der Feder des streitbaren Philologen mit großer Gefühlswärme vorgetragen.

Friedrich von Bärenbach, Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Grundlegung der kritischen Philosophie. 1. Theil. 8. XL u. 385 S. Leipzig, 1879, Barth. M. 6.—

Die allgemeinsten Bedingungen und Grenzbestimmungen alles menschlichen Wissenkönnens und aller Wissenschaft, somit auch die allgemeinsten Normen und Grenzbestimmungen alles wissenschaftlichen Verfahrens aus den einfachsten Gesetzen des menschlichen Intellects abzuleiten, ist die Aufgabe und der Zweck der vorliegenden Untersuchungen. Das hoffentlich bald zu gewärtigende Erscheinen des zweiten Bandes wird ein umfassendes Eingehen auf die Bedeutung des Buches ermöglichen.

Graf F. G. von Dürckheim. Villi's Bild, geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Villi's Briefwechsel enthaltend. 8. VII. und 175 S. Wörlingen, 1879, Beck. M. 3.—

Der Gatte von Villi's (Elisabeth Schönmann's) Enkelin ist der Verfasser des interessanten Büchleins, welches es unternimmt, Villi's Bild in voller Reinheit herzustellen. Neues von Bedeutung wird nicht beigebracht, aber durch die Nachrichten über Villi's Zusammenleben mit ihrem Gatten Bernhard Friedrich von Dürckheim erzählt die Lebensgeschichte der lebenswürdigen Frau nach der einen Seite hin eine wertvolle Ergänzung. Einige Briefe von und an Villi von Lavater, Reichard und Familie. Iglidern erscheinen hier zum ersten Mal. Das kleine Buch ist gut und warm geschrieben. Das Aristokratisch-Dilettantisches der Form wirkt durchaus nicht störend, übt im Gegentheil einen gewissen Reiz. Das Portrait der schönen Frau wird Vielen eine willkommenen Gabe sein.

H. Elbinger, Handbuch der Oelmalerei. Eine Anleitung zum Malen mit Oelfarben für Anfänger und Dilettanten. Zum Selbstunterricht wie auch zum Studium für Geübtere und Kunstfreunde mit Abbildungen. 2. umgearbeitete Auflage. Lexikon-Octav. VIII. und 248 S. Halle, 1879, D. Hendel.

M. 6. —

Elbinger's Handbuch gilt längst als eines der besten seiner Art. Die verhältnismäßig schnell notwendig gewordene zweite Auflage ist gegen die erste derart umgearbeitet, daß sie beinahe auf deren doppelten Umfang ausgedehnt worden ist. Abgesehen von der gelungenen Lösung seiner nächstliegenden Aufgaben erfüllt das Buch in dankenswerther Weise die andere, dem Kunstfreunde einen klaren Einblick in die gesamte malerische Technik zu eröffnen. Vor ähnlichen Arbeiten hat Elbinger's Handbuch die gelungenere und leichtfaßlichere Darstellung voraus; es wird dadurch in erhöhtem Maße zum Selbstunterricht geeignet. Die zahlreichen Beispiele sind lehrreich, die Holzschnitte und übrigen künstlerischen Beigaben gut ausgeführt.

Wilh. Rud. Hoffmann, der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt. 8. 52 S. Cobau, 1879, Strzegel. M. 1.20

E. W. Sauer, Intermezzo. Neue Erzählungen. Inhalt: Allan und Ellen. Novellen. — Zwei Weihnachten. Studentengeschichte. — Zweite Auflage. 80. Breslau. S. Schottlaender.

M. 4. —

Ludwig Pietisch, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen April und Mai 1876, nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen 8. IV. und 318 S. Berlin, 1878, F. Luchhardt. M. 4. —

Unter diesem Titel hat unser Mitarbeiter Ludwig Pietisch, einer unserer feinsten Kunstkenner und geistreichsten Feuilletonisten, der „peintre-auteur“, wie ihn ein französisches Blatt nannte, jene Briefe gesammelt erscheinen lassen, welche er während seiner Frühlingssahrt nach Olympia an zwei große Zeitungen schrieb,

von deren Redactionen er dorthin entsendet war, um im Feuilleton dieser Tagesblätter über die Arbeiten und Resultate der Ausgrabungen auf der Stätte des alten Nationalheiligtums der Hellenen im Thale des Alpheios zu berichten. Dieses ruhmvolle, von der deutschen Regierung veranlaßte und mit ihren Mitteln ausgeführte Unternehmen, hatte die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt mächtig erregt, und jene, aus tiefster Sachkenntnis hervorgegangenen und von warmer Begeisterung durchwehten Reisebriefe, durch zwei viel verbreitete Zeitungen Deutschlands veröffentlicht, trugen nicht wenig dazu bei, diese Theilnahme zu steigern, indem sie eine auf Anschauung beruhende anregende und fesselnde Darstellung von der klassischen Localität, von der Art der Ausgrabungsthätigkeit, den bis dahin an's Licht geförderten Schätzen und dem eigenthümlichen Leben in dem Hause der deutschen Commissare gaben. Der Verfasser setzte seine Reise von Druma-Olympia aus noch über den Peloponnes bis zum Bußen von Korinth hin fort. Die Briefe enden mit der Ankunft in Athen, das er zum zweiten Mal nach sieben Jahren wieder betrat. Die Großartigkeit der peloponnesischen Landschaft, die an Erinnerungen so reichen, durch Poesie und Geschichte geweihten klassischen Stätten, zu welchen dieser Ritt den Erzähler führte, die seltsamen und die gewinnenden Eigenthümlichkeiten des neugriechischen Volkes, finden in diesem Abschnitte des Buches eine ebenso liebevolle, wie getreue Darstellung. Die Ergebnisse der folgenden beiden Ausgrabungs-Campagnen haben das Bild des dem Grabe erstandenen Olympia, wie es damals, in jenen Frühlingstagen vor zwei Jahren entworfen wurde, wohl erläutern, bereichern, im Detail berichtigen und verändern können. In den großen Zügen und in der praktischen Stimmung aber ist das hier von Ludwig Pietisch Gegebene, ebenso wie seine Schilderungen aus dem Peloponnes es sind, auch heute noch zutreffend. Als ergänzenden Anhang dieser Schilderungen hat der Verfasser denselben einen, nach amtlichem Material verfaßten Bericht über die Resultate jener beiden, dieser ersten seitdem gefolgten, Ausgrabungscampagnen hinzugefügt. Durch diese Vervollständigung hat sein Buch einen noch höheren Werth gewonnen.

E. Rohn, Die Starken. Historische Erzählung. 80. IV und 245 S. Breslau 1878. S. Schottlaender. M. 4. 50.

Karl Bartsch, deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII. u. 407 S. Stuttgart, 1879, Göschen.

Diese neue Auflage der höchst schätzenswerthen, auf ihrem Gebiete kaum übertrffenen Sammlung, „ist, was die Auswahl der Texte betrifft, im wesentlichen unverändert geblieben; hinzugekommen ist der Leich Heinrichs von Rugge und ein Spruch Friedrichs von Sonnenburg. Sämmtliche Texte sind einer die Forschungen seit 1864 berücksichtigenden Revision unterzogen worden. In der umfassenden und höchst lehrreichen Einleitung hat der

Herausgeber die zahlreichen literarischen Nachweise vervollständigt und aus ihnen das, was ihm annehmbar erschien, in die Darstellung aufgenommen.“ Auch in den die unvergleichliche Sachkenntniß des Sammlers bestätigenden Anmerkungen ist manche begründende und erklärende Bemerkung hinzugefügt worden. Das 26 Seiten umfassende Glossen ist von dankenswerther Vollständigkeit. Im Ganzen sind siebenundzwanzig Liederdichter in der Sammlung berücksichtigt: „der von Klärenberg“ eröffnet den Reigen, Heinrich von Rugge schließt ihn. Ein achtundneunzigster Abschnitt ist namenlosen Liedern gewidmet.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von E. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 9. — April 1879. — Heft 25.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das „Berliner Tageblatt“

erreicht und damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die **an-** deren **Vorzüge** dieses Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

nebst den Gratis-Beigaben:
der **kritischen Wochenschrift** und dem **illustrierten Witzblatt**
„**Berliner Sonntagsblatt**“ „**ULK**“.

Unabhängige
freisinnige politische
haltung.

Zahlreiche Spezial-Telegramme
eigener Korrespondenten:

Täglich 2maliges Erscheinen,

als **Abend- und Morgenblatt**. Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführliche Kammerberichte** seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courzettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land- und Hauswirtschaft, Gartenbau.** Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Im Laufe des II. Quartals erscheint im täglichen Feuilleton:

„Der verlorene Kamerad“

von

Hans Hopfen.

Diese reizende Novelle wird mit ihrem originellen und spannenden Inhalt dem berühmten Schriftsteller viele neue Verehrer zuführen. Hierauf folgt:

„Ariadne“

Roman von **Henry Gréville.**

dessen kürzlich im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte Novelle „**Dofia**“ allgemeinen Beifall gefunden hat.

Man abonniert auf das „**Berliner Tageblatt**“ nebst „**ULK**“ und „**Berliner Sonntagsblatt**“ zum Preise von nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen **Reichspostanstalten** und wird im Interesse der Abonnenten höflich gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zustellung des Blattes beim Beginn des Quartals **pünktlich** erfolgen kann. [e 107]

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

[79]

Gustow, Karl, Gesammelte Werke. 2. wohlfeile Ausgabe. I. Serie.
In 12 Bänden. Eleg. Ausstattung mit verziertem Umschlag. Subscriptions-Preis
pro Band broch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Einzelne Bände broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: I. Aus der Knabenzeit. II.—IV. Kleine Romane und Erzählungen.
(u. A. Wally). V. VI. Blasewitz und seine Söhne. VII. Paris und Frankreich in
den Jahren 1834—1874. VIII. Säkularbilder. IX. Öffentliche Charaktere.
X. Zur Geschichte unserer Zeit. XI. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz,
Holland und Italien. XII. Börne's Leben &c.

Die übrigen Werke Gustow's werden sich später anschließen.

Brachvogel, H. C., Gesammelte Romane, Novellen und Dramen.

Volks- und Familien-Ausgabe. Mit Einleitung und Biographie von
Max Ring. In 10 Bänden oder ca. 60 Lieferungen à 50 Pfg.

Inhalt: I. Einleitung und Biographie von Max Ring. — Der Trödler.
Roman. — Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen. — II. Beau-
marchais. Historischer Roman. III. und IV. Benoni. Roman. V. Ein
moderner Falstaff. Roman. VI. und VII. Historische Novellen.
VIII. Adalbert von Babenberge. Trauerspiel. — Marziß. Trauerspiel. —
Der Usurpator. Dramatisches Gedicht. — Theatralische Studien.
IX. und X. Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman.

Die vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Leistungen Brachvogels.

Gustow, Karl, Der Königsleutnant. Lustspiel in 4 Aufzügen. 8. **Aufl.**
Von **Erdmann Wagner** reich illustr. Min.-Ausg. höchst eleg. broch. 4 Mark
50 Pfg. In Renaissanceband 5 Mark 70 Pfg.

Seemann, Theodor, Geschichte der bildenden Kunst. Ein Handbuch für
Gebildete aller Stände, zum Selbststudium sowie zum Gebrauche für Gelehrten-,
Kunst- und Gewerbeschulen. Lex.-8°. Mit 166 in den Text gedruckten Holz-
schnitten. In eleg. illustr. Umschlag broch. 8 Mark, in Halbjrzd. 10 Mark.

**Kohn, Albin und Dr. C. Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des
Menschen im östlichen Europa.** Nach polnischen und russischen Quellen
bearbeitet und herausgegeben. I. Bd. Mit 162 Holzschnitten, 9 lithographischen
und 4 Farbendruck-Tafeln. Lex.-8. brochirt 16 Mark.

Der II. Band mit zahlreichen Holzschnitten, 6 Tafeln und einer großen archäologischen
Fundkarte erscheint demnächst zum ungefähren gleichen Preise.

Macaulay's, Lord, Leben und Briefe. Herausgegeben von seinem Neffen
G. C. Trevelyan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von
Prof. Dr. Böttger. Mit Portrait. Zwei starke Bände. Lex.-8°. Preis jedes
Bandes broch. 9 Mark, eleg. geb. 11 Mark.

Montegazza, Paul, Professor in Florenz, Die Physiologie der Liebe. Autor.
Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. Eduard Engel. Gr. 8°. brochirt
7 Mark 50 Pfg., geb. 9 Mark.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Empfohlen von den Königl. Bayerischen, Sächsischen und Württembergischen Ministerien.

Zweite gänzlich neu geplante Ausgabe.

Deutsches Land und Volk. Illustrierte vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des neuen Deutschen Reiches. Herausgegeben von Prof. G. A. v. Klöden und F. v. Köppen. In zwölf Bänden von etwa je 10 bis 12 reich illustrierten Hefen. Subscriptionspreis jedes Heftes von je 3 Bogen 50 Pf.

Er erschienen sind:

Erster Band. **Schilderungen aus den deutschen Alpen, dem Alpenvorlande und aus Oberbayern.** Unter Mitwirkung von Dr. H. v. Barth und A. Hegner bearbeitet nebst einer Einleitung: Die Entwicklung des deutschen Volkstums von Fedor von Köppen. Mit 120 Text-Illustrationen, einem bunten Titelbilde, einem Conbilde und drei Karten. Geheftet M. 4. —. Elegant gebunden M. 5. 50.

Zweiter Band. **Bilder aus der schwäbisch-bayerischen Gochfläche und aus den Main-Neckar-Geegenden.** Unter Mitwirkung von Dr. O. Fraas, Dr. Hermann Fischer, Dr. C. Mehlis, J. J. Priem, Dr. F. E. Dammert und Dr. J. Singer bearbeitet und herausgegeben von Fedor von Köppen. Mit 110 Text-Illustrationen, drei Conbildern und zwei Karten. Geheftet M. 4. 50. Elegant gebunden M. 6.

Der dritte Band befindet sich unter der Presse.

== Ausführliche Prospekte mit Inhalts-Übersicht der übrigen Bände sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben. ==

[72]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien Portrait-Katalog No. V.

3000 seltene und schöne Portraits in Kupferstich und Lithographie zur Geschichte der

Musik, des Theaters und der Literatur.

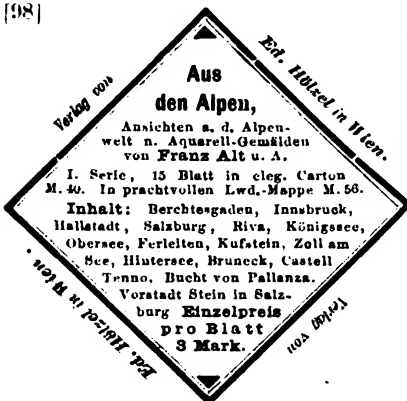
Preis 50 Pf., nach ausserhalb gegen Einsendung von Briefmarken.

Schroeder in Berlin W., Wilhelmstrasse 91.

Auch kaufe stets alte Portraits in Stich und Lithographie.

[103]

[98]



Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

[67]

Rudolf.

Novelle

von **Hermann Presser.**

2. Auflage.

20 Bogen. Eleg. broschirt Preis *M.* 3.60. Eleg. gebunden Preis *M.* 4.40.

Was dem Werke einen besonderen Reiz verleiht, ist der frische Griff in's volle Menschenleben. In den aufstrebenden Personen finden wir ein Spiegelbild des Lebens unserer Zeit, von echt dichterischer Kraft gehalten. Die Entwicklung der einzelnen Figuren ist mit einer Sorgfalt, mit einer Feinheit angelegt und durchgeführt, wie wir es selten bei einer Novelle gefunden haben. Ueber dem Ganzen schwebt ein so allertüchtiger, köstlicher Humor, daß wir die Novelle in dieser Hinsicht als einzig in ihrer Art betrachten. (Wartenborst.)

Verlag von **Albert Reig** in **Stuttgart.****Novellen**

[76]

von

Heinrich Steffens.

Gesamt-Ausgabe in 16 Bändchen.

Preis 12 *M.*

Einseln:

I. Band:

Gebirgs-Sagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens.

Hiezu: Die letzten Worte des Fährers von Mittelfahrt auf Seeland.

Von F. W. J. v. Schelling . . . 1 *M.*

II.—VI. Band:

Die Familie Walseth und Leith.Ein Enchlos von Novellen . . . 5 *M.*

VII.—XII. Band:

Die vier Norweger . . . 6 *M.*

XIII.—XVI. Band:

Walseth. Eine norweg. Novelle . . . 4 *M.*

Steffens, Norweger von Geburt, voll heimathlicher Treue, richtete seine innigste Liebe Deutschland zu, und durch die frischen Schilderungen von Natur und Personen, schöne Gesinnung und herzliche Ansprache, bei einem vielversuchenden Ringen nach den höchsten Ideen und einem nimmer verzagenden Vertrauen gewinnt der Verfasser überall unsere Theilnahme.

(Stillebrand's deutsche Nationalliteratur.)

Aachen's Schwefelthermen,

Brannen und Bäder, besonders heilkräftig bei gichtischen und rheumatischen Leiden, Steifheit der Muskeln und Gelenke, bei Scropheln, Dyscrasien überhaupt, Vergiftungen durch Blei, Mercur, Arsen, bei Neuralgien, Lähmungen, Unterleibsleiden etc. Vorzügliche Einrichtung der Douchen. [87]

Prospecte vom Badevorstande.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt,

Dresden, Antonstadt, Bachstr. 8.

Behandlung aller Krankheiten. Besonders empfohlen allen Magenkranken, Herz-, Nieren-, Leberleidenden, Nerven- und Unterleibskranken, bei Scropheln, Gicht, Rheumatismus, Rückenmarkleiden, in Frauenkrankheiten etc. — Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Prospecte gratis. — Neueste Schrift: **Dr. Kles' Diätetische Kuren.** Preis 2 *Mk.* Verlag der Diätet. Heilanstalt in Dresden. [63]

Verlag der **W. Niegler'schen Univ.-Buchhandlung in München:**
Ergänzen, Erzählungen. 2 Bde. Deutsch von Bodenstedt . . . à *M.* 3.-
Sodenkbel, Erzählungen. 2 Bde. à *M.* 2.-

Im Verlage von **Carl Meyer (Sukar Prior)** in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [93]

Zur Einführung Shakespeare's in die Familie.

Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben

von

W. Petri.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich. Eleg. geb. 4 *M.* 80 *S.* Eleg. geb. 6 *M.*

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genuße lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

32^{te} Stangen'sche Gesellschaftsreise

München,
Verona, Mail-
land, Ober-
italienische
See'n (Lago
Maggiore,
Luganer-See,
Comer-See),
Turin, Genua,
Pegli, Pisa,
Rom.

nach

Italien!

8. April 1879. Dauer 42 Tage.

Preis 1250 Mark.

Im Preise sind begriffen: Fahrt, Führung,
vollständige Verpflegung, Transportmittel
zu den Ausflügen, Entrées, Trinkgelder etc.
Prospecte gratis nur in

Tivoli, Neapel,
Sorrent,
Amalfi, Capri,
Posillipp, Sol-
fatara,
Pozzuoli,
Vesuv, Flo-
renz, Bologna,
Venedig,
Triest, Adels-
berg, Wien.

Carl Stangen's Reisebureau,

Berlin W., Warlgrofenstraße 43.

[106]

Gukfow's letzte Werke.

Die neuen Serapionsbrüder.

Zweite, durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. 3 Bände.

80. Elegant broschirt M. 16.—; fein gebunden in 3 Bänden M. 19.—

In bunter Reihe.

Briefe, Skizzen, Novellen.

80. Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Hohenchwangan.

Roman und Geschichte.

1536—1567.

5 Bände. 80. Elegant broschirt M. 24.—

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Zu 4. verb. u. verm. Aufl. erschien bei Hans Zeller in Karlsbad:

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. Josef Wiel in Zürich. Das Buch dient, im
Gegensatz zu vielen schädlichen, sogenannten wissenschaftlichen
Heilungsschriften, nicht zur Beunruhigung, sondern zum **wirklichen Besten**
der von dem weitverbreiteten Zeitübel Bedrückten, da sie aus demselben
einfache und doch gründlichste Verhaltensmaßregeln für eine vernunftgemäß
strikte **Selbstbehandlung** zu schöpfen vermögen. Preis franco p. Post brosch.
M. 4.— = Fl. 2.— öst. W., eleg geb. M. 5.— = Fl. 2.50.

[108]

BAD HOMBURG

[84-86] eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'scher** Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder**.

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärfkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reichausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtvaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes.

[Im Verlage von **S. Liebau** in **Berlin**, Weissenburgerstraße 80
[65] ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Wechselrecht.

Ausführliche und leicht verständliche Zusammenstellung und Besprechung der Bestimmungen der Allgemeinen Deutschen Wechsel-Ordnung, unter Berücksichtigung der durch die Entscheidungen des Reichs-Ober-Handelsgerichts geschaffenen Rechtsgrundzüge. Darstellung des Wechselprocesses und dazugehörige Klage- und sonstige Formulare.

Cartonnirt, Preis 1 Mark.

Neuer Verlag von **Herold Grieben** in **Berlin**.

Mehr Licht!

Die Hauptfälle **Kant's** und **Schopenhauer's** in allgemein verständlicher Darstellung von **G. Vast**. Elegante Ausstattung 5 M.; fein gebunden 6 M. 50.

Soll die Philosophie, die Retterin in schweren Lebensnöthen, die Leuchte auf dem Lebenswege, mit ihren werthvollen Besitzthümern dem deutschen Volke ewig fremd bleiben? — Hier ein wirklich populäres, für alle Gebildeten bestimmtes Werk, das den Geist der beiden großen Philosophen überliefert und deren Hauptgedanken klar und anschaulich darstellt ohne die schwierige Form, in welcher dieselben ursprünglich gegeben wurden. [102]

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen P.

L. Glogau Sohn. Hamburg.

König Lear.

Eine psychiatr. Shakespearestudie für das gebildete Publikum, von Dr. **C. Stark**.

Preis M. 1,20. [105]

Verlag von **Th. Knapp** (früher H. Lindemann) Stuttgart.

Erst erschienen:

[58]

Handbuch der Malerei.

Anleitung für den **Selbst-Unterricht**, wie auch zum Studium für **Geübtere** und **Kunstfreunde**

von **Alex. Gbinger**.

Zweite Auflage.

Leitfaden: Octav. — Mit **Abbildungen**.

— Elegante Ausstattung. —

Broch. 6 M. — geb. 7 M. 50.

Verlag von **Otto Hendel** in **Jena**.

Hoch elegante Widmungsgaben für Damen.

Reich illustriert von E. Döpler d. J., J. Juerau, R. Röhling u. A.

Ehestands-Brevier für Verlobte und Neuvermählte.

Von **Seinr. Berndt**. Elegant gebunden M. 6.—; mit Goldschnitt M. 7.50.

Brevier der guten Gesellschaft; Übung des guten Tones.

Von **F. von Hofenhausen**. Elegant gebunden M. 6.—; mit Goldschnitt M. 7.50.

Konversations-Brevier. Die Kunst der gesellschaftlichen Unterhaltung.

Von **Jeanne Marie v. Gopette-Georgens**. Eleg. geb. M. 6.—; m. Goldschn. M. 7.50.

Welt-Literatur-Brevier. Die Schriftsätze der hervorragenden Völker.

Von **Dr. A. Schwarz**. Elegant gebunden M. 6.—; mit Goldschnitt M. 7.50.

Zu gleichem Preis und in gleich hervorragender Ausstattung erschienen:

Frauen-Brevier. (Kinder-Erziehung). — **Haushalt-Brevier.** (Haus- und Küchen-Brevier.) — **Kunst-Brevier.** — **Colletten-Brevier.**

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Bilder aus Sairo

von

Adolf Ebeling.

2 Bde. brosch. M. 7.—, 2 Bde. eleg. geb. M. 9.—

Die Türken in Europa

von

James Baker.

Herausgegeben von

K. E. Franzos u. H. Vambéry.

Brosch. M. 9.—, Eleg. in Ganzstb. geb. M. 10.20.

Bilder aus Oberaegypten

der Büste u. d. Rothen Meere

von

Dr. C. Benj. Klunzinger.

Mit Vorwort von **Dr. G. Schweinfurth.**

Mit 22 Originalzeichn. M. 12.—, geb. M. 13.20.

Bei der gebotenen Verbindung gediegener Belehrung mit **unterhaltender und spannender Schilderung** haben obige Werke sich rasch einen Ehrenplatz in der Literatur erworben und seitens der Kritik die wärmste Aufnahme gefunden. Eine solche Lectüre bietet jedem Gebildeten wahren Hochgenuß. Die Werke haben **hohen, bleibenden Werth!** [78]

Eine tadellose Uebersetzung von Leffmann, Zeichnungen, Illustrationen, Montagen jeder

Art in klärender Einsicht von einem **mit einmal** zu erfassenden oder zu

zeichnenden Original ist das, was nach meinem neu gefundenen Verfahren die

Autographische Presse

leistet und können damit vom Bureaupersonal ohne Vorkenntnisse sofort alle verkommenen Druckwesen selbst gefertigt werden; es sollte diese nützliche Autographische Presse, gleich der Leptopresse, in keinem Office fehlen. Most erläuterten Prospekt, denen die schönsten Zeichnungen höchster Meister, sowie erster industrieller Firmen des deutschen Reichs beigegeben sind, sehr gern zu senden. **Kuno Hock, Maschinen-Fabrik Leipzig, Maschinenbau, Sanitäts- und Bürgermeister-Gesellschaft, sowie Industrielle und Hauptstadt aller Provinzen.**

Volks- und Familienbücher

von

[73]

Dr. med. Hermann Klendke.

Verlag von Eduardummer in Leipzig.

Haustextikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch von Dr. med. H. Klendke. Dritte, neu durchgearbeitete u. verm. Auflage. Zwei Theile. gr. 8. geb. 12 M. 50 $\frac{1}{2}$ Eleg. geb. 15 M.

Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von Dr. med. H. Klendke. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. geb. Preis 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 $\frac{1}{2}$.

Diätetik der Seele. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches: „Die menschlichen Leidenschaften.“ Von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 5 M. 40 $\frac{1}{2}$. In Leinwand geb. 6 M. 60 $\frac{1}{2}$.

Das kranke Kind. Populäre Belehrung in der richtigen und frühzeitigen Erkennung kindlicher Krankheits-Anlagen und Erkrankungen und in der zweckmäßigen häuslichen Behandlung der selben bis zur Hülfe des Arztes. Ein Buch für gebildete Eltern von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 3 M. Fein geb. 3 M. 90 $\frac{1}{2}$.

Der Frauenarzt. Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstenntniß der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen wie zur rationellen Selbstbetheiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände. Nebst Unterricht in der weiblichen Krankenpflege und den nöthigten Heilleistungen von Frauenhand an sich selbst und Anderen ihres Geschlechts. Von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 4 M. 50 $\frac{1}{2}$. Eleg. geb. 5 M. 70 $\frac{1}{2}$.

Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des

Weibes in der Liebe und Ehe von Dr. med. H. Klendke. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. geb. Preis 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Taschenbuch für Wandereisende und Ausgäste. Merkwürdiger Rathgeber und Führer durch die namhaftesten Kurplätze Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Italiens und anderer europäischer u. außereuropäischer Länder. Von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 $\frac{1}{2}$.

Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußeren Erscheinung des Menschen. Zweite vermehrte Auflage. Eine Vollschrift. Von Dr. med. H. Klendke. 8. Eleg. geb. 6 M. Fein geb. 7 M. 20 $\frac{1}{2}$.

Die gebildete Hausfrau als wirtschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 6 M. Eleg. geb. 7 M.

Chemisches Koch- und Wirtschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Buch für denkende Frauen und zum Gebrauche in weiblichen Erziehungsanstalten. Von Dr. med. H. Klendke. Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. geb. 4 M. In eleg. Leinenb. 5 M.

Die physische Lebenskunst oder praktische Anwendung der Naturwissenschaften auf Förderung des persönlichen Wohls. Ein Familienbuch von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 4 M. 50 $\frac{1}{2}$. Fein geb. 5 M. 40 $\frac{1}{2}$.

Das Weib als Jungfrau. Eine Körper- und Seelendiätetik zur Selbsterziehung und Selbstpflege im jugendlichen Leben nach Grundsätzen der Natur, guten Sitte und Gesellschaft für Beruf, Lebensglück, Familien- und Volkswohl. Von Dr. med. H. Klendke. 8. geb. 3 M. 60 $\frac{1}{2}$. Eleg. geb. 4 M. 80 $\frac{1}{2}$.

Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 21. u. 30. Jahrhundert von Kurt Laswich. 2. Aufl. 2 Bde. Minutaire Ausgabe. Rein gebunden M. 6.50.	Junge Liebe. Zwei Geschichten von Karl Emil Franzos. III. Aufl. Min.-Ausg. Rein gebunden M. 4.—	Licht und Schatten. Novellen und Essays von S. v. Preßner. Rein gebunden M. 5.—	Formengestalten von Richard Rok. Verfasser der „Zerkerben“. Rein gebunden M. 6.—	Kleine Münze. Stützen und Stützen von F. Groß. Mit einer Einführung „Ueber das Aesthetische“ von S. G. Franzos. Rein gebunden M. 5.—
Russische Idyllen. Nachgelassene Novellen von Karl Peterl. Rein gebunden M. 6.—	Aus der Fremde. Neue Dichtergriße gesammelt aus vieler Herren Länder von Elise Polko. Vochtelegant gebunden mit Goldschnitt. Preis nur M. 6.—			Imsona. Roman von Elise Polko. Rein gebunden M. 6.—
Nirwana. Drei Bücher aus der Weisheit des Hindustans. Von W. G. M. a. n. von Willelm. Denten. 4 Bände. Rein gebunden M. 22.—	Dramaturgische Blätter von Paul Lindau. Neu Folge. 2 Bände. Rein gebunden M. 12.—	Harmlöse Briefe eines deutschen Kleinbüdners von Paul Lindau. 2. revidierte Auflage. 2 Bände. Rein gebunden M. 8.—	Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. von Paul Lindau. 3. Auflage. Rein gebunden M. 5.—	Fragmente. Von W. G. M. a. n. von Willelm. Denten. 2 Bände. Rein gebunden M. 12.—
Frühlingstage in Florenz. Von Arthur René. 2. Auflage. Rein gebunden M. 5.—	Verlag von G. Schottlander in Breslau. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.			Jahreszeitblumen. Von Arthur René. Rein gebunden M. 1.—

Mit dem 1. April 1879 beginnt ein neues Abonnement auf

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau. Verleger: Georg Stifke in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet.	Preis pr. Quartal 4 M. 50 S., pr. Jahrg. 18 M. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.
---	---

Die „Gegenwart“ ist die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches, sie zählt zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten. Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. Die Gegenwart ist das erste deutsche Blatt, welches vornehmlich den ernstesten geistigen Interessen der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihülfe der Novelle und Illustration in die weiteren Kreise des gebildeten Publikums gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Russische Idyllen.

Nachgelassene Novellen von Karl Detlef.

„Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.—“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die

Weser-Zeitung

Tägliche Ausgabe

Morgens u. Abends erscheinend

35. Jahrgang.

Wochen-Ausgabe

Sonnabends erscheinend.

12. Jahrgang.

1879.

Durch interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Zeitartikel und andere Beiträge, rasche und zuverlässige Telegramme nimmt die „Weser-Zeitung“ einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.

Abonnementspreis M. 7 pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publikums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 Pfg. pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

Weser-Zeitung (Wochen-Ausgabe)

enthält sämtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

Anzeigen werden mit nur 30 Pfg. pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Die interessanteste, mannigfaltigste und billigste
unter den großen politischen Zeitungen ist die

Schlesische Presse

VII. Jahrgang

Verlag von J. Schottlaender in Breslau.

= täglich 3 Ausgaben =

mit der Sonntags-Gratis-Beilage

„Deutsche Familienblätter“

welche Romane, Novellen u. der beliebtesten Autoren Deutschlands
veröffentlicht.

Abonnementspreis

bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches u. Oesterreich-Ungarns pro Quartal M. 5.75
für die letzten zwei Monate im Quartal M. 3.84
für den letzten Monat im Quartal M. 1.92

➤ **Tägliche Zeitartikel** von bedeutenden publicistischen Kräften.

➤ **Reichhaltigste Originalcorrespondenzen u. Original-**
Depeschen aus allen großen Städten.

➤ **Coursberichte und Handels- u. Nachrichten resp.**
Telegramme von allen bedeutenden Markt- und Börsenplätzen.

➤ **Vollständige Kammerberichte** aus dem Abgeordneten- und
Herrenhause, sowie vom Reichstage.

➤ **Hochinteressantes und gediegenes Feuilleton** mit
Beiträgen der ersten Schriftsteller Deutschlands.

Neu in's Abonnement pro II. Quartal eintretende Leser erhalten
die Memoiren der Frau von Racowitza,
soweit sie bis Ende März im Feuilleton der Schlesischen Presse erschienen,
gegen Einsendung der Postquittung gratis und franco nachgeliefert.

Inserate

für die Schlesische Presse finden in den Provinzen Schlesiens und Posen
hauptsächlichste Verbreitung. Preis pro Petitzeile nur 20 Pf.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Im Feuilleton der Schlesischen Presse: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ von Helene von Racowitza, geb. v. Dönhofs.

Im Feuilleton der Schlesischen Presse: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ von Helene von Racowitza, geb. v. Dönhofs.

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, beschwerlicher Verdauung, Ueberladung des Magens mit Speisen und Getränken, Magenkatarrhen, wirken überraschend in den verschiedenen Krankheiten im kindlichen Organismus, bei beginnenden Drüsen-Anschwellungen, Scrophulose, der englischen Krankheit und sind bei Atonie des Magens und Darmkanals eine wahre *Sacra ancora* der gequälten Patienten.

Depôts in allen Mineralwasser-Hauptniederlagen, in den meisten Apotheken und Droguehandlungen.

M. F. L. Industrie-Direction
in **BILIN**, Böhmen.

[104]

Otto von Leixner's Illustrierte Literaturgeschichte

in volkstümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtgruppenstatuen. Nach Zeichnungen von LUDWIG BURGER, E. v. LÜTTICH, B. MÖHLINS, H. VOGEL u. A.

In etwa 25 bis 30 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 50 Pf. ... 30 Kr. ö. W.

[64]

— Vollständig bis Ostern 1880. —

Ein ausführliches Programm, das den reichen Inhalt und die Nützlichkeit dieser „Literaturgeschichte“ vollständig klarlegt, ist gratis zu haben.

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG.

Durch alle Buchhandlungen beziehbar.

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Ankauf von Bibliotheken, sowie einzelnen Werken von Werth. Prompte Erledigung. Lager von ca. 250,000 Bänden; hervorragend in literarischen Curiositäten und Seltenheiten. Jährlich eine größere Reihe Nachkataloge, die auf Wunsch gratis und franco zu Diensten stehen. [53-56]

Scheuerlappen

100/70 Ctm. gefärbt [89]
20 Stück à 5 Mark
gegen Nachnahme franco per Post.
Bielefeld. E. Schür.

Für Blumenfreunde!

Mein ca. 500 Sorten enthaltendes Preisverzeichniss über **Georginen** versende gratis und franco. [83]

Wellen i. S. Ludwig Pomsel.

Baedeker's Reisehandbücher.

[97]

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 M. — Mittel- und Nord-Deutschland. 18. Aufl. 1878. 6 M. — Süd-Deutschland und Oesterreich. 17. Aufl. 1876. 7 M. (Neue Auflage im Sommer 1879). — Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen. 17. Aufl. 1878. 5 M. — Südbaiern und die oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg etc. 18. Aufl. 1878. 6 M. — Ober-Italien. 9. Aufl. 1879. 6 M. — Mittel-Italien. 5. Aufl. 1877. 6 M. — Unter-Italien. 5. Aufl. 1876. 6 M. — London. 6. Aufl. 1878. 6 M. — Paris und Umgebungen. 9. Aufl. 1878. 6 M. — Rheinlande. 19. Aufl. 1876. 5 M. (Neue Auflage im Sommer 1879). — Schweiz. 17. Aufl. 1877. 7 M. (Neue Auflage im Sommer 1879). — Unter-Aegypten. 1877. 16 M. — Palaestina und Syrien. 1875. 15 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die amerikanische Papierwäsche-Fabrik

von

MEY & EDLICH, LEIPZIG

fertigt die so vorzüglichen, eleganten, soliden und billigen

Kragen, Manschetten und Vorhemdchen

mit leinen-appretirtem

Stoffüberzug

für

Damen, Herren und Kinder.



Diese mit wirklichem Stoff-Überzug hergestellten Kragen und Manschetten (also keine blossen Papierkragen) kosten kaum den Preis des Waschens der wirklichen Leinenwäsche, passen besser und bequemer als alle Leinenkragen und Manschetten; zeichnen sich durch ihr vollendetes Appret aus, welches Staub und Schweiß schwer annimmt, und bieten die denkbar grösste Bequemlichkeit, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft. Man trägt also immer neue, tadellos sitzende Kragen und Manschetten. Grösste Auswahl der Façons.

Die Fabrik hat für Privatleute ein Special-Versandgeschäft eröffnet, welches an Jedermann von einem Dutzend an gegen vorherige Einsendung der Cassa oder gegen Nachnahme versendet. Es wird nach allen europäischen Ländern expedirt.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig franco und gratis versandt wird.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Briefe sind zu richten an MEY & EDLICH, 9 Neumarkt Leipzig.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Fra Filippo Lippi.

Episches Gedicht in fünf Gesängen von

[62] J. v. Wildenradt.

Preis gebunden 3 Mark.

— — — Es ist wirklich einfache, gesunde, hübsche Poesie, durch die schöne Klarheit der poetischen Formen und die sichere und kraftvolle Composition macht es den Eindruck, als verberge sich hinter den Namen Wildenradt ein geübter Meister.

(Deutsche Zeitung in Wien.)

250 echte, verschied. Briefmarken 3 M.
z. B. Cap, Peru etc.

B. Wiering, Hamburg, Amelungstr. 8.

Der Winzerverein zu Rüdesheim

empfiehlt Liebhabern von echtem, reinem Wein sein selbstgezogenes Gewächs 1875 und 1876, in Flaschen und Gebinden von 25 Lit. an. à Lit. M. 1.00, 1.25, 1.50 u.

Kord und Gdd. IX, 25.

Verlag der H. Haufsch'schen Buchhandlung in Liegnitz, durch jede Buchhandlung, auch direct, zu beziehen:

Shakespeare's kostge Wiener von Windsor, plattdeutsch von Rob. Dorr. Met 'nem Bärwird von H. Groth (gewidmet der deutschen Shakesp.-Gesellschaft). M. 2.—, geb. M. 2.75.

Feine Ausg. M. 2.50, geb. M. 4.— (Hauptvertreter des Elbinger Dialects und überhaupt eine Perle der Plattdeutschen Literatur.)

Die Geschichte der Oberlausitz, von Dr. Joh. Aug. Ernst Köhler. Geprägte Preisschrift. 2. Aufl. Billige Ausgabe M. 2.— (29 Bog. gr. 8°)

Paul Lindau als Kritiker und das Theater. Ein Beitrag zur Kritik der Kritik, von J. Zisch. 2. Aufl. M. 1.—

Im Verlags-Magazin in Zürich ist erschienen:

Scherben. Gesammelt vom milden Manne.

(Richard Voß, Verf. v. „Helena“, „Frauengestalten“ u.)

Erste Samml. 3 M. 60 g. Neue Folge 5 M.

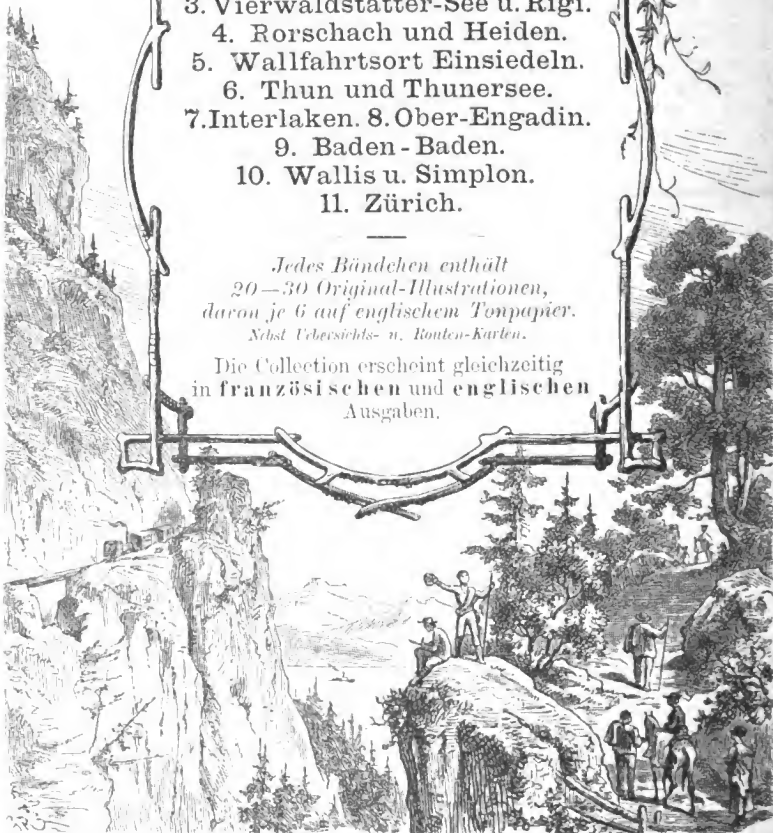
Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.

Illustrirte WANDERBILDER

1. Zuger See und Rigi.
2. Uetliberg bei Zürich.
3. Vierwaldstätter-See u. Rigi.
4. Rorschach und Heiden.
5. Wallfahrtsort Einsiedeln.
6. Thun und Thunersee.
7. Interlaken. 8. Ober-Engadin.
9. Baden - Baden.
10. Wallis u. Simplon.
11. Zürich.

Jedes Bändchen enthält
20—30 Original-Illustrationen,
daron je 6 auf englischem Tonpapier.
Nebst Uebersichts- u. Routen-Karten.

Die Collection erscheint gleichzeitig
in **französischen und englischen**
Ausgaben.



In allen Buchhandlungen vorrätig.

[69]

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Deutsche Pomologie.

Chromolithographische Abbildung, Beschreib. u. Kulturanweisung
der
empfehlenswerthesten Sorten

Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. Weintrauben.
Nach den Ermittlungen des Deutschen Pomologen-Vereins herausgegeben von
W. Lauche,

K. Garten-Inspector, Lehrer des Gartenbaues an der K. Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, Geschäftsführer d. D. Pomologen-Vereins, Inhaber der grossen gold. Medaille für Leistungen im Gartenbau etc.

Die Ausgabe des Werkes geschieht in monatlichen Heften von vier Farbendruckbildern nebst dazu gehörigem Text und wird in vier Jahren vollendet sein.

Preis der Lieferung 2 M.

[96]

[94]

Kohlenfilter

zur **Reinigung des Trink-
u. Kochwassers, von Ärzten
u. Sanitäts-Behörden drin-
gend empfohlen, liefert die
Fabrik plastischer Kohle,
Berlin SO., Engel-Ufer 15.**

Illustrierte Prospekte gratis.

Charlotte.

Für die Freunde der Verewigten.

Gedenkblätter

von

Charlotte von Kalb.

Gerausgegeben

von

[57]

Emil Palleske.

Mit einer Photographie Charlottens.

Gr. 8^o. 18 Bogen. — Preis geb. M. 7.
Eleg. in Leinen geb. M. 9, in Liebhaber-
Einband M. 11.

Verlag von **Carl Krabbe in Stuttgart.**

Bei **Adolf Cohn, Verlag** und Anti-
quariat, Berlin W., Potsdamerstrasse 14,
erschien:

Hedetta Wolf, geb. Heinemann,
Kochbuch für ihr. Frauen.

6. vermehrte Auflage. [66]

Eleg. geb. M. 3,80.

In **Friedr. Mauke's Verlag** in **Jena** erschien und in **jeder Buchhandlung**
zu erhalten: [100]

Studien
unter den

Tropen Amerika's.

Von

Dr. Franz Engel.

gr. 8. brochirt 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines
mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die
Dr. Engel in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die „**Heimat**“, Wien. Manz'sche Hofbuchhandlung, 5. Heft, Seite 3, sagt:

Im Verlage von **Friedr. Mauke (E. Schenk)** in **Jena** ist unter dem Titel:
„**Studien unter den Tropen Amerika's**“ ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel
als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Erotisch im besten
Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen,
exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündigt, wie die Bilder,
welche er mit farbenbeherrschendem Künstlersinne entwirft. Einem solchen Buche eine
bedeutende Zukunft zu prognostizieren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man
auch ohne Schergabe wohl gerecht werden kann.

F. S.

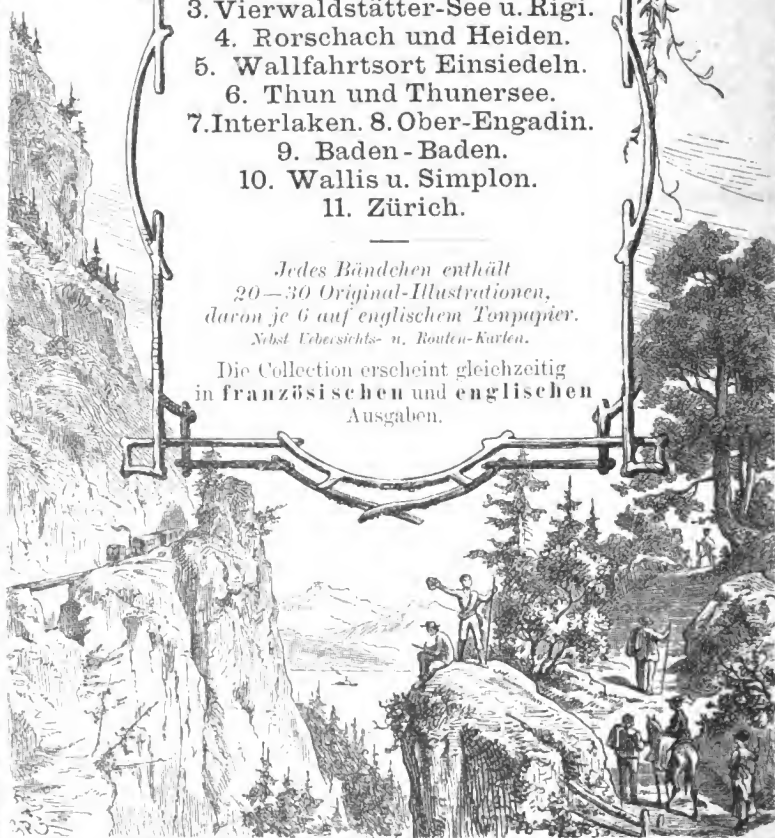
Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.

Illustrirte WANDERBILDER

1. Zuger See und Rigi.
2. Uetliberg bei Zürich.
3. Vierwaldstätter-See u. Rigi.
4. Rorschach und Heiden.
5. Wallfahrtsort Einsiedeln.
6. Thun und Thunersee.
7. Interlaken. 8. Ober-Engadin.
9. Baden - Baden.
10. Wallis u. Simplon.
11. Zürich.

Jedes Bändchen enthält
20—30 Original-Illustrationen,
daron je 6 auf englischem Tonpapier.
Nebst Uebersichts- u. Routen-Karten.

Die Collection erscheint gleichzeitig
in französischen und englischen
Ausgaben.



➡ In allen Buchhandlungen vorrätig. ➡

[69]

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Deutsche Pomologie.

Chromolithographische Abbildung, Beschreib. u. Kulturanweisung
der
empfehlenswerthesten Sorten

Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. Weintrauben.
Nach den Ermittlungen des Deutschen Pomologen-Vereins herausgegeben von
W. Lauche,

K. Garten-Inspector, Lehrer des Gartenbaues an der K. Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, Geschäftsführer d. D. Pomologen-Vereins, Inhaber der grossen gold. Medaille für Leistungen im Gartenbau etc.

Die Ausgabe des Werkes geschieht in monatlichen Heften von vier Farbendruckbildern nebst dazu gehörigem Text und wird in vier Jahren vollendet sein.

Preis der Lieferung 2 M.

[96]

[94]

Kohlenfilter

zur Reinigung des Trink-
u. Kochwassers, von Aerzten
u. Sanitäts-Behörden drin-
gend empfohlen, liefert die
Fabrik plastischer Kohle,
Berlin SO., Engel-Ufer 15.

Illustrirte Prospecte gratis.

Bei **Adolf Cohn, Verlag** und Anti-
quariat, Berlin W., Potsdamerstrasse 14,
erscheint:

Hedetta Wolf, geb. Heinemann,
Kochbuch für ihr. Frauen.

6. vermehrte Auflage. [66]

Eleg. geb. M. 3.80.

Charlotte.

Für die Freunde der Verewigten.

Gedenkblätter

von

Charlotte von Kalb.

Herausgegeben

von

Emil Palleske.

[57]

Mit einer Photographie Charlottens.

Gr. 80. 18 Bogen. — Preis geb. M. 7.
Eleg. in Leinen geb. M. 9, in Liebhaber-
Einband M. 11.

Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien und in **jeder** Buchhandlung
zu erhalten:

Studien
unter den

Tropen Amerika's.

Von

Dr. Franz Engel.

gr. 8. brochirt 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines
mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die
Dr. Engel in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die „**Heimat**“, Wien. Manz'sche Hofbuchhandlung, 5. Heft, Seite 3, sagt:

Im Verlage von **Friedr. Mauke** (E. Schenk) in **Jena** ist unter dem Titel:
„Studien unter den Tropen Amerika's“ ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel
als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Exotisch im besten
Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen,
exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündigt, wie die Bilder,
welche er mit farbenbeherrschendem Künstlerfinne entwirft. Einem solchen Buche eine
bedeutende Zukunft zu prognostizieren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man
auch ohne Schergabe wohl gerecht werden kann.

F. G.

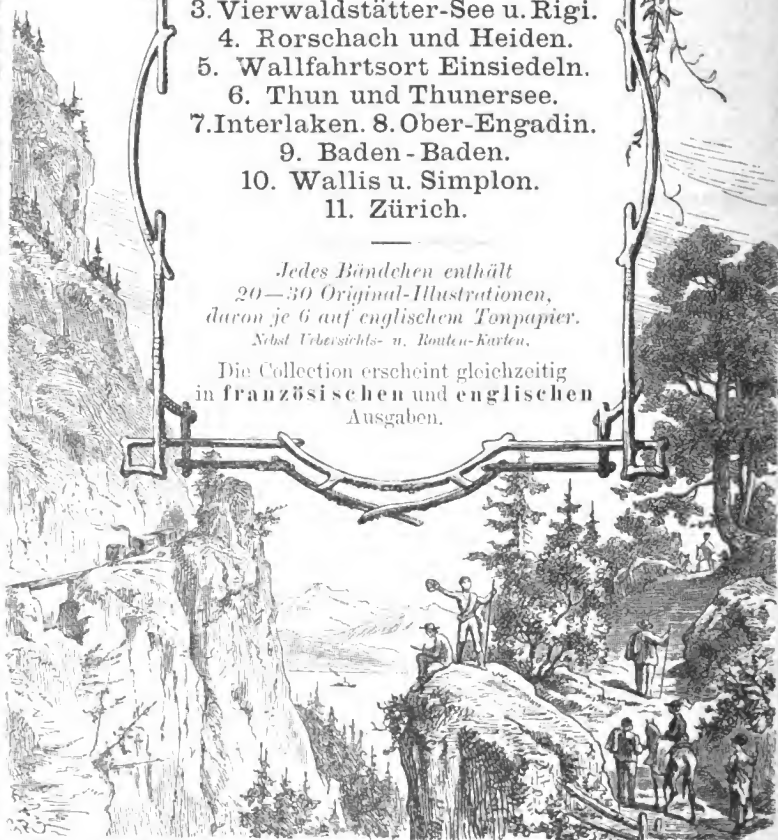
Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.

Illustrirte WANDERBILDER

1. Zuger See und Rigi.
2. Uetliberg bei Zürich.
3. Vierwaldstätter-See u. Rigi.
4. Rorschach und Heiden.
5. Wallfahrtsort Einsiedeln.
6. Thun und Thunersee.
7. Interlaken. 8. Ober-Engadin.
9. Baden - Baden.
10. Wallis u. Simplon.
11. Zürich.

Jedes Bändchen enthält
20—30 Original-Illustrationen,
daron je 6 auf englischem Tonpapier.
Nebst Übersichts- u. Routen-Karten.

Die Collection erscheint gleichzeitig
in französischen und englischen
Ausgaben.



In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Deutsche Pomologie.

Chromolithographische Abbildung, Beschreib. u. Kulturanweisung
der

empfehlenswerthesten Sorten

Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. Weintrauben.
Nach den Ermittlungen des Deutschen Pomologen-Vereins herausgegeben von
W. Lauche,

K. Garten-Inspector, Lehrer des Gartenbaues an der K. Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, Geschäftsführer d. D. Pomologen-Vereins, Inhaber der grossen gold. Medaille für Leistungen im Gartenbau etc.

Die Ausgabe des Werkes geschieht in monatlichen Heften von vier Farbendruckbildern nebst dazu gehörigem Text und wird in vier Jahren vollendet sein.

Preis der Lieferung 2 M.

[96]

[94]

Kohlenfilter

zur Reinigung des Trink-
u. Kochwassers, von Aerzten
u. Sanitäts-Behörden drin-
gend empfohlen, liefert die
Fabrik plastischer Kohle,
Berlin SO., Engel-Ufer 15.

Illustrierte Prospekte gratis.

Bei **Adolf Cohn, Verlag** und Anti-
quariat, Berlin W., Potsdamerstrasse 14,
erscheint:

Hefetta Wolf, geb. Heinemann,
Kochbuch für ihr. Frauen.

6. vermehrte Auflage. [66]

Eleg. geb. M. 3,80.

Charlotte.

Für die Freunde der Verewigten.

Gedenkblätter

von

Charlotte von Kalb.

Herausgegeben

von

[57]

Emil Palleske.

Mit einer Photographie Charlottens.

Gr. 8^o. 18 Bogen. — Preis geb. M. 7.

Eleg. in Leinen geb. M. 9, in Liebhaber-

Einband M. 11.

Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

In **Friedr. Mauke's Verlag** in **Jena** erschien und in **jeder Buchhandlung**
zu erhalten: [100]

Studien
unter den

Tropen Amerika's.

Von

Dr. Franz Engel.

gr. 8. brochirt 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines
mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die
Dr. Engel in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die „**Heimat**“, Wien. Manzsche Hofbuchhandlung, 5. Heft, Seite 3, sagt:

Im Verlage von **Friedr. Mauke (E. Schenk)** in **Jena** ist unter dem Titel:
„**Studien unter den Tropen Amerika's**“ ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel
als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Erotisch im besten
Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen,
erotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündigt, wie die Bilder,
welche er mit farbenbeherrschendem Künstlerförmigkeit entwirft. Einem solchen Buche eine
bedeutende Zukunft zu prognosticieren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man
auch ohne Sehrgabe wohl gerecht werden kann. **J. G.**

Biographische und erläuternde Schriften

über

Schiller und Goethe

von

[77]

Director Heinrich Viehoff.

- Goethe's Leben, Geistesentwicklung und Werke.** 4. umgearb. Auflage. 4 Thle. 80. (1877). In 1 Band broch. M. 9. In 1 eleg. Lwbbd. M. 10.
Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke, auf Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet (1875). 3 Thle. In 1 Bd. broch. M. 7. 50. In 1 eleg. Lwbbd. M. 8. 50.
Goethe's Gedichte, erklärt und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt nebst Variantenammlung. 3. Auflage. 2 Bde. fl. 80. (1876). Brochirt M. 6. — In 1 eleg. Lwbbd. M. 7.
Schiller's Gedichte, ebenso. 5. Aufl. 3 Bde. fl. 80. (1876). Brochirt M. 6. — In 1 eleg. Lwbbd. M. 7. —

Verlag von **Carl Conradi** in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, im Nothfalle auch von der Verlagsbuchhandlung.

In gleichem Verlag ist erschienen:

Prof. Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in zwei Bänden,

umfassend die national-literarische Entwicklung sämmtlicher Culturvölker des Erdkreises.

Fünfte ergänzte Auflage in 2 Bänden. gr. 8. (1875).

Broch. M. 10. — In eleg. Ganzleinwand- oder Halbfranzband M. 11. 50.

Béranger's Sämmtliche Werke.

Deutsch

von

Ludwig Seeger.

Zweite verbesserte und reich vermehrte Auflage.

2 Bände. Preis broch. M. 9. —

Der als Literar-Historiker rühmlichst bekannte Prof. Dr. Joh. Scherr sagt über Béranger in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur“:

Béranger's volkstümliche Lieder war reich besäet: die epikuräische Philosophie des 18. Jahrhunderts, die Freiheitsbegeisterung der Revolution, der kriegerische Napoleon-Enthusiasmus, der liberale Spott auf die versuchte Renovation des ancien Regime, die warme Theilnahme an der Befreiung und Beglückung der Völker, die gesellige Heiterkeit und der Weinikers, Liebeslust und Leid, die humoristische Vergnügung und Zufriedenheit, der freie, gesunde Spass, das faunische Schmunzeln, endlich die ganze Wucht der Noth, welche auf den Armen und Unterdrückten lastet, dieses alles spricht, jubelt, lichtet, lacht, grölt und weint aus Béranger's Liedern mit einer Innigkeit und Wahrheit, Anmuth und Kraft, welche deutlich fühlen lassen, daß in dieser Poesie wirklich das Volkshertz klopft.

NOVITÄTEN

aus dem

Verlage von **S. Schottlaender** in Breslau.**Badke, Otto, Das Italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder.**

Elegant geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Dohm, E., Sekundenbilder. Ungereimte Chronik.

Elegant geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Franz, K. E., Junge Liebe. Zwei Geschichten. II. Auflage.

Elegant geheftet M. 3.50; fein gebunden M. 4.50

Jahn, Herrmann, Schwarze Fäden. Roman.

Elegant geheftet M. 3.50; fein gebunden M. 4.50

Jensen, Wilhelm, Fragmente. Roman. 2 Bände.

Elegant geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 12.—

Lasswitz, Kurd, Bilder aus der Zukunft. 3. Auflage

Elegant geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Norden, O. v., Die beiden von Lohberg. Roman. 2 Bände.

Elegant geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 10.—

Schlagel, M. v., Für Thron und Altar. Roman. 3 Bände.

Elegant geheftet M. 12.—; fein gebunden M. 15.—

do. do. **Santino oder das Glück der Welt.** Roman. 2 Bände.

Elegant geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 10.—

Voss, Richard, Frauengestalten. Edlen Frauen erzählt.

Elegant geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Waldmüller-Duboc, Rob., Der Secundant. Novelle.

Elegant geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

do. do. **Die Verlobten.** Roman. 4 Bände.

Elegant geheftet M. 18.—; fein gebunden M. 22.—

Wellen, J. v., Unersetzlich. Roman.

Elegant geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Wickede, Fr. C. v., Die Gottesgelasse. Historischer Roman. 2 Bde.

Elegant geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 10.—

Zu beziehen:

durch alle **Buchhandlungen**
des In- und Auslandes.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

[90]

(Durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

AUGUST KOBERSTEIN'S

GRUNDRISS DER GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR.

Fünfte umgearbeitete Auflage.

Von

Karl Bartsch.

Fünf Bände complet.

Preis: 53 Mark.

Koberstein's Grundriss ist als die zuverlässigste und vollständigste Deutsche Literaturgeschichte allgemein anerkannt.

Als prächtige Festgeschenke sowie als schönstes Andenken an liebe Verstorbene empfehle [99]

Lebensgroße Portraits

in Kreidemalerei künstlerisch ausgeführt oder in Oel gemalt, nach jeder eingehenden Photographie gefertigt. — Garantie getreuer Ähnlichkeit. — Preis-Verzeichnisse mit ehrenvollen Anerkennungen, postfrei nach dem In- und Ausland.

Artistisches Institut

von C. Hommel in Halberstadt.


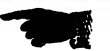
Patentirt: Deutschl., Engl., Frankr., Oesterr.-Ung.

L. Guths patent. Hohlfederhalter

bedingt sichere Federführung, verhütet jeden Schreibkrampf. Von Autoritäten des Schreibfaches als Vorzüglichstes, was in diesem Fache geleistet, empfohlen. Se. Majestät der deutsche Kaiser benützt den Halter, und hat sich Allerhöchstenselbe durch Herrn Dr. von Lauer sehr anerkennend darüber ausgesprochen. Preis pr. Dtzd. Mk. 3.50. Im Gross u. bei mehreren Dutzenden hoher Rabatt. Agenten gegen gute Provision gesucht. Alleiniger Fabrikant u. Versender: Carl Lindemann in Dresden.

Erwerbs-Katalog

für Jedermann versenden gratis [70]
WILH. SCHILLER & Co., Berlin O.

 Clementine Helm's 
beste Schriften für junge Mädchen.



In stylvollen Einbänden!

[91]

Backfischchens

Leiden und Freuden.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

 13. Auflage. 

Elegant gebunden 3 Mark.

Die Briefftaube.

Zur Unterhaltung für die Jugend.

2. Auflage.

Eleg. gebunden 3 M. 25 Pf.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Lilli's Jugend.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

5. Auflage.

Elegant gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Drei Erzählungen

für junge Mädchen.

2. Auflage.

Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von
Julius Hainauer, Königliche Hofmusikhandlung
 in Breslau.

Adolf Jensen's neueste Compositionen.

- | | <i>M.</i> |
|---|-----------|
| Op. 43. Idyllen. 8 Clavierstücke zu zwei und vier Händen.
Die Ausgabe zu zwei Händen in einzelnen Nummern | 10,50 |
| Die Ausgabe zu vier Händen in einzelnen Nummern | 14,50 |
| Op. 45. Hochzeitsmusik. Ausgabe zu vier Händen in
vier einzelnen Nummern und compl. — Ausgabe zu
zwei Händen in vier einzelnen Nummern und compl.
Ausgabe für Piano und Violine, zu 7 <i>M.</i> , 5 <i>M.</i> , 6 <i>M.</i> | |
| Op. 46. Ländler aus Berchtesgaden. Für Piano zu
zwei Händen. Heft 1. 2. (<i>M.</i> 5,50.), compl. | 5,00 |
| Op. 47. Wald-Idyll. Scherzo für Piano zu zwei Händen | 2,75 |
| Op. 49. Sieben Lieder von Robert Burns für eine Sing-
stimme mit Pianoforte. Complet (<i>M.</i> 3,75.) in sieben
einzelnen Nummern à <i>M.</i> 0,75, <i>M.</i> 1,00, <i>M.</i> 1,25. | |
| Op. 50. Sieben Lieder von Thomas Moore für eine
Singstimme mit Piano. Complet (<i>M.</i> 4,50.) in sieben
einzelnen Nummern à <i>M.</i> 1,00, <i>M.</i> 1,25. | |
| Op. 51. Vier Balladen von Allan Cunningham für eine
Singstimme mit Piano. Compl. 5 <i>M.</i> In vier einzelnen
Nummern à <i>M.</i> 1,50, <i>M.</i> 1,75. | |
| Op. 52. Sechs Gesänge von Walter Scott für eine Sing-
stimme mit Pianoforte. Cpl. <i>M.</i> 5,50. In sechs ein-
zelnen Nummern à <i>M.</i> 1,00, <i>M.</i> 1,25, <i>M.</i> 1,50. | |
| Op. 53. Sechs Gesänge von Tennyson und Hemans für
eine Singstimme mit Pianoforte. Compl. <i>M.</i> 5,50. In
sechs einzelnen Nummern à <i>M.</i> 1,00, <i>M.</i> 1,25, <i>M.</i> 1,75. | |
| Op. 54. Donald Caird ist wieder da! Gedicht von
Scott für Tenor- oder Baryton-Solo, Männerchor und
Orchester oder Pianoforte. — Partitur <i>M.</i> 3,50. Orchester-
stimmen <i>M.</i> 6,00. Solostimmen <i>M.</i> 0,25. Chorstimmen
<i>M.</i> 1,00. Clavier-Auszug <i>M.</i> 2,50. | |
| Op. 58. Vier Gesänge für eine mittlere Stimme mit
Pianoforte. In vier einzelnen Nummern à <i>M.</i> 1,50,
<i>M.</i> 2,00, <i>M.</i> 2,50, <i>M.</i> 3,00. | |
| Op. 59. Abendmusik für Pianoforte zu vier Händen.... | 5,00 |
| Op. 60. Lebensbilder für Pianoforte zu vier Händen.
Heft I. <i>M.</i> 4,50. Heft II. <i>M.</i> 5,00. | |
| Op. 61. Sechs Lieder für eine tiefe Stimme mit
Pianoforte. Compl. | 5,00 |
| Op. 62. Silhouetten. Sechs Clavierstücke zu vier Händen.
Heft I. <i>M.</i> 3,50. Heft II. <i>M.</i> 4,50. | |

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand
seit Anfang März.

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ⁹⁰ R.
Mühlbrunn . .	44 ⁵⁰ R.
Schlossbrunn .	44 ⁰⁰ R.
Therazienbrunn .	48 ⁹⁰ R.
Neubrunn . . .	49 ³⁰ R.
Marktbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28 ⁰⁰ R.
Felsenquelle . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

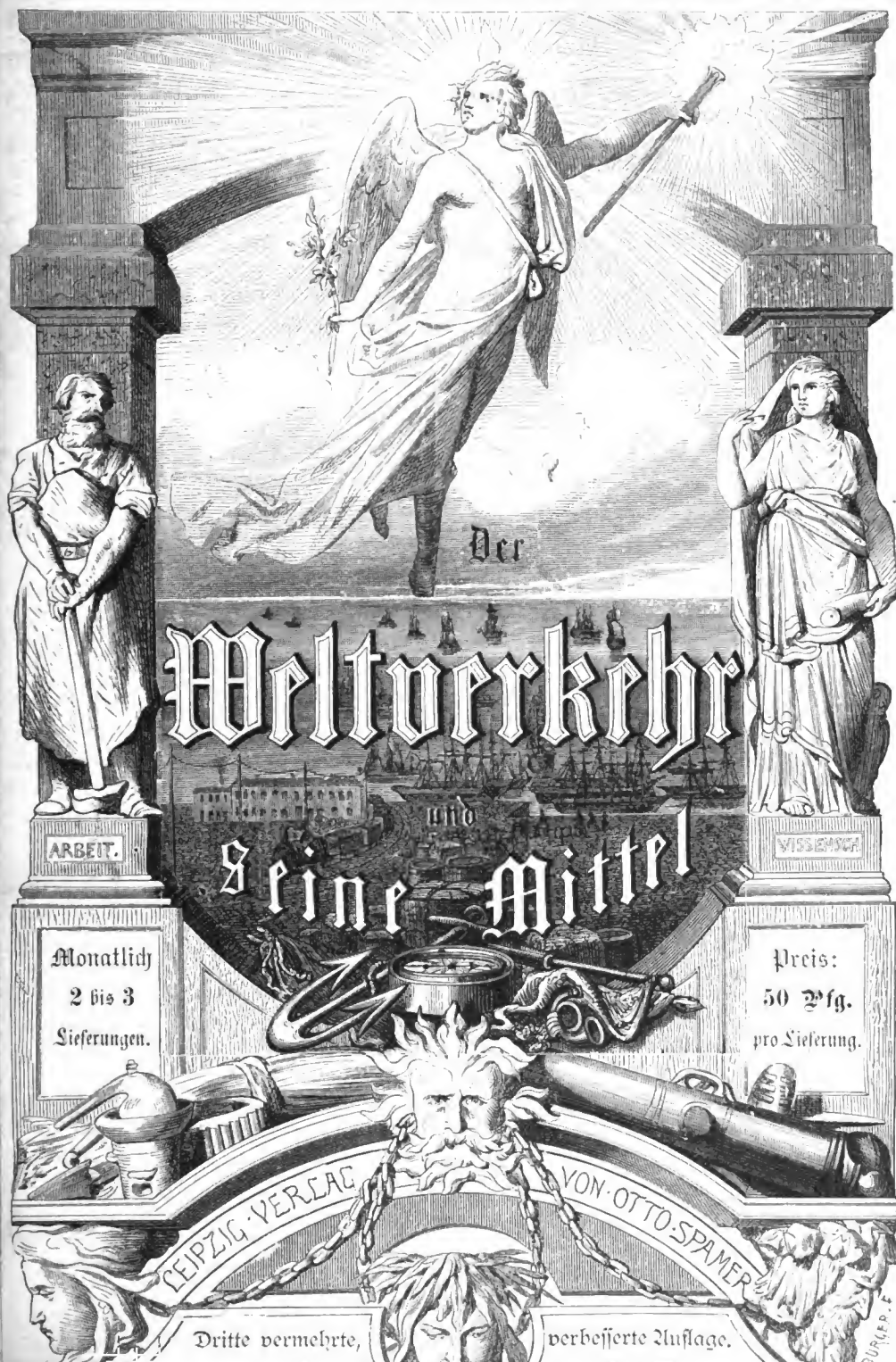
Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Dépôts in den grössten Städten aller Welttheile.

PROSPECTUS.



Monatlich
2 bis 3
Lieferungen.

Preis:
50 Pfg.
pro Lieferung.

LEIPZIG-VERLAG

VON OTTO SPAMER

Dritte vermehrte,

verbesserte Auflage.

Wefahren und Wechselfälle zur See. Stürme und Ebn, Sturmmanöver. Taufne. Wüftthillen. Wüftnen des Aequators. Vincentaufe. Am Hafen. Flaggen. Zeichen. So: die Nacht und Nebelignale. Regeln für das Ausweichen der Schiffe. Tonnen, Bojen, Baken. Leuchtthürme und Leuchtschiffe. Vorkien. Rettung Schiffbrüchiger. Küftenthationen, Rettungsapparate. Taucher und Tauchapparate. Abmortalität. See-Affairen. Treibschiffen. Erdbeben.

Die ozeanische Dampfschiffahrt.

Die ersten transatlantischen Dampfer. Seepostkurse im Nordatlantischen und im Stillen Ocean. Mittel- und Süd- atlantische Kurse. Die östliche Ueberlandroute. Die Peninsular- und Oriental-Company. Der Norddeutsche Lloyd. Die Hamburger Paderfahrt-Gesellschaft. Der Oesterreichische Lloyd.

Schiffahrt und Weltverkehr in unseren Tagen.

Sicherheit der Wasserstraßen. Strandrecht, Kaperei und Seeraub. Aufschwung der Schiffahrt in der Neuzeit. Aufschwung der Dampfschiffahrt. Riesenflußdampfer. Riesen dampfer zur See. Der Great-Eastern und andere Riesen schiffe. — Klipper, Jacht. Auswandererschiffe. — Wissenschaftliche Expeditionen im 19. Jahrhundert. — Handelsflotten vormalig und jetzt. — Die großen Welt- handels-Artikel: Baumwolle, Wolle, Seide, Zucker und Kaffee etc. Die Metropolen des Welthandels. London, Liverpool, Alexandria, Hamburg, Bremen. — Jüdische und chinesische Handelsplätze. — Australisch-Asien. Melbourne. Nordamerika: Boston, New-York, New-Orleans, San Francisco.

Entwicklung der Welttelegraphie.

Unterseeische Telegraphie. — Die großen kontinentalen Tele- graphenlinien. — Deutige Ausdehnung der Welttelegraphie.

Industrielle Ausstellungen und die Pariser

Weltausstellung im Jahre 1878.

Geschichte der Ausstellungen. Chronologische Tabelle der wichtigsten derselben. — Erste Weltausstellung 1851 in London. — Geschäfte, Einrichtung und Verkauf derselben. Der Glaspalast. — Die Weltausstellung von 1855 zu Paris; die Londoner von 1862. — Die Pariser interna- tionale Ausstellung von 1867. Vorbereitungen. Der Aus- stellungs palast und seine Einrichtung. Der Parl. Er- gebnisse. — Die Weltausstellung von 1873 in Wien. Die internationale Ausstellung zu Philadelphia 1876. — Die dritte internationale Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1878. Einrichtung und Plan. Der Ausstellungs- platz und seine Umgebung. Das Ausstellungsgebäude. Im Innern desselben. Der Park und seine Etablissements. Beteiligung der einzelnen Nationen. Ergebnisse der Aus- stellung. Statistisches.



Dem unermesslichen Ozeane, dessen Bedeutung als weltverbindendes Element uns in diesem Bande vorzugsweise beschäftigen wird, gleicht an Fülle und Unüberschaubarkeit der überreiche Stoff und umfassende Inhalt des vorstehend angekündigten Buches, von eminentem Interesse für jeden Denkenden, insbesondere aber für alle diejenigen, die sich mit jenem wunderbaren Räuberwerk einigermaßen vertraut machen müssen, als welches dem kundigen Auge der heutige Weltverkehr mit all seinen kulturfördernden Einrichtungen und Mitteln erscheint.

Ein Blick auf die angefügte Materien-Übersicht bezeugt das Gesagte selbst dem weniger Kundigen; wie das unermessliche Tätigkeitsgebiet der heutigen Volksarbeit ersichtlich entgegen tritt, so auch die außerordentliche Mannichfaltigkeit des Dargebotenen. Weniger augenfällig sind freilich die großen Schwierigkeiten, die sich der Bewältigung der zur Ausführung zu bringenden, großen Aufgabe entgegen stellen. Gilt es doch, jene weitwichtige Stoffmenge in einem Bande, zuerst als Ergänzung, beziehentlich Abschluß eines sechsbändigen Werkes und dann wiederum als ein zusammen- gehöriges, in sich selbst abgeschlossenes Ganzes aufzufassen und innerhalb des in Aussicht genommenen einen Bandes von etwa 900—1000 Seiten zu bewältigen, zumal sich das aus der diesjährigen Weltausstellung zu Paris uns erwachende Material jetzt noch gar nicht übersehen läßt.

Sichtlich ihrer Leistungen in Bezug auf textliche, typographische und artistische Ausführung des obigen, für die verschiedenartigsten Berufskreise gleich interessanten Werkes braucht sich die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung nur auf die neueste siebente (Pracht-) Ausgabe des in sechs Bänden vorliegenden „Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“ berufen. Im Uebrigen ergibt sich zur Genüge die außerordentliche Reichhaltigkeit des Inhalts und der Standpunkt, von welchem aus die Redaktion die in Rede stehende „Rundschau über Güterbewegung, Verkehrsstraßen, Schiffahrt und Welthandel“ behandelt hat, schon aus der Erweiterung des Inhaltes des Supple- mentbandes gegenüber der vorhergegangenen Auflage.

Durch Anwendung einer besonders für unser Werk gegossenen zweckmäßigen Schriftgattung hat auf dem Raume eines Bogens über ein Zehntel Text mehr Platz gefunden, als in den vorigen Auflagen, ohne daß dem wohlgefälligen Aussehen dadurch Eintrag geschehen wäre. Zu den zahl- reichen Illustrationen sind wol hundert neue getreten; kurz, es ist bei der vorliegenden textlich vielfach verbesserten und sorgsam weitergeführten Auflage nichts gespart worden, um dieselbe so tüchtig wie möglich herzustellen. Trotz wesentlicher Vermehrung des Textes und der Illustrationen

Vermittels dieses Bandes wird der Schlussstein in eine der hervorragenden literarischen Unternehmungen unserer Zeit auf gewiß eben so befriedigende wie der ursprünglichen Anlage würdige Weise eingefügt und der stattliche Ausbau, von dem aus wir in unserm „Buch der Erfindungen“ eine Rundschau über alle Gebiete der gewerblichen Arbeit gewinnen, in großem Stile gekrönt.

Dieser in sich abgeschlossene Band wird aber auch von allen, dem großen Verkehrsleben Näherstehenden in den Handels-Emporien und Seeplätzen unseres Vaterlandes sowie seiner Nachbarländer, wie nicht minder von jenen zahlreichen Freunden und Jüngern des Handels willkommen geheißen werden, welche die Bedeutung des Weltverkehrs kennen gelernt haben oder sich in dieses weite Gebiet an unserer zuverlässig leitenden Hand einführen lassen wollen.

Leipzig, im August 1878.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Subskriptions-Bedingungen.

1. Der „Weltverkehr und seine Mittel“ erscheint in einem starken Prachtbände von 22—24 Lieferungen, illustriert mit etwa 500 prachtvollen Text-Illustrationen, einem Titelbild (Porträtgruppe), mehreren Tonbildern, einer Flaggen- sowie einer Welttelegraphenkarte.

2. Die Art des Erscheinens macht die Anschaffung des Werkes auch dem Minderbemittelten möglich: jeden Monat werden 2 bis 3 Lieferungen von je 4 Bogen ausgegeben, und es kostet die mit einem Tonbild geschmückte Lieferung nur $\frac{1}{2}$ Mark = 70 Cts. — Doppellieferungen, mit 9 Bogen Text oder einem Doppel-Tonbilde oder einer Karte, kosten 1 Mark = 1 Fr. 40 Cts.

3. Das gesammte Werk wird sich bis August 1879 in den Händen der verehrlichen Abnehmer befinden.

4. Dem Schlusse des Werkes ist ein erschöpfendes Sachregister beigelegt und hierdurch das Nachschlagen wesentlich erleichtert.

5. Die erschienenen Lieferungen können an allen Orten des Deutschen Reichs, Oesterreichs, der Schweiz, sowie in allen Städten Hollands, Rußlands, der Scandinavischen Reiche und Amerika's, in welchen sich deutsche Buchhandlungen befinden, in Einsicht genommen werden. Von Orten aus, wo keine Buchhandlungen sind, wende man sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder an

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

Subskriptions-Schein.

- Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

Exempl von „Der Weltverkehr und seine Mittel.“

Dritte verbesserte Auflage. Mit etwa 500 Illustrationen etc.

Ausgabe in 22—24 Lieferungen à $\frac{1}{2}$ Mark = 50 Pfennig.

und wünscht:*) a. Zusendung jeder Lieferung nach Erscheinen.

b. allmonatlich Lieferungen auf einmal.

Betrag folgt anbei -- wolle man durch Postvorschuss erheben.

*) Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.

Ort und Datum:

Name:

(Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG.)

Leibniz'sche Fabrik für alle med. u. pharm. Präparate
von

J. Paul Liebe
Apotheker und Chemiker
Dresden.

Das in den letzten Jahrzehnten im Allgemeinen in **erhöhtem** Grade zu Tage tretende Unvermögen der Frauen, dem neugeborenen Säuglinge die **eigene** Milch reichen zu können, — sowie nicht minder der Umstand, dass die Auffindung geeigneter Ammen mit mannichfachen Schwierigkeiten verknüpft ist, lässt so viele Familien zu der, in gewisser Hinsicht ja immerhin mangelhaften **künstlichen** Ernährung greifen.

Die unterzeichnete Firma hat sich seit nahezu 1½ Jahrzehnt mit der fabrikmässigen Darstellung eines **Correctives der Kuhmilch** zur Bereitung eines **Substitutes der Muttermilch** und zwar der

Liebig'schen Suppe in Extractform,

bekannt unter dem Namen:

== Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form ==

befasst.

Sie ist bemüht gewesen, die **schädlichste** und **bedenklichste** Art künstlicher Ernährung, diejenige mit **stärkehaltenden Mehlen** jeder Art (Arrowroot, Sago, Weizen-, Maismehl mit oder ohne verschiedene Zusätze u. s. w.), mit allen Kräften zu bekämpfen, und nachgerade ist diese frühere Breiwirtschaft verlassen worden.

In den letzten Jahren sind nun aber einige Präparate durch lebhaftes Reclame als **Muttermilchsurgate** eingeführt worden, deren Verwendung als solche nach den von verschiedenen Seiten veröffentlichten ärztlichen, beziehentlich physiologischen Erfahrungsergebnissen nicht minder Bedenken erregt.

Wir meinen in erster Linie die bekannte **condensirte Milch**. Gegen Verwendung derselben als **Säuglingsnahrungsmittel** sind die gewichtigsten Bedenken erhoben worden. Der grosse Reichtum an Zucker ruft leicht eine Reihe von **chronischen** Ernährungsstörungen im kindlichen Körper hervor. (Man sehe: Bericht des Professor Dr. Hofmann in Leipzig über Ernährung und Nahrungsmittel für Kinder.)

In gleicher Weise ist der seit einigen Jahren von Vevey, Braunschweig, Göttingen u. s. w. in den Handel eingeführten sogenannten **Kinder- oder Milchmehle** zu gedenken.

Diese Präparate repräsentiren ein zartes Mehl, ganz ähnlich einem Pulver aus **Butterbiscuit**. Man ist bemüht gewesen, bei ihnen die Nährstoffgruppen in entsprechendes Verhältniss zu bringen; — so dass diese Präparate **theoretisch** als die rationellsten würden bezeichnet werden müssen, weil ihr Gebrauch die Verwendung von frischer Milch ausschliesst. Dieser Umstand fällt namentlich in den Städten sehr gewichtig in die Wagschale. Nichtsdestoweniger haben diese Mehle in der Praxis sich in dem Maasse, wie angenommen werden sollte — **nicht bewährt**. Der Grund liegt augenscheinlich darin, dass die **gesamten plastischen Stoffe** aus säurebildendem **Rohr- bez. Rüben-Zucker** und nur **theilweise aufgeschlossenem Stärkemehl** bestehen. Selbst trotz langdauerndem Kochen ist in vielen Fällen ein **roher Geschmack** des Breichens noch wahrnehmbar. Der Genuss des **rohen Nahrungsmittels** hat aber **Verdauungsstörungen** im Gefolge. Bedenklich bei dauerndem Gebrauch dieser Mehle ist ebenso wie bei condensirter Milch nicht minder der **grosse Gehalt an Kohlehydraten** (Zucker, Dextrin, Stärkemehl). Der Sitzungsbericht des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege vom 9. September 1878 sagt pag. 97 hierüber: „In Folge der überwiegenden Kohlehydratfütterung treten ganz charakteristische Mastungserscheinungen auf, der Körper wird aufgedunsen, blass und wasserreich, er erscheint fett und dick, aber nicht kräftig.“

Gegenüber diesen Thatsachen sei es gestattet, unser

== Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form ==

erneut in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Nach den z. Z. vielfach veröffentlichten Analysen des Herrn Dr. **R. Ulbricht** (Laboratorium des Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Stöckhardt in Tharandt) liefert das nach Vorschrift mit **Milch** und Wasser gemischte Präparat eine **Lösung**, welche

10% blutbildende,
 37,75 wärmeerzeugende Stoffe enthält, demnach in Zusammenstellung der
 Nährstoffgruppen der Frauenmilch am nächsten kommt (1:3,7),
 die **Mineralsubstanzen** (Phosphate) in entsprechender Menge, die **blut-**
bildenden Bestandtheile in löslicher und daher anerkannt **assimilir-**
barer Form,
 sämtliche **Nährstoffe** in Form der **Emulsion** (wie die Frauenmilch) bietet,
 und als das **einzige** der seither bekannt gewordenen Kindernährmittel
 auftritt, welches in der Gruppe der plastischen Stoffe **keinen säure-**
bildendem Zucker, vielmehr ausschliesslich nur solche Wärme-
 erzeuger enthält, die für den Verdauungsprocess **vorbereitet sind**, also
 denselben **nicht belasten!**

Hieraus erhellt, dass das genannte Präparat zur Zeit das rationellste ist,
 weil es

- 1) in **milchiger**, der **Mutternahrung** entsprechender Form gereicht wird,
- 2) bei vorgeschriebener Verwendung von 18 Raumtheilen Milch mit 1 Raum-
 theile Extract im Verhältnisse zu allen anderen künstlichen Kindernähr-
 mitteln minime Mengen Kohlehydrate führt und
- 3) eben nur zum 18ten Raumtheil der Kuhmilch zugesetzt, den Marktpreis der-
 selben ganz unwesentlich erhöht und demnach die Mischung auch das
 billigste Kindernährmittel darstellt.

Noch sei nicht verschwiegen, dass fortgesetzt von Aerzten und Privaten an
 die Firma gelangende ehrende Anerkennungen die Richtigkeit des Ausgesprochenen
 bestätigen.

Mit dem Bemerken, dass die Firma an Orte, wo die Apotheken Lager nicht
 halten, bei 6 Stück spesenfrei versendet, zeichnet sich

Hochachtungsvoll

Die Dampffabrik diätetischer und med.-diätet. Präparate.

J. Paul Liebe.

Anderweitige Fabrikate der Firma:

Liebe's Malzextract, ungegohren und concentrirt, nach Vorschrift der D. Reichs-
 pharmacop. dargestellt; honigartig und von lieblichem Geschmack. Hinsichtlich
 seiner Wirksamkeit bei Erkrankung der **Athmungsorgane**, bei **Schwäche** und
Empfindlichkeit der Constitution, die so leicht zu Schwindsucht disponirt, ist
 es hinlänglich bewährt und bekannt. Flasche à 300,0 netto **1. —.**

Liebe's Malzextract mit **Leberthran** (nach Dr. Davis in Chicago), eine aus
 gleichen Theilen beider Componenten bestehende Emulsion, die sich in Wasser
 ohne Abscheidung von Oel auflöst, und, weil in Form des Magensaftes (milchig)
 leicht assimiliert, sowie wegen des verdeckten Thrangeschmackes sehr gern ge-
 nommen wird. Flasche zu 250,0 **1. —.**

Die Combinationen von

Liebe's Malzextract mit **Eisen** (der D. Reichspharmacopoe entsprechend) bei Bleich-
 sucht, Blutarmuth. Flasche à 300,0 netto **1,20.**

Liebe's Malzextract mit **Chinin** und **Eisen** als vorzügliches tonisches Kräftigungs-
 mittel und bei Appetitlosigkeit. Flasche à 300,0 netto **1,25.**

Liebe's Malzextract mit **Kalk** nach Dr. Reich in Stuttgart, in Sonderheit bei
 Lungenphthise, Atrophie, Skrophulose, Knochenleiden, profuser Menstruation an-
 gewendet (Flasche à 300,0 netto **1,25.)**
 sind mit Rücksicht auf die Verbindung der specifisch wirkenden Stoffe mit dem
 leicht assimilirbaren Nahrungsmittel ärztlicher Seite bevorzugte Präparate.

Liebe's Malzextractplätzchen (nicht Malzplätzchen oder Malzzucker, sondern
 von Extract hergestellt), ausserordentlich schleimlösend, bewirken, ein Vorzug vor
 anderen Bonbons, Säurebildung nicht. Cartons à 20 **3.**

Liebe's Pepsinwein (**Verdauungsflüssigkeit**), concentrirte, haltbare, wohl-
 schmeckende Lösung von **garantirt wirksamem Pepsin**, aus frischen Kalbs-
 magen hergestellt, von **doppelter** Concentr. der Vorschrift der Deutschen Reichs-
 pharmacopoe, beseitigt bei consequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungs-
 störung und ist daher Magenleidenden ein wirkliches Labsal. Flac. à 150,0 **1,50.**

Prospecte und Gebrauchsanweisungen sende auf Wunsch franco und gratis.

Dépôt:

J. Paul Liebe.
Dresden.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten

die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Contröle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{Böhmen}$

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Buchdrucker von S. Schottlaender in Breslau.

M. C. Willenbrücker

232 1^{te} S.E.

Washington D.C.

Band 9 — Heft 26.

Nord und Süd.

Mai 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Ma i 1879.

Inhalt.

	Seite
Theodor Fontane in Berlin.	
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik	147
G. Baur in Leipzig.	
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchenpolitik der Hohenzollern	187
H. Ehrlich in Berlin.	
Anton Rubinstein	202
Isidor Soyka in München.	
Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage	220
Asiaticus.	
Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren. (1868—1878.)	240
B. H. Strousberg in Berlin.	
Zwei Fragen, die nicht brennen	
Bibliographie	
Hierzu das Portrait Anton Rubinstein's, Radirung von D. Raab in M	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Leg.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte:

von Paul Neff Verlagshandlung in Stuttgart (Prachtwerte u. s. w.),
von Velhagen & Klasing in Bielefeld (Deutsche Literaturgeschichte von H. König),
von der Städtischen Brunnenverwaltung in Aachen (Schwefel-Thermen zu Aachen).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

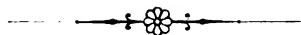
herausgegeben

von

Paul Lindau.

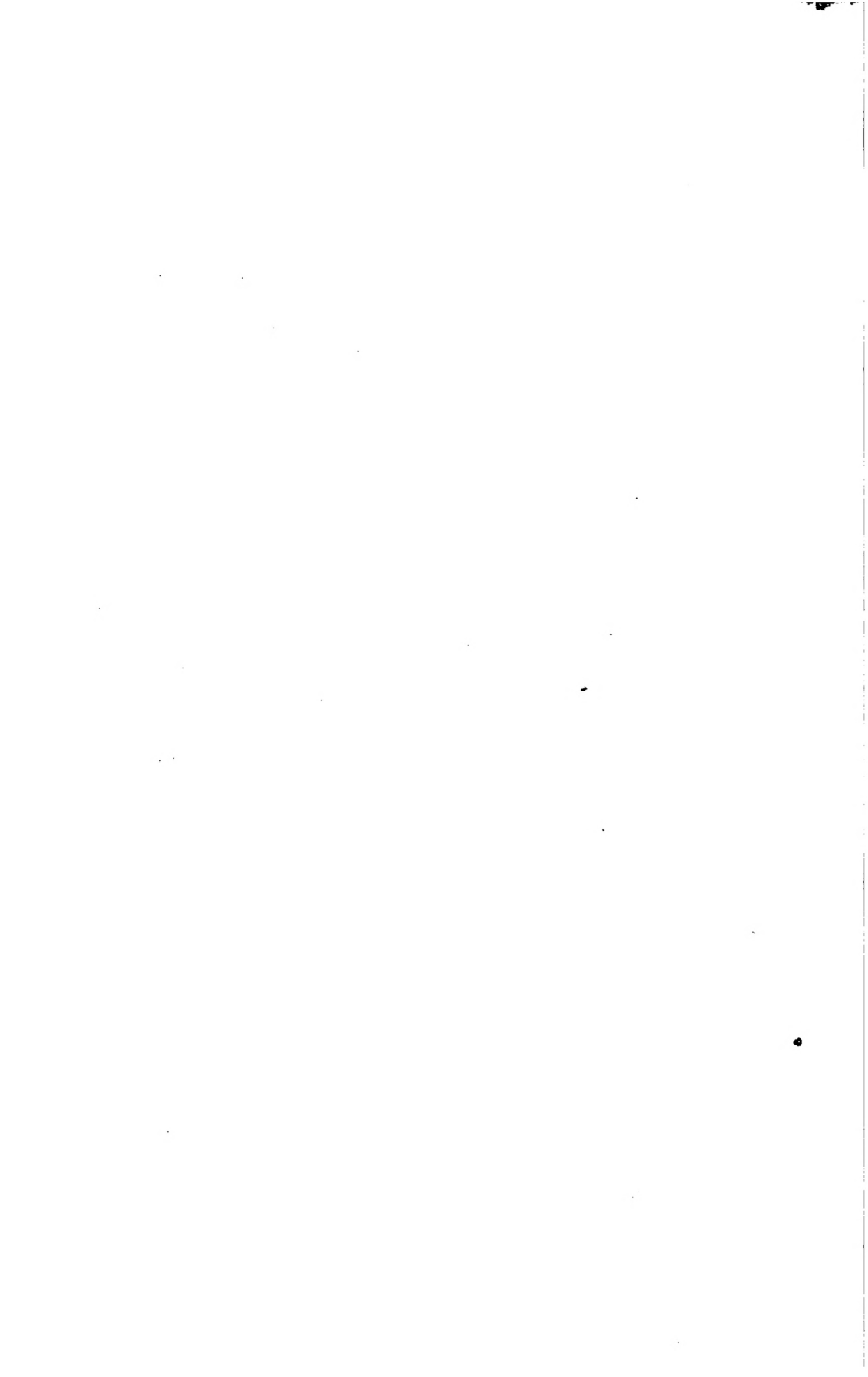
IX. Band. — Mai 1879. — 26. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Anton Rubinstein.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

1. Das Hänfling-Nest.



„Du, Grete, wir haben ein Nest in unserm Garten, und ganz niedrig, und zwei Junge drin.“

„Das wäre! Wo denn? Ist es ein Fink oder eine Nachtigall?“

„Ich sag' es nicht. Du mußt es rathe.“

Diese Worte waren an einem überwachsenen Zaun, der zwei Nachbargärten von einander trennte, gesprochen worden. Die Sprechenden, ein Mädchen und ein Knabe, ließen sich nur halb erkennen, denn so hoch sie standen, so waren die Himbeerbüsche hüben und drüben doch noch höher und wuchsen ihnen bis über die Brust.

„Bitte, Baltin,“ fuhr das Mädchen fort, „sag' es mir.“

„Mathe.“

„Ich kann nicht. Und ich will auch nicht.“

„Du könntest schon, wenn Du wolltest. Sieh nur,“ und dabei wies er mit dem Zeigefinger auf einen kleinen Vogel, der eben über ihre Köpfe hinflog und sich auf eine hohe Hanfstaude nieder setzte.

„Sieh,“ wiederholte Baltin.

„Ein Hänfling?“

„Gerathen.“

Der Vogel wiegte sich eine Weile, zwitscherte und flog dann wieder in den Garten zurück, in dem er sein Nest hatte. Die beiden Kinder folgten ihm neugierig mit ihren Augen.

„Denke Dir,“ sagte Grete, „ich habe noch kein Vogelnest gesehen; bloß die zwei Schwalbennester auf unserm Flur. Und ein Schwalbennest ist eigentlich gar kein Nest.“

„Höre, Grete, ich glaube, da hast Du Recht.“

„Ein richtiges Nest, ich meine von einem kleinen Vogel, nicht ein Krähen- oder Storchennest, das muß so weich sein, wie der Flachs von Regine's Woden.“

„Und so ist es auch. Komm' nur. Ich zeig' es Dir.“ Und dabei sprang er vom Zaun in den Garten seines elterlichen Hauses zurück.

„Ich darf nicht,“ sagte Grete.

„Du darfst nicht?“

„Nein, ich soll nicht. Trud' ist dawider.“

„Ach Trud', Trud'. Trud' ist Deine Schwieger, und eine Schwieger ist nicht mehr als eine Schwester. Wenn ich eine Schwester hätte, die könnte den ganzen Tag befehlen und verbieten. Ich thät es doch. Schwester ist Schwester. Spring'. Ich fange Dich.“

„Hole die Leiter.“

„Nein, spring'.“

Und sie sprang, und er fing sie geschickt in seinen Armen auf.

Jetzt erst sah man ihre Gestalt. Es war ein halbwachsenes Mädchen, sehr zart gebaut, und ihre feinen Linien, noch mehr das Oval und die Farbe ihres Gesichts, deuteten auf eine Fremde.

„Wie Du springen kannst,“ sagte Baltin, der seinerseits einen ächt märkischen Breitkopf und vorspringende Backenknochen hatte. „Du fliegst ja nur so. Und nun komm, nun will ich Dir das Nest zeigen.“

Er nahm sie bei der Hand, und zwischen Gartenbeeten hin, auf denen Dill und Pastinak in hohen Dolden standen, führte er sie bis in den Mittelgang, der weiter abwärts vor einer Weißblatt-Laube endigte.

„Ist es hier?“

„Nein, in dem Hollunder.“

Und er bog ein paar Zweige zurück und wies ihr das Nest.

Grete sah neugierig hinein und wollte sich damit zu schaffen machen, aber jetzt umkreifte sie der Vogel, und Baltin sagte: „laß; er ängstigt sich. Es ist wegen der Jungen; unsere Mütter sind nicht so bang um uns.“

„Ich habe keine Mutter,“ erwiderte Grete scharf.

„Ich weiß,“ sagte Baltin „aber ich vergess' es immer wieder. Sieht sie doch aus, als ob sie Deine Mutter wäre, versteht sich Deine Stiefmutter. Höre, Grete, sieh Dich vor. Hübsch ist sie, aber hübsch und böse. Und Du kennst doch das Märchen vom Machandelboom?“

„Gewiß kenn' ich das. Das ist ja mein Lieblingsmärchen. Und Regine muß es mir immer wieder erzählen. Aber nun will ich zurück in unsern Garten.“

„Nein, Du mußt noch bleiben. Ich freue mich immer, wenn ich Dich habe. Du bist so hübsch. Und ich bin Dir so gut.“

„Ach, Narrethei. Was soll ich noch bei Dir?“

„Ich will Dich noch ansehen. Mir ist immer so wohl und so weh,“

wenn ich Dich ansehe. Und weißt Du, Grete, wenn Du groß bist, da mußt Du meine Braut werden.“

„Deine Braut?“

„Ja, meine Braut. Und dann heirath' ich Dich.“

„Und was machst Du dann mit mir?“

Dann stell' ich Dich immer auf diesen Himbeerzaun und sage „spring“; und dann springst Du und ich fange Dich auf, und . . .

„Und?“

„Und dann küß' ich Dich.“

Sie sah ihn schelmisch an und sagte: „Wenn das wer hörte! Emrenß oder Trud . . .“

„Ach Trud und immer Trud. Ich kann sie nicht leiden. Und nun komm und seß' Dich.“

Er hatte diese Worte vor dem Lauben-Eingang gesprochen, an dessen rechter Seite eine Art Gartenbank war, ein kleiner, niedriger Sitzplatz, den er sich aus vier Pfählen und einem darüber gelegten Brett selbst zurechtgezimmert hatte. Er liebte den Platz, weil er sein eigen war und nach dem Nachbargarten hinüber sah. „Seß' Dich,“ wiederholte er, und sie that's und er rückte neben sie. So verging eine Weile. Dann zog er einen Malvenstod aus der Erde und malte Buchstaben in den Sand.

„Lies,“ sagte er. „Kannst Du's?“

„Nein.“

„Dann muß ich Dir sagen, Grete, daß Du Deinen eignen Namen nicht lesen kannst. Es sind fünf Buchstaben und es heißt Grete.“

„Ach, griechisch,“ lachte diese. „Nun merk' ich erst; ich soll Dich bewundern. Hatt' es ganz vergessen. Du gehörst ja zu den Sieben, die seit Ostern zum alten Gigas gehen. Ist er denn so streng?“

„Ja und nein.“

„Er sieht einen so durch und durch. Und seine rothen Augen, die keine Wimpern haben . . .“

„Laß nur“ beruhigte Baltin. „Gigas ist gut. Es muß nur kein Calvin'scher sein oder kein Kathol'scher. Da wird er gleich böß, und Feuer und Flamme.“

„Ja, sieh, das ist es ja eben . . .“

Baltin malte mit dem Stod weiter. Endlich sagte er: „Ist es denn wahr, daß Deine Mutter eine Kathol'sche war?“

„Gewiß war sie's.“

„Und wie kam sie denn in's Land und in Euer Haus?“

„Das war als mein Vater in Brügge war, da sind viele Span'sche. Kennst Du Brügge?“

„Freilich kenn' ich's. Das ist ja die Stadt, wo sie die beiden Grafen enthauptet haben.“

„Nein, nein. Das verwechselst Du wieder. Du verwechselst auch

immer. Weißt Du noch . . . Ananias und Aeneas?! Aber das war damals, als Du noch nicht bei Gigas warst . . . Ach, bei Gigas! Und nun soll ich auch hin, denn ich werde ja vierzehn, und Trud' ist bei ihm gewesen, wegen Unterricht und Firmung, und hat es alles besprochen . . . Aber sieh, ihr habt ja noch Kirschchen an Eurem Baum. Und wie dunkel sie sind! Nur zwei. Die möcht' ich haben."

"Es ist zu hoch oben; da können bloß die Vögel hin. Aber laß sehen Gret', ich will sie Dir doch holen, . . . wenn . . ."

"Wenn?"

"Wenn Du mir einen Kuß geben willst. Eigentlich müßtest Du's. Du bist mir noch einen schuldig."

"Schuldig?"

"Ja. Von Sylvester."

"Ach, das ist lange her. Da war ich noch ein Kind."

"Lang oder kurz. Schuld ist Schuld."

"Und bedenke, daß ich morgen zu Gigas komme . . ."

"Das ist erst morgen."

Und eh sie weiter antworten konnte, schwang er sich in den Baum und kletterte rasch und geschickt bis in die Spitze, die sofort heftig zu schwanken begann.

"Um Gott, Du fällst", rief sie hinauf; er aber riß den Zweig ab, an dem die zwei Kirschchen hingen und stand im Nu wieder auf dem untersten Haupt-Ast, an dem er sich jetzt, mit beiden Knien einhalend, wagerecht entlang streckte.

"Nun pflücke," rief er und hielt ihr den Zweig entgegen. "Nein, nein, nicht so. Mit dem Mund . . ."

Und sie hob sich auf die Fußspitzen, um nach seinem Willen zu thun. Aber im selben Augenblicke ließ er die Kirschchen fallen, bückte sich mit dem Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Das war zu viel. Erschrocken schlug sie nach ihm, und lief auf die Gartenleiter zu, die dicht an der Stelle stand, wo sie das Gespräch zwischen den Himbeerbüschen gehabt hatten. Erst als sie die Sprossen hinauf war, hatte sich ihr Zorn wieder gelegt, und sie wandte sich und nickte dem noch immer verdußt Dastehenden freundlich zu. Dann bog sie die Zweige von einander und sprang leicht und gefällig in den Garten ihres eigenen Hauses zurück.

2. Trud und Emrenz.

In den Gärten war alles still, und doch waren sie belauscht worden. Eine schöne, junge Frau, Frau Trud Minde, modisch gekleidet, aber mit strengen Zügen, war, während die Weiden noch plauderten, über den Hof gekommen und hatte sich hinter einem Weinspalier versteckt, das den geräumigen, mit Gebäuden umstandenen Minde'schen Hof von dem etwas niedriger gelegenen Garten trennte. Sechs Stufen führten hinunter. Nichts war ihr hier entgangen, und die widerstreitendsten Gefühle, nur keine freundlichen, hatten sich

in ihrer Brust gekreuzt. Grete war noch ein Kind, so sagte sie sich, und alles was sie von ihrem Versteck aus gesehen hatte, war nichts als ein kindisches Spiel. Es war nichts und es bedeutete nichts. Und doch, es war Liebe, die Liebe, nach der sie sich selber sehnte, und an der ihr Leben arm war bis diesen Tag. Sie war nun eines reichen Mannes ehelich Weib; aber nie, so weit sie zurückdenken mochte, hatte sie lachend und plaudernd auf einer Gartenbank gegessen, nie war ein frisches, junges Blut um ihretwillen in einen Baumtippel gestiegen und hatte sie dann kindlich unschuldig umarmt und geküßt. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und Reid und Mißgunst zehrten an ihrem Herzen.

Sie wartete, bis Grete wieder diesseits war, und ging dann raschen Schrittes über den Hof auf Flur und Straße zu, um nebenan ihre Muhme Zernitz, des alten Rathsherrn Zernitz zweite Frau und Baltins Stiefmutter, aufzusuchen. In der Thür des Nachbarhauses traf sie Baltin, der bei Seite trat, um ihr Platz zu machen. Denn sie war in Staat, in hoher Stehtrause und goldner Kette.

„Guten Tag, Baltin. Ist Emrenz zu Haus? Ich meine Deine Mutter.“

„Ich denke, ja. Oben.“

„Dann geh' hinauf und sag' ihr, daß ich da bin.“

„Geh' nur selbst. Sie hat es nicht gern, wenn ich in ihre Stube komme.“

Es klang etwas spöttisch. Aber Trud, erregt wie sie war, hatte dessen nicht Acht und ging, an Baltin vorüber, in den ersten Stock hinauf, dessen große Hinterstube der gewöhnliche Aufenthalt der Frau Zernitz war. Das nach vorn zu gelegene Zimmer von gleicher Größe, das keine Sonne, dafür aber viele hohe Lehnstühle und grim-verhangene Familienbilder hatte, war ihr zu trist und öde. Zudem war es das Wohn- und Lieblingszimmer der ersten Frau Zernitz gewesen, einer steifen und langweiligen Frau, von der sie lachend als von ihrer „Vorgängerin im Amt“ zu sprechen pflegte.

Trud, ohne zu klopfen, trat ein und war überrascht von dem freundlichen Bilde, das sich ihr darbot. Alle drei Flügel des breiten Mittelfensters standen auf, die Sonne schien, und an dem offenen Fenster vorbei schossen die Schwalben. Ueber die Kissen des Himmelbetts, dessen hellblaue Vorhänge zurückgeschlagen waren, waren Spizentücher gebreitet, und vom Hof herauf hörte man das Gackern der Hühner und das helle Krähen des Hahns.

„Ei, Trud,“ erhob sich Emrenz und schritt von ihrem Fensterplatz auf die Muhme zu, um diese zu begrüßen. „Zu so früher Stunde. Und schon in Staat! Laß doch sehen. Ei, das ist ja das Kleid, das Du den Tag nach Deiner Hochzeit trugst. Wie lang ist es? Ach, als ich Dir damals gegenüber saß, und Zernitz neben mir, und die grauen Augen der guten, alten Frau Zernitz immer größer und immer böser wurden, weil er mir seine Geschichten erzählte, die kein Ende hatten, und immer so herzlich lachte, daß ich zuletzt auch lachen mußte, aber über ihn, da dacht' ich nicht, daß ich zwei Jahre später an diesem Fenster sitzen und auch eine Frau Zernitz sein würde.“

„Aber eine andre.“

„Gott sei Dank, eine andre . . . Komm', setz' Dich . . . Und ich glaube, Berniſz denkt es auch. Denn Männer in zweiter Ehe, mußt Du wissen, das sind die besten. Das Erst' ist, daß sie die erste Frau vergessen, und das Zweit' ist, daß sie alles thun, was wir wollen. Und das ist die Hauptsache. Ach Trud, es ist zum lachen; sie schämen sich ordentlich und entschuldigen sich vor uns, schon eine erste gehabt zu haben. Andre mögen anders sein; aber für meinen alten Berniſz bürg' ich, und wär' nicht der Baltin . . .“

„Um den eben konnt ich,“ unterbrach Trud, die der Ruhme nur mit halbem Ohre gefolgt war, „um eben Deinen Baltin. Höre, das hat sich ja mit der Gret', als ob es Braut und Bräutigam wäre. Er muß aus dem Haus. Und ich denke, Du wirst ihn missen können.“

„Daß doch. Es sind ja Kinder.“

„Nein; es sind nicht Kinder mehr. Baltin ist sechszehn oder wird's, und Gret' ist über ihre Jahre, und hat's von der Mutter.“

„Nicht doch. Ich war ebenso.“

„Das ist Dein' Sach', Emrenß.“

„Und Dich verdrießt es,“ lachte diese.

„Ja, mich verdrießt es; denn es giebt einen Anstoß im Haus und in der Stadt. Und ich mag's nicht und will's nicht. Du hast einen leichten Sinn, Emrenß, und siehst es nicht, weil Du zuviel in den Spiegel siehst. Lache nur; ich weiß es wohl, er will es; alle Alten wollen's, und Du sollst Dich putzen und seine Puppe sein. Aber ich, ich seh' um mich, und was ich eben gesehn hab' . . . Emrenß, mir schlägt noch das Herz. Ich komme von Gigas und suche Greten und will ihr sagen, daß sie sich vorbereiten und ernst wird in ihrem Gemüth, da find' ich sie . . . nun rathe wo? Im Garten zwischen den Himbeerbüschen. Und wen mit ihr? Deinen Baltin . . .“

„Und er giebt ihr einen Kuß. Ach Trud, ich hab's ja mit angesehen, alles, hier von diesem meinem Fenster, und mußt' an alte Zeiten denken, und an den Sommer, wo ich auch dreizehn war und mit Hans Hansen Versteckens spielte und eine geschlagene Glockenstunde hinter dem Rauchfang saß, Hand in Hand, und immer nur in Sorge, daß wir zu früh gefunden und zu früh in unserm Glück gestört werden könnten. Laß doch Trud, und gönn's ihnen. 's ist nichts mit alter Leute Zärtlichkeiten, und ich wollt', ich stünde wieder, wie heute die Grete stand. Es war so hübsch und ich hatt' eine Freude dran. Nun bin ich Dreißig und er ist doppelt so alt. Hätt' ich noch vier Jahre gewartet, höre Trud, ich glaube fast, ich hätte besser zu dem Jungen als zu dem Alten gepaßt. Sieh nicht so böß drein, und bedenk', es trifft's nicht jeder so gut wie Du. Gleich zu gleich und jung zu jung.“

„Jung zu jung!“ sagte diese bitter. „Es geht in's dritte Jahr, und unser Haus ist öd und einsam.“

„Alt oder jung, wir müssen uns eben schiden, Trud;“ und dabei nahm Emrenß ihrer Ruhme Arm und schritt mit ihr in dem geräumigen Zimmer auf und ab. „Mein Alter ist zu jung, und Dein Junger ist zu alt; und so haben wir's gleich, trotzdem uns der Schuh an ganz verschiedenen Stellen drückt. Nimm's leicht, und wenn Du das Wort nicht leiden kannst, so sei wenigstens billig und gerecht. Wie liegt's denn? Höre Trud, ich denke, wir haben nicht viel eingesezt und dürfen nicht viel fordern. Hineingeheirathet haben wir uns. Und war's denn besser, als wir mit Fünfundzwanzig, oder war's noch ein Jahr mehr, auf dem Gardelegner Marktplatz saßen und gähnten und strickten, und von unsrem Fenster aus den Bauerfrauen die Eier in der Kiepe zählten? Sept kaufen wir sie wenigstens und leben einen guten Tag. Und das Sprüchwort sagt, man kann nicht alles haben. Was fehlt, fehlt. Aber Dir zehrt's am Herzen, daß Dir nichts Kleines in der Wiege schreit, und Du versuchst es nun mit Gigas und mit Predigt und Vitanei. Aber das hilft zu nichts und hat noch keinem geholfen. Halte Dich an's Leben; ich thu's, und getröste mich mit der Zukunft. Und wenn der alte Zerniß eine zweite Frau nahm, warum sollt ich nicht einen zweiten Mann nehmen? Da hast Du meine Weisheit, und warum es mir gedeiht. Lache mehr und bete weniger.“

Es schien, daß Trud antworten wollte, aber in diesem Augenblick hörte man deutlich von der Straße her das Schmettern einer Trompete, und dazwischen Pausenschläge. Es kam immer näher, und Emrenß sagte: „Komm, es müssen die Puppenspieler sein. Ich sah sie schon gestern auf dem Anger, als ich mit meinem Alten aus dem Lorenz-Wäldchen kam.“ Und danach gingen beide junge Frauen in das Frau Zerniß'sche Vorderzimmer mit den hohen Lehnstühlen und den verhangenen Familienbildern, und stellten sich an ein's der Fenster, das sie rasch öffneten.

Und richtig, es waren die Puppenspieler, zwei Männer und eine Frau die, bunt und phantastisch aufgeputzt, ihren Umritt hielten. Hunderte von Neugierigen drängten ihnen nach. Es war ersichtlich, daß sie nicht hier, sondern erst weiter abwärts, an einem unmittelbar am Markte gelegenen Eckhause zu halten gedachten, als aber der zur Rechten Reitende, der lange, gelb und schwarzgestreifte Tricots und ein schwarzes, eng anliegendes Sammt- und Atlascollet trug, der beiden jungen Frauen gewahr wurde, hielt er sein Pferd plötzlich an, und gab ein Zeichen, daß der die Pauke rührende, hagre Hanswurst, dessen weißes Hemd und spitze Sitzmütze bereits der Jubel aller Kinder waren, einen Augenblick schweigen solle. Zugleich nahm er sein Barett ab und grüßte mit ritterlichem Anstand zu dem Fenster des Zerniß'schen Hauses hinauf. Und nun erst begann er: „Heute Abend, sieben Uhr, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, auf dem Rathhause hiesiger kurfürstlicher Stadt Tangermünde: Das jüngste Gericht.“

Dies Wort wurde, während der Schwarz und gelbgestreifte die Trompete hob, von einem ungeheuern Pausenschlage begleitet.

„Das jüngste Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, so von uns gespielt worden vor Ihren christlichen Majestäten, dem römischen Kaiser und König, und dem Könige von Ungarn und Polen. Desgleichen vor allen Churfürsten und Fürsten deutscher Nation. Worüber wir Zeugnisse haben aller durchlauchtigster Satisfaktion. Das jüngste Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, mit Christus und Maria, und dem Lohn aller Guten und der Verdammniß aller Bösen. Dazu Beides, Engel und Teufel, und großes Feuerwerk, aber ohne Knall und Schießen und sonstige Fährlichkeit, um nicht, denen schönen Frauen, so wir zu sehen hoffen, irgendwie störend oder mißfällig zu sein.“

Und nun wieder Paukenschlag und Trompetenstoß, und auf den Marktplatz zu nahm der Umritt seinen Fortgang, während der Puppenspieler im Tricot noch einmal zu dem Zernitz'schen Hause hinauf grüßte. Auch die dunkelfarbige Frau, die zwischen den beiden andern zu Pferde saß, verneigte sich. Sie schien groß und stattlich, und trug ein Diadem mit langem schwarzem Schleier, in den zahllose Goldsternchen eingenäht waren.

„Gehst Du heute?“ fragte Emrenz.

„Nein. Nicht heut und nicht morgen. Es widersteht mir, Gott und Teufel als bloße Puppen zu sehen. Das jüngste Gericht ist kein Spiel, und ich begreif' unsre Rathmannen nicht, und am wenigsten unsren alten Peter Gung, der doch sonst ein christlicher Mann ist. Heiden und Türken sind's. Sahst Du die Frau? Und wie der lange schwarze Schleier ihr vom Kopfe hing?“

„Ich gehe doch,“ lachte Emrenz.

Damit trennten sich die Frauen, und Trud, unzufrieden über das Gespräch und das Scheitern ihrer Pläne, kehrte noch übellauliger als sie gekommen in das Minde'sche Haus zurück.

3. „Das jüngste Gericht“ und was weiter geschah.

In jener Stille, wie sie dem Minde'schen Hauswesen eigen war, verging der Tag; nur der Pfauhahn kreischte von seiner Stange, und aus dem Stallgebäude her hörte man das Stampfen eines Pferdes, eines schönen, flandrischen Thieres, das der alte Minde, bei Gelegenheit seiner zweiten Heirath, aus den Niederlanden mit heingebracht hatte. Das war nun fünfzehn Jahr; es war alt geworden wie sein Herr, aber hatte bessere Tage als dieser.

Grete hatte gebeten, das Puppenspiel im Rathhaus besuchen zu dürfen, und es war ihr, allem Abmahnen Trud's unerachtet, von ihrem Vater dem alten Minde, gestattet worden, nachdem dieser in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Emrenz und Baltin, und der alte Zernitz selbst, dem Spiele mit beizuwohnen würden. Lange vor sieben Uhr hatte man Greten abgeholt, und in breiter Reihe, als ob sie zusammen gehörten, schritten jetzt alle gemeinschaftlich auf das Rathhaus zu. Die Freitreppe, die hinauf führte, war mit Neugierigen besetzt, auch mit solchen, die drinnen ihre Plätze

hatten und nur wieder in's Freie getreten waren, um so lange wie möglich noch der frischen Luft zu genießen. Denn in dem niedrig gewölbten Saale war es stickig, und kein anderes Licht fiel ein, als ein gedämpftes von Flur und Treppe her. Auf der zweiten Bank waren ihnen, unter Beistand eines alten Stadt- und Rathsdieners einige Mittelplätze frei gehalten worden, auf denen sie bequemlich Platz nahmen, erst Zernitz selbst und Emrenß, dann Baltin und Grete. Das war auch die Reihenfolge, in der sie saßen. Grete war von Anfang an nur Aug' und Ohr, und als Emrenß ihr aus einem Sandelkästchen allerhand Süßigkeiten bot, wie sie damals Sitte waren, überzuckerte Frucht und kleine Thieria-Kügelchen, dankte sie und weigerte sich, etwas zu nehmen. Baltin sah es und flüsterte ihr zu: „Fürchtest Du Dich?“

„Ja, Baltin. Bedenke, das jüngste Gericht.“

„Wie kannst Du nur? Es sind ja Puppen.“

„Aber sie bedeuten was, und ich weiß doch nicht, ob es recht ist.“

„Das hat Dir Trud' in's Gewissen gered't,“ lachte Emrenß, und Grete nickte.

„Glaub' ihr nicht; es ist 'ne fromme Sach'. Und in Stendal haben sie 's in der Kirchen gespielt.“ Und dabei nahm Emrenß eine von den kandirten Früchten und drückte den Stengel in ihres Alten große Sommer-sprossen-Hand. Der aber nickte ihr zärtlich zu, denn er nahm es für Liebe.

Während dieses Gesprächs hatte sich der Saal auf allen Plätzen gefüllt. Viele standen bis nach dem Ausgang zu. Vor den Zernitzens aber saß der alte Peter Guntz, der schon zum vierten Male Burgemeister war, und den sie um seiner Klugheit und seiner Treue willen immer wieder wählten, trotzdem er schon an die Achtzig zählte. „Das ist ja Grete Minde,“ sagte er, als er des Kindes ansichtig wurde. „Sei brav, Gret'.“ Und dabei sah er sie mit seinen kleinen und tiefliegenden Augen freundlich an.

Und nun wurd' es still, denn auf dem Rathhausthürme schlug es Sieben, und die Gardine, die bis dahin den Bühnenraum verdeckt hatte, wurde langsam zurückgezogen. Alles erschien anfänglich in grauer Dämmerung, als sich aber das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, ließ sich die Herrichtung der Bühne deutlich erkennen. Sie war, der Breite nach, dreigetheilt, wobei sich der treppenförmige Mittelraum etwas größer erwies, als die beiden Seitenräume, von denen der eine, mit der schmalen Thür, den Himmel, und der andre, mit der breiten Thür, die Hölle darstellte. Engel und Teufel standen oder hockten umher, jeder auf der ihm zuständigen Seite, während eine hagere Puppe, mit weißem Rock und trichterförmiger Filzmütze, die dem lebendigen Hanswurst des Vormittagsrittes genau nachgebildet schien, zu Füßen der großen Mittelstreppe saß, deren Stufen zu Christus und Maria hinaufführten. Was nur der Hagere hier sollte? Grete fragte sich's und wußte keine Antwort; allen Anderen aber war kein Zweifel, zu welchem Zweck er da war, und daß ihm oblag, Schergendienste zu thun und die Sonderung in Gut' und Böse, nach einer ihm werdenden Ordre, oder vielleicht auch nach eigenem souveränem

Ermeffen durchzuführen. Und jetzt erhob ſich Chriſtus von ſeinem Thronſeſſel und gab mit der Rechten das Zeichen, daß das Gericht zu beginnen habe. Ein Donnerschlag begleitete die Bewegung ſeiner Hand und die Erde that ſich auf, aus der nun, erſt langſam und ängſtlich, dann aber raſch und ungebuldig allerhand Geſtalten an's Licht drängten, die ſich, irgend einem berühmten Todtentanz entnommen, unſchwer als Papſt und Kaiſer, als Mönch und Ritter, und viel andere noch erkennen ließen. Ihr Haſten und Drängen entſprach aber nicht dem Willen des Weltenrichters, und auf ſeinen Wink eilte jetzt der ſonderbare Scherge herbei, drückte die Todten wieder zurück und ſchloß den Grabdeckel, auf den er ſich nun ſelber gravitätiſch ſetzte.

Nur zwei waren außerhalb geblieben, ein wohlbeleibter Abt mit einem rothen Kreuz auf der Bruſt und ein junges Mädchen, ein halbes Kind noch, in langem weiſſem Kleid und mit Blumen im Haar, von denen einzelne Blätter bei jeder Bewegung niederfielen. Grete ſtarrte hin; ihr war, als würde ſie ſelbſt vor Gottes Thron gerufen, und ihr Herz ſchlug und ihre zarte Geſtalt zitterte. Was wurd' aus dem Kind? Aber ihre bange Frage mußte ſich noch gebulden, denn der Abt hatte den Vortritt, und Chriſtus, in einem Ton, in dem unverkennbar etwas von Scherz und Laune mitklang, ſagte:

Mönchlein, ſchau hin, Du haſt keine Wahl,
Die ſchmale Pforte, Dir iſt ſie zu ſchmal.

Und im ſelben Augenblick ergriff ihn der Scherge und ſtieß ihn durch das breite Thor nach links hin, wo kleine Flammen von Zeit zu Zeit aus dem Boden aufſchlügen.

Und nun ſtand das Kind vor Chriſti Thron. Maria aber wandte ſich bittend an ihren Sohn und Heiland, und ſprach an ſeiner Statt:

Dein Tag war kurz, Dein Herz war rein,
Dafür iſt der Himmel Dein.
Geh ein!
Unter Engeln ſollſt Du ein Engel ſein.

Und Engel umſingen ſie, und es war ein Klängen wie von Harfen und leiſem Gefang. Und Grete drückte Balthus Hand. Unter allen Anweſenden aber herrſchte die gleiche Befriedigung, und der alte Berrnig flüſterte: Hör', Emrentz, der verſteht's. Ich glaube jetzt, daß er vor Kaiſer und Reich geſpielt hat."

Und das Spiel nahm ſeinen Fortgang.

* * *

Inzwiſchen, es hatte zu dunkeln begonnen, waren die Mindeß in dem rechts neben der Flurthür, gelegenen Unterzimmer verſammelt, und nahmen an einem Tiſche, der nur zur Hälfte gedeckt war, ihre Abendmahlzeit ein. Der alte Jakob Mindeß hatte den Platz an der einen Schmalseite des Tiſches, während Trud und Gerdt, ſeine Schwieger und ſein Sohn, an den Längsseiten einander gegenüber ſaßen, Trud ſteif und aufrecht, Gerdt bequem und nachläſſig in Kleidung und Haltung. In allem der Gegenpart ſeines Weibes;

auch seines Vaters, der trotz eines Fehrfiebers an dem er litt, aus einem starken Gefühle dessen, was sich für ihn ziemte, die Schwäche seines Körpers und seiner Jahre bezwang.

Es schien, daß Trud ihre schon Vormittags gegen Emrenz gemachten Bemerkungen über das Puppenspiel eben wiederholt hatte, denn Jakob Minde, während er einzelne von den großen Himbeeren nahm, die, wie er es liebte, mit den Stielchen abgepflückt worden waren, sagte: „Du bist zu streng, Trud, und Du bist es, weil Du nur unser Tangermündisch Thun und Lassen kennst. Und in Alt-Gardelegen ist es nicht anders. Aber draußen in der Welt, in den großen Ländern und Städten, da magt sich die Kunst an alles Höchste und Heiligste, und sie haben fromme und berühmte Meister, die nie andres gedacht und gedichtet, und gemalt und gemeißelt haben, als die Glorie des Himmels und die Schrecknisse der Hölle.“

„Ich weiß davon, Vater,“ sagte Trud ablehnend. „Ich habe solche Bilder in unsrer Gardelegener Kirche gesehen, aber ein Bild ist etwas andres als eine Puppe.“

„Bild oder Puppe“ lächelte der Alte. „Sie wollen dasselbe, und das macht sie gleich.“

„Und doch, Vater, mein' ich, ist ein Unterschied, ob ein frommer und berühmter Meister, wie Du sagst, eine Schildelei malt zur Ehre Gottes, oder ob ein unchristlicher Mann, mit einem Türkenweib und einem Pickelhäring, Gewinnes halber über Land zieht und mit seinem Spiel die Schenken füllt und die Kirchen leert.“

„Ach, kommt es daher?“ lachte Gerdt und streckte sich noch bequemer in seinem Stuhl. „Daher also. Warst heut in der Pfarr', und da haben wir nun den Pfarrwind. Ja, das ist Gigas; er bangt um sich und seine Kanzel. Und nun gar das jüngste Gericht! Das ist ja sein eigener Ader, den er am besten selber pflügt. So wenigstens glaubt er. Weiß es Gott, ich hab ihn nie sprechen hören, auch nicht bei Hochzeit und Rindelbier, ohne daß ein höllisch Feuer aus irgend einem Riß oder Rißchen aufgeschlagen wär'. Und nun kommt dieser Puppenspieler und thut's ihm zuvor und brennt uns ein wirklich Feuerwerk . . .“

Er konnte seinen Satz nicht enden, denn in eben diesem Augenblicke hörten sie, vom Marktplatz her, einen dumpfen Knall, der so heftig war, daß alles Geräth im Zimmer in ein Klirren und Bittern kam; und eh sie noch einander fragen konnten, was es sei, wiederholten sich die Schläge, dreimal, viermal, aber schwächer. Trud erhob sich, um auf die Straße zu sehn, und ein dicker Qualm, der sich in Höhe der gegenübergelegenen Häuser hinzog, ließ keinen Zweifel, daß bei den Puppenspielern ein Unglück geschehen sein müsse. Flüchtig Vorübereilende bestätigten es, und Trud, indem sie sich in's Zimmer zurückwandte, sagte triumphirend: „Ich wußt' es: Gott läßt sich nicht spotten.“ Auf Gerdt's blaßem und gedunsenem Gesicht aber wechselten Furcht und Verlegenheit, wodurch es nicht gewann, während der alte Minde sein

Käpfel abnahm und mit halblauter Stimme die Barmherzigkeit Gottes und den Beistand aller Heiligen anrief. Denn er war noch aus den katholischen Zeiten her. In einem Anfluge von Theilnahme war Trud, die sonst gern ihre herbe Seite herauskehrte, an den Alten herangetreten und hatte ihre Hand auf die Rückenlehne seines Stuhls gelegt, als sie aber den Namen Gretens zum dritten Mal aus seinem Munde hörte, wandte sie sich wieder ab und schritt unruhig und übelläunig im Zimmer auf und nieder. Man sah, daß sie fremd in diesem Hause war, und keine Gemeinschaft mit den Minderen hatte.

Sie war eben wieder an's Fenster getreten und sah nach dem Marktplatz hin, als sie plötzlich, inmitten einer Gruppe, Greten selbst erkannte, die mit einem Stücke Zeug unter dem Kopf, auf einer Bahre herangetragen wurde. War sie todt? Es war oft ihr Wunsch gewesen; aber dieser Anblick erschütterte sie doch. „Gott, Grete!“ rief sie und sank in einen Stuhl.

Die Träger hatten mittlerweile die Bahre niedergelegt und trugen das schöne Kind, dessen Arme schlaff herabhingen, von der Straße her in's Zimmer. „Hier,“ sagte Gerdt, als er die Leute verlegen und unschlüssig dastehen sah, und wies auf eine mit Kissen überdeckte Truhe. Und auf eben diese legten sie jetzt die scheinbar Leblosen nieder. Mit ihnen war auch die alte Regine, die Pflegerin Gretens, jammern und weinend eingetreten, und beruhigte sich erst, als nach Besprengen mit frischem Wasser ihr Liebling die Augen wieder aufschlug.

„Wo bin ich?“ fragte Grete. „Ach . . . nicht in der Hölle!“

„Gott, mein süß Gretel,“ zitterte Regine hin und her. „Was sprichst Du nur? Du bist ja ein gutes und liebes Kind. Und ein gutes und liebes Kind, das kommt in den Himmel. Aber das ist auch noch nicht, noch lange nicht. Du kommst auch noch nicht in den Himmel. Du bist noch bei uns. Gott sei Dank, Gott sei Dank. So sieh doch, sieh doch, ich bin ja Deine alte Regine.“

Die Träger standen noch immer verlegen da, bis der alte Minde sie bat, ihm zu erzählen, was vorgefallen sei. Aber sie wußten nicht viel, da sie wegen des großen Andrangs nur draußen auf der Treppe gewesen waren. Sie hatten nur gehört, daß, gegen den Schluß hin, ein brennender Papierpfropfen in das mit Schwärmern und Feuerrädern angefüllte Vorrathsfäß des Puppenspieler's gefallen sei, und daß es im selben Augenblick einen Schlag und gleich darauf ein furchtbar Menschengedränge gegeben habe. In dem Gedräng aber seien zwei Frauen und ein sechsjährig Kind elendiglich ums Leben gekommen.

Grete richtete sich auf, ersichtlich um zu sprechen und den Bericht nach ihrem eigenen Erlebnis zu vervollständigen; als sie aber ihrer Schwieger ansichtig wurde, wandte sie sich ab und sagte: „Nein, ich mag nicht.“

Trud wußte wohl, was es war. Sie nahm deshalb ihres Mannes Hand und sagte: „Komm. Es ist besser, Grete bleibt allein. Wir wollen in die Stadt gehen und sehen wo Hilfe noth thut.“ Und damit gingen Beide.

Als sie fort waren, wandte sich Grete wieder, und sagte, ohne daß es einer neuen Aufforderung bedurft hätte: „Ja, so war es. Der Hagre, mit den Schladerbeinen und der häßlichen, spitzen Filzmütze hat Ihn eben, daß er ihm als einen Bringerlohn eine von den Seelen wieder freigeben solle, — da gab es einen Knall, und als ich mich umsah, sah ich, daß alles nach der Thüre hindrängte. Denn da, wo das Spiel gewesen war, war alles Rauch und Qualm und Feuer. Und ich dachte, der letzte Tag sei da. Und Emrenß hatte mich bei der Hand genommen und zog mich mit sich fort. Aber mit einem Male war ich von ihr los und da stand ich nun und schrie, denn es war, als ob sie mich erdrückten, und zuletzt hatt' ich nicht Luft und Athem mehr. Da packte mich Baltin von hinten her und riß mich aus dem Gedränge heraus und in den Saal zurück. Und ich meinte, daß er irre geworden, und so wollt' ich wieder in den Knäuel hinein. Er aber zwang mich auf eine Bank nieder und hielt mich mit beiden Händen fest. „Willst Du mich morden?“ rief ich. „Nein, retten will ich Dich.“ Und so hielt er mich, bis er sehen mochte, daß das Gedränge nachließ. Und nun erst nahm er mich auf seinen Arm und trug mich über den Vorplatz und die Treppe hinunter, bis wir unten auf dem Marktplatz waren. Da schwanden mir die Sinne. Und was weiter geschehen, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich ohne Baltin erdrückt oder verbrannt, oder vor Angst gestorben wäre.“

Der alte Minde war an einen Schrank getreten, um von seinem Melissen-geist, den er noch bei den Brügger Carmeliterinnen erstanden hatte, ein paar Tropfen in ein Spitzglas mit Wein und Wasser zu thun. Grete nahm es; und als eine halbe Stunde später Trud und Gerdt von ihrem Ausgange zurückkehrten, versicherte sie, kräftig genug zu sein, um ohne Weistand in ihre hohe Giebelstube hinaufsteigen zu können.

4. Regine.

Diese Giebelstube theilte sie mit der alten Regine, die von lange her das Minde'sche Hauswesen führte. Freilich, seit Trud da war, war es anders geworden, aber zu Niemandes rechter Zufriedenheit. Am wenigsten zur Zufriedenheit der alten Regine. Diese setzte sich jetzt an das Bett ihres Lieblings, und Grete sagte: „Weißt Du, Regine, Trud ist böse mit mir.“

Regine nickte.

„Und darum konnt' ich's nicht sagen,“ fuhr Grete fort „ich meine das von dem Baltin und daß er mich aus dem Feuer herausgetragen; und sie merkte wohl, was es war und warum ich schwieg und mich abwandte. Denke nur, ich soll nicht mehr sprechen mit ihm. Ja, so will sie's; ich weiß es von ihm selbst; er hat mir's heute gesagt. Und er hat es von der Emrenß. Aber die hat gelacht. Höre, Regine, der Emrenß konnt' ich gut sein. Wenn ich doch eine Mutter hätte wie die! Ach, meine Mutter! Glaubst Du nicht, daß sie mich lieb hätte?“

„Das hätte sie,“ sagte Regine und fuhr sich mit der Hand über das

Augen; „das hätte sie. Jede Mutter hat ihr Kind lieb, und Deine Mutter, . . . ach, ich mag es gar nicht denken. Ja, mein Gretelchen, da hätten wir andre Tage, Du und ich. Und der Vater auch. Er ist jetzt krank, und Trud ist hart mit ihm und glaubt es nicht. Aber ich weiß es, und weiß schon, was ihm fehlt: ein Herz fehlt ihm, und das ist es, was an ihm nagt und zehrt. Ja, Deine Mutter fehlt ihm, Gret'. Er war nicht mehr jung, als er sie von Brügg' her ins Haus bracht', aber er liebte sie so, und das mußte er auch, denn sie war wie ein Engel. Ja, so war sie.“

„Und wie sah sie aus? Sage mir's.“

„Ach, Du weißt es ja. Wie Du. Nur hübscher, so hübsch Du bist. Denn es ist, als ob Du das blasse Bild von ihr wärst. Und so war es gleich den ersten Tag, als Dein Vater Dich auf den Arm nahm und sagte: „sieh' Gerdt, das ist Deine Schwester.“ Aber er wollte Dich nicht sehn. Und als ich ihm zuredete und sagte: „sieh doch nur ihre schwarzen Augen; die hat sie von der Mutter,“ da lief er fort und sagte: „von ihrer Mutter. Aber das ist nicht meine.“

„Und wie war denn seine Mutter? Hast Du sie noch gekannt?“

„O gewiß.“

„Und war sie schöner?“

„Ach, was Du nur fragst, Gretel. Schöner als Deine Mutter? Schöner war keine. 's war eine Stendal'sche, weiter nichts, und der alte Zernitz, der sie nicht leiden konnt', und immer über sie lachte, wiewohln sie mit seiner eignen Frau zum Verwechseln war, der sagte: „Höre, Regine, sieht sie nicht aus wie der Stendal'sche Roland?“ Und wahrhaftig, so sah sie auch aus, so steif und so lang und so feierlich. Und auch so schloßweiß, denn sie trug immer selbstgebleichtes Sinnen! Und warum trug sie's? Weil sie geizig war; und es sollte immer mehr und mehr werden. Denn sie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, das kommt von ihr.“

„Und hatte sie der Vater auch lieb?“

„Ich hab' ihm nicht in's Herz gesehen. Aber ich glaub's nicht recht. Denn sieh, sie hatte keine Liebe, und wer keine Liebe hat, der find't auch keine. Das ist so Lauf der Welt, und es war just so, wie's mit der Trud ist. Aber ein Unterschied ist doch. Denn unsre Trud, obwohl sie mir das gebrannte Herzeleid anthut, ist doch hübsch und klug, und weiß was sie will, und paßt ins Haus, und hat eine vornehme Art. Das haben so die Gardelegenschen. Aber die Stendal'sche, die hatt' es nicht und hat keinem was gegönnt, und paßte nicht ins Haus, und wäre nicht der Grabstein mit der langen Inschrift, es wüßte keiner mehr von ihr. Auch Gigas nicht. Und zu dem hielt sie sich doch und ging in die Beichte.“

„Und zu dem soll ich nun auch gehen, Regine; morgen schon. Trud ist bei ihm gewesen, und das Spielen und Klettern soll nun ein End' haben, und ich soll vernünftig werden, so sagen sie. Aber ich fürchte mich vor Gigas. Er sieht einen so durch und durch, und mir ist immer, als mein'

er, ich verstecke 'was in meinem Herzen und sei noch katholisch von der Mutter her.“

„O, nicht doch, Gret'. Er hat Dich ja selber getauft. Und jeden Sonntag bist Du zur Kirch' und singst Dr. Lutheri Lieder, und singst sie, wie sie Gigas nicht singen kann. Ich hör' immer Deine feine kleine Stimme. Nein, nein, laß nur und ängst'ge Dich nicht. Er meint es gut. Und nun schlaf, und wenn Du von dem Puppenspiele träumst, so gieb Acht, mein Gretel, und träume von der Seite, wo die Engel stehn.“

Und damit wollte sie nebenan in ihre Kammer gehen. Aber sie kehrte noch einmal um und sagte: „Und weißt Du, Grete, der Balkin ist doch ein guter Jung'. Alle Zernißens sind gut . . . Und von dem Balkin darfst Du auch träumen. Ich erlaub es Dir, ich, Deine alte Regine.“

5. Grete bei Gigas.

Es war den andern Vormittag und von Sanct Stephan schlug es eben zehn, als Trud und Grete die Lange Straße hinauf gingen. Trotz früher Stunde brannte die Sonne schon, und Beide standen unwillkürlich still und athmeten auf, als sie den schattigen Lindengang erreicht hatten, der, an der niedrigen Kirchhofsmauer entlang, auf das Prediger-Haus zulief. Auch dieses Haus selber lag noch unter alten Linden versteckt, in denen jetzt viele hunderte von Sperlingen zwitscherten. Eine alte Magd, als die Glocke das Zeichen gegeben, kam ihnen von Hof oder Küche her entgegen, und wies, ohne gegrüßt oder gefragt zu haben, nach links hin auf die Studirstube. Wußte sie doch, daß Frau Trud immer willkommen war.

Es war ein sehr geräumiges Zimmer, mit drei großen und hohen Fenstern, ohne Vorhänge, wahrscheinlich um das wenige Licht, das die Bäume zuließen, nicht noch mehr zu verkümmern. An den Wänden hin liefen hohe Regale mit hundert Bänden in braun und weißem Leder, während an einem vorspringenden Pfeiler, gerade der Thür gegenüber, ein halblebensgroßes Crucifix hing, das auf einen langen, eichenen Arbeitstisch herniedersah. Auf diesem Tische, zwischen aufgeschlagenen Büchern und zahlreichen Actenstößen, aber bis an die Crucifix-Wand zurückgeschoben, erhob sich ein zierliches, fünfstufiges Ebenholztreppehen, das, in beabsichtigtem oder zufälligem Gegen-satz, oben einen Todtenkopf und unten um seinen Sockel her einen Kranz von rothen und weißen Rosen trug. Eigene Zucht. Zehn oder Zwölf, die das Zimmer mit ihrem Dufte füllten.

Gigas, als er die Thür gehen hörte, wandte sich auf seinem Drehschemel und erhob sich, sobald er Trud erkannte. „Ich bitt' Euch Platz zu nehmen, Frau Minde.“ Dabei schob er ihr einen Stuhl zu, und fuhr in seiner Rede fort: „Das ist also Grete, von der ihr mir erzählt habt, Eure Schwieger und Euer Kind. Denn Ihr tragt es auf dem Herzen, und sein Wohl und Weh ist auch das Eure. Und das schätz' ich an Euch, Frau Minde. Denn der Teufel mit seinen Listn geht immer um, am meisten aber bei der Jugend, und von

ihr gilt es doppelt: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.“
Betest Du, Grete?“

„Ja, Herr.“

„Oft?“

„Jeden Abend.“

Er sah, daß Grete zitterte und immer auf Trud blickte, aber nicht um Rath und Trostes willen, sondern aus Scham und Scheu. Und Gigas, der nicht nur das menschliche Herz kannte, sondern sich aus erbitterten Glaubenskämpfen her auch einen Schatz ächter Liebe gerettet hatte, wandte sich jetzt an Trud und sagte: „Ich spräche gern allein mit dem Kind. So's Euch gefällt, Frau Minde, wartet auf mich in Hof oder Garten. Ihr wißt den Weg.“

Und damit erhob sich Trud und verließ das Zimmer. Grete folgte mit dem Ohr und wurd' erst ruhiger als sie die schwere Hoftür in den Rollen gehn und wieder zuschlagen hörte.

Auch Gigas hatte gewartet. Nun aber fuhr er fort: „Also jeden Abend betest Du, Grete. Das hör ich gern. Aber was betest Du?“

„Ich bete die sieben Bitten.“

„Das ist gut. Aber was betest Du noch?“

„Ich bet' auch einen Spruch, den mich unsre alte Regine gelehrt hat.“

„Das ist die Magd, die Dich großgezogen, eh' Deine Schwieger in's Haus kam?“

„Ja, Herr.“

„Und wie lautet der Spruch? Ich mücht' ihn wohl hören. Denn sieh, Grete, das mußt Du wissen, ein für allemal, so wie wir beten, so sind wir. Es ist schon ein Zeichen, wie der Mensch zum Menschen spricht, aber wie der Mensch zu Gott spricht, das entscheidet über ihn. Da liegt es, gut oder böse. Willst Du mir den Spruch sagen? Du mußt Dich nicht fürchten vor mir. Sammle Dich und besinne Dich. Sieh, ich will Dir auch eine Rose schenken. Da. Und wie gut sie Dir kleidet. Du gleichest Deiner Mutter, aber nicht in allem, denk' ich. Denn Du weißt doch, daß sie sich zu dem alten Glauben hielt. Und sie mied mich, wenn ich in Euer Haus kam. Aber ich habe für sie gebetet. Und nun sage mir Deinen Spruch.“

„Ich glaube, Herr, es ist ein Lied.“

„Auch das ist gut. Spruch oder Lied. Aber beginne.“

Und nun faltete Grete die Hände und sagte, während sie zu dem Alten aufsah:

Himmelwärts
Richte Gott mein sündig Herz,
Laß der Kranken und der Armen
Mich in ihrer Noth erbarmen;
Was ich irdisch gebe hin,
Ist mir himmlischer Gewinn.

Gigas lächelte. Die Lieblichkeit des Kindes ließ das Feuer, das sonst wohl auf seiner Stirne hoch aufgeschlagen hätte, nicht übermächtig werden, und

er sagte nur: „Nein, Grete, das macht es nicht; darin erkenn' ich noch die Thorheit von den guten Werken. Lernen wir lieber einen andern Spruch. Denn sieh, unsre guten Werke sind nichts und bedeuten nichts, weil all unser Thuen sündig ist von Anfang an. Wir haben nichts als den Glauben, und nur Eines ist, das sühnet und Werth hat: der Gekreuzigte.“

„Ja Herr . . . Ich weiß . . . Und ich hab' einen Splitter von seinem Kreuz.“ Und sie zog in freudiger Erregung eine Goldkapsel aus ihrem Nieder.

Gigas war einen Augenblick zurückgetreten und seine rothen Augen schienen röthler geworden. Aber er sammelte sich auch diesmal rasch wieder und nahm die Kapsel und betrachtete sie. Sie hing an einem Kettchen. In das obere Kapselstück war eine Mutter Gottes in feinen Linien eingegraben, innerhalb aber lag ein rothes Seidenläppchen und in diesem der Splitter. Der Alte knipfte das Deckelchen wieder zu und sagte dann ruhig: „Es ist Götzendienst, Grete.“

„Ein Andenken, Herr! Ein Andenken von meiner Mutter. Und es ist alles, was ich von ihr hab'. Ich habe sie nicht mehr gekannt, Ihr wißt es. Aber Regine hat mir das Kettchen umgehängt, als ich meinen zehnten Geburtstag hatte. So hat sie's der Mutter versprechen müssen, und seitdem trag' ich es Tag und Nacht.“

„Und ich will es Dir nicht nehmen, Grete, jetzt nicht. Aber ich denke, der Tag soll kommen, wo Du mir es geben wirst. Denn verstehe wohl: wir sollen sein Kreuz tragen, aber keinen Splitter von seinem Kreuz, und nicht auf unsrem Herzen soll es ruhen, sondern in ihm. Und nun laß uns gute Freunde sein. Ich sehe, Du hast einen offenen Sinn und bist anders als ich dachte. Aber es geht noch um in Dir, und die Regine, mit der ich sprechen will, hat nicht gebührllich gesorgt, den alten Spuk mit seinen Ränken und Listen auszutreiben. Ich denke, Grete, wir wollen die Tenne rein fegen und die Spreu von dem Weizen sondern. Du hast das rechte Herz, aber noch nicht den rechten Glauben, und irrt der Glaube, so irrt auch das Herz. Und nun geh, Grete. Und die Gnade Gottes sei mit Dir.“

Sie wollte seine Hand küssen, aber er litt es nicht und begleitete sie bis an die Stufen, die von der Diele her zu der Hausthür hinaufführten. Hier erst wandt' er sich wieder, und ging über Flur und Hof auf den Garten zu, wo Trud, inmitten eines Buchsbaumganges, in stattlicher Haltung auf und nieder schritt. Beide begrüßten einander, und die Magd, die von ihrem Küchenfenster aus sehen konnte, wie der Alte sich aufrichtete und grader ging als gewöhnlich, verzog ihr Gesicht und murmelte vor sich hin: „Nicht zu glauben! . . Und ist so alt und so fromm!“ Und dabei kicherte sie und ließ an ihrem Lachen erkennen, daß sie den Gedanken in ihrer Seele weiter spann.

Trud und Gigas waren inzwischen den Garten hinaufgegangen und hielten vor einem runden Beet, das mit Rittersporn und gelben Studentenblumen dicht besetzt war. „Ich kann Euch nicht folgen, Frau Trud, in dem,

was Ihr mir über das Kind gesagt habt," sagte Gigaß. „Ihr kennt es. Es ist ein verzagtes Herz und kein trostiges Herz. Ich sah wie sie zitterte, und der Spruch, den sie sagen sollte, wollt' ihr nicht über die Lippen. Nein, es ist ein gutes Kind und ein schönes Kind. Wie die Mutter.“

In Trud's Auge zuckte wieder ein gelber Strahl auf, denn sie hörte nicht gern eines andern Lob, und in herbem Tone wiederholte sie: „Wie die Mutter . . . Ich muß es glauben, daß sie schön war. Ihr sagt es und alle Welt sagt es. Aber ich wollte, sie wär' es weniger gewesen. Denn damit zwang sie's und hat unser Haus beherzt und in den alten Aberglauben zurückfallen lassen. So fürcht' ich. Und daß ich's offen gesteh, ich traue dem alten Jacob Minde nicht und ich traue der Regine nicht. Und widerständ' es mir nicht, den Horchher und Späher im eigenen Haus zu machen, ich glaube, daß ich noch manches fand' wie Bild und Splitter.“

„Saget das nicht, Frau Trud. Euer Vater, den alten Rathsherrn, kenn' ich von Beicht' und Abendmahl und hab' ihn allezeit treu befunden. So das Unwesen aber im Mindeschen Hause umginge, was Gott in seiner Gnade verhüten wolle, so müßt' ich Euch verklagen, Frau Trud, Euch, zu der ich mich alles Besten versehen habe. Denn Ihr beherrscht das Haus. Euer Vater ist alt und Euer Eheherr ist ein Wachs in Eurer Hand, und Ihr wißt es wohl, aller Samen, der vom Unkraut fällt und wuchert, ist ein Unheil und schädigt uns das Korn für unsre himmlischen Scheuren.“

Sie hatten ihren Gang um das Rondel herum wieder aufgenommen, aus dessen kleinen dreieckigen Beeten die junge Frau jetzt einzelne Blumen pflückte. Beide schwiegen. Endlich sagte Trud: „Ich beherrsche das Haus, sagt Ihr. Ja, ich beherrsche' es, und man gehorcht mir; aber es ist ein todter Gehorsam, von dem das Herz nicht weiß. Das trost mir und geht seinen eigenen Weg.“

„Aber Grete ist ein Kind.“

„Ja und nein. Ihr werdet sie nun kennen lernen. Achtet auf ihr Auge. Jetzt schläft es und dann springt es auf. Es ist etwas Böses in ihr.“

„In uns allen, Frau Trud. Und nur zwei Dinge sind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten, und die Liebe, die wir uns erziehen. Liebt Ihr das Kind?“

Und sie senkte den Blick.

6. Das Maienfest.

Ein Jahr beinahe war vergangen und die Tangermünder feierten, wie herkömmlich, ihr Maienfest. Das geschah abwechselnd in dem einen oder andern jener Waldstücke, die die Stadt in einem weiten Halbkreis umgaben. In diesem Jahr aber war es im Lorenzwald, den die Bürger besonders liebten, weil sich eine Sage daran knüpfte, die Sage von der Jungfrau Lorenz. Mit dieser Sage aber verhielt es sich so. Jungfrau Lorenz, ein Tangermünder Kind, hatte sich in dem großen, flußabwärts gelegenen

Waldstück, das damals noch die Elbhaide hieß, verirrt, und als der Abend hereinbrach und noch immer kein Ausweg sichtbar wurde, betete sie zur Mutter Gottes, ihr beizustehen und sich ihrer Noth zu erbarmen. Und als sie so betete, da nahte sich ihr ein Hirsch, ein hoher Elf-Ender, der legte sich ihr zu Füßen und sah sie an, als spräch' er: „ich bin es, besteige mich nur.“ Und sie bestieg muthig seinen Rücken, weil sie fühlte, daß ihr die Mutter Gottes das schöne Thier in Erhörung ihres Gebetes geschickt habe, und kammerte sich an sein Geweih. Der Hirsch aber trug sie, zwischen den hohen Stämmen hin, aus der Tiefe des Waldes heraus, bis an das Thor und in die Mitte der Stadt. Da blieb er und ließ sich fangen. Und die Stadt gab ihm ein eingehürdet Stück Weideland und hielt ihn in Schutz und Ansehen bis an seinen Tod. Und auch da noch ehrten sie das fromme Thier, das der Mutter Gottes gedient hatte, und brachten sein Geweih nach Sanct Nikolai und hingen es neben dem Altarpfiler auf. Den Wald aber, aus dem er die Jungfrau hinausgetragen, nannten sie den Lorenz-Wald.

Und dahin ging es heut. Die Gewerke zogen aus mit Musik und Fahنشwenken, und die Schulkinder folgten, Mädchen und Knaben, und begrüßten den Mai. Und dabei sangen sie:

Habt ihr es nicht vernommen?
Der Lenz ist angekommen!
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümlein,
Der Lenz ist angekommen.

Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern;
Der Kuckuk ruft, der Zinke schlägt,
Es jubelt, was sich froh bewegt,
Der Lenz ist angekommen!

Und auch Trud' und Gerdt, als der Nachmittag da war, hatten in gutem Muth die Stadt verlassen. Grete mit Reginen folgte. Draußen aber trafen sie die Zernikens, alt und jung, die sich's auf mitgebrachten und umgestülpten Körben bequem gemacht und nun gar noch die Freud' und Genugthuung hatten, die jungen Minde's, mit denen sie lieber als mit den andern Bürgerleuten verkehrten, an ihrer Seite Platz nehmen zu sehen. Auch Balkin und Grete begrüßten sich, und in Kurzem war alles Frohsinn und guter Laune, voran der alte Zernik, der sich, nach Abtretung seines Platzes an Trud, auf den Rain hin gelagert, und sein sichtlich und immer wachsendes Gefallen daran hatte, der stattlichen, in vollem Staat erschienenen jungen Frau, über ihre Schönheit allerlei Schönes zu sagen. Und diese, hart und herbe wie sie war, war doch Frau genug, sich der Schmeichelrede zu freuen. Emrenz drohte mit Eifersucht und lachte dazwischen, Gerdt sumnte vor sich hin oder steckte Butterblumenstielschen in einander, und inmitten von Scherz und Geplander sah ein Jeglicher auf die sonnige Wiese hinaus, wo sich

bunte Gruppen um Buden und Caroussel drängten, Bürger nach der Taube schossen und Kinder ihren Ringelreihen tanzten. Ihr Singen klang von der großen Linde her herüber, an deren untersten Zweigen rothe und gelbe Tücher hingen.

So mocht' eine Stunde vergangen sein, als sie, von der Stadt her, gebückt auf seinem flandrischen Pferde, des alten Minde gewahr wurden. Inmitten seiner Einsamkeit war er plötzlich von einer tiefen Sehnsucht erfaßt worden, den Mai noch ein Mal mitzufeiern; und nun kam er den breiten Waldweg herauf, auf die Stelle zu, wo die Zernikens und Mindes gemeinschaftlich lagerten. Ein Diener schritt neben dem Pferde her und führte den Jügel. Was wollte der Alte? Wozu kam er? Und Trud' und Gerdt empfingen ihn mit kurzen, rasch herausgestoßenen Fragen, die mehr nach Mißstimmung als nach Theilnahme klangen, und nur Grete freute sich von Herzen und sprang ihm entgegen. Und als nun Decken für ihn ausgebreitet lagen, stieg er ab und setzte sich an einen guten Platz, der den Waldbeschatten über sich und die sonnenbeschienene Dichtung vor sich hatte. Grete pflückte Blumen und sagte: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?“ Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen.“ Und sie sah ihn mit ihren großen Augen an und küßte stürmisch seine welke Hand. Denn sie wußte wohl, was er meinte.

Eine Störung war sein Kommen gewesen, das empfanden Alle, vielleicht er selbst. Der alte Zernik zeigte sich immer schweigsamer, Emrenk auch, und Trud, um wenigstens zu sprechen, und vielleicht auch um der beobachtenden Blicke Gretens überhoben zu sein, sagte zu dieser: „Du solltest unter die Linde gehen, Grete.“

„Und Baltin begleitet Dich,“ setzte Emrenk hinzu.

Beide wurden roth, denn sie waren keine Kinder mehr. Aber sie schwiegen und gingen auf die Wiese hinaus. „Sie wollen allein sein,“ sagte Grete. „Seien wir's auch.“ Und an den Schau- und Spielbuden vorbei, nahmen sie, kreuz und quer, ihren Weg auf die kleinen und großen Gruppen zu, die sich bei Ringelspielen und Taubenschießen erlustigten. Aber zu der Linde, wo die Kinder spielten, gingen sie nicht.

Es war sehr heiß, so daß sie bald wieder den Schatten aufsuchten, und jenseits der Dichtung angekommen, verfolgten sie jetzt einen halbüberwachsenen Weg, der sich immer tiefer in den Wald hineinzog. Es glühte schon in den Wipfeln, da flog eine Libelle vor ihnen her und Grete sagte: „Sieh, eine Seejungfer. Wo die sind, da muß auch Wasser sein. Ein Sumpf oder ein Teich. Ob schon die Teichrosen blühen? Ich liebe sie so. Laß uns danach suchen.“

Und so gingen sie weiter. Aber der Teich wollte nicht kommen, und plötzlich überfiel es Greten: „Wo sind wir, Baltin? Ich glaube, wir haben uns verirrt.“

„Nicht doch. Ich höre ja noch Musik.“

Und sie blieben stehen und horchten.

Aber ob es eine Täuschung gewesen war, oder ob die Musik eben jetzt zu schweigen begann, gleichviel, Beide strengten sich vergeblich an, einen neuen Klang aufzufangen. Und es half auch zu nichts, als sie das Ohr an die Erde legten.

„Weißt Du, Grete“ sagte Baltin, „ich werd' hier hinauffsteigen. Das ist ein hoher Baum, da hab' ich Uebersicht, und es kann keine tausend Schritt sein.“ Und er schwang sich hinauf und kletterte von Ast zu Ast, und Grete stand unten, und ein Gefühl des Alleinseins durchzitterte sie. Nun aber war er hoch oben. „Siehst Du 'was?“ rief sie hinauf. „Nein. Es sind hohe Bäume rundum. Aber laß nur, die Sonne muß uns den Weg zeigen; wo sie niedergeht ist Abend, und die Stadt liegt nach Mittag zu. Soviel weiß ich gewiß. Also da hinaus müssen wir.“ Und gleich darauf war er wieder unten bei der ihn bang Erwartenden.

Sie schlugen nun die Begrüßung ein, die Baltin von oben her mit der Hand bezeichnet hatte. Aber so sehr sie spähten und suchten, die Waldwiese kam nicht, und Grete setzte sich müd' und matt auf einen Baumstumpf und begann leise vor sich hin zu weinen.

„Meine süße Grete,“ sagte Baltin, „sei doch nicht so bang.“ Und er umarmte sie und küßte sie herzlich. Und sie litt es und schlug nicht mehr nach ihm, wie damals unter dem Kirschbaum; nein, ein Gefühl unendlichen Glückes überkam sie mitten in ihrer Angst, und sie sagte nur: „Ich will nicht mehr weinen, Baltin. Du bist so gut. Und wer gut ist, dem zu Liebe geschehen Zeichen und Wunder. Und siehe, dessen bin ich gewiß, wenn wir zu Gott um seine Hülfe bitten, dann hilft er auch und führt uns aus dem Walde wieder in's Freie und wieder nach Haus. Gerade wie damals die Jungfer Lorenz. Denn wir sind ja hier im Lorenzwald.“

„Ja, Grete, da sind wir. Aber wenn der Hirsch käm' und es wirklich gut mit uns meinte, dann trüg' er uns an eine andre Stelle, den' ich, und nicht nach Haus. Denn wir haben eigentlich kein Haus, Grete. Du nicht, und ich auch nicht. Emrenz ist eine gute Frau, viel besser als Trud, und ich danke Gott alle Tage dafür; aber so sie mir nichts zu Leide thut, so thut sie mir auch nichts zu Liebe. Sie pußt sich für sich und für den Vater, und das ist alles. Nein, Grete, nicht in die Stadt und nicht nach Haus, lieber weit, weit fort, in ein schönes, Thal, von Bergen eingeschlossen, und oben weiß von Schnee und unten bunt von Blumen . . .“

„Wo ist das?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich hab' einmal in einem alten Buche davon gelesen und da wurde mir das Herz so weit. Zwischen hohen Felswänden liegt es, und der Sturm geht drüber hin und trifft es nie; und die Sonne scheint und die Wolken ziehen; und ist kein Krieg und keine Krankheit; und die Menschen die dort leben, lieben einander und werden alt und sterben ohne Schmerz.“

„Das ist schön,“ sagte Grete. „Und nun komm' und laß uns sehn, ob wir's finden.“

Und dabei lachten sie Beid' und schritten wieder rüstig vorwärts, denn die Schilderung von dem Thale hatte Grete erfrischt und ihr ihren Muth und ihre Kraft zurückgegeben. Und eine kleine Strecke noch, da lichtete sich's und wie Dämmerung lag es vor ihnen. Aber statt der Waldwiese war es ein Uferstreifen, auf den sie jetzt hinausstraten, und dicht vor ihnen bligte der breite Strom. „Ich will sehen, wohin er fließt,“ sagte Baltin und warf einen Zweig hinein. „Nun weiß ich's. Dorthin müssen wir.“ Und sie schritten flußaufwärts neben einander her. Die Sterne kamen und spiegelten sich, und nicht lange mehr, so hörten sie das Schlagen der Glocken, und die Thurmspitze von Sanct Stephan stieg in dunklen Umrissen vor ihnen auf.

Es war neun Uhr, oder schon vorüber, als sie das Windeische Haus erreichten. Baltin trat mit in das untre Zimmer, in dem sich um diese Stunde nur noch Trud und Gerdt befanden, und sagte: „Hier ist Grete. Wir hatten uns verirrt. Aber ich bin Schuld.“ Und damit ging er wieder, während Grete verlegen in der Nähe der Thüre stehen blieb.

„Verirrt“, sagte jetzt Trud und ihre Stimme zitterte. „Ja verirrt. Ich denke, weil ihr's wolltet. Und wenn ihr's nicht wolltet, weil ihr ungehorsam war't, und nicht Zucht und Sitte kennt. Ihr solltet zu den Kindern gehen. Aber das war Euch zuwider. Und so ging es in den Wald. Ich werde mit Gigas sprechen und mit Deinem Vater. Der soll mich hören. Denn ich will nicht üble Nachred' im Haus', ob er's gleich selber so gewollt hat. Gott sei's geklagt. . .! Was bracht' er uns das fremde Blut ins Haus? Das fremde Blut und den fremden Glauben. Und arm wie das Heimchen unterm Herd.“

In diesem Augenblicke stand Grete vor Trud, und ihre bis dahin nieder-gegeschlagenen Augen bligten in einem unheimlichen Feuer auf: „Was sagst Du da von fremd und arm? Arm! Ich habe mir's von Reginen erzählen lassen. Sie kam aus einem Land, wo sie glücklich war, und hier hat sie geweint und sich zurückgesehnt, und vor Sehnsucht ist sie gestorben. Arm! Wer war arm? Wer? Ich weiß es. Du warst arm. Du!“

„Schweig“, sagte Gerdt.

„Ich schweige nicht. Was wollt Ihr? Ich bin nicht Euer Kind. Gott sei Dank, daß ich's nicht bin. Ich bin Eure Schwester. Und ich wollt', ich wär' auch das nicht. Auch das nicht. Verklagt mich. Geht hin, und erzählt ihm, was ich gesagt hab'; ich werd' ihm erzählen, was ich gehört hab', heute draußen im Wald und hundertmal hier in diesem feinem Haus. O, ich hab' Euch zischeln hören. Und ich weiß alles, alles. Ihr wartet auf seinen Tod. Streitet nicht. Aber noch lebt er, und so lang er lebt, wird er mich schützen. Und ist er todt, so schütz ich mich selbst. Ja, ich schüte mich selbst. Hörst Du, Trud.“ Und sie ballte ihre kleinen Hände.

Trud, in ihrem Gewissen getroffen, erkannte, daß sie zu weit gegangen, während Grete plötzlich aller Schen los und ledig war, die sie bis dahin vor ihrer Schwieger gehabt hatte. Sie hatte das Gefühl eines vollkommenen

Sieges, und stieg, in der Freude darüber, in den zweiten Stock hinauf. Oben fand sie Reginen und erzählte ihr alles, was unten geschehen. „Kind, Kind, das thut nicht gut, das kann sie Dir nicht vergessen.“ Aber Grete war übermüthig geworden und sagte: „Sie fürchtet sich vor mir. Laß sehn; ich habe nun bessere Tage.“

7. Jacob Minde's Tod.

Und wirklich, es war als ob Grete Recht behalten sollte. Weder des Unherirrens im Walde, noch des heftigen Streites, der den Tag beschloffen, wurde von Trud irgend noch erwähnt; allem Anscheine nach auch gegen Gigas nicht, der sonst kaum ermangelt haben würde, von dem graden Pfade des Rechts und von dem „Frrpfad in der Wildniß“ zu sprechen. Aber solche Predigt unterblieb, und die Sommermonate vergingen ruhiger, als irgend eine Zeit vorher. Aller Groll schien vergessen, und Grete, die nach Art leidenschaftlicher Naturen, eben so rasch zu gewinnen als zu reizen war, gewöhnte sich daran, in den Stunden, wo Gerdt außerhalb des Hauses seinen Geschäften nachging, in Trud's Schlafzimmer zu sitzen und ihr vorzuplaudern oder vorzulesen, was sie besonders liebte. Und wenn Regine den Kopf schüttelte, sagte sie nur: „Du bist eifersüchtig und kannst sie nicht leiden. Aber sie meint es gut, und es war auch nicht recht, daß wir in den Wald gingen.“

So kam der Einfsegnungstag, Ende September, und den Sonntag darauf war Abendmahl, an dem alle Mitglieder des Hauses theilnahmen. Alle zeigten sich in gehobener Stimmung, der alte Jakob Minde aber, trotzdem er nur mit Mühe den Kirchgang gemacht hatte, war mittheilsamer denn seit lange, plauderte viel von seiner Jugend und seinem Alter, und sprach auch abwechselnd und ohne Scheu von Gerdt's und von Gretens Mutter, als ob kein Unterschied wäre. Trud und Gerdt sahen dabei einander an, und was in ihren Blicken sich ausgesprochen hatte, das sollte sich andren Tags bestätigen. Denn in aller Frühe schon lief es durch die Stadt, daß der alte Rathsherr auf den Tod liege, und als um die sechste Stunde der Schein der niedergehenden Sonne drüben an den Häuserfronten glühte, bat er Reginen, daß sie die Vorhänge zurückschieben und die Kinder rufen solle. Und diese kamen und Grete nahm seine Hand und küßte sie. Gleich danach aber winkte der Alte seine Schwieger zu sich heran und sagte: „Ich lege sie Dir an's Herz, Trud. Erwinnere Dich allezeit an die Mahnung des Propheten: ‚laß die Waisen Gnade bei Dir finden.‘ Erwinnere Dich daran und handle danach. Versprich es mir und vergiß nicht diese Stunde.“ Trud antwortete nicht, Grete aber warf sich auf die Kniee und schluchzte und betete, und ehe sie ihren Kopf wieder aufrichtete, war es still geworden in dem kleinen Raum.

Am dritten Tage danach stand der alte Minde hochaufgebahrt in Sanct Stephan, der Tangermündischen Hauptkirche, die, nach Art mittelalterlicher Gotteshäuser, hart am Rande der Stadt gelegen war. Auf dem Altar brannten

die großen Herzen und rings umher saßen die Rathmannen der Stadt, obenan der alte Peter Guntz, der nicht geglaubt hatte, seinen so viel jüngeren Freund überleben zu müssen. Keiner fehlte; denn die Mindeß waren das älteste Geschlecht und das vornehmste, wirkliche Kaufherren, und seit Anbeginn im Rathe der Stadt. In nächster Nähe des Sarges aber standen die Leidtragenden. Gerdt sah vor sich hin, stumpf wie gewöhnlich, während Trud und Grete, schwarz und in wollene Stoffe gekleidet, zum Zeichen ihrer tiefsten Trauer bis über Kinn und Mund hinauf hohe weiße Tücher trugen, die nur den Oberkopf frei ließen. Grete, kaum fünfzehn Jahr, sah um vieles älter aus als sie war, und alles Kindliche, das ihre Erscheinung bis dahin gehabt hatte, schien mit diesem Tage von ihr gewichen.

Die Orgel spielte, die Gemeinde sang, und als beide schwiegen, trat Vigas aus der Sakristei und schritt auf die Altarstufen zu. Er schien noch ernster als gewöhnlich, und sein Kopf mit dem spärlichen weißen Haar sah unbeweglich über die hohe Radkrause hinweg. Und nun begann er. Erst hart und herbe, wie fast immer die Strenggläubigen, wenn sie von Tod und Sterben sprechen; als er aber das Allgemeine ließ und vom Tod überhaupt auf diesen Todten kam, wurd' er warm und vergaß aller Herbigkeit. Er, dessen stummes Antlitz hier spräche, so hob er mit immer eindringlicher werdender Stimme an, sei ein Mann gewesen, wie wenige, denn er habe Beides gehabt, den Glauben und die Liebe. Da sei keiner unter ihnen, an dem er seine Liebe nicht bethätigt habe; der Arme habe seine Mildthätigkeit, der Freund seine Hülfe, die Bürgerschaft seinen Rath erfahren, und seine klugen und feinen Sitten seien es gewesen, die bis nach Lübeck und bis in die Niederlande hin das Ansehen der Stadt auf die jetzige Höhe gehoben hätten. Dies wüßten alle. Aber von seinem Glauben und seiner Glaubensfestigkeit wisse nur er. Und wenn schon jeder in Gefahr stehe, Unkraut unter seinem Weizen aufschießen zu sehen, so habe doch diese Gefahr keinem so nahe gestanden wie diesem Todten. Denn nicht nur, daß er eine Reihe von Jahren unter den Bekennern der alten Irrlehre gelebt, die bedrohlichste Stunde für das Heil seiner Seele sei die Stunde seiner zweiten Eheschließung gewesen. Denn die Liebe zum Weibe, das sei die größte Versuchung in unsrer Liebe zu Gott. Aber er hab' ihr widerstanden, und habe nicht um irdischen Friedens willen den ewigen Frieden versäumt. In seinem Wandel ein Vorbild, werde sich die selige Verheißung, die Christus der Herr auf dem Berg am Galiläischen Meer gegeben, dreifach an ihm erfüllen. Sei er doch friedfertig und sanftmüthig gewesen und reinen Herzens.

Und nun sangen sie wieder, während die Träger den Todten aufhoben und das lange Mittelschiff entlang aus der Kirche hinaus auf den Kirchhof trugen. Denn ein Grab im Freien war sein letzter Wille gewesen. Draußen aber, unter alten Kastanienbäumen, deren Laub sich herbstlich zu färben anfang, setzten sie den Sarg nieder, und als er hinabgelassen und das letzte Wort gesprochen war, kehrten alle heim, und Trud und Gerdt schritten langsam die

Lange Straße hinunter, bis an das Minde'sche Haus, das nun ihre war. Nur Grete war geblieben und huschte heimlich in die Kirche zurück und setzte sich auf die Bahre, die noch an alter Stelle stand. Sie wollte beten, aber sie konnte nicht, und sah immer nur Trud, so herb und streng wie sie sie früher gesehen hatte, und fühlte deutlich, wie sich ihr das Herz dabei zusammenschnürte. Und eine Vorahnung überkam sie wie Gewißheit, daß Regine doch wohl Recht gehabt haben könne. So saß sie und starrte vor sich hin und fröstelte. Und nun sah sie plötzlich auf und gewahrte, daß das Abendroth in den hohen Chorfenstern stand und daß alles um sie her wie in lichtem Feuer glühte: die Pfeiler, die Bilder und die hochaufgemauerten Grabsteine. Da war es ihr, als stünde die Kirche rings in Flammen, und von rasender Angst erfaßt, verließ sie den Platz, auf dem sie gesessen und floh über den Kirchhof hin.

In den engen Gassen war es schon dunkel geworden, der rothe Schein, der sie geängstigt, schwand vor ihren Augen, und ihr Herz begann wieder ruhiger zu klopfen. Als sie aber den Thur ihres Hauses erreicht hatte, stieg sie zu Reginen hinauf und umarmte sie und küßte sie, und sagte: „Regine, nun bin ich ganz allein. Eine Waise!“

8. Eine Ritterkette.

Eine Waise war sie und sie sollte es nur allzubald empfinden. Anfangs ging es, auch noch um die Christzeit, als aber Ostern heran kam, wurd' es anders im Haus, denn es geschah, was nicht mehr erwartet war: Trud genas eines Knäbleins. Da war nun die Freude groß und auch Grete freute sich. Doch nicht lange. Bald mußte sie wahrnehmen, daß das Neugeborene alles war und sie nichts; Regine kochte den Brei, und sie gab ihn. Daß sie selber ein Herz habe und ein Glück verlange, daran dachte niemand; sie war nur da um Anderer Glückes willen. Und das verbitterte sie.

Ein Trost war, daß sie Balthin häufiger sah. Denn Trud hatte für nichts Sinn mehr, als für das Kind, und nur selten, wenn sie sich aus Laune oder Zufall auf ihr Hüteramt besann, fiel sie vorübergehend in ihre frühere Strenge zurück.

So vergingen die Tage, meist ohne Streit, aber noch mehr ohne Lust und Freud', und als es jährig war, daß sie den alten Minde von seinem Platz vor dem Altar auf den Kirchhof hinaus getragen hatten, ging Grete gen Sanct Stephan, um seiner an seinem Grabe zu gedenken.

Es war ein schöner Octobertag und die Kastanien lagen ausgebreitet umher. Grete setzte sich auf den Hügel, und das Bild des geliebten Todten stand wieder vor ihrer Seele, blaß und freundlich, und sie hing ihm noch in süßer Trauer nach, als sie sich plötzlich bei Namen gerufen hörte. Sie sah auf und erkannte Balthin. Er hatte sie das Haus verlassen sehen und war ihr nachgegangen.

„Wie geht es?“ fragte Grete.

Baltin antwortete nicht gleich. Endlich sagte er: „Ich mag nicht klagen, Grete, denn Dein eigen Herz ist voll. Aber das muß wahr sein, Emrenß ist wie vertauscht, und hat 'was gegen mich. Und erst seit Kurzem. Denn, wie Du weißt, ich hatt' es nicht gut und hatt' es nicht schlecht. So hab' ich Dir oft gesagt und so war es. Aber seid ihr das Kleine habt, ist es anders. Und jeden Tag wird es schlimmer. Es ist ordentlich, als ob sie's der Trud nicht gönnte. Was meinst Du?“

Grete schüttelte den Kopf. „Nein, das ist es nicht. Ich weiß aber, was es ist, und Trud ist wieder Schuld. Sie verredet Dich bei der Emrenß. Das ist es.“

„Verredet mich? Ei, da laß doch hören,“ sagte Baltin.

„Ja, verredet Dich. Ich weiß es von der Megine. Die war in der Hinterstüb' oben und wiegte das Kind, als sie Heid' am Fenster saßen. Und da hörte sie Dein Lob aus der Emrenß Mund und wie sie sagte: „Du sei'st ein guter Jung' und machtest ihr das Leben nicht schwer, was Du doch könntest, denn sie sei ja noch jung und Deine Stief.“ Aber das mißfiel unsrer Trud, und sie nahm ihren spöttischen Ton an und fragte nur: ob sie denn blind sei? Und ob sie nicht sah' wie Dir der Schalk im Nacken sähe. Du lachtest ja über sie.“

Baltins Augen waren immer größer geworden, aber Grete sah es nicht und fuhr unverändert fort: „Und das glaube mir, Megine hört alles und sieht alles. Und sie sah auch, wie sich Emrenß verfärbte, erst roth, und dann erdfahl im ganzen Gesicht. Und so bitterböse. Und dann hörte sie, wie sie der Trud zuflüsterte: „Ich danke Dir Trud, und ich will nun ein Kluge darauf haben.“

„Also daher!“ sagte Baltin. „Aber gut, daß ich es weiß. Ich will sie zur Rede stellen, Eure Trud, wenn ich ihr auf Flur oder Treppe begegne. Mich verreden. Das ist schlecht.“

„Und unwahr dazu.“

Baltin schwieg eine Weile. Dann nahm er Gretens Hand und sagte beinahe leise: „Nein, unwahr eigentlich nicht. Es ist wahr, ich habe mich abgewandt, und hab' auch gelacht. Aber ich that's nicht in Bösem und wollt' ihr nicht wehe thun. Und das weiß die Trud auch. Und sie weiß auch, daß ich der Emrenß nicht gram bin, nein, ganz und gar nicht, und daß ich mich eigentlich freue, daß er sie gern hat, wenn ich auch so manchmal meine Gedanken darüber habe. Denn er ist ein anderer Mann worden, und unser Haus ist ein ander Haus worden als vordem; und das alles dank' ich ihr. Eine Stief ist freilich eine Stief, gewiß, das bleibt, und wenn ich da bin, ist es gut, und wenn ich nicht da bin, ist es noch besser; ich weiß es wohl, und es geht ihr nichts zu Herzen, wenn's nicht eine neue Mod' oder ein Putz oder eine Gasterei ist; aber eigentlich hab' ich sie doch gern, und weißt Du, Gret', ich werde mit ihr sprechen und nicht mit der Trud. Ich bin jetzt achtzehn, und mit achtzehn, da darf man's. Und ich wette, sie nimmt's gut auf und giebt mir einen Kuß und ruft den

Vater und erzählt ihm alles und sagt ihm alles, und sagt ihm auch, daß er Schuld sei, ja er, er, und daß sie mich heirathen wolle, nächstens schon, wenn er nicht anders würde, ganz anders. Und dann lacht er immer, weil er es gern hört. Aber sie sagt es noch lieber.“

Grete, die, während er sprach, eine Menge der umherliegenden Kastanien gesammelt und aufgezogen hatte, hing sie sich jetzt als Schnur um den Hals und sagte: „Wie kleidet es mir?“

„Ach, Dir kleidet alles. Du weißt es ja, und alle Leute wissen. Und sie sagen auch, es sei hart, daß Du Dein Leben so vertrauern müßt. Immer so mit dem Kind . . .“

Grete seufzte. „Freilich, es ist nichts Fein's; aber bei Tag ist es ein Spielzeug, und dann sieh, dann giebt mir's auch zu lachen, wenn ich so seh', wie sie das Würmchen aufpußen und einen kleinen Prinzen aus ihm machen möchten. Denn Du mußt wissen, es ist ein häßlich' Kind, und alles an ihm hat eine falsche Stell' und paßt nicht recht zusamm', und ich seh' es in Gedanken schon groß, wie's dann auch so hin und herschlänkert, grab' wie der Gerdt, und sitzt immer krumm und eingesunken, und streckt die Beine weit, weit von sich. Ach, es hat schon jetzt so lange dünne Beinchen. Wie die Spinn' an der Wand.“

„Und Trud?“ fragte Balthin.

„Die sieht nur, daß es ein hübsches Kind ist, oder sie thut doch so. Und dann fragt sie mich: „Nicht wahr, Gret, es sieht gut?“ Und wenn ich dann schweig' oder verlegen seh', dann redet sie auf mich ein und dann heißt es: „Sieh doch nur den Mund; ist er nicht klein? und hat auch nicht solchen Wulst. Und seine Augen stehen nicht so vor.“ Aber es hilft ihr nichts, es ist und bleibt der Gerdt, und ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Balthin schüttelte den Kopf und sagte: „Und das ist alles was Du hast?!“

„Ja und nein. Und Du mußt mich nicht bedauern. Denn ich habe ja noch die Regine, die mir von alten Zeiten erzählt, und ich habe Gigas, der mir seine Blumen zeigt. Und dann hab' ich den Kirchhof. Und mitunter, wenn ich ein recht's Glück hab', dann hab' ich Dich.“

Er sah sie zärtlich an und sagte: „Du bist so gut, und trägt alles, und willst nichts.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will eigentlich viel, Balthin.“

„Ich glaub's nicht.“

„Doch, doch. Denn sieh', Liebe will ich, und das ist viel. Und ich kann kein Unrecht sehn. Und wenn ich's seh', da giebt es mir einen Stich, hier gerad' ins Herz, und ich möchte dann weinen und schrein.“

„Das ist es ja, Grete. Darum bist Du ja so gut.“ Und er nahm ihre Hand und drückte sie und sagte ihr, wie lieb er sie habe. Und dann sprach er leiser und fragte sie, ob sie sich nicht öfter sehen könnten, so wie heut, und so ganz wie von ungefähr. Und dann nannt' er ihr die Plätze, wo's am ehesten ginge. Hier der Kirchhof sei gut, aber eigentlich die Kirche drin,

die sei noch besser. Am besten aber sei die Burg, da sei niemand und sei alles so schön und so still und der Blick so weit.

Grete war es zufrieden und sie sagten einander zu, daß sie, so lange die schönen Herbsttage dauerten, sich allwöchentlich einmal oben auf der Burg treffen und miteinander plaudern wollten. Und als sie das beschloßen, hing ihm Grete die Kastanienkette um, die sie bis dahin getragen, und sagte ihm, er sei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für sie sechten und sterben müsse. Und dabei lachten sie. Gleich danach aber trennten sie sich, und gingen auf verschiedenen Wegen, auf daß niemand sie beisammen sähe, wieder in ihre Wohnung zurück.

9. Auf der Burg.

Sie hielten Wort, und eine Woche später, während welcher Grete mehr als seit lang unter Trübs Launen und einem Rückfall in ihre frühere Strenge gelitten hatte, trafen sie sich Nachmittags auf dem Kirchhof und gingen durch Thor und Vorstadt erst bis an die „Freiheit“ und dann auf einem ansteigenden Schlingelwege bis zur Burg selbst hinauf. Hier, auf dem großen Außenhof, der zugleich als Wirthschaftshof diente, war ein buntes und bewegtes Leben: im Taktschlag klang es von der Tenne her, die Scheunenthore standen offen, und die Mädchen, die beim Flachsbrechen waren, saugen über den Hof hin:

Es waren zwei Königsfinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Ach Mädchen könntest Du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir . . .“

Es klang so traurig. Aber die Gesichter der Mädchen lachten dabei.

„Hörst Du“, sagte Balthin „das gilt uns. Sieh nur die Hübche mit dem Flachskopf. Sieht sie nicht aus, als könnte sie sich ihr Brautheind von ihrem eignen Wocken spinnen?“ Grete schwieg. Ihr war so weh. Endlich sagte sie: „laß uns gehen, Balthin. Ich weiß nicht, was es ist. Aber das fühl' ich, daß ich hier auch stehen und die Hände fleißig rühren und singen möcht'. Sieh nur, wie die Spreu von der Tenne fliegt. Es ist alles so frei und lustig hier, und wenn ich hier mitstünd', ich glaube, da verwehte manches, was mich quält und drückt.“

Balthin suchte nach einem Trosteswort, und sie schritten, als er sie wieder beruhigt, über einen wüsten Grasplatz, auf einen aufgemauerten und halbausgetrockneten Graben zu, der den großen, äußeren Burghof von dem kleinen, inneren trennte. Eine schmale Zugbrücke führte hinüber und sie passirten sie. Drinnen war alles still: der Epheu wuchs hoch am Gemäuer auf und in der Mitte stand ein alter Nußbaum, dessen weites Geäst den halben Hofraum überdachte. Und um den ausgehöhlten Stamm her war eine Bank. Grete wollte sich setzen; Balthin aber nahm ihre Hand und sagte: „Nicht hier, Grete: es ist zu stickig hier.“ Und damit gingen sie weiter, bis an den Fuß eines

steilen, in die Rasenbettung eingeschnittenen Treppchens, das oben auf einen breiten, von zwei Thürmen flankirten Wallgang mündete. Zwischen diesen Thürmen aber lief eine dicke, niedrige Feldsteinmauer, die nur um ein paar Fuß höher war als der Wallgang selbst. Und auf diese Mauer setzten sie sich und sahen in die Landschaft hinaus. Zu Füßen hatten sie den breiten Strom und die schmale Langer, die spitzwinklig in den Strom einmündete, drüben aber, am andern Ufer, dehnten sich die Wiesen, und dahinter lag ein Schattenstrich, aus dessen Richtigungen hier und dort eine vom Abendroth übergoldete Kirchthurmsspitze hervorblickte. Der Himmel blau, die Luft frisch; Sommerfäden zogen, und in das Geläut der ersten heimwärts ziehenden Heerden mischte sich von weit her das Anschlagen der Abendglocke.

„Ach, wie schön,“ sagte Grete. „Zahr und Tag, daß ich nicht hier oben war. Und mir ist fast, als hätt' ich es nie gesehen.“

„Das macht, daß wir einen so schönen Tag haben,“ sagte Baltin.

„Nein, das macht, daß es hier so frisch und so weit ist, und zu Haus ist es so dumpf und so eng. Da bin ich wie gefangen und eingemauert, eingemauert wie die Stendal'sche Nonne, von der mir Regine so oft erzählt hat.“

„Und Du möchtest fort.“

„Lieber heut als morgen. Entfinnst Du Dich noch, Maifest vor'm Zahr, als wir uns verirrt hatten und auf den Hirsch warteten, der uns aus dem Walde hinaustragen sollte!“

Baltin nickte.

„Sieh, da sprichst Du von einem Thal, das tief in Bergen läg', und der Sturm ginge drüber hin, und wäre kein Krieg und die Menschen liebten einander. Und ich weiß, daß ich das Thal in Wachen und in Träumen sah. Viele Wochen lang. Und ich sehnte mich danach und wollte hin. Aber heute will ich nur noch fort, nur noch weg aus unserm Haus. Wohin ist gleich. Es schnürt mir die Brust zusammen und ich habe keinen Athem mehr.“

„Aber Du hast doch die Regine, Gret'. Und Gigas ist gut mit Dir. Und dann sieh, Emrenz kann Dich leiden. Ich weiß es; sie hat mir's selber gesagt, keine drei Tag' erst, als ich mein' Ausspruch' mit ihr hatt'. Und dann, Grete, Du weißt ja, dann hast Du mich.“

Sie blickte sich scheu-verlegen um. Und als sie sah, daß sie von niemand belauscht wurden, trat sie rasch auf ihn zu, strich ihm das Haar aus der Stirn und sagte: „Ja, Dich hab ich. Und ohne Dich wär' ich schon todt.“

Baltin zitterte vor Bewegung. Er erkannte wohl, wie tief=unglücklich sie sei, und sagte nur: „Was ist es, Grete? Sag' es. Vielleicht, daß ich es mit Dir tragen kann. Was drückt Dich?“

„Das Leben.“

„Das Leben?“ Und er sah sie vorturfsvoll an.

„Nein, nein. Vergiß es. Nicht das Leben. Aber der Tag drückt mich; jeder; heute, morgen, und der folgende wieder. Endlos, endlos. Und ist kein Trost und keine Hülfe.“

„Der Tag“, wiederholte Baltin vor sich hin, und es war, als überleg' er's und mustre die Reihe seiner eigenen Tage.

„Ja, der Tag“ fuhr Grete fort. „Und jede Stund ist lang wie das Jahr. Kaum, daß ich den Morgenschlaf aus den Augen hab', so heißt es: „Das Kind, das Kind.“ Und nun spring' ich auf und mache das Bad und mache den Brei. Und nun ist das Bad viel zu heiß und der Brei viel zu kalt. Und dann wieder: „Das Kind und das Kind“. Und an mir sehen sie vorbei, als wär' ich der Schatten an der Wand. Ach, ich weiß, es ist eine Sünd', und ich muß mir's heruntersprechen von der Seel', aber wahr ist es und bleibt es, ich hass' es. Und so kommt Mittag, und wir sitzen an dem runden Tisch, und ich spreche das Gebet. Sprich' es, und Niemand hört darauf. Und wenn ich das letzte Wort gesprochen, so heißt es: „Grete, sieh, ich glaub' es schreit.“ Und dann bring' ich es, und dann geht es reihum und dann soll ich essen mit dem Kind im Arm. Und wenn es hübsch wär'. Aber es ist so häßlich, und sieht mich an, als errieth es all' meine Gedanken. Ach, Baltin, das ist mein Tag und mein' Nacht. Und so leb' ich. In meines Vaters Haus ohne Heimath! Unter Bruder und Schwester, und ohne Liebe! Es tödtet mich, daß mich Niemand liebt. Ach, wie's mich danach verlangt! Nur ein Wort, nur ein einzig Wort.“ Und sie warf sich auf die Knie und legte den Kopf auf den Stein und weinte bitterlich.

„Es kommen andere Tage“, sagte Baltin. „Und wir wollen aushalten. Und wenn sie nicht kommen, Eins mußt Du wissen, Gret', ich thu' alles, was Du willst. Sage, daß ich hier hinunter springe, so spring' ich, und sage, daß Du fort willst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging'! Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht.“

Grete war aufgesprungen und sagte: „Das hab' ich hören wollen. Das, das! Und nun kann ich wieder leben, weil ich dies Elend nicht mehr endlos seh'. Ich weiß nun, daß ich's ändern kann, jeden Tag und jede Stunde. Sieh mich nicht so an. Erschrick nicht. Ich bin nicht so wild und unbändig, wie Du denkst. Nein, ich will still und ruhig sein. Und wir wollen aushalten, wie Du sagst und wollen hoffen und harren, bis wir groß sind und unser Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Baltin, so haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt. Und dann sind wir glücklich. Ach, wie mir so leicht um's Herz geworden. Und nun komm, und laß uns gehn. Die Sonn' ist unter und die letzten Heerden sind eben herein.“

Er war es zufrieden und sie wandten sich und gingen heimwärts, erst unter dem Nußbaum hin und dann über die kleine Zugbrücke fort, die von dem inneren Burghof in den Außenhof führte. In dem Sumpfwasser unter ihnen stand das Rohr und wuchs hoch hinauf bis an das Brückengebälk. Ein paar blaue Dolden, blattlos und auf langen Stielen, blühten einsam dazwischen. Und nun waren sie wieder jenseits und sahen, daß alle Arbeit in Hof und Tenne schwieg. Die Mädchen, die beim Flachsbrechen gewesen

waren, hatten sich mit den Knechten auf Bretter und Balken gesetzt, die hoch aufgeschichtet an einem Hollunderzaune lagen und sangen allerlei Lieder, Lustiges und Schelmisches, und neckten sich untereinander. Als sie aber des jungen Paares ansichtig wurden, brachen sie plötzlich ab und nahmen wie von selber die Weise wieder auf, die sie, eine Stunde vorher, bei Beider Kommen gesungen hatten:

„Ach Tochter, herzlichste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Wied' auf deine jüngste Schwester
Und laß sie mit dir gehn.“

„Ach Mutter, herzlichste Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja all' die Blumen,
Die im grünen Walde find.“

Baltin und Grete waren rascher zugehritten und die letzten Worte des Liedes verklangen ihnen unklar und halbgehört. Aber die Weise traf noch ihr Ohr, als sie das Burgtbor schon lang im Rücken hatten.

10. Zu Weihnachten.

„Ich kann nun wieder leben“, hatte Grete gesagt, und wirklich, das Leben wurd' ihr leichter seitdem. Ein beinah freudiger Troß, dem sie sich, auch wenn sie gehorchte, hingeben konnte, half ihr über alle Kränkungen hinweg. Sie gehorachte ja nur noch, weil sie gehorchen wollte. Wollte sie nicht mehr, so konnte sie, wie sie zu Baltin gesagt hatte, jeden Tag „dem Spiel ein Ende machen.“ Und wirklich, ein Spiel war es nur noch, oder sie wußt' es doch in diesem Lichte zu sehen. Das gab ihr eine wunderbare Kraft, und wenn sie dann spät Abends in ihre Liebestube hinauffstieg, die sie, seit das Kind unten aus der ersten Pflege war, wieder mit Reginen bewohnte, so gelang es ihr mit dieser zu lachen und zu scherzen. Und wenn es dann hieß „aber nun schlafe, Gret!“, dann wickelte sie sich freilich in ihre Decken und schwieg, aber nur, um sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehen, und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war groß und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht, ihr Troß wurde Demuth, und an Stelle des bösen Engels, der ihren Tag beherrscht hatte, saß nun ihr guter Engel an ihrem Bett. Und wenn sie dann andren Tags erwachte und hinunter sah auf den Garten, und den Pfau auf seiner Stange kreischen hörte, dann fragte sie sich: „Bist Du noch Du selbst? Bist Du noch unglücklich?“ Und mitunter wußte sie's kaum. Aber freilich auch andere Tage kamen, wo sie's wußte, nur allzu gut, und wo weder ihr guter noch ihr böser Engel, weder ihre Demuth noch ihr Troß sie vor einem immer bitterer und leidenschaftlicher aufgährenden Groll zu schützen wußte.

Ein solcher Tag, und der bittersten einer, war der Weihnachtstag, an dem auch diesmal ein Christbaum angezündet wurde. Aber nicht für Grete. Grete war ja groß, nein, nur für das Kleine, das denn auch nach den Lichtern haschte und vor allem nach dem Goldschaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s ist Gerdt's Kind“ sagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habsucht immer ein Abscheu war; und sie wandte sich ihren eigenen Geschenken zu. Es waren ihrer nicht allzu viele: Lebkuchen und Äpfel und Nüsse, sammt einem dicken Spangen-Gesangbuch (trotzdem sie schon zwei dergleichen hatte), auf dessen Titelblatt in großen Buchstaben und von Trud's eigener Hand geschrieben war: Sprüche Salomonis Kap. 16, Vers 18.

Sie kannte den Vers nicht, wußte aber, daß er ihr nichts Gutes bedeuten könne, und sobald sich's gab, war sie treppauf, um in der großen Bibel nachzuschlagen. Und nun laß sie: „Wer zu Grunde gehen soll, der wird stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall.“

Es schien nicht, daß sie verwirrt oder irgendwie betroffen war, sie strich nur, schnell entschlossen, die von Trud eingeschriebene Zeile mit einer dicken Feder durch, blätterte hastig in dem alten Testamente weiter, als ob sie nach einer bekannten, aber ihrem Gedächtniß wieder halbentfallenen Stelle suche, und schrieb dann ihrerseits die Prophetenstelle darunter, die des alten Jacob Minder's letzte Mahnung an Trud enthalten hatte: „Lasse die Waisen Gnade bei Dir finden.“ Und nun flog sie wieder treppab und legte das Buch an seinen alten Platz. Trud aber hatte wohl bemerkt, was um sie her vorgegangen, und als sie mit Gerdt allein im Zimmer war, sah sie nach und ja, sie sich verärgerte: „sieh und lies!“ Und er nahm nun selber die Bibel, laß und lachte vor sich hin, wie wenn er sich ihrer Niedertracht überhebe. Denn seine hämische Natur kannte nichts Lieb'res als den Acker der Leute, seine Frau nicht ausgenommen. Zwischen dieser aber und Gretchen unterblieb jedes Wort, und als der Fasching kam, den die Stadt diesmal ausnahmsweise prächtig mit Aufzügen und allerlei Mummenschanz feierte, schien der Zwischenfall vergessen. Und auch um Ostern, als sich alles zu dem herkömmlichen großen Kirchgang rüstete, hütete sich Trud wohl, nach dem Buche zu fragen. Wußte sie doch, daß es Gret' unter dem Weißzeug ihrer Truhe versteckt hatte. Denn sie mocht' es nicht sehen.

11. Der Herr Churfürst kommt.

Und nun war Hochsommerzeit (der längste Tag schon um vier Wochen vorüber) und die Bürger, wenn sie spät Abends aus dem Rathhauskeller heimgingen, versicherten einander, was übrigens Niemand bestritt, „daß die Tage schon wieder kürzer würden.“ Da kam an einem Mittelwochen plötzlich die Nachricht in die Stadt, daß der allernädigste Herr Churfürst einzutreffen und einen Tag und eine Nacht auf seiner Burg Tangermünde zuzubringen gedenke. Das gab ein großes Aufsehen, und noch mehr der Unruhe, weil der Herr Churfürst in eben jenen Tagen nicht bloß von seinem lutherischen Glauben zum

reformirten übergetreten, sondern auch in Folge dieses Uebertritts die Veranlassung zu großer Mißstimmung und der Gegenstand allerheftigster Angriffe von Seiten der Tangermündischen Hitzköpfe geworden war. Und nun kam er selbst, und während Viele der nur zu begründeten Sorge lebten, um ihrer ungebührlichen und lästerlichen Rede willen zur Rechenschaft gezogen zu werden, waren andere, ihres Glaubens und Gewissens halber, in tiefer und ernstester Bedrängniß. Unter ihnen Gigas. Und diese Bedrängniß wuchs noch, als ihm am Nachmittage vorerwähnten Mittwochens durch einen Herrn vom Hofe vermeldet wurde, daß Seine churfürstliche Durchlaucht um die siebente Morgenstunde zu Sanct Stephan vorzusprechen und daselbst eine Frühpredigt zu hören gedächten. Wie dem hohen Herren begegnen? Dem Abtrünnigen, der vielleicht alles in Stadt und Land zu Abfall und Untreue heran zwingen wollte! Und so muthig Gigas war, es kam ihm doch ein Bangen und eine Schwachheit an. Aber er betete sich durch, und als der andre Morgen da war, stieg er, ohne Menschenfurcht, die kleine Kanzeltreppe hinauf und predigte über das Wort des Heilands: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Und siehe da, die holzgeschnitzte Taube des heiligen Geistes hatte nicht vergeblich über ihm geschwebt, und der Herr Churfürst, nachdem er entblößten Hauptes und „mit absonderer Aufmerksamkeit“ der Predigt gefolget war, hatte nach Schluß derselben ihm danken und ihn zu weiterer Besprechung auf seine Burg entbieten lassen. Und hier nun, wie die Chronisten melden, war Seine churfürstliche Durchlaucht dem festen und glaubenstreuen Manne nicht nur um einen Schritt oder zwei zu freundlicher Begrüßung entgegengegangen, sondern hatte demselben auch unter freiem Himmel und in Gegenwart vieler Herren vom Adel, an Eidesstatt zugesichert: „daß er seine von Gott ihm anbefohlenen Unterthanen bei dem Worte Lutheri Augsburgischer Confession belassen, eines jeden Person auch in der Freiheit seines Glaubens und Gewissens schützen wolle, in eben jener Freiheit, um derentwillen er für Seine Person das Bekenntniß der beständig habenden Lutherischen abgethan und den reformirten Glauben angenommen habe.“

Und als diese zu größerem Theile trostreiche Rede, über deren schmerzlichen Ausklang Gigas flug hinwegzuhören verstand, an Burgmeister und Rath überbracht worden war, waren Peter Gung und die Rathmannen, dazu die Geistlichen und Rectores aller fünf Kirchen, auf der Burg erschienen, um nach abgestattetem Dank und wiederholter Versicherung unverbrüchlicher Treue, den Herrn Churfürsten um die Günst anzugehen, ihm ein festlich Mahl herichten zu dürfen. Aber in der Halle seiner eigenen Burg, dieweilen ihre Rathhaus-Halle zu klein sei, um die reiche Zahl der Gäste zu fassen. Und alles war angenommen worden und hatte die Stadt um so mehr erfreut und beglückt, als bei gnädiger Entlassung der Sprecher, unter denen sich auch Werdt in vorderster Reihe befunden, seitens Sr. churf. Durchlaucht der Hoffnung Ausdruck gegeben worden war, die sittigen und ehrbaren Frauen der Stadt auf seiner Burg mit erscheinen und an dem Festmahle theilnehmen zu sehn.

Und nun war dieses Mahl, unter freundlichem Beistand aller Dienerschaften des hohen Herrn, in kürzester Frist hergerichtet worden, und um die vierte Stunde bewegte sich der Zug der Geladenen, Männer und Frauen, die Lange Straße hinab, zur Burg hinauf. Die kleineren Bürgerfrauen, die von der Festlichkeit ausgeschlossen waren, sahen ihnen neidisch und spöttisch nach, und nicht zum wenigsten, als Trud und Emrenz an ihnen vorbeizogen. Denn beide waren absonderlich reich und prächtig gekleidet, in Ketten und hohen Krausen, und Emrenz, aller Zuliebe zum Troß, hatte sich ihr mit Hermelinpelz besetztes Mäntelchen nicht versagen können. Trud's Kleid aber stand steif und feierlich um sie her und bewegte sich kaum, als sie, zur Rechten ihrer Ruhme, die Straße hinunterschritt.

Und nun war Alles oben, das Mahl begann, und die gothischen Fenster mit ihren kleinen, buntgläsernen und vielhundertfältig in Blei gefassten Scheibchen standen nach Fluß und Hof hin weit offen, und die Gäste, so lang es drin ein Schweigen gab, hörten von den Zweigen des draußen stehenden Rußbaums her das Jubiliren der Vögel. Aber nicht immer schwieg es drinnen, Trinkspruch reihte sich an Trinkspruch, und wenn dann von der großen Empore herab, die zu Häupten des Churfürsten auftrug, die Stadtpfeifer einfielen und die Paukenwirbel über den Fluß hin und bis weit hinaus in die Landschaft rollten, dann hielt der Fährmann sein Boot an und die Koppelpferde horchten auf und sahen verwundert nach der sonst so stillen Burg hinüber.

12. Am Wendenstein.

Um eben diese Zeit saß Grete daheim in der Hinterstube des ersten Stock. Trud's letztes Wort an sie war gewesen: „Hüte das Kind.“ Und nun hütete sie's. Es lag in einer Wiege von Rosenholz, ein Schleiertuch über dem Köpfchen, und durch Thür und Fenster, die beide geöffnet waren, zog die Luft. Herabgelassene Vorhänge gaben Schatten, und nur ein paar Fliegen tanzten um den Thymianbusch, der an der Decke des Zimmers hing. Es regte sich nichts in dem weiten Hause.

Und doch war Jemand eingetreten: Balthin. Er hatte die Hausthür vorsichtig geöffnet, so daß die Glocke keinen Ton gegeben, und sah sich nun auf dem halb im Dämmer liegenden Flure neugierig um. Es war alles wie sonst: an dem vordersten Querbalken saßen die zwei Schwalbennester und in den Nischen standen die Schränke, erst die von Rußbaum, dann die von Kiehnholz, bis dicht an die Hofthür hin. Die Hofthür selbst aber stand auf; ein breiter Lichtstreifen fiel ein und auf dem sonnenbeschienenen Hofe saßen die Tauben und spielten im Sand, oder schritten gurrend, und dabei stolz und zierlich ihre Köpfe drehend, an dem noch stolzeren Pfau vorüber. Und dahinter war das von Wein überwachsene Gitter, von dem aus die sechs Treppenstufen niederführten, und durch die offenen Stellen des Laubes hindurch sah man die Malvenkronen und die Strauchspitzen des tiefer gelegenen Gartens. Alles märchenhaft

und wie vermunschen, und leiser noch als er in das Haus eingetreten war, stieg er jetzt die Stiege hinauf, bis er an der Schwelle der Hinterstube hieß. Es schien, daß Grete schlief, und einen Augenblick war er in Zweifel, ob er bleiben oder wieder gehen solle. Aber zuletzt rief er ihren Namen und sie sah lächelnd auf. „Komm nur,“ sagte sie, „ich schlafe nicht. Ich hüte ja das Kind. Willst Du's sehen?“

„Nein,“ sagte er, „laß es. Sehen wir's an, so wecken wir's, und ist es wach, so schreit es. Und es soll nicht wach sein, und noch weniger soll es schreien, denn ich will Dich abholen. Alle Welt ist draußen auf der Burg, und Du bist hier allein, als wär'st Du die Magd im Haus oder die Kinder-muhme. Komm, es sieht uns Niemand. Wir gehen an den Gärten hin, und die Stadtmauer giebt uns Schatten. Und sind wir erst oben, da thun wir, als jänden wir uns. Sieh, ich bin so neugierig. Und Du bist es auch, nicht wahr? Er ist ja doch eigentlich unser Landesherr. Und am End' ist es ein Unrecht ihn nicht gesehen zu haben, wenn man ihn sehen kann. Ich glaube, wir müssen ihn sehen, Grete. Was meinst Du?“

Grete lachte. „Wie gut Du die Worte stellen kannst. Sonst heißt es immer, Eva sei Schuld; aber heute nicht. Du bered'st mich, und ich soll thun, was sie mir verboten.“

„Ach, wer?“

„Nun, Du weißt es ja; Trud. Und da sitz' ich nun hier und gehorche. Und dann ist das Kleine . . .“

„Laß nur. Es schläft ja. Und Regine hütet es so gut wie Du. Komm, und eh' das Fest aus ist, sind wir wieder da. Und Du setzt Dich an Deinen alten Platz, und Niemand weiß es. Und die schlafenden Kinder haben ihren Engel.“

„Nun gut, ich komm.“ Und dabei rief sie nach der Regine, die neben dem Küchenherde saß, und ehe noch der Pfau draußen auf dem Hofe gekreicht und sein Rad geschlagen hatte, was er, wenn er Greten sah, immer zu thun pflegte, waren sie schon an ihm vorbei und zur Gartenpforte hinaus, und gingen im Schatten der Stadtmauer, ganz wie Balthin es gewollt hatte, bis an das Wasserthor, und dann über die Tangelwiesen auf die Vorstadt zu. Niemand begegnete ihnen hier; alles war wie ausgestorben; und erst als sie die „Freiheit“ passirt und den äußeren Burghof erreicht hatten, sahen sie, daß hier die kleinen Leute sammt ihrem Gefinde zu vielen Hunderten standen und den Raum bis an die Zugbrücke hin so völlig füllten, daß an ein Hineinkommen in den inneren Burghof gar nicht zu denken war.

Und so schlug denn Balthin vor, wieder hügelabwärts zu steigen und drüben auf den Elbwiesen einen Spaziergang zu machen. Grete war es zufrieden und erst als sie den Fährmann angerufen und den Fluß gekreuzt hatten, wandten sie sich wieder, um nun unbehindert auf die goldig im Scheine der Spätnachmittags-Sonne daliegende Burg zurückzusehen, und in die von drüben her herüberklingenden Lebehochs miteinzustimmen.

Aber bald waren sie's müd', und sie gingen tiefer in die hoch in Gras stehende, mit Ranunkeln und rothem Ampfer übersäte Wiese hinein, bis sie zuletzt an einen niedrigen mit Werst und Weiden besetzten Erdwall kamen, der sich quer durch die weite Wiesenlandschaft zog. Auf der Höhe dieses Wall'es lag ein Feldstein von absonderlicher Form und so dicht mit Flechten überwachsen, daß sich ein paar halbverwitterte Schrifzeichen daran nur mühsam erkennen ließen. Und auf diesen Feldstein setzten sie sich.

„Was bedeutet der Stein?“ sagte Grete.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Wendengrab.“

„Wie denn?“

„Weißt Du denn nicht? Dies ist ja das Feld, wo die große Tangerschlacht war. Heiden und Christen. Und die Christen siegten. Und zu beiden Seiten des Erdwalls, auf dem wir hier sitzen, vor uns bis dicht an den Wald und hinter uns bis dicht an den Fluß, liegen sie zu vielen Tausenden.“

„Ich glaub' es nicht. Und wenn auch, ich mag nicht davon hören. Auch nicht, wenn die Christen siegten, wie Du sagst. . . Aber sieh, wie schön.“ Und dabei zeigte sie mit der Hand auf die vor ihnen ausgebreitete Landschaft, die sie jetzt erst, von dem hochgelegenen Stein aus, mit ihrem Blick umfassen konnten. Es war dasselbe Bild, das sie letzten Herbst schon von der Burg und dem Gemäuer aus vor Augen gehabt hatten, nur die Dörfer, die damals mit nichts andrem, als ihren Kirchturmspitzen aus dem Schattenstriche des Waldes hervorgeblüht, lagen heute klar und deutlich vor ihnen, und die Strohdächer mit ihren Storchennestern ließen sich überall erkennen.

„Weißt Du, wie die Dörfer heißen?“ fragte Grete.

„Gewiß, weiß ich's. Das hier rechts ist Buch, wo der Herr von Buch lebte, der einen Schatz in unsrer Tangermünder Kirche viele Jahre lang verborgen hielt, um ihn zuletzt als Lösegeld für seinen Herrn Markgrafen zu zahlen. Denn die Magdeburger hatten ihn gefangen genommen. Und er hieß Markgraf Otto. Otto mit dem Pfeil. Ein schöner Herr und sehr ritterlich, und war ein Dichter und liebte die Frauen. Weißt Du davon?“

„Nein. . . Aber hier das Dorf mit dem blanken Wetterhahn?“

„Das ist Fischbeck.“

„Ach, das kenn' ich. Da wohnt ja der alte Pfarr. . . aber nun hab' ich seinen Namen vergessen. O, von dem weiß ich. Der war eines Fischbecker Bauern Sohn und sollte seines Vaters Pferde hüten. Aber er wollt' es nicht und lief ihm fort, denn er wußt' es bestimmt in seinem Herzen, daß er ein Geistlicher und ein frommer Mann werden müsse. Und er wurd' es auch, und nun hütet er am selben Ort sein Amt und seine Gemeinde. Und sein alter Vater hat es noch erlebt.“

„Aber Grete, woher weißt Du nur das alles? Die Geschichte von der großen Tangerschlacht und von dem Tangermünder Schatz, die weißt Du nicht, und die von dem Fischbecker Pastor weißt Du so genau!“

Grete lachte. „Und weißt Du, wie lang ich sie weiß? Seit gestern. Und weißt Du von wem? Von Gigas.“

„Das mußt Du mir erzählen.“

„Freilich. Das will ich auch. Aber da muß ich weit ausholen.“

„Thu's nur. Wir haben ja Zeit.“

„Nun sieh, Baltin, Du weißt, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken. Und Du weißt auch, um deshalb halt' ich's aus. Und immer Abends, wenn ich mit der Regine bin, les' ich von Kindern oder schönen Prinzessinnen, die vor einem bösen König oder einer bösen Königin geklohen sind, und es giebt viele solche Geschichten, und nicht blos in Märchenbüchern, viel, viel mehr als Du Dir denken kannst, und mitunter ist es mir, als wären alle Menschen irgend einmal ihrem Elend entlaufen.“

Baltin schüttelte den Kopf.

„Du schüttelst den Kopf. Und sieh, das thu' ich auch. Oder doch von Zeit zu Zeit. Und so war es auch gestern, denn ich hatte wieder einen Traum gehabt, wieder von Flucht, und es war als flüg' ich und mir war im Fliegen so wohl und so leicht. Aber als ich aufwachte, war ich bedrückt und unruhig in meinem Gemüth. Und da dacht' ich, das soll ein Ende haben: du wirfst Gigas fragen, der soll dir sagen, ob es etwas Böses ist, zu fliehen. Und so ging ich zu ihm, gestern um die Mittagstunde, trotzdem ich wohl gehört hatte, daß er selber in Sorg' und Unruh' sei.“

„Und wie fandest Du ihn?“

„Ich fand ihn in seinem Garten zwischen den Beeten, und wir gingen auf und ab, wie er's gern thut, und sprachen vielerlei, und zuletzt auch von unserm Herrn Churfürsten, der, wie wir ja schon wußten, eine Nacht und einen Tag auf seiner Tangermünder Burg zu verbleiben gedanke. Und als ich sah, daß er sich in seinem Gewissen sorgte, gerade so wie sich's Trud und Gerdt, als sie von ihm sprachen, in unserm Hause schon zugeflüstert hatten, da faßt' ich mir ein Herz und fragt' ihn: Was er wohl mein'? Ob Flucht allemalen ein böß und unrecht Ding sei? Oder ob es nicht auch ein rechtmäßig und zuständig Beginnen sein könne?“

„Und was antwortete er Dir?“

„Er schwieg eine ganze Weile. Als wir aber an die Bank kamen, die zu Ende des Mittelganges steht, sagte er: „Seh' Dich, Gret'. Und nun sage mir, wie kommst Du zu solcher Frag'?“ Aber ich gab ihm keine Antwort und wiederholte nur alles, und sah ihn fest dabei an. Und all das konnt' ich, ohne mich ihm zu verrathen, denn ich hatte wohl bemerkt, daß er an nichts als an den gnädigen und gestrengen Herrn Churfürsten dachte, der gengerisch geworden, und daß er immer nur alles Fährliche vor Augen sah, was ihm selber noch bevorstehen könne. Und endlich nahm er meine Hand, und sagte: „Ja, Grete, das ist eine schwere Frag', und ich denke, wir müssen zum Ersten allemal beten, daß wir nicht in Versuchung fallen, und zum

Zweiten, daß uns die Gnade Gottes überall, wo wir zweifelhaft und unsicher in unsrem Gemüthe sind, den rechten Weg finden lasse. Denn die richtigen Wege sind oft wechselvolle Wege, und wenn es heut unsre Pflicht ist zu gehorchen und auszuhalten, so kann es morgen unsre Pflicht sein nicht zu gehorchen und uns durch Flucht einem schlimmen Ansinnen zu entziehen. Aber Eines gilt heut und immerdar: wir müssen in unsrem Thun, ob wir nun fliehen oder aushalten, einem höheren Rufe Folge leisten.“ Und nun erzählte er mir von dem Fischbeck'schen Pastor und seiner Flucht.“

„Aber er muß Dir doch noch mehr erzählt haben?“

„Nein. Vielleicht daß er's gethan, aber der alte Peter Guntz kam und unterbrach uns. Und ich wußte ja nun auch, was ich wissen wollt' und daß auch eine Flucht das Rechte sein könne. Und als ich heimging, zählt' ich mir her, wer alles geflohen sei. Joseph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus seinem Gefängniß.“

„Aber ein Engel des Herren führte sie,“ sagte Baltin. „Und sie flohen um Gott und Glaubens willen.“

Es schien, daß diese Worte Greten in's Gewissen trafen, denn sie schwieg. Endlich aber sagte sie: „Ja, um Gott und Glaubens willen. Aber auch um Lebens und Rechtes willen. Ich mag kein Unrecht sehen, und auch keines leiden.“

„Du weißt aber, daß wir Geduld üben und unsere Feinde lieben sollen.“

„Ja, ich weiß es; aber ich kann es nicht.“

„Weil Du nicht willst.“

„Nein, ich will es nicht.“

Und als sie soweit gesprochen, wandten sie sich wieder und sahen, daß der Sonnenball unter war und die Burghürme bereits im Abendrothe glühten. „Es ist Zeit, daß wir heimgehen“, sagte Baltin, „oder wir verpassen's, und Trud ist eher zu Haus als wir.“

„Laß sie,“ sagte Grete leicht. „Ich mag nicht mehr nach Haus. Mir ist, als wäre dies mein letzter Tag, und als müßt' ich fort. Heute noch. Gleich. Willst Du?“

Baltin sah sie bang und fragend an.

„Du willst nicht? Sag's nur. Du fürchtest Dich.“

„Ich will, Grete. Ganz gewiß, ich will. Aber ich muß es einsehen, daß es nicht anders geht. Und hab' ich Dir's anders versprochen, damals auf der Burg, als die Mädchen sangen und die Sommerfäden zogen, so darfst Du mich nicht beim Worte nehmen. Es war ein Unrecht.“

Sie warf den Kopf, aber sagte nichts, und nahm seinen Arm. Und so schritten sie wieder auf die Fährle zu. Die Sterne waren bald herauf und spiegelten sich in dem stillen Strom, während Rückenwärme wie Rauchsäulen über ihnen standen. Oben auf der Burg schimmerten noch die Lichter, sonst aber war alles still, und nur aus weiter Ferne her hörte man noch ein Singen, das mehr und mehr verklang. Es waren die kleinen Leute, die,

sammt ihrem Gesinde, vom Außenhose her wieder in die Stadt zogen. Und dazu klatschten eintönig die Ruderschläge des Fährboot's, und nun lief es auf, und Baltin und Grete sprangen ans Ufer.

Die Stadt gedachten sie soweit wie möglich zu meiden und nahmen ihren Weg an den Tangerwiesen hin, über die jetzt, mit ihnen zugleich, feuchte, weiße Nebel zogen. Die hohen Nachtkerzen ragten mit ihren Spitzen über die Nebelstreifen fort und mischten ihren Duft mit dem Dufte des Heues, das frisch-gemäht zu beiden Seiten des Weges lag. Sie sprachen nicht, und Baltin suchte nur den Fledermäusen zu wehren, die, von dem alten Kirchengemäuer her, neben und über ihnen flatterten. So kamen sie bis an das Wasserthor und bogen in denselben Zirkelgang ein, auf dem sie gekommen waren, immer zwischen den Gärten und der Stadtmauer hin. Und nun hielten sie vor der Minde'schen Gartenpforte.

„Gute Nacht, Baltin“, sagte Grete ruhig und beinahe gleichgültig. Als dieser aber ging ohne sich umzusehen, rief sie noch einmal seinen Namen. Und er wandte sich wieder und lief auf sie zu. Und sie umarmten sich und küßten sich. „Vergiß, Baltin, was ich gesagt hab'. Ich weiß, daß Du Dich nicht fürchtest. Denn Du liebst mich. Und die sich lieben, die fürchten sich nicht. Und nun noch Eines. Komm in einer halben Stund' in den Garten, in Euren, und wart' auf mich. Mir ist so wunderbar, und ich muß Dich noch sehen. Denn sieh, ich weiß es, es geschieht etwas; ich fühl' es ganz deutlich hier.“ Und dabei legte sie die Hand auf's Herz und zitterte.

Und er versprach es, und sie trennten sich.

13. Flucht.

Die Pforte war nur angelehnt, und schon vom Garten aus ließ sich's erkennen, daß Trud inzwischen ins Haus zurückgekehrt sein müsse. Die Fenster-Vorhänge hingen noch herab und das rasch wechselnde Schattenspiel zeigte deutlich, daß ein Licht dahinter hin und her getragen wurde. Grete stieg nun die Stufen hinauf, die von dem Garten in den Hof führten; drückte das Gitter ins Schloß und fühlte sich, über Flur und Treppe hin, bis an das Hinterzimmer des oberen Stock's. Die Thüre stand noch offen, wohl der Schwüle halber, und Grete sah hinein. Was sie sah, war nur das Erwartete. Die Wiegendecke lag zurückgeschlagen, und Trud, in allem Putz und Staat, den sie bei der Festlichkeit getragen, mühte sich in gebückter Stellung um das Kind, das still dalag, und nur dann und wann in Krämpfen zusammenzuckte. Ihre hohe Krause war zerdrückt, ihr Haar halb herabgefallen; ihren silbernen Hafengürtel aber, der ihr beim Aufnehmen und Niederlegen des Kindes hinderlich gewesen sein mochte, hatte sie von sich gethan und über das Fußbrettchen der Wiege gehängt. Und jetzt richtete sie sich auf und sah Greten vor sich stehen.

„Ei, Grete. Schon da!“ sagte sie bitter, aber ersichtlich noch mit ihrer inneren Erregung kämpfend. „Wo warst Du?“

„Fort.“

„Fort? Und ich hatt' es Dir doch verboten.“

„Verboten?“

„Ja! Und nun sieh das Kind. Ein Wunder Gottes, wenn es uns am Leben bleibt. Und wenn es stirbt, so bist Du Schuld.“

„Das darfst Du nicht sagen, Trud,“ antwortete Grete ruhig, während es um ihren Mund zuckte. „Schilt mich. Schilt mich, daß ich ging, das darfst Du, das magst Du thun. Aber Du darfst mich nicht schelten um des Kindes willen. An dem Kind ist nichts versäumt. Ich ließ es bei Reginen, und Regine, was sag' ich, ist dreißig Jahr im Haus. Und war Kindermuhme bei Gerdt, und dann war sie's bei mir, und hat mich groß gezogen.“

„Ja, das hat sie. Aber wozu? Du weißt es und ich weiß es auch. Und die Stadt wird es bald genug erfahren . . . Armes Ding Du! Aber 's ist Erbschaft.“

„Sage nicht das, Trud. Nichts von ihr. Ich will davon nicht hören.“

„Aber Du sollst es. Undankbare Kreatur!“

Grete lachte.

„Lache nur, Bettelkind! Denn das bist Du. Nichts weiter. Eine jahrende Frau war sie, und Keiner weiß, woher sie kam. Aber jetzt kennen wir sie, denn wir kennen Dich. Eine fremde Brut seid Ihr, und der Teufel sieht Euch aus Euren schwarzen Augen.“

„Das lügst Du.“

Trud aber, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, erhob ihre Hand und schlug nach ihr.

Grete war einen Schritt zurückgetreten, und es flimmerte ihr vor den Augen. Dann, ohne zu wissen was sie that, griff sie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel und schleuderte ihn der verhassten Schwieger in's Gesicht. Diese, vor Schmerz aufschreiend, wankte und hielt sich mühsam an einem hinter ihr stehenden Tischchen, und Grete sah nun, daß die scharfen Ecken des langen silbernen Gehänges Trud's Stirn oder Schläfe schwer verletzt haben mußten, denn ein Blutstreifen rann über ihre linke Wange. Aber sie schrak vor diesem Anblick nicht zurück und hatte nichts als das doppelt selige Gefühl ihres befriedigten Hasses und ihrer errungenen Freiheit. Ja, Freiheit! Sie war dieses Haus nun los. Denn das stand fest in ihrer Seele, daß sie nicht länger bleiben könne. Fort. Gleich. Und sie flog die Treppe hinab und über Flur und Hof in den Garten.

Da wuchsen wieder die Himbeerbüsche wie damals, wo sie hier mit Baltin zwischen dem hohen Gezweig gestanden und über den Hänfling und sein Nest geplaudert hatte; aber ihre verwilderte Seele dachte jener Stunden stillen Glückes nicht mehr. Sie kletterte nur rasch hinauf und horchte gespannt, ob Baltin schon da sei. Er war es noch nicht. Und so sprang sie vom Zaun in den Bernitz'schen Garten hinunter und versteckte sich in der Laube.

Denn daß er kommen würde, das wußte sie.

(Schluß folgt.)



Die Salzburger Emigranten.

Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich
ein Zeugniß für die Kirchenpolitik der Hohenzollern.

Von

G. Baur.

— Leipzig. —

In den Sommermonaten des Jahres 1732 waren viele protestantische Städte des östlichen Deutschlands, insbesondere Sachsens, der Schauplatz eines regen und eigenthümlich bewegten Lebens. In größeren oder geringeren Zwischenräumen kamen große Pilgerzüge in ihnen an, Hunderte von Personen jeglichen Alters und Geschlechtes, in fremdartiger Tracht und eine fremdartige Mundart redend. In ernstem, geordnetem Zuge kamen sie, geistliche Lieder singend, von Süden heran. Vor der Stadt vom Magistrat, von der Geistlichkeit, von der Schuljugend und ihren Lehrern feierlich empfangen und unter festlichem Gesang und Glockengeläute zur Stadt geleitet, wurden sie in den Kirchen mit dem Brode des Lebens gespeist, in den Häusern von einer Gastfreundschaft, die sich selbst nicht genug thun konnte, mit leiblicher Nahrung und Kleidern versorgt und dann nach mehrtägiger Rast, reichlich beschenkt, auf ihren nach Norden führenden Weg unter Gebet und Segenswünschen für ihren Ausgang und Eingang weiter entsendet. Zwei von diesen Pilgern, Thomas Ammeyer und Simon Schwäger, erreichten in Chemnitz das Ziel ihrer Pilgerschaft und fanden am 30. Juli 1732 auf dem dortigen Kirchhofe ihre letzte irdische Ruhestätte. Und die Inschrift auf dem Leichenstein, welchen Chemnitzer Bürger ihnen setzen ließen, sagt uns, was diese Pilger eigentlich für Leute gewesen sind. Es waren, wie es dort heißt, „Pilgrime aus dem Erzbischofthum Salzburg, welche um der alleinseligmachenden evangelischen Lehre willen mit ruhiger Seele und stillem Geiste ihr Vaterland und zeitliches Vermögen verließen.“ Den Blick von der Erde,

wo wir ja keine bleibende Statt haben, zu der unvergänglichen himmlischen Statt erhoben, zogen sie getrosten Muthes der neuen Heimat zu, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinem Lande ihnen hochherzig angeboten hatte. Und was hatte es nun mit diesen Pilgern aus Salzburg für eine nähere Bewandniß? Eine Beantwortung dieser Frage durch eine kurze Geschichte der Salzburger Emigranten rollt ein eben so erhebendes als ergreifendes Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora vor uns auf.

Die Emigration oder Auswanderung steht in einem eigenthümlichen Verhältniß zur geoffenbarten Religion, und zwar nach zwei verschiedenen Richtungen hin, für welche die Auswanderung Abrahams nach Kanaan und die Auswanderung Israels aus Aegypten vorbildlich sind. Einmal nämlich hat die natürliche Religion, weil sie eben nichts anderes ist, als das Erzeugniß der natürlichen religiösen Anlage des Volkes, welchem sie angehört, immer einen nationalen Charakter, sie ist an ein bestimmtes Land und Volk gebunden und trachtet nicht, darüber hinaus sich auszubreiten. Die geoffenbarte Religion dagegen beruht auf einem höheren Princip, welches dem natürlichen Leben der Menschen eingepflanzt werden soll, und darum wohnt ihr mit Nothwendigkeit der Trieb, sich auszubreiten bei. Von diesem Triebe erfüllt, ist Abraham, sobald ihm das höhere Princip der alttestamentlichen Offenbarung aufgegangen war, aus der Umgebung seiner heidnischen Stammesgenossen nach Kanaan ausgewandert in das Land, von welchem, wie die vorbereitende Offenbarung des alten, so die vollendende Offenbarung des neuen Bundes über die Menschheit sich ausbreiten sollte. Auf der andern Seite hat die natürliche Religion von Seiten des Volkes, inmitten dessen sie erwachsen ist, keine Verfolgung zu gewärtigen, weil eben alle von Natur ihre Anhänger sind. Wohl aber kann der natürliche Volksgeist auf Grund des Aberglaubens seiner natürlichen Religion gegen den besseren Glauben der Befenner der geoffenbarten Religion sich empören, welche unter einem Volke leben. Das haben die Israeliten in Aegypten erfahren, und darum sind auch sie ausgewandert, um sich eine Stätte zu suchen, an welcher sie dem wahren Gott, der sich ihnen geoffenbart hatte, ungehindert dienen könnten. Auch im Christenthum hat nun nach diesen beiden Seiten hin noch Auswanderung stattgefunden. Um das Evangelium auszubreiten, hat der Heiland seinen Aposteln geboten, hinauszugehen in alle Welt, und um das Evangelium vor Verfolgung zu bewahren, haben viele Glieder der ersten Christengemeinde Jerusalem verlassen, und auch das hat ja freilich der wunderbare Gott, der, was Menschen böse zu machen gedenken, gut zu machen weiß, seinem Evangelium zu Segen gewendet. Aber leider sind Auswanderungen der letzteren Art nicht bloß durch Verfolgungen veranlaßt worden, welche Juden und Heiden über die christliche Gemeinde verhängten, sondern auch durch solche, welche Christen gegen Christen ergingen ließen, insbesondere durch die, welche die römische Kirche gegen diejenigen

heraufbeschwor, denen Christus mehr gilt, als der Papst, und das feste Wort Gottes mehr, als die kirchliche Ueberlieferung.

In Frankreich wurnach langen furchtbaren Kämpfen endlich im Jahre 1598 von Heinrich IV. durch das für unwiderruflich erklärte Edict von Nantes den Evangelischen volles Staatsbürgerrecht, Glaubensfreiheit und unter gewissen Beschränkungen sogar das Recht öffentlichen Gottesdienstes verbürgt worden. Im darauf folgenden Jahrhundert aber suchte Ludwig XIV. in der zweiten Hälfte seiner zweiundsiebzigjährigen Regierung theils die von ihm angestrebte staatliche Einheit seines Reiches auch durch Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zu stärken, theils die Schuld seines früheren lockeren Lebens durch kirchliche Strenge gut zu machen. Nachdem durch Hofgunst und Bestechungen die Zurückführung Einzelner in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche gelungen war, griff man, um Massenbefehrungen zu bewerkstelligen, zu dem kräftigeren Mittel der grausamsten und raffinirtesten Verfolgung, und im Jahre 1685 wurde das „unwiderrufliche“ Edict von Nantes kurzweg aufgehoben. Eine halbe Million der intelligentesten, kunstfleißigsten und rechtschaffensten Unterthanen Frankreichs entzog sich diesen Verfolgungen durch Auswanderung nach Holland und namentlich nach Brandenburg. Denn hier hatte der große Kurfürst, nachdem seine energischen Proteste gegen das Verfahren des französischen Königs sich als fruchtlos erwiesen hatten, auf die Aufhebung des Edicts von Nantes mit seinem Edict von Potsdam, vom 29. October 1685, geantwortet, durch welches er den verfolgten Glaubensgenossen unter den günstigsten Bedingungen in seinem Lande eine neue Heimat anbot.

Man sollte denken, daß solche Verfolgungen, wie sie in Frankreich stattfanden, in Deutschland infolge der Bestimmungen des westphälischen Friedens vom Jahre 1648 unmöglich gewesen seien. Aber es ist eben eine, obwohl noch weit verbreitete, doch irthümliche Meinung, daß durch diesen Frieden allen Angehörigen der evangelischen wie der römischen Kirche freier, ⁱⁿ ^{den} katholischen Familien worden sei. Vielmehr wurde nur den deutschen ^{Unter} den mehr als ^{für} Fürsten und reichsstädtischen Obrigkeiten, dieses Recht eingeräumt. Daher blieben unter einer Regierung von der einen Confession die Befenner der andern nur geduldet, so daß sie beispieisweise mit einem bloßen Hausgottesdienste sich begnügen mußten. Wurde ihnen der Druck, welchen die herrschende Confession ausübte, unerträglich, so bot nur das ihnen vorbehaltene traurige Recht der Auswanderung das Mittel dar, sich ihm zu entziehen. Auch das Toleranz-Edict Josephs II., dessen hundertjähriges Gedächtniß in zwei Jahren gefeiert werden wird, hat den Evangelischen in Oesterreich neben dem vollen Staatsbürgerrecht nur die Freiheit eines stillen Gottesdienstes gewährt und in Tirol und Ungarn niemals Geltung erhalten. Ja sogar die Bundesacte von 1815 hat nur verordnet, daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied der bürgerlichen und politischen Rechte begründe, und das Revolutionsjahr 1848

hat hinzukommen müssen, um den österreichischen Protestanten das Recht zu verschaffen, anstatt bloßer Bethäuser wirkliche Kirchen mit Thürmen und Glocken zu erbauen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß evangelische Unterthanen unter Regierungen römischen Bekenntnisses sich übler befanden, als umgekehrt. Denn eben so gewiß, als die römische Kirche durch ihr Princip, weil sie sich eben für die alleinseligmachende hält, genöthigt ist, intolerant zu sein, muß die evangelische Kirche Toleranz üben, weil sie doch auch den Angehörigen anderer christlicher Bekenntnisse die Möglichkeit zum Heile zu gelangen nicht abspricht. Und eben so natürlich ist es, daß unter der Regierung geistlicher Fürsten die evangelischen Unterthanen jenen Druck ganz besonders schwer empfanden. Ein solches geistliches Fürstenthum war nun das Erzbisthum Salzburg.

Dieses deutsche Reichsland umfaßte in der Zeit vor der Emigration auf 180 Qu.-M. 250,000 Einwohner. Nach dem weiphalischen Frieden war es neben den drei geistlichen Kurfürstenthümern, Mainz, Köln und Trier, das einzige deutsche Erzbisthum geblieben. Und sein Erzbischof war mit mancherlei werthvollen Vorrechten ausgestattet. Er durfte den Adel verleihen, Geld prägen und Zölle erheben, führte auf dem Reichstage, abwechselnd mit den Erzherzögen von Oesterreich, das Directorium des Fürstencollegiums und auf der geistlichen Fürstenbank den Vorsitz, seine Gesandten gingen den Fürsten in Person vor, und er wurde von kaiserlicher Seite „Erw. Liebden“ titulirt, während die übrigen geistlichen Kurfürsten sich mit der Anrede „Erw. Andacht“ begnügen mußten. In Macht und Ansehen also, seinen Willen durchzusetzen, fehlte es ihm nicht. Nun hatten sich bekanntlich um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens (1555) neun Zehntel aller Deutschen der Reformation zugewandt. Wie in Baiern und Oesterreich, so hatte sie auch in Salzburg Eingang gefunden. Anhänger jener von der römischen Kirche geächteten Männer, welche man als Reformatoren vor der Reformation bezeichnet hat, Waldenser und Hussiten, hatten sich in die salzburgischen Berge geflüchtet und ihr dort den Weg bereitet. Im Jahr 1520, im Jahr, in welchem Luther, Freund und Gönner Luthers, Johann von Sickingen gebürtig, Hofprediger des Erzbischofs und blieb es bis zu seinem 1524 erfolgten Tode. Seine mystischer Beschaulichkeit zugewandte Geistesrichtung vermochte es, mit dem römischen Kirchenthume sich zurecht zu finden, und er trat der Reformation äußerlich nicht bei; aber seine weitverbreiteten, von evangelischem Geiste durchdrungenen Erbauungsschriften halfen ihren Ideen Eingang verschaffen. Und die Bauern und Bergleute Salzburgs horchten gern den Predigten, welche ein Sohn ihres Standes so hell und gewaltig aus Wittenberg erschallen ließ; und selbst in der Residenzstadt des Erzbischofs bekannten sich viele Bürger, und gerade die reichsten und angesehensten, zu Luthers Lehre.

Aber schon hatte jener Orden, welcher zuerst der Bekehrung der Heiden zur römischen Kirche sich hatte widmen wollen, dann aber in der Zurück-

bekehrung der evangelischen Ketzer eine nähere und wichtigere Pflicht erkannte, sein Werk der Gegepreformation in Angriff genommen. Von ihrem Geiste ergriffen, befaß der Erzbischof Wolfgang Dietrich von Raitmann, gleich nachdem er 1587 den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte, daß alle seine Unterthanen entweder zur römischen Kirche sich bekennen oder das Land verlassen sollten. Schon damals, sowie unter Wolfgang Dietrichs Nachfolger, wanderten viele Evangelische aus, während die Zurückbleibenden sich den äußern Formen des Gottesdienstes der römischen Kirche bequemen und in der Stille ihren evangelischen Glauben zu hegen und zu pflegen fortführen. Einige nachfolgende mildere Herren ließen sie dabei auch gewähren, bis 1668 Maximilian Gandolf folgte. Wie damals viele deutsche Fürsten und Fürstchen in Ludwig XIV., der sich gern den Großen nennen ließ, ihr höchstes Vorbild erkannten, so schienen auch den neuen Erzbischof die Vorbeeren nicht schlafen zu lassen, welche der französische König durch Verfolgung seiner evangelischen Unterthanen sammelte. Im Jahre 1684, ein Jahr vor der Aufhebung des Edictes von Nantes, entdeckte man, daß die lutherische Lehre in dem Tefzregger Thal eine besonders große Zahl von Anhängern gefunden hatte. Der Erzbischof ließ mehrere von ihnen gefänglich einziehen und auf das Härteste behandeln. Nach ihrer Freilassung mußten sie ein Glaubensbekenntniß ablegen; und als sie darauf die durch den westphälischen Frieden ihnen zugesicherte Erlaubniß auszuwandern erbat, wurden zuerst noch Bekehrungsversuche mit ihnen angestellt, indem man ihnen ihre Vergarheit nahm, ihre väterlichen Erbüter ihnen entzog und deren Verkauf untersagte, ihre evangelischen Bücher und Schriften verbrannte und sie vierzehn Tage lang bei Wasser und Brod schwere Zwangsarbeit thun ließ. Einige ließen sich dadurch einschüchtern und schworen den evangelischen Glauben ab. Andere entflohen heimlich und unter Zurücklassung ihrer Habe mit Weib und Kind. Die standhaft Gebliebenen wurden sammt ihren Frauen mit Gewalt zum Lande hinausgestoßen, mußten aber ihre Güter und Kinder zurücklassen, damit letztere katholischen Familien oder Instituten zur Erziehung übergeben würden. Unter den mehr als tausend Vertriebenen, welche so in dem kalten Winter 1684—85 ihre Heimat hatten verlassen müssen, befand sich auch jener Joseph Schaidberger aus Dürrenberg bei Hallein, welcher als Verfasser nicht bloß des berühmten Emigrantenliedes, sondern auch mehrerer belehrenden und erbaulichen Schriften bei seinen Glaubens- und Leidensgenossen in der Heimat und in der Fremde ein wohlverdientes Ansehen gewonnen hatte. Mehrmals hat er von Nürnberg aus, wo er mit seiner Hände Arbeit sich nährte und erst 1733 gestorben ist, sich wieder heimlich in seine lieben Berge gewagt und die Bedrängten zu geduldigem Ausharren ermahnt, aber vergeblich versucht, seine Kinder wieder zu erhalten. Man fragt billig: Gab es denn keine Behörde, keine Macht im deutschen Reiche, um seine Bürger gegen solche himmelschreiende Vergewaltigung zu schützen und den Reichsgefeßten Ansehen und Geltung zu verschaffen? Allerdings befand sich bei dem

1520 wurde der belann-
 Staubh. aus Meichen

Reichstage zu Regensburg das sogenannte Corpus evangelicorum als die Behörde, welche die Rechte der evangelischen Reichsstände und Unterthanen zu bewahren hatte, und man ließ es auch an Beschwerden über die Rechtsverletzungen, welche der Erzbischof sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht fehlen. Der aber meinte, die Bestimmungen des westphälischen Friedens litten hier gar keine Anwendung, weil die Verfolgten weder Lutheraner noch Reformirte, sondern nichts als gottlose Schwärmer und Rebellen seien. Und als evangelische Fürsten auf diese Anmaßung, mit welcher der römische Bischof zu entscheiden sich unterstand, was evangelisch sei und was nicht, fast allzu geduldig damit antworteten, daß sie von ihren Theologen den Glauben der Emigrirten prüfen und seine evangelische Correctheit bestätigen ließen, da hieß es wieder, das Tefregger Thal gehöre zum Theil zu Oesterreich und der Erzbischof werde sich nach dem Vorgange des Kaisers richten. Und der Kaiser erließ in der That eine Verordnung, wonach einem jeden, der durch beglaubigte Zeugnisse bewiese, daß er der Augsburger Confession oder der Lehre der Reformirten angehöre, die freie Auswanderung sammt seinen Kindern zu gestatten und nach Entrichtung der gesetzlichen Abzugsgebühren zur freien Verfügung über Hab und Gut auch die erforderliche Zeit zu gewähren sei; aber der Erzbischof und seine Beamten und Geistlichen fanden Mittel und Wege, die Wirkung dieser Verordnung für die bedrängten Salzburger zu vereiteln. Einen kürzeren Weg zum Ziele versuchte auch in diesem Falle der große Kurfürst. Schon am 12. Februar 1685 richtete er an den Erzbischof ein energisches Schreiben. Er nahm sich darin der armen Emigrirten auf das wärmste an, gab dem Bischof zu bedenken, wie sein Verfahren schwerlich der römischen Kirche die Herzen gewinnen werde, wohl aber mit der Verfassung und den Fundamentalgesetzen des Reiches in entschiedenem Widerspruch stehe und ganz geeignet sei, evangelische Reichsstände zu gleichen Maßregeln gegen ihre römisch-katholischen Unterthanen zu veranlassen. Auch das half nichts. Die Vertriebenen, die eben erst als rebellische Schwarmgeister verleumdet worden waren, mußten nun wieder gute Lutheraner sein, und der Erzbischof hatte die Stirne, sich darüber verwundert zu stellen, daß ein reformirter Fürst ihrer sich anzunehmen wage, die doch in einigen Dingen den Katholiken näher ständen. Die Gefahr möglicher Repressalien aber, auf welche der Kurfürst hingedeutet hatte, fürchtete man nicht, weil man mit gutem Grunde sich darauf verlassen konnte, daß evangelische Obrigkeiten gegen ihre römisch-katholischen Unterthanen sich niemals erlauben würden, was römischerseits über die protestantischen Salzburger verhängt worden war. Man wußte eben schon damals, was neuerdings mit cynischer Offenheit ausgesprochen worden ist: Eure Schwäche ist, daß die evangelische Kirche ihrer Natur nach tolerant sein muß, und unsere Stärke, daß die römische nicht tolerant sein darf. So weit freilich ging auch der Erzbischof von Salzburg noch nicht, daß er die Verbindlichkeit deutscher Landes- und Reichsgesetze, insbesondere des westphälischen Friedensinstrumentes, darum geleugnet hätte, weil der Papst ihnen seine Bestätigung versagt habe.

Nachdem Maximilian Gandolf 1687 gestorben war, hatten die evangelischen Salzburger unter seinen minder eifrigen Nachfolgern vierzig Jahre lang leidliche Ruhe. Aber 1727 kam Leopold Anton Eleutherius von Firmian zur Regierung. Er war ein gelehrter Herr, dem auch eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt wird. Aber er war ein Freund des Bechers und der Jagd, unterhielt auch standesgemäß eine Maitresse. Das alles kostete Geld, und man hat behauptet, daß das Verlangen nach den Strafgeldern und Abzugsgebühren seiner evangelisch gesinnten Unterthanen nicht ohne Antheil an seinem Verfolgungsseifer gewesen sei. Seinen Hauptgrund aber hatte dieser offenbar darin, daß der Erzbischof, nicht obgleich, sondern eben weil ihm alles tiefere religiöse Verständniß und Interesse fehlte, durch Herstellung einer festen und gleichmäßigen äußerlichen kirchlichen Ordnung sich Ruhe verschaffen wollte und dieses Ziel auch mit äußeren Maßregeln leicht erreichen zu können meinte. So rief er denn hairische Jesuiten in's Land, welche Missionen in's Werk setzten. Die Theilnahme der Unterthanen am Kirchenbesuch, an Processionen und Wallfahrten, an Rosenkranzbeten wurde strenge überwacht und wer in einem dieser Stücke sich lässig zeigte, als des evangelischen Glaubens verdächtig verfolgt. Das eigentliche Schibuleth der kirchlichen Correctheit bildete der 1728 von Papst Benedict XIII. anbefohlene Gruß: „Gelobt sei Jesus Christ!“ mit dem Gegengruß: „In Ewigkeit, Amen!“ An sich wäre ja dieser Gruß durchaus unverfänglich gewesen, und noch heute mag er auch einen Protestanten ansprechen, wenn er ihn in katholischer Gegend vernimmt. Aber der Papst hatte zugleich verheißen, daß einem Jeden für jeden solchen Gruß 200 Tage und für ein auf dem Sterbette gesprochenes „Gelobt sei Jesus Christ!“ 2000 Jahre von den Qualen des Fegefeuers sollten abgezogen werden. Damit war jener Gruß mit einem römischen Aberglauben in eine Verbindung gebracht, welche einem aufrichtigen Protestanten seine Aneignung unmöglich machte. Die evangelischen Salzburger verweigerten ihn denn auch mit richtigem Bauerntroß und wurden nun wieder als Rebellen verfolgt, ihrer Bücher beraubt, an Geld und Freiheit gestraft und in großer Zahl zur Flucht aus dem Lande genöthigt. Aber fortgesetztes Nachspüren ergab, daß ganze Gemeinden der verfolgten Lehre anhängen. Um das wuchernde Unkraut auszurotten, wurde jede Versäumniß der gottesdienstlichen Pflicht mit einer Geldstrafe belegt, die gesetzlich 5 Gulden 15 Kr. nicht übersteigen sollte, thatsächlich aber bis auf 100 Gulden gesteigert wurde, ja es ist überliefert, daß einer zu 100 Thalern Strafe verurtheilt worden ist, weil er in der Fastenzeit eine Wurstsuppe gegessen. Auf die von den Bedrängten wiederholt zu Regensburg erhobenen Klagen hatten sich die evangelischen Stände wiederholt mit dringender Beschwerde an den Erzbischof gewandt, als dieser sich endlich entschloß, eine Commission zur Untersuchung des Sachverhaltes niederzusetzen. Vor allem war zu ermitteln, wie viel Protestanten eigentlich in Salzburg seien. Sie wurden also aufgefordert, sich vor der Commission zu melden, offenbar in der Hoffnung,

daß nur wenige die natürliche Scheu der Landleute, eine öffentliche Erklärung oder gar etwas Schriftliches von sich zu geben, überwinden würden, und daß man dann die ganze Sache als eine Geringsfügigkeit darstellen könne, die nicht der Rede und Beschwerde werth sei. Aber wie erstaunten die Herren Commissarien, als binnen drei Tagen 20,678 Personen sich als evangelisch hatten einzeichnen lassen, darunter 850 reiche Familien. Nun wurde es doch dem Erzbischof und seinen Rathgebern bange. Am 30. Juli 1731 erließ er eine ungewöhnlich gnädige Verordnung, in welcher er gründliche Untersuchung, und Abstellung aller Beschwerden verhieß, dafür aber auch ermahnte, sich stille im Hause zu halten und alle Zusammenkünfte und Rottirungen zu unterlassen. Die dadurch hergestellte Beruhigung und gewonnene Zeit benutzte dann der Landesvater, um die am gefährlichsten scheinenden Punkte militärisch besetzen zu lassen und über sein Land einen factischen Belagerungszustand zu verhängen.

Denjenigen, welchen diese Maßregeln galten, blieb die ihnen drohende Gefahr nicht verborgen. Schon am 5. August kamen in dem Marktflecken Schwarzach im Goldegger Gericht gegen dreihundert evangelische Männer zusammen, um sich zur Bewahrung ihres Glaubens im Leben und Tod zu verbinden. Im 2. Buche der Chronik, Cap. 13, V. 5, heißt es, daß Gott mit David und seinen Söhnen einen „Salzbund“ geschlossen habe. Denn bei alttestamentarischen Bundschließungen pflegte man Salz zu genießen, weil dieses, vermöge seiner erhaltenden Kraft, ein natürliches Symbol der Dauer und Beständigkeit ist. Darum gaben auch diese Salzburger ihrem Bündniß den Namen und die Form eines Salzbundes. Auf einem Tische, um welchen die Aeltesten saßen, stand ein Salzfaß. Alle Versammelten traten, Einer nach dem Andern, hinzu, tauchten einen Finger in das Salz, führten es zum Munde und schworen dann mit erhobener Rechten ihrem evangelischen Glauben treu zu bleiben bis in den Tod. Noch heute wird in dem Wirthshause zu Schwarzach die Tischplatte gezeigt, welche die Inschrift führt: „Das ist der nämliche Tisch, worauf die luterschen Bauern Salz gelect haben im Jahre 1729“ — es ist aber vielmehr 1731 gewesen. Sofort wurden einundzwanzig Aelteste und Vorleser an den Kaiser abgesandt, um persönlich dessen Schutz und Hilfe anzurufen. Aber außer zweien, die durch Baiern entkamen, wurden sie in Linz ausgegriffen und sodann in der Festung HohenSalzburg eingesperrt. Dagegen gelang es einer andern Deputation, in Regensburg die evangelischen Stände zu neuen fruchtlosen Beschwerden bei dem Erzbischof zu veranlassen, und zwei ihrer Mitglieder fanden über Kassel, wo sie mit dem König Friedrich von Schweden, einem geborenen Landgrafen von Hessen, in Unterhandlungen traten, die jedoch zu keinem Ziele führten, ihren Weg nach Berlin zu König Friedrich Wilhelm I. Dieser Monarch, den man gewohnt ist, in der Mitte seines Tabakscollegiums, oder an der Spitze seiner Wachtparade, oder als einen despotischen Vater gegenüber einem genialen Sohne sich zu denken, war gleichwohl ein nicht bloß

charakterfester, sondern auch weitblickender und hochherziger Fürst, welcher in jener Zeit, da man an den meisten deutschen Höfen seine Ehre darin suchte, die Niederlichkeit des französischen nachzuäffen, in seiner Einfachheit, Sparsamkeit und ehrenfesten protestantischen Zucht, um ein von ihm selbst ausgegangenes geflügeltes Wort zu gebrauchen, als ein „Rocher von Bronze“ dastekt. Schon hatte er die Proteste und Beschwerden seines großen Ahnherrn über das den salzburgischen Protestanten widerfahrene schreiende Unrecht öfter wieder aufgenommen. Vorsichtig, wie er war, ließ er jetzt die vielfach verdächtigten Salzburger erst von seinen Theologen auf die Reinheit ihres evangelischen Glaubens prüfen. Als sie aber diese Prüfung bestens bestanden hatten, entließ er sie mit dem Bescheide, er wolle, wenn auch gleich etliche Tausend von ihnen in sein Land kommen würden, sie alle aufnehmen, ihnen Haus und Hof, Acker und Wiesen geben und ihnen als seinen eigenen Unterthanen begegnen; zugleich wurden sie zur Rückreise nach Regensburg mit den nöthigen Geldmitteln ausgestattet.

Unterdessen fuhr man in Salzburg fort, die friedlichen Leute, die an keinen Aufstand dachten, selbst ihre Stützen ohne Widerstand sich abnehmen ließen, als Rebellen zu behandeln, ja der Erzbischof hat sich zu ihrer Uebervältigung österreichische Militärhilfe vom Kaiser aus. Dieser aber erließ vielmehr am 26. August 1731 ein Manifest, welches den Salzburgern Erledigung ihrer Beschwerden verhieß, wenn sie sich ruhig verhielten und ihre Klagen auf dem ordentlichen Wege vorbrächten. Der Erzbischof ließ es gar nicht zur Kunde seiner Unterthanen gelangen; und da nun die vom Kaiser erwarteten Beschwerdeschriften selbstverständlich ausblieben, so wurde auch er verdrüsslich und gestattete, daß zunächst das Dragonerregiment des Prinzen Eugen, der von diesem Bütteldienst seiner Soldaten sehr wenig erbaut war, am 22. September in Salzburg einrückte. Die Dragoner wurden bis zur Zahl von 50 Mann in die Häuser und Höfe der Evangelischen einquartiert, besorgten aber doch, da sie größtentheils selbst Protestanten waren, das saubere Geschäft nicht mit der gewünschten Härte und Raffinirtheit und wurden daher durch gutkatholische Kürassiere ersetzt, die nun das Befehlswerk ganz nach dem Vorbilde von Ludwigs XIV. Dragonaden betrieben. Das Geschrei der wehr- und hilflos Unterdrückten, deren Vergewaltigung auch die Glaubenslehre der römischen Kirche zu den vier himmelschreienden Sünden rechnet, drang nicht vergeblich zu den Ohren des Corpus evangelicorum. Die evangelischen Stände forderten energisch, daß der Erzbischof ihren Glaubensgenossen entweder freiere Religionsübung oder freien Abzug unter den gesetzlichen Normen gestatte. Und nun antwortete Firmian mit jenem jamosen Emigrationsmanifest, welches er, wie zum Hohn auf den Gedächtnistag der Reformation, am 31. October 1731 veröffentlichte. Es schlug den reichsgesetzlichen Bestimmungen des westphälischen Friedens geradezu in's Angesicht. War dort von einem Auswanderungsrecht die Rede, so wurde hier die Auswanderung allen evangelischen Salzburgern unter Androhung

von Leibes- und Lebensstrafen zu einer grausamen Zwangspflicht gemacht. War dort für die, welche ihren Entschluß auszuwandern kundgegeben hatten, eine Vorbereitungsfrist von drei Jahren ausbedungen, so sollten jetzt alle Nichtansässigen, Arbeiter und Tagelöhner, Knechte und Mägde, sowie alle irgendwie im erzbischöflichen Dienste Beschäftigten, binnen acht Tagen auswandern, und nur den Ansässigen wurde nach Maßgabe ihres geringeren oder größeren Vermögens eine Frist von einem bis zu drei Monaten gewährt. Der Ruf der Entrüstung, welcher sich gegen diese brutale Gewaltthat erhob, bewirkte wenigstens so viel, daß für die Ansässigen der Auswanderungstermin auf den Georgstag, also den 23 April, 1732 verlegt, auch sonst Einzelnes gemildert wurde. Aber schon in den Schlußmonaten des Vorjahres waren zuerst 800, dann 500 gewaltsam ausgetrieben worden, ohne daß man ihnen Zeit gelassen, ihren festen Besitz zu veräußern, ihre bewegliche Habe und ihre Familienglieder zu sammeln. Und noch nach der Publicirung der mildernden Verordnung übte man dieselbe Härte gegen die Nichtansässigen, deren drittehalb Tausend im Januar und Februar 1732 in die grimmige Winterfalte hinausgestoßen wurden.

Die evangelische Welt blieb von den Leiden ihrer Glaubensgenossen nicht ungerührt. In die zu Regensburg errichtete Emigrantenkasse flossen aus den evangelischen Ländern Deutschlands, aus England, Holland, Dänemark, Schweden fast eine Million Gulden (888,381) zusammen. Vor allem aber gab jetzt König Friedrich Wilhelm seiner früher im Allgemeinen ausgesprochenen Einladung durch ein Patent vom 2. Februar 1732 bestimmtere Gestalt. Er wollte die Salzburger, welche seiner Einladung zu folgen gesonnen seien, als seine Unterthanen angesehen wissen und verlangte vom Erzbischof freien und unberümmerten Abzug, von den Regierungen, deren Gebiet sie zu passiren hatten, freien Durchzug für sie. Er bewilligte jedem Mann täglich 4 Gr., jeder Frau und Magd 3, jedem Kinde 2, was damals wohl das Dreifache des Werthes bedeutete, den heutzutage ein solcher Zehrpennig haben würde. Endlich ordnete der König einen besonderen Commissar ab, der den Auswandernden mit Rath und That zur Hand sein, ihre Rechte wahren, ihre verschiedenen Züge eintheilen und dirigiren sollte. Seine Einladung fand in Salzburgs Bergen das freudigste Echo. Und nun wurde es dem Erzbischof und seinen Gefinnungsgegnern doch bange um eine herandrohende Verödung des Landes. Aber es war zu spät! Der gewaltigen Bewegung war weder durch freundliches Zureden, noch durch Gewalt mehr Einhalt zu thun. Im Gerichte Radstadt wanderten 3962 Personen aus und nur 442 blieben zurück, im Gerichte Werffen blieben von 500 ansässigen Bauern 7 übrig. Umsonst kam jetzt der Erzbischof mit dem überschaulen Vorwurf, daß Preußen ihm seine Unterthanen zur Abtrümmigkeit verleitet habe; es war nur die alte, aus der Fabel her bekannte Anklage des Wolfes, dem das weiter unten am Bache stehende Lamm das Wasser getrübt haben sollte. Um den festgesetzten Termin des Georgstages 1732 verließen gegen

14,000 Salzburger ihre Heimat. Im Ganzen betrug die Zahl der Emigranten mindestens über 22,000, wahrscheinlich gegen 30,000. Einige ließen sich in Holland, andere in Schweden, eine größere Zahl im Württembergischen nieder; in den Jahren 1733 und 34 fuhren neunundneunzig nach Amerika hinüber und gründeten an der Grenze von Südcarolina und Georgia die Colonie Ebenezer. Bei weitem die Meisten aber folgten der Einladung nach Preußen. Dorthin hat der königliche Commissar Göbel vom 1. April 1732 bis zum 7. Mai 1733 in 32 Zügen 20,694 Salzburger dirigirt. Aber wenn sie nun auch ihre Heimat in der bestimmten Aussicht verlassen konnten, in der Ferne eine neue Heimat zu finden, so blieb doch der Abschied noch schwer genug. Sie wurden von Eltern, Geschwistern, Kindern getrennt, welche ihre Verbindung mit katholischen Familien in der Heimat nicht aufgeben wollten; auch wurden vielen Auswanderern ihre Kinder mit List oder Gewalt vor-enthalten. Sie wurden im eilenden Drange ihres Auszuges mannigfaltig geschädigt an Hab und Gut, und hatten neben den Plackereien der Beamten den Hohn ihrer andersglaubenden Landsleute zu erdulden. Und wer bedenkt, wie innig gerade das Herz des Gebirgsbewohners an seinem heimatlichen Boden hängt, der wird leicht ermessen, wie den treuen Salzburgern ihr Herz bluten mußte, als sie ihren lieben Bergen das letzte Lebewohl zuriefen. Und so rollt denn die Geschichte der Salzburger Emigration von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ein ergreifendes Leidensbild aus der evangelischen Diaspora vor uns auf.

Aber auch als ein erhebendes Lebensbild stellt sie sich uns dar. Daß die Ausgewanderten in Ländern römischen Bekenntnisses nicht mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurden, darf uns nicht Wunder nehmen, doch fehlte es auch da nicht an Solchen, die sich lieber den barmherzigen Samariter als den Priester und Leviten zum Vorbilde nahmen. Aber auch von evangelischer Seite wurde ihnen hie und da mit Mißtrauen begegnet. Es bewährte sich eben an diesen als bössartige Schwärmer und Rebellen verlästerten stillen und friedlichen Leuten das alte Wort, daß auch von der unbegründetsten Verleumdung an dem Verleumdeten immer etwas hängen bleibt. Aber als man nun sah, wie ihr Glaube durch die schwersten Opfer sich bezeugte, da mußte man doch vor allem anerkennen, daß dieser Glaube jedenfalls existiren müsse. Und bei näherer Prüfung überzeugte man sich, daß diese Emigranten, obwohl sie größtentheils weder lesen noch schreiben konnten, doch in den wesentlichen Heilslehren des Evangeliums sehr wohl gegründet und in den Geschichten und Lehren der heiligen Schrift trefflich bewandert waren. Ganz besonders aber sprach zu ihren Gunsten die Art, wie ihr Glaube in ihrem Leben sich bethätigte. Ihr schlichtes, stilles und ordentliches Wesen, ihr anspruchsloses und sittsames Verhalten, ihre brüderliche Einigkeit und wechselseitig fürsorgende Treue und nicht zum wenigsten ihre lieblichen geistlichen Lieder — das Alles gewann ihnen die Herzen. Und nicht lange, so glichen ihre Züge einem Triumphzuge. Wo sie durchzogen, fanden sie

freundliche Aufnahme und Unterstützung und insbesondere zeigte sich Sachsen des Ruhmes würdig, das Mutterland des Protestantismus zu sein. In den Städten, in welchen sie eine längere Rast zu halten hatten, wurde ihnen ein festlicher Empfang bereitet. Zu ihrer Sammlung und Erbauung wurden theils außerordentliche Gottesdienste eingerichtet, theils die ordentlichen zu ihren besonderen Verhältnissen in Beziehung gesetzt. Und wie freuten sich die armen Emigranten, wenn sie nun zum erstenmal in großen und schönen, mit Thürmen und Glocken ausgestatteten Kirchen das reine Evangelium frei und öffentlich verkündigen, ihre alten lieben Lieder von einer zahlreich versammelten Gemeinde singen hörten, wenn sie draußen auf der Straße statt Spott und Verhöhnung die freundlichen Grüße evangelischer Brüder und Schwestern vernahmen, wenn sie dann als willkommenen Gastfreunde in Häuser eintraten, deren Bewohner nicht umsonst die apostolische Mahnung vernommen hatten: „Herberget gerne, und nehmet euch der Heiligen Nothdurft an!“

Als der erste Pilgerzug am 29. April 1732 in Potsdam ankam, stellte der König selbst mit Einigen eine Prüfung ihres Glaubens an, und da diese sehr befriedigend ausfiel, tröstete er sie durch den Zuspruch: „Ihr sollt es gut haben, Kinder, ihr sollt es gut bei mir haben.“ Einem zweiten Zuge begegnete er am 25. Juni, zu Wagen von Berlin kommend, in der Nähe von Zehlendorf auf der Landstraße. Er ließ die Pilger an sich vorüberziehen, rebete Einzelnen freundlich zu und bat sie dann, ihm das Lied von Weingärtner zu singen: „Auf meinen lieben Gott trau ich in Angst und Noth.“ Auf die Antwort des Commissars aber, daß den Salzburgern die Melodie nicht bekannt sei, sang der König selbst das Lied mit lauter Stimme vor, in welches nun die Pilger in freudiger Nüchternheit einstimmten und es im Vorüberziehen zu Ende sangen, worauf der König mit einem herzlichen: „Reiset mit Gott!“ sich von ihnen verabschiedete. — Erzbischof Firmian hatte sich einst im Rausche verheißt, er wolle die Ketzer aus seinem Lande ausrotten, und wenn gleich Dornen und Disteln auf den Aekern wachsen sollten. Dieses Urtheil, welches er selbst über sein Land heraufbeschworen, schien jetzt in Erfüllung zu gehen: während Salzburg vor der Emigration 250,000 Einwohner hatte, zählt es heute keine 200,000 mehr; der König von Preußen aber gewann in den Emigranten über 20,000 geschickte, arbeitjame und dankbare treue Unterthanen. Und noch größer war der geistliche Segen, welchen sie mitbrachten. Von der Gluth ihres Glaubens entzündet, flammte in manchem evangelischen Herzen das schon verglimmende Docht des Glaubens kräftig wieder auf. Man lernte die köstliche Perle wieder schätzen, für welche die Salzburger Alles hingegeben hatten, und den Werth eines gesicherten und wohlgeordneten kirchlichen Lebens, welches man nur darum nicht gehörig gewürdigt hatte, weil man es als etwas überall Selbstverständliches ansah. Auch die Lieder der Salzburger weckten ein einstimmiges Echo, vor allen Schaidbergers Emigrantenlied, welches nur in seiner ursprünglichen naiven Volksmundart noch herziger und rührender lautet, als in hochdeutscher Form:

Ich bin ein armer Egulant,
Also muß ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir auch so gegangen,
Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein,
Nach's, Herr, nach Deinem Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen:
Drum bitt' ich Dich, mein Gott und Herr,
Du woll'st mich nicht verlassen.

Ach steh' mir bei Du starker Gott,
Dir hab' ich mich ergeben,
Verlaß mich nicht in meiner Noth,
Wenn's kosten sollt mein Leben.

Den Glauben hab' ich frei bekennet,
Des darf ich mich nicht schämen;
Ob man mich einen Ketzer nennt
Und thut mir's Leben nehmen.

Ketten und Band war mir ein Ehr,
Um Jesu willen zu dulden;
Denn dieses macht die Glaubenslehr
Und nicht mein böß Verschulden.

Ob mir der Satan und die Welt
All mein Vermögen rauben;
Wenn ich nur diesen Schatz behalt,
Gott und den rechten Glauben.

Herr, wie Du willst, ich geb' mich drein,
Bei Dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen Dein
Geduldig unterschreiben.

Muß ich gleich in das Elend fort,
So will ich mich nicht wehren,
Ich hoffe doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freud' bescheren.

Nun will ich fort in Gottes Nam'n;
Alles ist mir genommen;
Doch weiß ich schon, die Himmelskron'
Werd ich einmal bekommen.

So geh' ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Ich führ mich, Gott, in eine Stadt,
Wo ich Dein Wort kann haben,
Damit will ich mich früh und spät
In meinem Herzen laben.

Soll ich in diesem Jammerthal
Noch lang in Armuth leben,
Gott wird mir dort im Himmelsjaal
Ein' besser' Wohnung geben.

Wer dieses Lieblein hat gemacht,
Der wird hier wohl genennet,
Des Papstes Lehr hat er veracht,
Und Christum frei bekennet.

Joseph Schaidberger.

Aber die Salzburger haben nicht bloß selbst gedichtet, sie haben auch durch ihre Erlebnisse zu einem der vollendetsten Werke deutscher Dichtung den Anlaß gegeben. Unter dem Titel „Das liebtthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten“ ist zu Leipzig 1732 ein Schriftchen erschienen, in welchem S. 31--36 folgende Erzählung zu lesen ist: „In Altmühl, einer Stadt im Dettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heirathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehn wolle, dieselbe zu heirathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf geht dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalsen heirathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne als auch der Emigrantin zum Besten reichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzet weiter: ob sie wohl bei seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedente sie ihm

treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heirathen wolle? Sie aber nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie beziren und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeuget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wär sie es gar wohl zufrieden, und sie wolle ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt, sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahlschaz geben, womit sie ihm ein Beutelschen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Es ist jezt von den Kennern der Goethe-Literatur anerkannt, daß Goethe in dieser Erzählung die Grundlage für Hermann und Dorothea gefunden hat. Den minder poetischen Zug von den 200 Ducaten hat er freilich weggelassen. Sonst aber hat er auch hier seine wunderbare Fähigkeit bewährt, auch die kleinsten Züge zur allgemeinen Weihe zu führen und das Wirkliche wie im Handumdrehen in die verklärende Sphäre der idealen Kunst zu erheben.

Goethe hat mit dichterischer Freiheit seinem lieblichen Idyll die weltbewegenden Stürme der französischen Revolution zum dunkeln, ernsten Hintergrunde gegeben. Die Aufgabe eines geschichtlichen Aufsatzes dagegen ist, die Ereignisse so darzustellen, wie sie auf ihrem ursprünglichen Boden sich zugetragen haben. Möge dem vorstehenden Versuche gelungen sein, was er beabsichtigte: von der leidens- und lebensvollen Salzburger Emigration ein getreues und lebendiges Bild zu geben und damit zugleich ein deutlich redendes Zeugniß von der hochherzigen und umsichtigen Kirchenpolitik der Hohenzollern.





Anton Rubinstein.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Ist das gesteigerte und immer sich mehrende Bedürfnis nach unmittelbarer Aufregung die Ursache der übergroßen Vorliebe für Musik, bei welcher alle anderen Künste vernachlässigt oder doch viel weniger beachtet bleiben? Oder ist die Tonkunst in der That ein so übermächtiges culturhistorisches Moment, daß es alle anderen zurückdrängt: hat sie eine derartige ethische Bedeutung, daß ihre Pflege die der anderen Künste entbehren läßt, so zu sagen dieselbe mit in sich einschließt? Diese Fragen drängen sich jedes Mal hervor, wenn man irgend welcher bedeutenden Erscheinung in der Musikwelt Betrachtungen widmen will. Sie hier zu erörtern ist schon deshalb nicht möglich, weil diese Studie glücklicherweise mit einem wirklichen Wesen von Fleisch und Bein zu thun hat, das thatächlich componirt und Clavier spielt, während jene Fragen aus dem Abstracten größtentheils wieder in Abstractes gelangen, und an den Thatfachen kein Zota ändern; jeder bedeutende Künstler leistet nur, wozu ihn seine Anlagen, seine Entwicklung und in letzter Instanz seine Selbst-erkenntniß, nicht sein Wollen, bestimmen; seine Ansichten und Absichten haben hierbei nur insofern Bedeutung, als sie aus den Anlagen und dem Entwicklungsgange entspringen. Und was der Unbedeutende leistet, ist für Kunstanschauungen und Prinzipien höchst gleichgiltig; ob er keusche Gesinnungen hegt, oder ob bacchantisches Feuer in seinem Busen lodert, er komponirt und spielt darum nicht besser. Er wird je nach seinen Neigungen, vielleicht auch nach seinen Interessen, dort hypocritisch der Tugend, der Geseßlichkeit huldigen, oder hier cynisch die Natur des Menschen und deren Befreiung vom Conventionalen mit großer Emphase verkündigen; sein künstlerisches Können wird darob weder dort noch hier gehoben.

Nichtsdestoweniger können die oben angeführten Fragen nicht ganz ignorirt werden. Denn sie drängen sich nicht bloß dem Betrachtenden auf, sondern sie stehen fast bei allen Beurtheilungen, den rein wissenschaftlichen, den der Tageskritiken, und bei den in Kunst- oder Salon-Gesprächen vorkommenden im Vordergrunde. Die „Idee“, die ethische Grundlage, die Tendenz, das reine Kunstfeuer, die sittliche Haltung: anderseits die Befreiung der Kunst von ästhetischer Polizei, vom hergebrachten Formenwesen, die Beseitigung der absoluten Musikmacherei, das Recht des Genius, der Selbstzweck des Menschenthums, der Mensch in seiner Urschöne, la bohème artistique, und wie alle die Dinge noch heißen mögen, sie geben gar oft den Maßstab für die Beurtheilung der künstlerischen Leistung, mehr als die eigentlichen Kunstgesetze. Stichworte sind nur zu oft die Grundlagen der Urtheile, und das Können, das künstlerische Vermögen, kommt da erst in zweiter Reihe. Daß nun das viel lesende Publikum in solcher Weise urtheile, kann nicht verwunderlich, auch nicht tadelnswerth erscheinen. Eine andere Frage ist die, ob die Künstler selbst sich dem schreibenden Parteiwesen anschließen, es unterstützen, ob sie das Kunstwerk als Ausfluß einer geistigen und entwickelten Anlage betrachten sollen oder als Product der Tendenz, die sich zur eigenen Geltendmachung der Farben oder der Klänge bedient? Die sittliche Bedeutung der Kunst leugnen ist unsinnig, denn jedes Kunstwerk ist der Ausfluß der Zeit-Ideen, die der Künstler, je nach seinen Anlagen (nicht nach seinem Willen) läutert und höher trägt, oder trübt und erniedrigt. Aber die sittliche Bedeutung als Maßstab für die Beurtheilung des Kunstwerkes anzunehmen, ist ein größerer Unsinn. Jedes wahrhaft bedeutende Kunstwerk befördert die Sittlichkeit insofern, als es den Geist vom Gemeinen abzieht und zum Zusammenfassen alles Denkens auf einen ästhetischen Gegenstand zwingt, dessen Endzweck eben das Nützliche nicht ist; jedes Kunstwerk unterliegt Gesetzen, die sich aus der Natur der Kunst, der es angehört, selbstständig entwickelt haben, die immer und immer erweitert, niemals ganz umgestoßen werden können. So lange diese Anschauungen einigermaßen festgehalten werden, so lange man versucht nicht bloß von oben nach unten Aesthetik zu decretiren, sondern von unten nach oben aufsteigend Gesichtspunkte zu gewinnen, so lange wird man auch einen Maßstab für die Erscheinungen in der Kunstwelt finden und handhaben können¹⁾; von dem Augenblicke an, als man an die Beurtheilung der Kunstwerke mit vorgebildeten Begriffen herantritt, die nicht aus den reinen Merkmalen der Kunst selbst gebildet sind, geräth man in eines der zwei großen Lager, in welche wir jetzt das musikalische Deutschland zersplittert sehen, davon jedes für sich das rechte Kunst-Princip in Anspruch nimmt. Für den Verfasser dieser Studie, der eben in keinem der Lager Dienste genommen und seine Unabhängigkeit vollständig gewahrt hat, ist es eine angenehme Aufgabe, den

1) Vergleiche Kants „Kritik der Urtheilskraft“ über den Geschmack § 13 und 16, und Fehners vortreffliche „Vorlesung über die Aesthetik“, Seite 4—7.

Leser zu einigen Betrachtungen über einen genialen Tonkünstler anzuregen, der ebenfalls, sowohl als Componist wie Clavierspieler, als Parteiloser dasteht, von keiner Partei unterstützt wird, ohne irgend welchen vorgefaßten Grundsatze nur den Regungen seines künstlerischen Naturells folgt, und seine glänzenden Erfolge nur den Leistungen und einer außerordentlich interessanten Persönlichkeit verdankt: Anton Rubinstein.

Ein Künstler, der schon als Knabe überall ungemeines Aufsehen erregte, und der nun als Mann seit etwa fünfundzwanzig Jahren, sowohl als ausübender, wie als schaffender Musiker, große und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, ist eine Erscheinung, werth, daß man sich eingehend mit ihr beschäftigt, und sie nach allen Seiten hin prüfe, die Schwächen nicht verschweige, aber auch das Gute gebührend und mehr hervorhebe, als bisher geschehen ist. Denn während Rubinstein als Pianist allüberall höchster Anerkennung und prüfungslosem Enthusiasmus begegnet, steht er als Componist oft bedingungslos verwerfender Kritik gegenüber. Und daher wird diese Studie sich noch mehr mit dem Componisten beschäftigen, als mit dem ausführenden Musiker, dem neues Lob wenig Noth thut.

Es ist eine höchst interessante und bedeutsame Erscheinung, daß die Lehrer unseres Künstlers einer anderen Richtung angehörten, als er selbst vertritt. Herr Willong, der ihm ersten Clavierunterricht gab, war gewiß ein recht tüchtiger Musiker, aber es ist kein Anzeichen von ihm geblieben, daß er ein glänzender Spieler gewesen, oder daß er der Ausbildung der Technik solch gründliche und ausgedehnte Lehrthätigkeit widmete wie Clementi und Czerny zu ihrer Zeit. Dehn, bei welchem Rubinstein Composition studirte, war nichts weniger als ein schwungvoller „Ton-dichter“, aber ein ausgezeichnete und sehr gründlicher Lehrer des Contrapunktes, der für andere Formen als die strengen wenig oder gar keine Sympathien hegte, und gegenüber der neuen Schule, zu welcher er Schumann, ja theilweise sogar Mendelssohn rechnete, eine gleichgiltige, wenn nicht ablehnende Haltung beobachtete. Nun besitzt aber Rubinstein als Pianist die weitest ausgebildete, die umfassendste Technik, als hätte er des größten Virtuosen Unterricht genossen; ja sein Vortrag erinnert oft am meisten an den Liszt¹⁾; aber als Contrapunktist wird er auch von seinen wärmsten Freunden nicht als einer aus der Dehn'schen Schule erkannt werden, und wäre vielmehr als von einem „Modernen“ gebildet zu betrachten. So sehen wir auch hier die alte Erfahrung bewährt, daß starke und reich angelegte Naturen ihren eigenen Weg gehen, und in ihrer Entwicklung durch äußere Einflüsse nur wenig bestimmt werden, vielmehr das Aeußere sich unterthan machen. Rubinstein widmete sich bis zum sechszehnten

1) Ist es nicht sonderbar, daß gerade die bedeutendsten Schüler Liszt's, Bülow und Taubig, bei all' ihren hochkünstlerischen Leistungen doch nur wenig bieten, was direct von ihrem Lehrer stammt, und ihre ganz eigene Vortragsweise ausgebildet haben, während gerade der Künstler, der Liszt's Unterricht nicht genossen hat, am meisten an ihn erinnert?

Jahre vorzugsweise dem Clavierspiele; obwohl er schon Jugendcompositionen veröffentlicht hatte, waren seine Eltern und er selbst durchaus nicht überzeugt, daß ihm ein so bedeutendes schöpferisches Talent innewohnte; ja es gab eine Zeit, allerdings von kurzer Dauer, in der sein Bruder Nicolaus als der für Composition Begabtere erschien; dieser lebt heute als Director des Conservatoriums in Moskau, ist ein vortrefflicher Clavierspieler, hat aber den Ruf eines Componisten gar nicht angestrebt. In Anton erwachte das Bewußtsein seiner Kraft in der Mitte der vierziger Jahre. Er hatte seinen Vater verloren, der vielleicht der, rasche Ertragnisse bringenden, Virtuosität des Sohnes die meiste Aufmerksamkeit zuwenden mochte; der junge verwaiste Künstler war auf sich selbst angewiesen, reiste im Verein mit dem (schon lange gestorbenen, höchst genialen) Flötisten Haindl in Ungarn umher, fand in diesem ziel- und planlosen Leben keine Befriedigung, und ließ sich in Wien nieder, wo er unter bescheidensten Verhältnissen als Musiklehrer wirkte. In jener ersten Zeit sammelte sich sein Geist zu ernstem Wirken; er widmete der Virtuosität weniger Aufmerksamkeit, und begann sich in Liedern und größeren Clavierwerken zu versuchen; so wurde er seines Werthes inne. In jener Wiener Zeit, in jener Abgeschlossenheit ward zuerst die Fantasie unsers Künstlers rege, die seither in immerwährender Thätigkeit, fast in ungestümem Drange Werke auf Werke häuft. Nach zwei Jahren verließ er Wien und ging nach Berlin, im Jahre 1848 nach seinem Vaterlande, nach Petersburg. Hier gewann er allmählich den Boden, auf welchem er in angenehmeren Verhältnissen, mit Muße die Ausarbeitung größerer Compositionen unternehmen konnte. Die Großfürstin Helene, jene unvergeßliche unerseßliche Freundin und Beschützerin der Kunst, erkannte sein Genie, und lud ihn auf ihr Schloß Kamanoi Ostrow, das er später in seinem Opus 10 verherrlicht hat: „Album de portraits“, 24 Stücke, deren jedes einen Frauennamen als Inschrift trägt, den der Großherzogin, ihrer Töchter und der Hofdamen.

Fünf Jahre verlebte der junge Künstler mit kurzen Unterbrechungen im Vaterlande, innewährend schaffend, bis er endlich im Jahre 1854 sich entschloß, seine Laufbahn als Componist in Deutschland zu beginnen. Er kam nach Leipzig. Dort erinnerten sich noch Viele eines genialen Clavier spielenden Knaben Anton Rubinstein, der auch noch später manchmal Concerte gegeben hatte. Aber von einem Componisten Rubinstein ahnte Niemandem Etwas, und die Besucher blickten erstaunt und mißtrauisch auf die großen Kisten mit Manuscripten, die der Neuangekommene in seinen Zimmern stehen hatte. Doch der ließ sich nicht beirren. Er veranstaltete ein Concert für geladene Gäste, führte eine Armee von Trios, Duos, Sonaten u. s. w. in das musikalische Feld; und am selben Abende war er ein berühmter Mann in Deutschland. Denn Leipzig, dessen Urtheil noch jetzt bedeutenden Einfluß übt, war damals die Stadt, welche die Künstler-Diplome für Deutschland, theilweise selbst für England, verlieh. Bald nach diesem Ereignisse trat Rubinstein im Gewandhausconcert auf, als Componist und als ausübender Künstler; seine Ocean-Symphonie

schlug mächtig durch, sein Clavierpiel entzündete die Hörer, und sein Ruf erscholl aller Orten. Man war erstaunt über die Schaffenskraft des jungen Meisters, der vier und zwanzig Jahre alt, bereits so Vieles und darunter so Bedeutendes componirt hatte, man pries den Fluß und die Eigenthümlichkeit seiner musikalischen Gedanken, die Vielseitigkeit seines Talentes, das sich in verschiedenartigsten Gattungen mit Leichtigkeit und Glück bewegte, das ernste und gehaltvolle Trios, originelle und von warmer Empfindung zeugende Lieder und brillante zierliche Salonstücke schuf. Und allgemein stand die Ueberzeugung fest, daß er noch sehr Bedeutendes, Einheitliches, Großes schaffen würde. Wir wollen später darlegen, warum sein Ruf als Pianist immer mehr wuchs, während der des Componisten nicht in demselben Maße zunahm.

Rubinstein verweilte damals etwa zwei Jahre in Deutschland, kehrte dann nach Petersburg zurück, besuchte aber bald wieder den Schauplatz seiner ersten Triumphe und führte neue Compositionen vor, unter denen mehrere Lieder, wir nennen beispielsweise „Alra“ und „Gelb rollt mir zu Füßen“ seither in allen Concertsälen und Musikzimmern widerhallen und nicht mehr verschwinden werden. Im Jahre 1857 ging er nach Paris, und dort errang er die glänzendsten Erfolge. Sein G-dur Concert fand begeisterte Aufnahme und sicherte ihm den Ruf als genialer Componist. Die „Philharmonische Gesellschaft“ und die „Musical Union“, die beiden bedeutendsten Concert-Vereine Londons — jener für Orchester-Werke, dieser für Kammermusik — beeilten sich, die Mitwirkung des berühmten jungen Künstlers zu gewinnen; er kam im Juni 1857 und fand auch in der englischen Hauptstadt wärmste Anerkennung, trotz der eigenthümlichen Gegnerschaft des sehr einflußreichen Berichterstatters der „Times“, der ihn heftig angriff, moegen der eben so geachtete des „Athenaeum“ nur Worte des Preises für ihn hatte. In London ist jenes B-dur-Trio entstanden, dessen erste drei Sätze zu den frischesten Compositionen Rubinstein's gehören; er spielte es — kaum war noch die Tinte getrocknet — in der Musical Union, das Scherzo mußte wiederholt werden; (die Engländer sagen „encored“ nach dem französischen *encore*)*). Trotz seiner Erfolge fühlte er sich damals nicht sehr behaglich in der Themsestadt. Er kam aus Paris, aus der Stadt, welche dem Künstler, der ihr gefällt, die größten Annehmlichkeiten bietet, in welcher die hervorragendsten Persönlichkeiten aller Kreise ihm persönlich näher treten, in welcher also die angenehmste gesellschaftliche Stellung ihm als schönster Lohn für seine Leistung geboten wird. London dagegen ist die Stadt, die den Ruhm und die bedeutende Leistung zuerst bezahlt, und erst nach und nach sich herbeiläßt, der Persönlichkeit näher zu treten. Selbst der berühmteste und bestempfohlene Künstler wird erst nach öfterer Wiederkehr Aufnahme in die Gesellschaft finden. Nur sehr Wenigen war es vergönnt, daselbst eine feste Stellung zu gewinnen; nach Mendelssohn, dessen Compositionen gleich bei ihrem Erscheinen den Engländern

*) Der Verfasser berichtet als Augenzeuge.

ganz besonders zusagten, dem die Königin ihr Wohlwollen kundgab, der neben reichen und edlen Gaben, einen berühmten Familiennamen mitbrachte und im vollen Glanze des reichen Gentleman erschien, der Bezahlung für seine Mitwirkung nicht annahm — haben nur Joachim und später noch Rubinstein eine solche Stelle einzunehmen vermocht. Der große Geiger genießt hierbei den in England unermesslichen Vortheil, daß er seit seiner Jugendzeit alljährlich wieder-gekehrt, sich in die Gewohnheiten und Sitten des Landes ganz eingelebt hat, und von den Londnern als ein Ihriger betrachtet wird, wie einst Händel. Rubinstein ging im Jahre 1858 wieder nach Petersburg. Dort fand er nicht bloß die begeistertste Aufnahme und alle möglichen Beweise der Verehrung und Bewunderung, die ihm in seiner Eigenschaft als berühmter Russe gezollt wurden, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihm als Künstler die angenehmsten erscheinen mochten. Wir müssen ihnen einige kurze Betrachtungen widmen, weil sie nicht ohne Einfluß auf seine Denkungsart, und mittelbar auf sein Wirken geblieben sind. Ich will hier, um dem Verdacht eines Widerspruches mit den eigenen Ansichten in vorhinein zu begegnen, gleich wiederholen, daß nach meiner Ueberzeugung starke, entschiedene Anlagen durch äußere Einflüsse nicht bestimmt werden können; wohl aber ist zu prüfen, ob die Verhältnisse geeignet waren, manche Neben=Neigungen zu begünstigen oder zu behindern, und ob hiedurch die Selbsterkenntniß der Anlagen befördert, oder zurückgehalten worden ist. Die Fortschritte der Physiologie und der mit dieser sich verbündenden Psychologie haben für die entschiedenen Vertreter des absoluten Idealismus nur wenig Bedeutung, da, was sich ihrem Systeme nicht anpassen läßt, ihnen als der philosophischen Forschung unwerth erscheint, oder als erst in der Entwicklung begriffen, deren letztes Resultat ihr System sein wird. Doch Eines haben diese Fortschritte festgestellt, was auch selbst die Gegner der auf Physiologie sich stützenden Seelenlehre nicht bestreiten können: daß die Lebensgebräuche, die gesellschaftlichen Gewohnheiten und die daraus entspringenden moralischen und ästhetischen Anschauungen, untrennbar sind von klimatischen und geographischen Verhältnissen, daß die Sitten und Gebräuche von Paris ebenso verschieden sein müssen von denen Berlins, als der Boden, der Himmel, die Bewässerungsverhältnisse und die zugänglichsten Nahrungsmittel der beiden Städte von einander verschieden sind. Zwar richtet sich die elegante Gesellschaft der meisten Großstädte in vielen Dingen nach dem, was Paris vorschreibt; sie weiß genau, wie lang die Schleppe und wie klein die Hüte getragen werden, und ob die Schleifen, die Schnallen und die Blumen mehr nach vorwärts zu setzen sind; welche Farbe der berühmteste Schneider von Paris, der für eine Robe unter 1500—2000 Franken seinen crayon rührt (die Nadel nimmt er nie zur Hand), besonders affectionirt, ob und welche Gemüse in den dritten oder vierten Gang kommen, und dergleichen mehr; aber bei jedem Ereignisse, das nicht unter dem Scepter der Mode steht, zeigt es sich, daß in jeder Großstadt Anschauungen und Sitten der Gesellschaft von ihren eigen=

thümlichen organischen Gesetzen geregelt werden, die wenn auch latent, doch im entscheidenden Momente maßgebend hervortreten. Hof, Adel und Bürgerthum eines großen Staates, sie folgen in ihrer Lebensweise, ihren Meinungen, ihren gerechten Urtheilen und ungerechten Vorurtheilen, in ihren Neigungen und Abneigungen gewissen physischen und moralischen Urfesetzen, die sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung nach und nach erweitert haben, deren Grundlage aber dieselbe bleibt. Die Oberfläche ändert sich vielfach, nicht der Boden, und was seiner Eigenschaft nicht entspricht, und durch künstliche Mittel emporgetrieben wird, das vergeht bald. Und was im nationalen Leben gilt, das ist auch für die Kunst bestimmend. Die Kunstwerke sind nicht zu trennen von dem Boden und der Zeit, aus welchem und in welcher sie entstanden sind. Der größte Künstler ist der, welcher die Ideen seiner Zeit am höchsten getragen hat, er ist der geistige Samen, der sich am besten entwickelt hat. Taine in seinem vortrefflichen Buche „Philosophie de l'art“ zeigt, wie jeder große Künstler, dessen Werke wir jetzt bewundern, nur der Hervorragendste einer Gruppe von zeitgenössischen Künstlern war, die über ihm vergessen worden sind; wie jedes Kunstwerk mit den Ideen und den Sitten seiner Zeit in einem inneren Zusammenhange steht, und wie die Umgebung, in welcher es entstanden ist, von großem Einflusse war. Der Künstler behandelt den Stoff je nach seinen Gaben und seinem ganzen Naturell; will er jedoch bei der Behandlung allen von der Natur bestimmten Einflüssen der Umgebung, der nationalen Ideen u. s. w. sich gewaltsam entziehen, aus den künstlerischen Traditionen seiner Nation heraustreten, und sich fremden Stil aneignen, dann wird er, wenn mit Talent begabt, geistreiche, interessante Manier erfinden, aber nicht ein bleibendes Kunstwerk schaffen. Rubinstein hat nach seiner Rückkehr von der oben erwähnten Kunstreise (1857) zehn Jahre fast ununterbrochen in Petersburg gelebt. Sein eigentlicher Wohnsitz ist auch jetzt noch daselbst, oder vielmehr ein ihm gehöriges, in der Nähe der Hauptstadt liegendes Landgut. Aber während er daselbst nur den Sommer verbringt, im Winter dagegen nach anderen Ländern reiset, hat er während jener zehn Jahre zwei künstlerische Ämter verwaltet, die ihn gerade im Winter an die Hauptstadt banden. Er leitete die Concerte „der Musikalischen Gesellschaft“ und war Director des vom Staate errichteten Conservatoriums. Jene, aus Mitgliedern des Adels- und Finanzaristokratie gebildet, hatte sich das Ziel gesteckt, die Musterwerke aller Zeiten aufführen zu lassen, und alle bedeutenden Künstler anzuworben, dieses sollte eine Pflanzschule für russische Tonkünstler werden. Man muß sich nun die Ausdehnung der Thätigkeit einer solchen Stellung und besonders deren gesellschaftliche Bedeutung vergegenwärtigen, um darnach die Einwirkung auf Rubinstein's künstlerisches Sein und Schaffen zu ermessen. Rußland ist der jüngste Civilisations-Staat von Europa, so auch seine Gesellschaft. Aber wie jener in dem kurzen Zeitraume von kaum 150 Jahren durch Waffengewalt und unvergleichliche Kunst der Diplomatie eine Höhe erreicht hat, daß er noch in einer nicht fernliegenden Periode großen Einfluß auf manche Regierungen üben,

daß er selbst noch in jüngster Zeit Unglaubliches unternehmen und durchführen konnte, so auch hat sich „die Gesellschaft“ in einer Weise entwickelt, daß sie in der Geschicklichkeit und Eleganz der Formen, im Raffinement der geistigen und physischen Genüsse, sich der von ältesten Staaten gleichstellen darf. Ja, in einem Punkte steht sie als ein Unicum in der Culturgeschichte da. Man sollte doch gewiß meinen, daß eine Gesellschaft, die ihre Bildung nicht wie die anderer Nationen aus dem Boden des eignen nationalen Lebens gezogen hat, sondern nur aus der Literatur¹⁾ und Kunst anderer Länder sich aneignen mußte, daß eine solche Gesellschaft vollständig kosmopolitisch denken und fühlen, überall heimisch sein, in jedem Lande sich zurecht finden mußte. Das vollständige Gegentheil entspricht der Wahrheit. Keine Nation der Welt besitzt solche Leichtigkeit fremde Sprachen zu lernen und mit Sicherheit handzuhaben, deren Literatur aufzufassen, sowie die Meisterwerke fremder Kunst zu erkennen, gleich den Russen — keine Nation ist je in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührt geblieben, als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken; mag er philosophische Ansichten und Phrasen aus Hegel oder Schopenhauer schöpfen (das Letztere ist meistens der Fall): die Eindrücke, die er von der Kunst und Wissenschaft empfängt, werden an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern, seine Denk- und Empfindungsweise wird immer dieselbe bleiben; er betrachtet Welt und Menschen nicht mit dem Auge des gebildeten Mannes, der bei allem Geschehenen einer inneren Nothwendigkeit nachforscht, der die Geschichte als eine Reihe solcher Nothwendigkeiten ansieht, und aus der Erkenntniß der menschlichen Natur die Ueberzeugung schöpft, daß nur das Streben nach dem Guten einigermaßen Befriedigung gewährt, und daß die Kunst allein im Stande ist, das Schöne mit dem Guten insofern zu verbinden, als sie momentan den Geist von niedrigeren Regungen fern hält und zur Schätzung einer Erscheinung um ihrer selbst und nicht um des relativen Nutzens willen anregt; der gebildete Russe betrachtet Welt und Menschen als ein zielloses Entstehen und Vergehen, dem nachzuforschen eitle Mühe wäre; die Kunst ist ihm die angenehmste Abwechselung geistig-sinnlicher Anregung und Aufregung nach bloß materiellem Genüsse, und was moralische Grundsätze betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes, in dessen innerer Entwicklung, wie in den Beziehungen zu anderen Ländern, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele führt; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört, und in dieser Ueberzeugung trifft der

¹⁾ Ich verwahre mich gegen einen etwaigen Verdacht, als wollte ich die großen Dichter und die Gelehrten russischen Stammes ignoriren. Doch wird auch ein Ultra-Panslavist nicht leugnen können, daß das eigentliche Studium der Wissenschaften und Künste in Rußland auf den Grundlagen der ausländischen Civilisation beruht.

allerconserbativste Russe mit dem überspanntesten Nihilisten zusammen. In früheren Zeiten, bis gegen die Mitte der fünfziger Jahre, mag das altadelige deutsch-russische Element, das damals in den höchsten Beamten- und Militär-Regionen stark vertreten war, einigermaßen mildernd gewirkt, eine kühlere Temperatur in den Anschauungen und Tendenzen erhalten haben — schon der Umstand, daß der größte Theil des Adels aus den Ostseeprovinzen protestantisch ist, spricht für die Richtigkeit dieser Vermuthung —, aber seit den letzten fünf und zwanzig Jahren, ist es den Anstrengungen von zwei verschiedenen Seiten gelungen, dieses Element immer mehr zu verdrängen; das specifische Ruffenthum hat die Oberhand gewonnen, es 'vereinigt die widerstrebendsten, politischen Elemente, durchdringt alle Schichten der Bevölkerung und findet entschiedensten Ausdruck in der eleganten Gesellschaft der Hauptstadt.

Daß die russische Gesellschaft die denkbar angenehmsten Formen besitzt und dem Künstler die beste Aufnahme bietet, ist bereits gesagt worden, und daß sie unserem Künstler mit Enthusiasmus und Verehrung entgegen kam, muß selbstverständlich erscheinen. Gehörte er doch zu ihr; er ist Russe, genießt europäische Berühmtheit, bekleidete eine staatliche Stellung und ist, was sehr schwer wiegt, mit einer hochachtbaren und liebenswürdigen Dame aus sehr guter russischer Familie verheirathet. Wenn nun der Künstler Jahre hindurch in fast ununterbrochenem und ausschließlichem Verkehr mit einer Gesellschaft von so entschiedener Richtung lebte, so läßt sich zwar nicht behaupten, daß sie seinem musikalischen Wirken einen besondern Stempel aufprägen konnte — denn hierzu waren seine Gaben zu mächtig, zu eigenthümlich; aber nicht zu leugnen ist, daß manche seiner Gaben sich mehr nach der Seite entfalteten, auf welcher sie bereitwilligste Bewunderung fanden, daß andere einer stärkeren Anstrengung bedurften, um zur vollen Thätigkeit zu gelangen. Es muß hier noch ein Anderes festgestellt werden: Das Kunstwerk ist in erster Reihe ein Product der individuellen Anlage; die Idee, die Erfindung, auch die Arbeit ist alleiniges Eigenthum des Künstlers; aber gewisse Färbungen, die Formen der Entwicklung, auch manche äußerliche aber charakteristische Wendungen, stehen unter dem Einflusse der Umgebung. Wad hätte auch in Italien nur strenge und hehre Werke geschaffen, aber die herbe Größe mancher seiner Composition ist vom Leben inmitten eines streng protestantischen Bürgerthums untrennbar, sowie der Auf-enthalt Handels in Italien und der Umstand, daß er für italienische Sängere in England componirte, viel beitrug zu der glanzvollen Schönheit seiner Gesänge. Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, sie haben Jeder einen ganz eigenen Styl, aber österreichische und ungarische Weisen klingen öfters in ihren Werken durch. Das Leben und Wesen des Landes, in welchem der Künstler bleibend wohnt, wird manchem seiner Werke ein Colorit verleihen, das eben nur als ein Locales zu bezeichnen ist, die Verwendung ist des Künstlers Kunst. Es kann auch nicht genug betont werden: der Künstler steht mit seiner Umgebung im Einklange oder im Widerspruche; aber dieser Widerspruch ist nur dann ein ganz natürlicher und berechtigter, wenn er auf gleichem

Boden kämpft, die nationale Grundlage nicht verläßt, wenn er, um eine alte Phrase der Logik zu gebrauchen, Contradictorisches nicht aber Conträres anstrebt. Der deutsche Componist, der um die neudeutsche Dichtung zu bekämpfen, in seinen Werken italienische Melodien anwenden wollte, wird einfach lächerlich erscheinen. Und als der geniale, edel denkende Berlioz in der Opposition gegen den Pariser Geschmack, anstatt diesen läutern zu wollen, Alles unternahm, was dem französisch-musikalischen nationalen Kunstgeiste, der Klarheit und Leutseligkeit der Form, der strammen Gruppierung, den kurzen Rhythmen, der Neigung zum eleganten Ausdruck der Empfindung ganz und gar widersprach, da hat er nach meiner Ueberzeugung einen Irrthum begangen — schuf weder Deutsches noch Französisches: Geistreiches, hoch Interessantes, Geniales, aber als Kunstwerk nicht Einheitliches; wohl strebte er nach aufwärts und berührte „mit dem Scheitel die Wolken“; aber die „unsicheren Sohlen“ ermangelten des nationalen Bodens.

Rubinstein hat nun eine Reihe von Jahren in einer Stadt und in einer Gesellschaft gelebt, die bei allem Geistreichthum dennoch Anregungen zur musikalischen Productivität nicht verleihen kann, weil ihr künstlerisches Leben ein künstlich erzeugtes, nicht aus dem nationalen Boden hervorquellendes ist. Man hört zwar in Petersburg die besten und theuersten italienischen und deutschen Sänger, auch alle berühmten Instrumental-Virtuosen; man hat ein ausgezeichnetes Orchester, das die Meisterwerke alter und neuer Componisten vortrefflich wiedergibt; Wagner und Berlioz sind in Petersburg ebenso enthusiastisch aufgenommen worden, als in Deutschland, und man hat in den Petersburger Salons die Principien des Musikdramas gewiß mit ebenso viel Feuer und Geist besprochen, als in irgend einem deutschen aristokratischen Zirkel. Aber vom rein künstlerischen Standpunkte betrachtet, verhält sich das musikalische Leben Petersburgs zu dem anderer Städte wie das Bad in einem Bassin zu dem im fließenden Wasser und in freier Luft. Jenes ist viel bequemer, sehr behaglich, oft luxuriös eingerichtet und gewährt Schutz vor Zugluft und Witterungswechsel; dieses verlangt eine gewisse Kraft und Widerstandsfähigkeit des Körpers, Sicherheit des Schwimmens und ist auch manchmal gar nicht bequem — aber für die Gesundheit ist die Wirkung jenes mit diesem nicht vergleichbar. So auch läßt sich behaupten, daß der Aufenthalt in einer kleineren Stadt, die aber ein reges organisches Musikleben besitzt, ein künstlerisch gesünderes ist, als das einer Großstadt, die so zu sagen nicht aus sich heraus Musik macht. Und was ich hier von Petersburg sage, gilt ebenso gut von London. Die Themsestadt birgt so viel regen Sinn für Musik als irgend eine, ja man hört dort noch viele ältere Compositionen, die schon lange von deutschen Concert-Programmen verschwunden sind; aber sie bezieht ihren Tonkunst-Bedarf eben aus fremder Quelle, und seit gar langer Zeit ist kein bedeutendes großes Musikwerk in England entstanden. Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse muß man staunen über die Anzahl großer und Bedeutendes enthaltender Werke, welche Rubinstein während der

Jahre in Petersburg geschaffen hat, als er zu gleicher Zeit dem Conservatorium vorstand und daselbst lehrte, die Concerte der Musikgesellschaft einstudirte und dirigirte, und dabei noch das seiner Stellung und seinem Ruhme angemessene Haus führte, was in Petersburg noch ganz andere Ausgaben bedingt, als in den übrigen Großstädten¹⁾. Es darf aber wohl auch behauptet werden, daß er ohne jenen längern Aufenthalt in der russischen Hauptstadt jene Vorliebe für orientalische und slavische Melodien nicht in dem Maße ausgebildet und ihr weniger Raum in seinen Opern und Liedern gewährt hätte. In einer Gesellschaft, welche alles Neue, Originelle mit besonderem Vergnügen aufnimmt, der selbst das Excentrische willkommen ist, wenn es nur dem Raffinement dient, wird der Künstler gar leicht verleitet, manche Eigenthümlichkeit, mit welcher er glückliche Erfolge errungen, immer mehr auszubilden, ohne zu prüfen, ob diese Eigenthümlichkeit nicht eigentlich mehr als eine Beigabe, als ein nur gelegentlich anzuwendender Zierrath betrachtet werden müsse, denn als eine künstlerische Uranlage und als Grundlage für größere Werke, d. h. ob solche Effecte dem künstlerischen Urtheile als Stil oder als Manier erschienen? In einer Gesellschaft die ohne culturhistorische Uebergangsperiode so schnell auf die Spitze der durch den Luxus geschaffenen Genüsse gelangt ist, und immerwährende, durch künstliche Reizmittel beförderte Erregung anstrebt, sich zwischen Enthusiasmus und Apathie bewegt, in einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, der imponirenden Kraft mehr Werth beizulegen, als der rein künstlerische Maßstab ihr zuerkennt, und das Ueberschwängliche auch in den Werken walten zu lassen, in welcher die Einheitlichkeit, die musikalisch folgerichtige Durchführung der Gedanken als nicht zu beseitigende Bedingung des Kunstwerthes feststeht. Wenn nun zu solchen Umständen noch das hinzutritt, daß des Künstlers Naturell selbst in manchen Dingen den Neigungen des Landes und der Gesellschaft entspricht, daß er die Gefahren gar nicht meiden will, weil sie ihm als solche nicht erscheinen: so zeigt sich Manches als leicht erklärlich und nothwendig, was, wenn vereinzelt betrachtet, geradezu räthselhaft erscheinen könnte. Rubinstein's Bedeutung und seine Schwächen sind also aus der Wechselwirkung zwischen seinen Uranlagen, seinen Neigungen, und dem Einflusse der russischen Gesellschaft auf diese Neigungen herzuleiten.

Ruhmvoll und unermüdet verwaltete er seine Aemter; aber er mußte zuletzt doch fühlen, daß solche Thätigkeit und solches Leben seine Schaffenskraft lähmte; und er faßte den Entschluß, seine Stellung aufzugeben, die Sehnsucht nach einem bewegten Centrum des Musiklebens zu befriedigen. Er ging 1868 nach Deutschland und Oesterreich, wo ihn überall Enthusiasmus empfing, und wo er in drei Wintern nacheinander Concertreisen unternahm. Im Jahre 1872 dirigirte er das Musikfest in Düsseldorf und

¹⁾ Neben einer Masse großer und kleiner Instrumentalwerke die geistliche Oper: „Thurm von Babel“ und „Geramors“!

brachte seinen „Thurm von Babel“ zur Aufführung, dann ging er nach Amerika; die großen und reichen Clavierbauer in New-York Steinway & Sons hatten ihm eine sehr bedeutende Summe zugesichert, wenn er auf ihren Flügeln concertiren wollte, und er nahm den Antrag an, um, wie er sagte, eine Summe für seine Familie zurückzulegen und dann nur der Composition großer Werke sich widmen zu können. Im Jahre 1874 ist er nach Europa zurückgekehrt; 1877 ging er nach London, wo er eine ganz außerordentliche Aufnahme fand, und in den letzten zwei Jahren hat er Deutschland und Paris besucht; im Sommer geht er immer nach Rußland, wo er in der Nähe von Petersburg eine schloßartige Villa besitzt und mit Muße und Ruhe arbeitet. In Rußland war auch Alles geschehen, um ihn an das Vaterland zu fesseln. Als er im Jahre 1868 seine officiële Stellung aufgab, ernannte ihn der Kaiser zum Ritter des Wladimitordens. Diese hohe Auszeichnung ist mit dem erblichen Adelsrang verbunden, und nur mit Genehmigung des Ordenskapitels verleihsbar; der große Künstler fühlte sich verpflichtet, seinen Dank durch das Versprechen kund zu geben, daß er nie einen andern bleibenden Wohnsitz nehmen würde, als im Vaterlande.

Die Thätigkeit, welche Rubinstein in den letzten zehn Jahren als Componist entwickelt hat, während er gleichzeitig die aufregendsten Concertreisen durchführte, ist eine wahrhaft riesige zu nennen. Neben einer großen Anzahl von ein- und mehrstimmigen Liedern und einer Masse von kleineren Compositionen für Clavier sind in dieser Periode entstanden: Drei Opern „Maccabäer“, „Dämon“ (russisch) und „Nero“ (der nächsten November in Hamburg aufgeführt wird); die große „Symphonie Dramatique“, zwei große Clavierconcerte, ein Violoncelloconcert, ein Quartett für Piano und Streichinstrumente, ein Trio dergl., eine Fantasie für Clavier und Orchester und noch andere. Wir sind nun an dem Punkt angelangt, wo wir uns mit dem Componisten Rubinstein und seinen Werken beschäftigen können, ohne alle weiteren Nebenbetrachtungen über Einflüsse und Neigungen.

Wer sich die heutzutage nicht leichte Aufgabe stellen will, irgend welche Compositionen mit vorurtheilsfreiem Auge zu prüfen, wer seine künstlerische Meinung nicht von Partei-Tendenzen regeln läßt, und sich eine gewisse Zeit nimmt, um die Werke Rubinsteins zu prüfen, der wird finden, daß eine Fülle von Schönheiten darin enthalten ist; allerdings liegen diese oft zerstreut wie edle Metalle zwischen dem Gestein; aber wir denken, obgleich viele Leute Silber von wenigem Gehalte hoch schätzen, wenn es nur recht hübsch gearbeitet ist, so wird der Kenner doch das echte Gold höher achten, wenn es auch erst aus unedleren Beimischungen hervorgeholt werden muß. Man kann uns vielleicht entgegen, daß bei einem Kunstwerke der richtigen Arbeit, der Form ein sehr wichtiger Antheil gebührt, den man nicht außer Acht lassen darf; und daß ein gut und einheitlich gearbeitetes Werk ohne tieferen Gehalt oft mehr künstlerisches Wohlgefallen erzeugen kann, als eines, das besondere einzelne Schönheiten bietet, aber ungleich ausgeführt ist; daß auch dem Publicum nur

zugenuthet werden darf, ein Werk in seiner Gesamtheit zu erfassen, nicht aber, daß es Alles erkenne und schätze, was nur der Forscherblick des Kenners zu entdecken vermag. Wir wollen auch hier nicht behaupten, daß alle Compositionen Rubinstein's unbedingte Anerkennung verdienen, dagegen aber sehr stark betonen, daß viele derselben größere Anerkennung verdieneten, als ihnen von mancher competenten Seite zu Theil geworden ist; daß manche seiner Compositionen entschieden mehr Schönes als Schwaches enthalten, und daß wenn sie von einem Componisten stammten, der einer entschiedenen Partei angehörte, ihr Ruhm weit getragen und ihre Schwächen geschickt bemäntelt würden, während sehr oft das Gegentheil vorkommt. Das Talent Rubinstein's ist ein eigenthümliches, poesie- und schwungreiches. Die meisten seiner größeren Werke enthalten überraschend frische, fest gegliederte oder liebliche gesangreiche Motive. Man begegnet vielfach dem gewichtigen Zeugnisse, daß ein Geist thätig ist, der nicht mit geschickter und angenehmer Wache Effecte zu erzielen bestrebt ist und versteht, sondern mit urwüchsiger Kraft der Erfindung eigene Gedanken erzeugt und sie in der Form wie sie ihm kommen, entschieden und prüfungslos zu Tage fördert. So wenig er in der Wache besondere Stärke entfaltet, so weit ist er auch entfernt, durch Combination überschwänglicher Harmonie, durch wilde hastige Rhythmen, scharfe Accente und jähe Tonartwechsel im Hörer jenen Nervenreiz hervorzurufen, bei welchem das eigentliche künstlerische Urtheil durch Gefangennahme der Sinne beeinträchtigt wird. Er wirkt am meisten durch seine Melodien und durch klare Harmonisation. In Beiden steht er in seinen besseren Werken Mendelssohn am nächsten, in den Liedern hat er allerdings eine ihm ganz eigenthümliche Gattung geschaffen, in welcher seine Erfolge überall und unbestritten sind, obwohl einige exklusive berühmte Sänger sie nicht in ihr Programm aufgenommen haben. In manchen seiner Werke hält der Reichthum der Phantasie, die Originalität der Gedanken gleichen Schritt mit der Formgestaltung; beispielsweise seien hier angeführt die Sonate in A-moll für Clavier und Violine, die meisten Sätze der Ocean-Symphonie, die sehr schöne Sonate für Clavier und Viola, das Quartett für Clavier und Streichinstrumente in C-dur, der erste Satz, das Scherzo und das Finale der Symphonie Dramatique, dessen Motiv von großartiger Schönheit und ganz neu ist, der erste Satz und das Scherzo aus dem B-dur-Trio, und die meisten Sätze aus einer Suite (Op. 38), zehn Stücke, 1855 in Biedrich binnen 14 Tagen componirt, voll geistreicher origineller Motive und fast durchweg vortrefflich gearbeitet. Sein Quartett in F. ist selbst von Joachim der Vorführung würdig gehalten worden. Sein Octett bietet viele überraschende originelle und gut ausgeführte Gedanken. Sein „Thurm von Babel“ enthält Schönheiten, welche bei der Aufführung in Düsseldorf selbst das im Allgemeinen schwierige und mißtrauische Publikum der rheinischen Musikfest zu lautestem Beifalle hinriß. Ein Ländlicher, der Solches geschaffen hat, verdient wohl eine andere Beachtung, als ihm von mancher Seite zugestanden wird. Als Operncomponist hat

Rubinstein einen allgemeinen großen Erfolg, wie seine Opern-Symphonie und die dramatische Symphonie erlangte, noch nicht verzeichnen können; aber der eine glänzende und andauernde Erfolg, den er mit „die Maccabäer“ in Berlin errungen, und die warme Theilnahme, die auch sein „Seramors“ dajelbst gefunden, sind Zeugen, daß er auch in dieser Richtung zu sehr Bedeutendem berufen ist; die „Maccabäer“ enthalten viele großartige dramatische Momente und schöne Melodien; „Seramors“ ist rein lyrisch gehalten. Daß in Beiden eine gewisse Vorliebe für die orientalische Gesangsweisen hervortritt, die im Liede oft zauberhaft wirken, dagegen in der Oper leicht Einförmigkeit erzeugen, kann nicht geleugnet werden; aber man soll doch auch die Schönheiten nicht ignoriren, die nicht in der erwähnten Form erscheinen, es sind deren noch immer genug in beiden Opern vorhanden, um von Rubinstein sehr Bedeutendes erwarten zu lassen. Hervorzuheben ist auch, daß Rubinstein in beiden Opern niemals auch nur die leiseste Annäherung an Richard Wagner zeigt, dessen Richtung doch in diesem Augenblick die Bühnencomponisten beherrscht, dem sie bewußt oder unbewußt Alle nachfolgen! Fest und ohne Wanken schreitet Rubinstein in den Opern seine eigene Bahn, und schon bei der Auf-führung des „Seramors“ in Wien bemerkt Ed. Hanslick, diese Oper ist so componirt, als hätte niemals eine Wagner'sche existirt! Wir wollen das nicht etwa als ein ganz besonderes Lob anführen, wohl aber als einen Beweis für die Selbständigkeit des Rubinstein'schen Talents. Von der Fruchtbarkeit seiner Muse kann man nur eine Vorstellung gewinnen, wenn man den Katalog seiner Compositionen durchsieht. Er hat bis jetzt 102 Werke veröffentlicht. Unter diesen sind viele in einzelne kleinere Stücke (Lieder und Clavierstücke) getheilt, welche für sich allein nach einer flüchtigen Berechnung 257 Nummern betragen; dann vier Symphonien, fünf Concerte für Piano, Quartette, Sonaten und lauter größere Werke, die einzelne Theile enthalten; zwei große Oratorien: „das verlorene Paradies“ und „Thurm von Babel“; endlich sind die Opern in den mit Zahlen versehenen Werken gar nicht mit begriffen! Wahrlich, solche Schaffenskraft, solcher Schaffensdrang mit der angestrengtesten Thätigkeit des Virtuosen vereinigt, ist eine merkwürdige Erscheinung!

Aber es ist auch das Verhängniß des Componisten Rubinstein, daß der Pianist Rubinstein gar so wundervoll Clavier spielt! Die außerordentlichen Erfolge, welche dieser überall erlangt, müssen jenen in Schatten stellen. Und das ist ganz naturgemäß! Der ausführende Künstler wirkt unmittelbar, nur der Augenblick entscheidet; im nächsten sind die Töne des Stückes für immer verklungen und das Urtheil, das nicht sofort gefällt worden war, hat auch keine Geltung mehr, der kühlste Kritiker kann nur über den unmittelbaren Eindruck berichten und daraus seine Schlußfolgerungen ziehen. Die Erfolge des Virtuosen haften auch zum Theil an seiner Persönlichkeit; die äußere Erscheinung, die gesellschaftlichen Beziehungen, die Theilnahme der Frauen, also viele Dinge, die mit der künstlerischen Leistung nicht im Zusammenhange

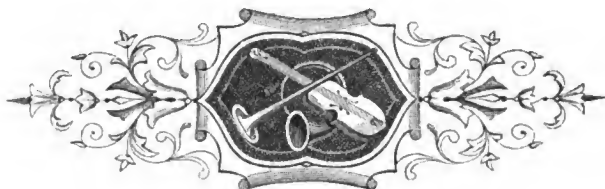
stehen, wirken bei deren Beurtheilung in hohem Grade mit. Aber der Componist hat einen andern Weg: der Moment ist für ihn nicht entscheidend; zwar wird das Publicum das Bedeutende und Schöne eines Werkes immer ahnen, aber es je ganz erkennen wird kaum der Fachmann; selbst dieser bedarf noch eines zweiten Anhörens, um sein Urtheil ganz festzustellen; der gewissenhafte Kritiker wird nach dem unmittelbaren Eindruck seine endgiltige Meinung nicht aussprechen, sondern sich mit dem Werke vertrauter machen. Auch ist die Persönlichkeit des Componisten von bei weitem geringerem Einflusse auf den Erfolg, als bei dem Virtuosen. Die Freunde und Verehrer können zwar Vieles zum Erfolge beitragen, aber nur zu einem rein örtlichen; in der nächsten Stadt entscheidet ein Publicum über das Werk, das den Componisten nicht sieht, vielleicht gar nicht kennt. Allerdings sind die Parteien von Bedeutung; durch sie kann, wie wir schon angedeutet haben, das Schöne weit gepriesen, das Schwache verdeckt werden, aber Parteien haften am Principe mehr als an der Persönlichkeit. Wagner hat sich eine Partei durch seine Schriften gebildet, aber auch durch seine Opern. Es wäre thöricht, jenen allein seine immensen Erfolge zuzuschreiben, ja es ist sogar hier festzustellen, daß ohne jene Schriften die Bildung einer Gegenpartei, die sich um Brahms schart, gar nicht oder nur in einem viel schwächeren Maße stattgefunden hätte. Brahms selbst wirkt nur durch seine Werke — man kann von ihm gewiß nicht behaupten, daß er seine Person in den Vordergrund stellt, seine Partei kämpft unter seinem Namen gegen die neudeutsche Schule, aber nicht unter seiner Anführung. Für Rubinstein wirkt allerdings eine Partei nicht und schon aus dem einfachen Grunde, weil er selbst ein ausgesprochenes Princip nicht befolgt und weil mit seiner Doppeltthätigkeit, seiner großartigen Virtuosität, seiner dämonischen Natur das consequente Befolgen und Durchführen eines ausschließlichen Principes von vornherein gar nicht vereinbar ist. Er überläßt sich als Componist ebenso dem vulkanischen Ausbruche seiner genialen Natur, die oft Feuerfäulen und Asche zu gleicher Zeit emporzuschleudert, wie als ausübender Künstler. Hier jedoch ist die so mächtige Natürlichkeit von überwältigender Wirkung, dort dagegen manchmal von störender, verwirrender. In der schaffenden Kunst ist eine gewisse Selbstkritik unerläßliche Bedingung; der Dondichter kann selbstverständlich nicht beurtheilen ob seine Melodie und Harmonie schön und originell sind oder nicht; aber er kann beurtheilen, ob die Durchführung seiner Gedanken eine musikalisch-logische ist, ob die Themata als Gegensätze wirken, oder nur als ein Nebeneinander, ob sie entwickelt sind oder nicht; solches Urtheil kann der Musiker über sich fällen; er befindet sich bis zu einem gewissen Grade in besserer, freierer Stellung seinem Werke gegenüber, als der dichtende oder bildende Künstler. Ich will durchaus nicht behaupten, daß Rubinstein eine solche Selbstkritik nicht übt, oder nicht üben will, glaube jedoch, daß er sie bei der so großartig entwickelten Doppeltthätigkeit nicht immer üben kann. Er selbst hat in früheren Zeiten oftmals die Absicht geäußert, als Concertgeber so

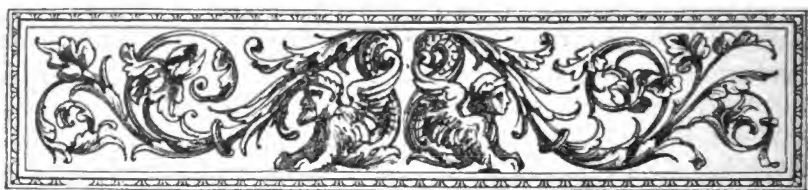
viel zu erwerben, daß er in unabhängiger Ruhe und mit voller Sammlung die großen Werke, die er in seinen Gedanken trägt, ausführen, die Virtuosenlaufbahn ganz aufgeben könne. Ich habe schon vor neun Jahren in einem kleinern Artikel Zweifel dahin geäußert, daß er über sich gewinnen werde, die glänzenden Triumphe und Einnahmen des Virtuosen aufzugeben und die in jeder Hinsicht mühsamere Laufbahn des Componisten allein einzuhalten, und meine Zweifel erwiesen sich als gerechtfertigt. Dagegen glaube ich heute die sichere Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß er nach und nach die Ruhe und Selbstbeherrschung gewinnen wird, um seine hohen Gaben zu Einheitlichem und Hochbedeutendem zu concentriren. Ein Künstler, der es vermochte, mitten in einem so bewegten Virtuosen-Leben Compositionen zu schaffen, wie die oben angeführten Opern und größeren Instrumentalwerke, denen selbst der Voreingenommene bedeutende, großartige Einzelheiten nicht absprechen kann, der muß zuletzt zur Erkenntniß seiner selbst durchdringen und die Hindernisse, die sich ihm auf dem Wege zum höchsten Ziele entgegenstellen, siegreich überwinden. Rubinstein befindet sich momentan in dem Uebergangsstadium der Ueberzeugung; er schreibt den geringeren Erfolg seiner Compositionen dem Umstande zu, daß er nicht eine Partei hinter sich hat, wie Brahms und Wagner, und daß er als der große Claviervirtuose wirken müsse, um dem Componisten Eingang im Publikum zu verschaffen. Was die Parteibildung betrifft, so ist schon oben dargelegt worden, wie weit dieselbe als maßgebend, als auf die Dauer entscheidend anzunehmen sei. Jedes Uebermaß trägt den Keim des Gegensatzes in sich; für Unbedeutende mag es sehr nützlich und nothwendig sein, einer Partei anzugehören, und aus dieser heraus ein Parteichen für sich zu gewinnen; der Bedeutende wird durch Ausdauer und Energie auf die Dauer langsamer, aber sicherer weiter kommen und festeren Fuß fassen, als mit Hülfe der Partei. Allerdings eine Partei muß jeder Künstler gewinnen: ein überzeugtes Publicum, eine Masse von Leuten, in welchen seine Werke einen künstlerischen nachhaltigen Gesamteindruck erzeugen, aber für die Bildung dieser Partei ist die Leistung doch der einzige Hebel; oder hätte Wagner ohne „Lohengrin“ seinen Ruhm, wäre Brahms ein so Vielgepriesener ohne sein Sextett, ohne sein Deutsches Requiem, ohne sein Schicksalslied? Und wenn der Verfasser dieser Studie für die letztgenannten Compositionen eine große Verehrung hegt, ohne sich der Partei anzuschließen, darf es Wunder nehmen, wenn die Partei auch das, was Andere nicht so hoch schätzten, als Meisterwerk proclamirt? wenn er Manches im Nibelungen-Ring zu den großartigsten Tonschöpfungen rechnet, gegenüber anderen Stücken derselben Tetralogie seine volle Unabhängigkeit wahr, muß er nicht eingestehn, daß eben die großen Leistungen die Parteibildung erklären? Wenn Rubinstein die Schönheiten, welche er zwischen die verschiedenartigsten Werke gestreut hat, in zwei oder drei Werke einheitlich zusammengefaßt hätte, dann würde er wohl heute schon eine große Partei für sich zählen, denn an Freunden fehlt es ihm, dem so hoch interessanten und lebenswürdigen Menschen, gewiß nicht. Daß der Clavier-

spieler in ihm dem Componisten helfe, ist ein Irrthum, den er zuletzt selbst einsehen muß; wenn er einmal weniger Concerte giebt, dann werden seine größeren Compositionen für Clavier weniger von dem reinen Concert=Sache enthalten, der nur durch seine kolossale Ausführung zur vollen Geltung gelangen kann, er wird dann dem rein Musikalischen unwillkürlich mehr Sorgfalt widmen; heute hört sein inneres Ohr beim Componiren zu viel vom Spiele des großen Rubinstein; wenn es einmal nur die Stelle selbst vernimmt, wie die Feder sie eben niederschrieb, dann wird der Geist Manches ganz anders formen. Und hat er einmal begonnen, so wird er auch weiter gehen, und auch in den größeren Instrumentalwerken und den Opern eine strenge Controlo seiner selbst üben. Und dann wird Rubinstein allgemein als der hochbegabte, bedeutende Componist anerkannt werden, als den ihn jezt nur die Freunde kennen, die vom Einzelnen auf das Ganze schließen, nicht umgekehrt, wie die Partei es thut, die vom Ganzen gepackt sein muß, um dann alles Einzelne prüfungslos anzunehmen.

Ich möchte mir zum Schlusse ein Gleichniß erlauben: Ein sehr reicher Mann wunderte sich, daß sein Nachbar, der bei Weitem nicht so vermögend war, in den Augen vieler Leute für reicher galt, und mehr Credit genoß als er, zu allerhand Unternehmungen als Verwaltungsrath und Vertrauensmann herangezogen ward, während er viele Höflichkeiten zu hören bekam, aber keine eigentliche Ehrenstellung erhielt. Ein Freund, bei dem er sich einmal über diese sonderbare Erscheinung beklagte, erklärte ihm, daß sie eine ganz naturgemäße war: der Nachbar ging mit seinem kleineren Capitale haushälterisch um, und wenn er sich zu größeren Ausgaben herbeiliess, dann wußte er es immer so anzustellen, daß die Leute darüber erstaunten und sie noch bedeutend höher anschlügen, als sie in der That waren; der reiche Mann aber zersplitterte sein großes Einkommen nach zu vielen Seiten, und wenn er auch nicht für Werthloses Geld ausgab, so verstand er doch nicht der großen Masse einen rechten Begriff von seinem Reichthum beizubringen. Während der Nachbar sein Haus recht schmuck verzierte, eine recht zusammenpassende Einrichtung besaß, und sein Gärtchen recht ordentlich halte, imponirte des reichen Mannes Haus zwar durch die Ausdehnung des Grundstücks, durch den Glanz und den Werth einzelner Möbel, entbehrte jedoch des Einheitslichen; und im Garten ständen gar schöne Bäume und blühten seltene Blumen, aber nur die darin Wandelnden wußten etwas davon, die Vorübergehenden sahen nur, daß die zierliche Ordnung des Anderen fehlte, und urtheilten daher vorschnell über das Ganze. Wenn der Reiche die Meinung der Leute für sich gewinnen wollte, dann müsse er zuerst über sich selbst gewinnen, daß er dem Reize kleiner Ausgaben für kleine Genüsse widerstehe, eine nur kurze Zeit lang recht wirthschaftlich mit dem Gelde verfare, dann aber eine große Ausgabe für einen großen Zweck mache. Der Rathene besorgte den Rath; nach einem Jahre fiel es ihm ein, sein Haus umzubauen, er errichtete einen großartigen, auf's Glänzendsie eingerichteten Palast und bezahlte Alles baar — sein Heller Schulden lastete auf seinem Besizthum. Jezt schrienen die Leute: „der

ist ja ein Millionär; er hat nur bisher seinen Reichtum versteckt; ja der versteht's, den rechten Effect zu machen!" Der Nachbar wollte nun auch sein Haus vergrößern, aber er mußte eine Hypothek aufnehmen; er fand sie — sein Credit bestand ja noch immer — aber der Werth seines Besizes war nicht mehr derselbe. Auch in der geistigen Welt giebt es reiche Männer, die nicht richtig haushalten, und solche, welche mit einem kleinen Capitale zum Rufe großer Recllität gelangen; will der Reiche sein Gut eine Zeit lang richtig verwalten, seine kleinen zersplitternden Ausgaben beschränken, dann wird er bald einen Palast aus eigenen Mitteln errichten können und zeigen, was er vermag; der kleinere Capitalist aber, wenn er dasselbe versucht, müßte dann Hypotheken aufnehmen, und am Verfallstage wird der Unterschied klar zwischen der Kraft des großen eigenen geistigen Vermögens und dem durch Credit unterstützten.





Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.

Von

Isidor Soyka.

— München. —

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Cholera, eine bis dahin in Europa ungekannnte Seuche, in nichtgeahnter Weise ihre Verheerungen auszudehnen begann, da wurden vielfach ärztliche Stimmen laut, die eine Invasion Europa's durch dieselbe förmlich herbeiwünschten, in der festen Ueberzeugung, man werde, nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft, leicht Herrschaft über dieselbe erlangen, ihr wahres, innerstes Wesen leicht ergründen und damit auch die Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung finden. Die damalige, naturphilosophische Richtung der Medicin, ebenso reich an a priori erfundenen Theorien als an unendlichen Recepten, und in dem Bewußtsein, „wie sie's denn zuletzt so herrlich weit gebracht“, pochte stolz auf ihre bisherigen, vermeintlichen Erfolge und fühlte sich gerüstet gegen jedes neue Uebel.

Unsere Generation ist, auch ohne Berücksichtigung der demüthigenden Erfahrungen dieser Vergangenheit, in der Schätzung des Maßes ihrer Leistungen bescheidener geworden, und wenn es eines Beweises bedarf, daß die heutige, auf naturwissenschaftlichen Principien aufgebaute Medicin, trotz der gerade durch diese Richtung erzielten, so bedeutenden Fortschritte, sich der Grenzen ihrer Erkenntniß, ihrer Leistungsfähigkeit bewußt ist, so liefert ihn das Verhalten ihrer Vertreter in der allerneuesten Zeit, wo wieder einmal das grause Gespenst der Pest seine mächtigen und weitreichenden Fangarme drohend nach Europa ausstreckt, Tod und Entsetzen durch seine Annäherung verbreitend.

Denn neben dem Bestreben, die Natur dieser Krankheit kennen zu lernen, war die erste und hauptsächlichste Sorge darauf hin gerichtet, dieser verheerenden Seuche den Zutritt überhaupt zu verwehren, ihre Ausbreitung, ihre Weiter-

wanderung zu verhindern, da der Kampf mit der einmal ausgebrochenen Krankheit als ein mindestens sehr zweifelhafter erschien.

Welches sind aber die Maßregeln, die mit einiger Aussicht auf Erfolg in prophylaktischer Beziehung ergriffen werden sollen? Da unserer Generation zum größten Theile die eigenen Erfahrungen in Bezug auf die Pest mangeln, so können sie nur den Vorkehrungen früherer Epochen entnommen und vielleicht höchstens dem jetzigen Stande unserer Anschauungen von der Ausbreitung epidemischer Krankheiten angepaßt sein. Es dürfte nun, auch mit Rücksicht auf eine eventuelle Kritik dieser Maßnahmen, nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie sich dieses System der Abwehr allmählig herausgebildet hat, und können wir dies wol dadurch am besten erzielen, daß wir die, einzelnen Jahrhunderten angehörenden, zum größten Theil amtlichen Verordnungen, die gegen die Ausbreitung der Pest gerichtet sind, darauf hin untersuchen. Wir gewinnen hiedurch auch ein recht anschauliches, culturhistorisch wichtiges Bild von der Entwicklung der Medicin, die sich ja in diesen so hochwichtigen, vom Stadtmagistrat oder von der Regierung erlassenen Verordnungen wieder spiegeln muß. Wir wollen hiebei von den Heilversuchen, die die einzelnen Epidemien mit sich brachten, ganz absehen, gilt ja hier so recht die Lage Faust's:

„Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: wer genas?“

Nach wäre es kaum möglich, diesen Wust an Mitteln, herbeigeht aus des gesamten Arzneischatzes verborgenen Tiefen, und gestützt durch die wunderbarsten, oft ganz mythischen Theorien, zu bewältigen. Die Abfassung der betreffenden Schriften erleichtert uns dieses Vorhaben schon dadurch, daß sie meist aus zwei Theilen bestehen:

„Das Regiment hat zwen Theil.

„Der erst. Wie sich die gunden verhielten sollen/ daß sy nit mit dem „Breiten inficiert werden.

„Der annder Thayl. Wie man die Kranckhen Curirn vnd haylen „soll c. (1553).“

Bevor allerdings daran gedacht werden konnte, durch menschliches Eingreifen etwas gegen das Wüthen und die Ausbreitung der Seuche zu thun, mußte die fatalistische Auffassung, in derselben nur eine wolverdiente Strafe Gottes zu sehen, mußte der mythische Glaube an den Einfluß der Gestirne beseitigt oder wenigstens gemildert werden, und da war es das 14. Jahrhundert, wo die schreckliche Zahl der Opfer, die dem schwarzen Tod verfielen, nur zu reichlich dazu beitragen konnte, etwas Licht über die Propagation dieser Pandemie zu verbreiten; so wird denn auch schon aus dieser Zeit von erfolgreichen Schritten gemeldet; Mailand und Venedig (bei Venedig) sollen durch strenge Absperrungsmaßregeln durch ungefähr 2 Jahre (bis 1350) sich der Pest erwehrt haben. In Reggio verordnete Visconti Barnabo im Jahre 1374, es solle jeder, der von der Pest befallen werde, seinen Wohnort verlassen, und sich auf das Land oder in den Wald begeben, und seine

Genesung oder den Tod erwarten. Wer Pestfranke gepflegt, solle sich 10 Tage lang jedes Verkehrs mit andern enthalten, den Priestern wurde befohlen, die Kranken zu besuchen und der Behörde zu melden. Alles Gut der Verstorbenen sollte der Kirche zufallen.

Ebenso bestand bereits im Jahre 1471 auf Mallorca eine vollständig eingerichtete, nach einem von Lucian Colomines entworfenen Reglement verwaltete Pestquarantaine (Haeser). Sehen wir nun, wie es in Mitteleuropa, speciell in Deutschland, mit der Abwehr beschaffen war. Als ältestes Denkmal officieller Fürsorge gegen die Pest liegt mir vor:

„Ein wunderbare instruction vnd unterwysung wider die pestilenz herfließend von kayserlichem Hoff vnd allerbewärtesten doctoribus in cristinlicher vn haydescher nation funden worden mügen, Memmingen 1494.“

Diese Verordnung beschäftigt sich nun größtentheils mit der — wie wir sagen wollen — individuellen Prophylaxe; für alle Verrichtungen des täglichen Lebens, Schlafen, Aufstehen, Waschen u., werden heilsame Rathschläge erteilt, ja auch die geistige Sphäre wird in den Capiteln, die da handeln „von zorn und vort“ „von treuren vnd trübsal“ in das Reich der ärztlichen Fürsorge gezogen. Wir erfahren sodann, daß die verschiedenen Winde, je nach ihrer Richtung verschiedene hygienische Bedeutung haben: „die vom Aufgang der Sonne sind gut, die von Mitternacht sind noch besser — die allerbesten. Die von Niedergang der Sonne sin böß und die von mittentag sind noch bößer „und die allerbösesten,“ vor diesen und allen Abendwinden soll man sich hüten.

Alzugroße Wärme in der Wohnung während des Winters wird widerrathen, dann solle man sich hüten besonders „vor böser Luft und pestilenzischer Materie“, erste soll man reinigen durch Anzünden großer Feuer, durch Verbrennen wolriechenden Holzes.

Beim Ausgehen soll man sowol Mund als auch Hände mit wolriechenden Substanzen versehen.

Wir vermissen hier noch jene Maßregeln allgemeiner Natur, die doch schon in einer frühern Periode in Anwendung gekommen waren. Auch das, ein halbes Jahrhundert später veröffentlichte „Regiment/ gestelt allain für die/ „so vnuermeßlich in Pestilenzischen lufften verharren vnd beleiben müssen. „Salzburg 1553,“ zum großen Theil in seinen hygienischen Maßregeln mit dem Vorigen übereinstimmend, enthält noch wenig weitergehendere Verordnungen, doch wird schon auf die Schädlichkeit der Ausdünstungen von Düngerhaufen „niderschüttung“, Friedhöfen, Metzgereien, „Bischbänden“ hingewiesen, man soll Winde meiden, die da „weyend von sterblichen Orten.“ Der Krankheitskeim wird hiebei gemeiniglich als „giftiger Dampff“ gedacht, „so vmb die „prust sich enthelt/ dem Herzen ondas zuehlt.“

Dieselbe Grundanschauung von dem höchst nachtheiligen Einfluß der Verunreinigung des Bodens, der Luft, von der Begünstigung, die solche Verhältnisse der Entwicklung und raschen Ausbreitung des Krankheitskeims geben, finden sich dann in:

„Eins Erbarñ Rathß der Statt Nürnberg vernewte Gesetz und Ordnung „von wegen besorgender einreißender Sterbensleufft 1575.“

Die Anordnungen, die hier zur Affanirung der Stadt getroffen waren, stehen entschieden schon auf einer relativ hohen Stufe.

Da wird vor Allem vor Verunreinigung der Gassen und Straßen durch Abfälle des menschlichen Haushalts gewarnt; die flüssigen Abfälle sollen in die Pegnitz oder den Bischofsweg ausgeleert werden, und durften auch die Bader — bei Androhung großer Strafe — das Blut, das sie entnommen, nicht anders wohin, als in fließendes Wasser gießen.

Wir erhalten übrigens ein ganz interessantes, wenn auch nicht sehr ästhetisches Culturbild von dem damaligen Aussehen einer Stadt wie Nürnberg, die zu der Zeit doch gewiß zu den blühenderen und bedeutenderen gezählt werden konnte. Wir lesen:

„Dieweil auch von den Misten, so allhie in den Gassen hin vnd wider/ „etwas lang ligen bleiben/ vil böß vnnnd vbelß geschmackß entspringt/ der „sonderlich diser zeit also zu gedulden/ nit allein beschwerlich/ Sondern auch „gefährlich vnnnd nachtheilig/ So sezt ein Erbar Rathe/ im selben dise maß/ „Daß einichen Mist lenger nit/ denn zwen tag also auff der Gassen liegen „bleiben/ Sonder in solcher zeit hinweck vnd hinauß geführt/ Insonderheit „aber gar kein Mist mitten inn die Gassen/ nider geschütt oder gelegt „werden/ Zui fall aber das solchs durch jemand/ wer der were/ nicht „beschehen/ vnnnd also verlaßt würde/ des derselbig Mist alsdann/ zu sampt „verwurdung der gesezten peen/ einem Pfund Rwei/ einem jedem preiß vnd „frey sein soll/ den seines gefallens weck zu füren.“

Nur nebenbei sei hier der sich öfter wiederholenden Eigenthümlichkeit gedacht, nach der überall das Wort „Geschmack“ seinen Platz findet, wo wir den Ausdruck „Geruch“ erwarten.

Die prophylaktischen Maßregeln erstreckten sich ferner auch auf die Hausthiere; Schweine mußten innerhalb zehn Tage weggeschafft werden:

„Dieweil derselben Mist vnd Gestand diser krankheit fürderlich ist.“

Für die von der Krankheit Befallenen war für den Genesungsfall eine Art Quarantaine festgesetzt; sie mußten sich wenigstens einen Monat von allen Gemeinschaften, Versammlungen, Kirchenbesuch u. fern halten. Bezüglich der Erkrankten selbst wurde für thunlichste Isolirung gesorgt durch Errichtung eines Lazareths, in welches alle Befallenen geschafft werden sollten. Der Verkehr mit Kranken, ja selbst die Begleitung des Leichenzuges, sollte möglichst vermieden werden. Mit großer Strenge wurde einem etwaigen Verlaufe von Kleidern, Wäsche und sonstigen Gebrauchsgegenständen Pestkranken entgegengetreten; „das Leynen dinglach der franken person sollte mindert „anderstwo/ dann beim außfluß der Pegnitz“ gewaschen werden, „nicht einmal „im Bischofsweg,“ der ja durch die Stadt floß.

Daß an Pestepidemien so reiche 17. Jahrhundert bringt uns zahlreiche mitunter recht voluminöse Pestordnungen, auch Consilia antiloemica betitelt.

Wir wollen wieder eine von Amtswegen erlassene herausheben, als ein Kriterium der damals maßgebenden Anschauungen.

Die „Pestordnung, nach welcher in des Durchlauchtigsten Fürsten und „Herrn Bernhards Herzog zu Sachsen, Jülich . . . r. Landen Sr. Fürstl. „Durchl. Unterthanen Angehörige und Schutzverwandte wider die jezo „anderswo grassirende Pest/ oder wenn dieselbe durch Gottes Verhengniß „künftig auch in ein oder andren Ort dero Landen einschleichen sollte/ mit „Göttlichem Beystande sich zu richten und zu verwahren haben. Meiningen 1681“

Hier tritt uns bereits eine bis in's Detail ausgearbeitete Organisation des gesammten Sanitätsdienstes entgegen, die, wenn strenge befolgt, gewiß manches Gute im Gefolge haben mußte.

Vor Allen sucht man sich gegen die Gefahren, die der Verkehr mit sich brachte, zu schützen. Niemand durfte in eine Stadt eingelassen werden, der nicht einen richtig ausgestellten, unverdächtigen Paß besaß, aus dem ersichtlich war, daß er sich innerhalb 40 Tage an keinem inficirten Orte aufgehalten. Leuten, die aus inficirten Orten kamen, oder auch jenen, die mit solchen verkehrt hatten, war jeder Eintritt untersagt. Hieran schloß sich ein vollständiges Verbot der Einfuhr von Waaren aus inficirten Orten, sowie anderseits ein Befehl zur Verproviantirung der Bewohner.

Bieh, das aus verdächtigen Orten stammte, mußte zuerst in's Wasser getrieben, geschwenmt und rein abgewaschen werden.

Hervorzuheben ist auch das Verbot, wonach „den Pappiermüllern nicht „zu gestatten ist, daß sie zu den Pappiermachen aus fremdden Herrschaften/ auff „ihre Pappier-Mühlen/ Haberlumpen zuführen lassen.“

Für Ankömmlinge, die verdächtige Orte berührt hatten, war eine sechs-wöchentliche Quarantaine an einem unverdächtigen Ort festgesetzt. Briefe und Pakete mußten vor dem Thore unter freiem Himmel von dem Ueberbringer geöffnet und durchräuchert werden. Das Recept für das hiezu erforderliche Räucherpulver lautet:

„Nehmet: Schaffgarbe/ Rauten/ Bodsbart/ Wermuth jedes 2 Büschel.

Birckenrinden/ Bodshorn, jedes 1 Pfund.

Gemeinen Schwefel $\frac{1}{2}$ Pfund. —

Briefe aus inficirten Orten mußten durch Essig gezogen und nachher getrocknet werden.

Bei Annäherung der Pest wurden aber diese Maßregeln noch verschärft. Die Pässe durften gar nicht angefaßt werden, sondern mußten von Ferne auf die Erde niedergelegt, dann mit einer Zange oder einem vorn gespaltenen Stock aufgehoben und durchräuchert werden, ehe sie aufgemacht und gelesen wurden, die Säuberung der Straßen und Häuser, die Assanirung der Stadt, wie wir dies jetzt nennen würden, wurde noch strenger gehandhabt, als dies im vorigen Jahrhundert geschehen. Der Unrath wurde durch von der Obrigkeit bestellte Behälter entfernt, sodann Revisionen in den Häusern und Höfen vorgenommen, ob überall für gehörige Reinhaltung Sorge getragen

wird. Alle Gewerbe, die mit übelriechenden Stoffen zu thun hatten, mußten außerhalb der Stadt betrieben werden.

Große Sorgfalt wurde der Installation eines ausgiebigen Sanitäts-Dienstes für den Fall des Ausbruchs einer Pestepidemie gewidmet; das betreffende Capitel betitelt sich: „Von Annahm- und Bestellung allerhand „Personen auf eine Vor- und Aufsicht- Wart- und Beerdigung derer/ so „von der Pest inficirt werden oder daran gar versterben möchten.“

In jeder Stadt wurden Gesundheits-Directoren bestellt (der Gerichtshalter, Pfarrer, Schultheiß) die in stetem Contacte mit den Aerzten bleiben mußten und die ganze Handhabung der Sanitätspolizei zu überwachen hatten. Für jede Gasse wurden sodann zwei Gassenmeister bestimmt, die die inficirten Häuser und Personen zu beaufsichtigen und über ihre Beobachtungen Bericht zu erstatten hatten. „Weiters sollen gewisse „Pastores, Medici Chirurgi und Pestilentiarii angenommen/ und ihnen vorzö „ein gewisses Wartgelb/ bey einreißender Contagion aber eine ordentliche „Besoldung gegeben werden/ dargegen sie bey ereignender Gefahr so wol in „Flecken und Dörfern auf dem Lande/ als in den Städten, wo sie von der „Obriegkeit hinbeordert werden/ sich zur Seelen- und Leibes-Cur der Inficirten „brauchen lassen.“

Auch an Arme wurden Wartegelder vertheilt, wogegen sie sich verpflichten mußten, gegen Besoldung die Wartung von Kranken, Todtengräberdienste zc. zu übernehmen. Schließlich wird die Instandsetzung von Sickenhäusern und die Reservirung von Wohnungen für Aerzte und Wartepersonal in's Aug gefaßt.

Beim Erscheinen eines Pestfalls wurde das inficirte Haus vollständig versperrt, den Insassen Victualien, Arzneien durch die Gassenmeister zugetragen, die Nachbarn wo möglich delogirt oder wenigstens Fenster und Thüren gegen das inficirte Haus zu sorgfältig geschlossen, alle Ritzen und Spalten fest zugestopft. Die auch gesund gebliebenen Einwohner eines inficirten Hauses durften sechs Wochen nicht mit andern Leuten in Verkehr treten, die Betten, Kleider zc. Verstorbener mußten verbrannt, die übrigen Sachen mit Lauge oder Essig gewaschen und ausgeräuchert werden.

Beim Ueberhandnehmen der Pest sollten alle Wohnungsänderungen verboten sein, die inficirten Häuser wurden durch weiße Kreuze ersichtlich gemacht. Ein jeder Verkehr aus der Stadt oder in dieselbe wurde aufgehoben, Jahr- und Wochenmärkte verboten, Schul- und Kirchenbesuch eingestellt. An Hochzeiten durften, inclusive das Brautpaar, nicht mehr als 8 Personen theilnehmen, keine Schaustellungen der Leichen, keine Leichen-Processionen sollten gestattet sein. Die Todten mußten so rasch als möglich, innerhalb 8—10 Stunden, beerdigt werden: vor dem eventuellen lebendig Begrabenwerden, sollte die obligate Todtenschau schüzen, wie aus folgender Stelle erhellt: „Nedoch ist allezeit „durch den Medicum oder Chirurpum Pestilentiarium wol zuzusehen, daß „nicht ein in Ohnmacht liegender/ sonst aber noch lebendiger Mensch vor tod

„ausgetragen und begraben werde.“ Die Gräber selbst waren mindestens $1\frac{1}{2}$ Elle tiefer als gewöhnlich anzulegen, und bei „Lebensstrafe“ keine Erhumirung vorzunehmen.“

Zu den Curiositäten aus der streng gehandhabten Marktpolizei, die besonders auch auf das Obst invigilirte, zählt das Verbot des Verkaufs von Schweinefleisch, ferner: „es sollen die Leuthe nicht selbst in ihren Häusern „den Teig einsäuern“ und andererseits „die Bäder aber bei Leibesstrafe das „Brot nicht warm aus den Backhäusern geben/ sintemal nichts mehr/ als „warmes Brot/ das Gift an sich ziehet.“ Auf dieser Annahme basirte auch „die Gepflogenheit, den an der Pest Sterbenden „warm oder in warm „Wasser genehtes Brot auf den Mund zu legen/ damit der giftige Athem „sich dareinziehe/ und durch seine Bertheilung das Haus nicht anstecke. Solch „Brot aber muß darnach alsobald tief in die Erde vergraben werden.“ Die Stelle des Brotes konnte hier auch warmes, „nicht dampfendes“ Wasser vertreten.

Damit wir auf unsere so viel gepriesenen Maßregeln der Desinfection nicht allzu stolz werden, und sie etwa als eine Errungenschaft der neuesten Zeit ansehen, sei hier citirt: „In die heimlichen Gemächer/ sonderlich/ wenn „ein Krancker darauf gegangen/ soll öfters lebendiger oder ungelöschter Kalk „geworfen und Essig gegossen werden/ wie dann auch zu den Leichen in die „Särge dergleichen Kalk gethan werden kan/ damit sie desto eher verwesen/ „auch giftige Ausdampffungen verhütet werden.“

Bei den obligaten Räucherungen spielt, wie wir auch schon früher gefunden haben, neben den aromatischen Stoffen, der Schwefel eine große Rolle. Auch eine Art Falle für das Pestgift wird „recommandiret, daß „nämlich Gefäße mit laulichem Wasser oder Milch gesezet werden, da denn war- „genommen/ daß sich der Gift als ein dünnbläulich Hütgen oben aufgelegt „habe/ solche Gefäße seien alle zwölf Stunden an einem abgelegenen Orthe „auszuschütten und mit Wasser anzufüllen“ (das 18. Jahrhundert huldigte auch noch dieser Ansicht und suchte durch eine Zuthat von Zwiebeln oder ungelöschem Kalk den Erfolg noch zu steigern). Die individuelle Prophylaxe stimmt mit der des vorigen Jahrhunderts überein, empfohlen wird unter anderen lieber Wasser von Quell- und Rohrbrunnen zu trinken, als von Bächen und Wasserflüssen, die von verdächtigen Orten herfließen; da oft die Seuche nach Flußläufen sich ausbreite. Das Uebermaß im Genuß von Spirituosis wird bescheidenlich „ein zweifelhaftiges und verbotenes Praeservativmittel“ genannt.

Lassen wir nun noch einige Vertreter des 18. Jahrhunderts sich aussprechen. Wir können wol eine Steigerung der Leistungen kaum erwarten, und auch die neueste Zeit konnte nicht viel thun, um die hier angeführten Maßregeln zu überbieten. Als Fortschritt, wenigstens in Bezug auf die Therapie können wir jedenfalls das Geständniß betrachten, das uns in der „kurzen Anleitung zur Austilgung des betröhllichen Pest-Übels, an die Hand gegeben von einem Pestforger in Wien 1713“ verschämt entgegen tritt: Was

num die Cur anbelangt/ ist selbe/ sofern das Uebel in seiner Vollkommenheit/ etwas schwer/ und fast mehrernteils umsonst, nicht zwar/ als ob wider diese Landesverderbliche Straf=Krankheit der allgütige Gott/ gleich anderen/ kein Mittel erschaffen und noch nicht erfunden wäre worden; sondern/ weilend dieses anstehende und in seiner Erhöhung vollkommene Pest Gift/ sonderlich bei jungen/ hitzigen und vollblütigen Leuten dermassen geschwind „durchtringet/ daß/ ehe und bevor/ sonderbar arbeitssame/ unmüßige/ auch „mehrerz zu leiden gewohnte Menschen die Wirkung solches Uebels empfinden/ „allbereits das ganze Geblüt schon in ein verderbliche Zerrin= und „Zertheilung gebracht worden.“ Deshalb legt der Verfasser größeres Gewicht auf die Praeservatoria, die er in Praeservatoria politica und Praeservatoria Praesidia medica theilt. Aber auch aus seiner Darstellung leuchtet die Unzulänglichkeit der ersteren ein, indem man wegen Erfolglosigkeit derselben nur zu häufig zu den Praeservatoriis Praesidiis medicis greifen mußte, die dann auch nicht allzuviel ausgerichtet haben sollen.

In diesem Jahrhundert treffen wir auch noch die einer frühern Periode entstammende Verhängung der „allgemeinen Quarantaine“ an, bei welcher, nach erfolgter Verproviantirung der Stadt, sämtliche Einwohner sich in ihre Häuser einschließen mußten, und jeder Verkehr, mit Ausnahme von Seiten der Commissäre und sonstiger Amtspersonen, so lange aufgehoben war, bis man einsah, daß diese Maßregeln von keinem Erfolg begleitet waren, ja sogar das Uebel verschlimmerten, und daß man, da fortwährend neue Pestfälle auftraten, die Quarantaine bis in's Unendliche hätte fortsetzen müssen. Solche Erfahrungen hatten denn auch zur Folge, daß sich allmählig die Reaction gegenüber dieser Maßregel geltend machte und man selbst das Verschließen inficirter Häuser aufzugeben begann. Interessant durch seine Motivirung ist das betreffende Capitel in den „approbirtten Anstalten in Pestzeiten“ v. Regensburg 1719. Hier heißt es: „Und da sonst zu Anfang dieser Krank= „heit/ sobald sie jemand in einem Hause befällt/ fast durchgehends es also gehalten worden/ daß selbige Häuser unverzüglich geschlossen oder vernagelt/ und niemanden aus oder einzugehen verstattet/ und also die Gesunden mit „den Kranken zugleich eingesperrt gehalten worden; so haben wir/ nach reiffer „Ueberlegung/ solches/ wo nicht unchristlich/ dennoch höchst schädlich/ und dem „darunter gesuchten Zweck selbstentgegen befunden/ massen auf solche Weise „der Schrecken/ sowohl außer Hauses und in der ganzen Stadt/ als auch „sonderlich bei den Verschlissenen vermehrt, und dadurch das Uebel nur ärger „und vielfältiger ausgebreitet wird/ indem die mit denen Kranken eingesperrte „Gesunden/ da ihnen alle freye und gesunde Luft benommen/ fast nothwendig „auch erkranken/ auch bloß aus Mangel der nöthigen Wartung beyde zugleich „zu Grunde gehen müssen/ weilend auch die sorgfältigsten Anstalten nicht „zulänglich/ ihnen das Behörige zu reichen.“ „Es war deshalb blos am „Anfang bey den ersten drey oder vier Häusern die Verschließung vorzunehmen „wann aber solchem ungeachtet/ das Malum weiter greiffen sollte/ würde solche

„Versperrung ganz unnützlich/ ja schädlich und unpractisch werden.“ Daß von den Räucherungen noch immer ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, ist nicht zu verdenken, es fungirt unter den hierzu verwendeten Kräutern auch der Rauchtabak, ferner abermals der Schwefel, mit welchem die zur Reinigung inficirter Häuser Bestellten ihre Kleider alle Abend stark durchräuchern mußten. (Regenspurgischer Unterricht zc. 1714). In welch großartigen Dimensionen aber diese Ausräucherungen oft vorgenommen wurden, lehren uns „Herrn von Antrechaus merkwürdige Nachrichten von der Pest in Toulon 1721, übersetzt von Adols Freyherrn von Knigge. Hamburg 1794.“ Auf Andringen der Bevölkerung wurde der Befehl gegeben, „vor jedem Hause Materialien anzu-
„häufen, die man in Brand stecken könnte, welches dann Abends um 7 Uhr
„geschehen sollte. Nie ist eine Verordnung pünktlicher befolgt worden. Ein
„allgemeines Feuer deckte die Stadt während der Nacht mit einem so dicken
„Rauche, daß derselbe am folgenden Tage noch nicht einmal zerstreut war.“ Der Autor fügt noch resignirt hinzu: „Es war ein ganz unnützer Aufwand von Holz und Rauchwerk.“

Auch die Anwendung des kalten Wassers als Desinfections-Mittel tritt uns hier schon entgegen; wir lesen in einem Buch, betitelt:

„Kürzer und bewerther Rath/ wie sich der gemeine Mann und alle
„arme Leuthe in Sterbensläufften verhalten sollen zc. Herausgegeben durch
„Ezechiel Wautscher, Wienn 1713.“ „Daß/ wenn man von des Krancken Beth
„das Leinwath oder Leilachen hinweg thut/ man erstlich solches alsobald in
„ein kalt Wasser legen solle/ und nicht/ wie etliche pflegen zu thun/ in warmes/
„denn das kalte solchen Gifft sehr schwächen thut.“

Nur noch um zu zeigen, wie naiv die Vorstellung von der Natur und Wirkung des Pestgiftes gewesen, führen wir hier aus der „kurzen Anleitung 1713“ eine von den Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen des „Pestgiftes“ und die Begründung hiezu an: „und zwar die Nasen belangend: ist selbe mehrere-
„theils unctuosus, oder fetten Sachen/ als Balsam zu versichern/ damit das
„Uebel entweder in der Fette seinen Pestangel abtosse/ und ein-
„wickle/ oder in der Nasen das Präservativum länger haften.“

Wir gelangen nunmehr zu dem Jahrhundert, in dem wir selber leben, und welches ja vielleicht noch immer Europa mit einer neuen Pestinvasion bedroht. Haben wir nun irgend welche bedeutende Fortschritte und Neuerungen, in den Präventiv-Maßregeln zu verzeichnen? Wol kaum; wir können höchstens mit Genugthuung anführen, daß wir uns von vielen, zum mindestens überflüssigen, wenn nicht direct nachtheiligen Verordnungen glücklich emancipirt haben. So, um eines zu erwähnen, hat sich der, im verfloffenen Jahrhundert erst schüchtern auftretende Gedanke, daß die „allgemeine Quarantaine,“ so wie auch das hermetische Versperren der inficirten Häuser nicht nur keinen Nutzen bringe, sondern sogar ein mächtiges Mittel zur Steigerung der Intensität der Epidemie sein könne, allmählig Bahn gebrochen. Man vermeidet es, durch

Einpferschen der Menschen in enge, dumpfe Stuben, die Verhältnisse in diesen so zu gestalten, daß solche Häuser hierdurch erst recht zu wahren Pestherden werden und sucht der Luftverpestung nicht so sehr durch allerhand Räucherungen als vielmehr durch häufige Lüfterneuerung, durch Verhinderung, daß sich der Keim anhäuft, entgegenzuarbeiten.

Doch anstatt eine detaillirte Darstellung, Begründung und vielleicht auch Kritik der jetzigen Vorkehrungen zu geben, wollen wir lieber den gegenwärtigen Standpunkt der Infectionsfrage darlegen; die nothwendigen Maßregeln der Abwehr ergeben sich dann aus demselben mit strenger Consequenz, da ja die Verhütung von Krankheiten vor Allem von der Natur und Verbreitungsweise desjenigen abhängt, was wir als die Krankheitsursache zu bezeichnen gezwungen sind, und die Pest wol ohne Widerspruch zu den Infectionskrankheiten gezählt wird, d. h. jenen Krankheiten, die durch ein von außen in den Körper eindringendes Gift entstehen, das die Fähigkeit hat, sich theils im Körper, theils auch außerhalb desselben in der Umgebung des Menschen zu vermehren, innerhalb des Organismus aber Störungen in dem gesammten Stoffwechsel hervorzurufen in einer Weise, daß seit langer Zeit an die Analogie mit Gährungserscheinungen gedacht wurde und diese Krankheiten auch als Gährungs- oder zymotische Krankheiten bezeichnet wurden. Diese Analogie scheint auch ihre Berechtigung darin zu finden, daß wir, soweit der jetzige Stand naturwissenschaftlicher Forschung es zuläßt, gezwungen sind, als Erreger, als Ursache dieser Erkrankungen Organismen anzusehen die den Gährungserregern eben sehr nahe verwandt sind, auf der niedrigsten Stufe der Organisation überhaupt und an der Grenze des auch mikroskopisch Wahrnehmbaren stehen, die sogenannten „Spaltpilze“, die kleinsten jetzt bekannten Organismen, weit kleiner als die vielfach irrthümlicher Weise dafür gehaltenen „Sonnenstäubchen“.

Wol ist der Beweis, daß sie wirklich auch die Ursache der Pest sind, bisher nicht geführt worden; allein der Umstand, daß für einzelne Infectionskrankheiten dieser Nachweis mit Sicherheit geliefert ist, neben vielen anderen, theoretischen Gründen, führt uns unabwieslich zu dieser Annahme, die ja auch Virchow, einem in diesem Punkte vorsichtigen Skeptiker, plausibel erscheint.

Die nächste Frage nun, die sich uns zur Beantwortung aufdrängt, ist die nach der Verbreitungsart der Infectionserreger, oder um direct an den Gegenstand heranzutreten und nach althergebrachten medicinischen Begriffen zu reden, die Frage, ist die Pest contagiös oder ist sie miasmatisch, oder vielleicht gar contagiös-miasmatisch.

Ich glaube wir können auch hierauf — selbst ohne die Resultate der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Commission abzuwarten — antworten, wenn auch vielleicht keine endgiltige Entscheidung treffen, nur wollen wir uns vorher eine kleine Abschweifung erlauben.

Die Ausdrücke Contagium, Miasma entstammen einer alten Zeit, entsprechen demnach auch den Anschauungen von damals, ihre Begriffe sind in ihrem ursprünglichen Sinne einander ziemlich entgegengesetzt. Contagiös sollen

Krankheiten, wie z. B. Blattern, genannt werden; welche sich vom Menschen auf den Menschen wieder übertragen lassen, wo die Annäherung oder die Berührung die unmittelbare Veranlassung ist zur Uebertragung des Krankheitskeimes auf den Nachbar, der nun selbst von demselben inficirt wird, aber ihn auch weiter verbreiten, auf andere übertragen, kurz verschleppen kann, ohne selbst von der Krankheit ergriffen werden zu müssen. Mit dem Ausdruck miasmatisch sollen dagegen solche Krankheiten bezeichnet werden, bei welchen, wie z. B. beim Wechselfieber, die schädliche Potenz, das Krankheitsgift außerhalb des Menschen meist im Boden oder in der Luft sich erzeugt, und eine größere Anzahl von Menschen mit einem Male befällt, ein Krankheitsgift (Miasma), dem vielfach eine gasförmige Natur zugeschrieben wurde und das wol den Menschen inficiren, aber nicht durch das Medium des Menschen weiter verbreitet werden kann, das, indem es im Menschen seine verderbliche Wirkung ausübt, auch seine Eigenartigkeit, seine inficirende Kraft verliert. Als ein weiterer Gegensatz zum Contagium erscheint dann noch der Umstand, daß nach damaligen Begriffen das Miasma, das dem Boden entstammende Krankheitsgift, immer an Ort und Stelle entstehen mußte, also nicht eingeschleppt werden konnte.

An der Hand derartiger Anschauungen würde jetzt eine Erklärung der Weiterverbreitung mancher Infektionskrankheiten kaum möglich sein, besonders da mit dem Worte Miasma meist wirklich noch das autochthone Entstehen des Krankheitsgiftes gemeint ist, und viele hiebei sogar noch an gasförmige Körper denken. Wir müssen deshalb, gerade in Verbindung mit der Theorie der parasitären Infektion, d. h. der Infektion durch Organismen, eine andere Einteilung treffen, und können hier die von v. Pettenkofer bereits 1872 vorgeschlagene acceptiren. Denn da man jetzt zu der Voraussetzung gezwungen ist, für beide Gruppen, als deren Repräsentanten wir oben Blattern und Wechselfieber genannt haben, ähnliche Infektionsträger — niedrigste Organismen, die Spaltpilze — anzunehmen, so handelt es sich nur um den Ort ihrer eigenartigen Entwicklung, ihrer Vermehrung von dem aus sie auf den Menschen wirken und weiter verbreitet werden können. Dieses kann nur der Fall sein innerhalb des menschlichen Organismus. Die Infektionsträger sind dann entogene, und von Menschen auf Menschen übertragbar, oder aber, sie finden die geeigneten Bedingungen zu ihrer Reproduction und specifischen Entwicklung außerhalb des Menschen, etwa im Boden oder im Hause, und treten von da aus in den menschlichen Organismus ein. Solche, außerhalb des menschlichen Organismus zur Reproduction und eigenartigen, specifischen Entwicklung gelangenden Infektionsträger nennen wir dann ekto gene. Diese bedürfen hierzu eigenthümlicher Verhältnisse, die zumeist im Boden, aber auch in gewissen klimatischen Einflüssen zc. gelegen sind, so daß also an Orten oder zu Zeiten, wo derartige Bedingungen nicht vorhanden sind, auch jene Krankheiten nicht entstehen, und, wenn auch eingeschleppt, nicht zur Ausbreitung gelangen können. Als Beispiel von an derartige Verhältnisse gebundenen Krankheiten nenne

ich nur den Typhus (Abdominaltyphus), die Cholera, das gelbe Fieber, dann auch das Weichselieber.

Solche Bedingungen nun, die zur Entwicklung und Ausbreitung eines ektogenen Infectionsträgers führen können, nennen wir auch — da sie eben von Ort und Zeit abhängen — die örtliche und zeitliche Disposition; diese giebt entweder zur autochthonen Entwicklung des Infectionskeimes Veranlassung, wie dies beim Weichselieber der Fall ist, oder sie ermöglicht es, daß der eingeschleppte Krankheitskeim sich vervielfältigt und zur epidemischen Ausbreitung der Krankheit Veranlassung giebt, wie bei Cholera, Abdominal-Typhus u. Fehlen aber diese Bedingungen, dann kann der eingeschleppte Keim keinen festen Fuß fassen, keine Ausbreitung gewinnen. Diese Darstellung hat den Vortheil, jene unglückselige Verquickung ganz widersprechender Begriffe, wie sie in dem Ausdruck miasmatisch-contagiös zu Tage tritt, zu vermeiden, wo man einer Krankheit willkürlich bald den Charakter einer contagiösen, bald den einer miasmatischen zuschreiben wollte. Wenn wir zusehen, wie man sich hiebei die Thatfachen zurechtlegt, so werden wir finden, daß die Krankheit immer erst contagiös genannt wird, wenn sich die örtliche und zeitliche Disposition einstellt, so lange dies nicht der Fall ist, wird, trotzdem auch vielfach Einschleppungen des Krankheitskeimes vorkommen, die Krankheit für „nicht contagiös“, „noch nicht contagiös“ oder „nicht mehr contagiös“ erklärt, wie es eben am besten paßt.

Es soll hiemit nicht in Abrede gestellt werden, daß es auch Infectionskeime gebe, welche sich sowohl auf entogenem als auf ektogenem Wege vermehren, aber es darf nicht angenommen werden, daß ihre Vermehrung nach Belieben bald so, bald so erfolge; sondern, daß sie stets an die gleichen Bedingungen geknüpft ist. Wenn wir nun sehen, daß eine epidemisch sich verbreitende Krankheit zu gewissen Zeiten oder an gewissen Orten trotz Einschleppung und trotz ungehinderten Verkehrs sich nicht ausbreitet, so müssen wir schließen, daß ihre epidemische Verbreitung wesentlich nur auf ektogenem Wege erfolge.

Untersuchen wir nun an der Hand der Geschichte der einzelnen Pestepidemien, wie sich dieselben in Bezug auf das ento- oder ektogene Entstehen des Infectionskeimes verhalten; es ist die Entscheidung hierüber, mit Rücksicht auf die Frage nach der Verhütung der epidemischen Ausbreitung, von eminenter Wichtigkeit.

Schon aus den im ersten Theil angeführten Vorbauungsmaßregeln kann man ersehen, wie sich die Anschauung über die Art der Ausbreitung dieser Seuche entwickelt hat. Nur zu bald wurde es Aerzten wie Laien klar, daß es zum Ausbruch einer Pest-Epidemie der Einschleppung eines Krankheitsfalles oder wenigstens des Krankheitsstoffes durch Waaren und anderweitige Probenienzen aus befallenen Gegenden bedürfe. Diese Erfahrungen wurden in besonders auffallender Weise in See- und Hafenstädten gemacht, wo der Verkehr nach einer Seite hin wenigstens leichter zu controliren, speciell der

Nachweis einer Verbindung mit einem überseeischen verdächtigen oder offenkundig inficirten Hafen leichter herzustellen war, und von dort aus datiren auch wol die ersten, auf Abspernung gerichteten prophylaktischen Maßregeln; waren ja auch die Hafenstädte fast stets die zuerst und vielfach auch am heftigsten heimgesucht. Mit der so sicher gestellten Thatsache der Einschleppung des Krankheitskeimes mußte aber nach damaligen Anschauungen der contagiöse, also entogene Charakter des Pestkeimes angenommen werden. Zwar drängten sich auch zu jener Zeit schon Thatsachen auf, die den nüchternen, unbefangenen Beobachter in andere Bahnen leiteten, und so bemerkten schon die beiden Geschichtsschreiber der Justinianischen Pest (531—580), Procopius und Evagrius, übereinstimmend, daß die Pest dieser Zeitperiode Momente zeige, die sich mit der Theorie der directen Uebertragung vom Menschen aus nicht vereinbaren lassen, so z. B., daß die Pest überall, wo sie auftrat, an ein bestimmtes Zeitgesetz gebunden war (wo wir wol jetzt sagen würden, an eine zeitliche Disposition), daß häufig in befallenen Gegenden einzelne Orte anfangs verschont blieben, bis dann später auch sie heimgesucht wurden; daß Aerzte, Wärter nicht mehr, ja vielleicht seltener ergriffen wurden als die übrigen Einwohner, während viele, die sich absonderten, der Krankheit erlagen. Auch Saladino Ferri hat schon im 15. Jahrhundert den Vertretern des contagionistischen Standpunktes unter anderen die mit deren Doctrin unvereinbaren Fragen vorgelegt: Warum verbreitet sich die Pest nicht in bestimmter räumlicher Ordnung, sondern sprungweise; weshalb liebt sie besonders feuchte, niedrige, sumpfige Gegenden? Allein diese Thatsachen, diese Einwände wurden theils vergessen, theils ignorirt, man hätte ja sonst die Krankheit für eine miasmatische ansehen müssen, und damit ließ sich die unleugbare Constatairung der Einschleppung nimmermehr vereinen; bei einer miasmatischen Verbreitungsweise hätte ja die Krankheit spontan, autochthon entstehen müssen. So wurden denn die Aerzte und Laien immer mehr in das Fahrwasser der reinen Contagionisten geleitet, und fast alle Maßnahmen, von den wir lesen, sind aus diesem Bewußtsein hervorgegangen. Es wurden aber auch fast die gesammten Beobachtungen, die uns vorliegen, in diesem Sinne beeinflusst, so daß sie nur mehr als Stütze für diese Lehre heranwuchsen.

Erst wieder in neuerer Zeit, besonders als in Folge der Expeditionen der ersten französischen Republik nach Aegypten die Pestfrage von Seite der französischen Aerzte studirt zu werden begann, erhoben sich inuner mehr Stimmen, die den rein contagiösen Charakter des Pestkeimes bestritten.

Fassen wir nun die Thatsachen zusammen, die dafür sprechen, daß der Pestkeim ein ektogener ist. Sie gruppiren sich nach zwei Richtungen, einmal einer negativen, insofern sie die Unmöglichkeit oder das Unberechtigte der contagionistischen Anschauung documentiren, sodann einer positiven, indem sie auf den Einfluß der außerhalb des Menschen gelegenen Bedingungen mit unabweißlicher Consequenz hinweisen.

Was nur Thatsachen der ersten Reihe anbelangt so wäre vielleicht vor

Allem auf die so vielfach constatirte Erfolglosigkeit einer strengen Absperrung, Isolirung, innerhalb einer von der Pest ergriffenen Stadt hinzuweisen. Es liegen derartige Beobachtungen besonders aus dem 19. Jahrhundert in reicher Auswahl vor, die hervorragenden Gegner des Contagionismus, Bruner, Clot Bey u. A., haben sie in großer Menge gesammelt; doch wollen wir den Werth derselben nicht allzu hoch anschlagen, da ja immerhin ein vielleicht heimlicher Verkehr stattgefunden haben kann. Wird ja andererseits von den wissenschaftlichen Vertretern des Contagiumstandpunktes jenen Experimenten, die angeblich eine Uebertragung durch Impfung, durch Kleider Pestkranker hervorriefen, keinerlei Werth beigemessen. Will man nämlich auch — ausgehend von dem Grundsatz, daß ein positives Resultat tausend negative überwiegt — davon absehen, daß nur in der Minderzahl der Fälle das Experiment von Erfolg begleitet war, so muß dagegen bestritten werden, daß hier überhaupt positive Resultate vorliegen, da ja zu Zeiten einer allgemeinen Epidemie immer wieder die Frage offen bleibt, ob denn nicht in diesen scheinbar gelungenen Fällen der Uebertragung die Infection ganz unabhängig von dem Experimente aufgetreten war, wie dies eben bei tausend anderen zur selben Zeit Erkrankten der Fall war. Als positiv könnte in diesen Fällen nur die zufällige Coincidenz der Infection und der Operation angesehen werden.

Wichtiger sind jedoch jene Vorkommnisse, wo trotz ununterbrochenen Verkehrs, trotz häufigster, unmittelbarer Berührung keine Infection, keine Ausbreitung der Pest stattfand. In diese Kategorie gehört vor Allem jene schon den beiden bereits citirten Autoren Procopius und Evagrius auffallende Erscheinung, daß Aerzte und Wärter von Pestlazarethen, denen ja, wie Niemand Anderem, Gelegenheit zur Ansteckung geboten ist, im Verhältniß nicht mehr, nicht häufiger ergriffen werden, als die übrige Bevölkerung, sogar relativ verschont bleiben. Wir begegnen diesen Beobachtungen von der Pest des Justinian an bis in die allerneueste Zeit.

Vom gleichen Gesichtspunkte aus muß das Verhalten der Pest auf Schiffen betrachtet werden. Wenn irgendwo, wäre ja hier für eine nur durch directe Uebertragung sich fortpflanzende Krankheit die beste Gelegenheit zu auf einen engen Raum beschränkten Epidemien gegeben. Wol sind die Nachrichten über das Umsichgreifen der auf ein Schiff eingeschleppten Pest nicht zahlreich, aber die wenigen zeigen doch ein auffallendes Freibleiben der Schiffsmannschaft, trotz stattgefundener Einschleppung, so daß dieses Verhalten der Pest es war, welches Clot Bey, einen französischen Arzt, zuerst zu Zweifeln an der contagiösen Natur der Pest anregte. So wird denn auch von Gregson aus dem Jahre 1835, wo eine heftige Pestepidemie in Alexandrien herrschte, berichtet, daß in der Zeit ihres größten Wüthens mehrere eingeschleppte Pestfälle unter der Schiffsmannschaft der dort stationirten Flotte sich zeigten. Alle Contagionisten prophezeiten damals der Flotte ein trauriges Schicksal — und trotzdem blieb die übrige Schiffsmannschaft gesund und pestfrei.

Wir erinnern uns hiebei unwillkürlich an die analogen Erfahrungen bei Cholera, wo allerdings eine Reihe sorgfältiger Beobachtungen vorliegt, besonders ein reichhaltiges statistisches Material, den Auswandererschiffen entnommen, und wo auch diese Beobachtungen als die kräftigsten Belege für die entogene Natur des Krankheitskeimes gelten dürfen.

Damit soll jedoch die Möglichkeit von Schiffsepidemien nicht geleugnet werden, wie sie ja auch bei der Cholera in einzelnen Fällen vorkommen; sie sind aber seltene Ausnahmen, und müssen durch ganz besondere Umstände ermöglicht werden, auf die einzugehen hier nicht der Platz ist.

Ein weiterer, gegen die entogene, contagiöse Natur des Krankheitskeimes sprechender Umstand ist das oft explosionsartige Auftreten, Ausbrechen der Epidemien, wo dann, wie mit einem Schlage, eine große Menge Menschen, und meist unter heftigen Symptomen, an der Pest erkrankte, was wol damit erklärt werden muß, daß der Keim, welcher eine gewisse Zeit zu seiner Entwicklung und Vermehrung bedarf, diese endlich erreicht hat und nun plötzlich zur Verbreitung gelangt und die Menschen befällt.

Für diese Annahme, daß der Keim eine gewisse Zeit zu seiner specifischen Entwicklung bedarf, selbst nachdem er eingeschleppt worden, sprechen jene zweifelhaften, und immerhin schon verdächtigen Fälle, die vielfach Epidemien voranzugehen pflegen, und die dem vorsichtigen Beobachter schon das Nahen der Epidemie verrathen; es gilt das ganz besonders von großen Städten, wo bei dem immensen Verkehr der Zeitpunkt der Einschleppung nicht immer genau festgestellt werden kann, und ist vielleicht der sensationelle Fall Botkin's und die sich hieran anschließenden sieben andern, die von englischen Journalen registrirt wurden, doch in diese Kategorie zu stellen; nur sei hiebei erwähnt, daß es trotzdem nicht zum Ausbruch einer Epidemie kommen müsse, da die davon abhängt, ob die Stätte, die örtlichen und zeitlichen Bedingungen der vollständigen und massenhaften Entwicklung des Keimes günstig sind.

Gegen die Theorie des Contagiums spricht auch noch, wenigstens zum Theile, das sprungweise Weiterschreiten der Epidemie. Bei der Annahme eines entogenen Krankheitskeimes, der vom Menschen auf den Menschen übertragen wird, müßte die Seuche unmittelbar und ununterbrochen mit dem menschlichen Verkehre weiter schreiten, es läge kein Grund vor, daß eine oder die andere Stadt, welche der Verkehr berührt, verschont bliebe; wir haben gesehen, daß dieser Umstand bereits im 15. Jahrhundert Salabiono Ferri gerechten Anlaß zu Bedenken gegeben hat.

Wir gelangen nun allmählig bei der Anführung und Würdigung der Thatfachen in die Kategorie jener, die mehr weniger direct auf den Einfluß der außerhalb des Menschen sich vorfindenden Bedingungen hinweisen.

Schon durch das verhältnißmäßige Freibleiben der Schiffe wird man zu der Annahme geführt, daß hier die geeignete Localität, die örtlichen Bedingungen fehlen, die zur Entwicklung der Krankheit als Epidemie nothwendig sind. Dasselbe gilt von jenen Fällen, wo die Pest in Städte, Ortschaften

verschleppt wurde, ohne daselbst zu einer epidemischen Ausbreitung Veranlassung zu geben. Es giebt derartige Gegenden, die überhaupt bisher für die Pest unempfänglich waren. Schon während des schwarzen Todes wurden einzelne Städte genannt, die gänzlich verschont blieben, trotzdem ringsum die Pest wüthete, und die Vorsichtsmaßregeln der betreffenden Städte weder bessere, noch besser gehandhabte waren, als die anderer inficirter Orte. So blieben Maara el Rooman in Syrien, Schizour und Harsem in Mesopotanien, ferner Arragon pestfrei.

Charakteristisch für diese Erscheinung ist das Verhalten eines Berges fünf französische Meilen von Constantinopel entfernt, Mlem Dag genannt. Unweit des Gipfels befindet sich ein kleines Dorf, wohin zur Zeit einer heftigern Pestepidemie in Constantinopel viele armenische Familien sich flüchten und hier in Zelten ihre Wohnung aufschlagen. Trotzdem nun ein lebhafter Verkehr mit Skutari unterhalten wird, schon wegen der unerläßlichen Zufuhr von Lebensmitteln, trotzdem oft Pestkranke selbst hingeschafft werden, soll sich dort doch niemals die Pest in epidemischer Ausbreitung gezeigt haben; sie verlischt, wenn eingeschleppt, vollständig. Ein eine halbe (französische) Meile tiefer gelegenes Dorf erfreut sich jedoch nicht mehr derselben Immunität; hier hat sich die Pest, obwol selten, doch einige Male gezeigt.

Auch Malta besitzt eine Localität, die ein ganz ähnliches Verhalten darbietet. Es ist ebenfalls ein Berg, der als Zufluchtsstätte benutzt wird, und auf dem sich die Pest noch niemals gezeigt hat. Dieser Eigenthümlichkeit halber, wird er auch Safi (der gesunde) genannt.

Analoge Beobachtungen liegen bezüglich der Citadelle Cairo's und anderer Localitäten vor; es gehört in dieselbe Kategorie auch die Erscheinung, daß Epidemien oft durch Ortswechsel zum Stillstande gebracht werden können, wie sich dies besonders bei den militärischen Dislocationen in Aegypten zur Zeit der französischen Invasion wiederholt gezeigt hat. Eine Erklärung aller dieser Thatfachen bei Annahme der Contagiosität ist kaum möglich; wir sehen hier das Freibleiben oder Freiwerden einer ganzen Bevölkerung, einer ganzen Truppe, der es gewiß nicht an individueller Disposition zur Erkrankung fehlt, wir haben alle Mittel und Wege, um die Ausbreitung der Krankheit zu befördern, die unmittelbare Uebertragung zu bewerkstelligen; wenn diese Uebertragung wirklich so direct vom Erkrankten aus (eventuell auch durch dritte Personen) stattfände, warum bleiben die genannten Orte verschont, warum erlischt die Epidemie bei dem Ortswechsel? Es führen uns diese Erwägungen mit zwingender Nothwendigkeit dazu, anzunehmen, daß der Krankheitskeim erst außerhalb des Organismus gewisse Bedingungen vorfinden muß, welche seine specifische Entwicklung und Vermehrung begünstigen oder ermöglichen, erst dann kann eine Infection in größerem Maßstabe, eine Epidemie eintreten.

Welches sind nun wol diese Bedingungen? Es ist von großer Wichtigkeit, bei der Feststellung derselben nicht einseitig vorzugehen, und nicht etwa bloß einen zufällig vorhandenen Factor herauszuheben, und diesem allein die

Immunität oder im umgekehrten Sinne die locale Disposition zuzuschreiben. Es wäre z. B. ganz verfehlt, der höhern Lage allein, der sich die oben angeführten Orte erfreuen, die Immunität zu vindiciren; wol scheint sie dazu beizutragen, aber doch nur im Verein mit anderen Momenten. In der Geschichte des schwarzen Todes wird bereits bemerkt, daß die Gebirgsgegenden Irlands (und anfangs auch Schottlands) kaum von der Krankheit zu leiden hatten, dasselbe soll auch von der Schweiz, vom Thüringer Wald u. A. gelten, daß jedoch die höhere Lage hierbei nicht das einzige maßgebende Moment sein konnte, erhellt aus dem Verhalten der Seuche in einer etwas spätern Periode, wo 1349 in Canton Wallis die Pest gerade in den bergigen Gegenden heftiger wüthete, als in den tieferen. Noch deutlicher wird jedoch dieser nur beschränkte Einfluß der hohen Lage durch das Verhalten der Pestepidemien in Malta illustriert, wo gegenüber dem Berge Saffi ein ebenso hoch und ebenso lustig gelegener Ort Zebug 1813 von der Pest sehr heftig heimgesucht worden ist. Insofern konnte auch Cobino in seiner farbenreichen Schilderung des schwarzen Todes mit Recht singen:

Australes populos dum sternerot aut orientis
Hesperie gentes, aquilonis frigida regna
Frustra confidunt, quod sit sibi purior aër.
Non calor aut frigus seu temperies regionis
Profuit, aut patrie, quanquam sit congrua, sedes.
Si fuerant alti montes vallesve profunde,
Si medocris erat locus aut maris insula, vel si
Campi planities, scopulis aut aspera tellus,
Si nemus aut littus sabulosum, sive paludes,
Serpit ubique lues, quasi sauciat omne quod est sub
Sole solum; solumque solum non circuit, ymo
Persequitur fluvios homines pelagique per undas.

„Nicht die Verschiedenheit des Himmelsstriches, nicht der Süden oder „die reine Luft des Nordens, nicht Wärme noch Kälte des Klima's vermag „die entseßliche Krankheit aufzuhalten. Sie dringt in die Gebirge, wie in „die Thäler, in Binnenländer wie zu Inseln, in Ebenen wie in hügeliges „Gelände, nicht Wald, noch See, noch Sumpf läßt sie verschont. Sie folgt „dem Menschen auf den Wellen des Oceans, sie dringt in Dörfer, Lager, „Städte. Vergebens wird die Kälte des Winters herbeigesehnt; die Seuche „achtet nicht der Milde des Frühlings, noch der Gluth des Sommers, nicht „des Wechsels des Mondes und des Standes der Gestirne, nicht des feuchten „Südwindes und des rauhen Nordes“ (Haefer). Um einen Ort immun zu machen, müssen eben verschiedene Factoren zusammen wirken; allein für sich sind sie nicht im Stande, das Uebel aufzuhalten. Zu diesen Factoren müssen wir nun unstreitig auch die Witterung, die Wärme, die geographische Lage zählen. Es wird ja vielfach das Erlöschen der Seuche mit der größten Hitze oder auch -- in unsern Gegenden -- mit großer, trockener Kälte erwähnt. Wichtiger aber noch als dies ist die Beschränkung der Ausbreitung,

nach der geographischen Lage, da die Pest gegen Süden, gegen die Tropen zu den 24 Breitengrad nie überschritten hat. Auch wird schon eine Veränderung der Culmination der Seuche mit der geographischen Lage in Zusammenhang gebracht, wo also direct die Entwicklung des Krankheitskeimes bis zu seiner höchsten Entfaltung beeinflusst würde.

Während wir aber bisher mehr von jenen Bedingungen gesprochen haben, die den Ausbruch der Epidemie, die Entwicklung des Krankheitskeimes verhindern, seien noch jene Einflüsse, soweit sie aus der Literatur ersichtlich, angeführt, die eine Entwicklung begünstigen; wie wichtig eine genaue und vollständige Kenntniß derselben wäre, giebt die einfache Erwägung an die Hand, daß uns diese Erkenntniß auch wol die Mittel angeben könnte, sie zu vermeiden, zu bekämpfen oder zu paralyßiren. Daß es solche, an der Localität haftende Bedingungen giebt, ersieht Bruner aus der 1843 in Unterägypten herrschenden Pestepidemie, wo die Bildung, Beschränkung und außerordentliche Verheerung in einzelnen bestimmten Localitäten bemerkenswerth erschien, das geht ferner aus den vielen kleinen Epidemien hervor, die sich an einzelne Häuser knüpften, am evidentesten aber vielleicht daraus, daß gewisse Localitäten bei neuerlichem Ausbruch immer wieder und in heftiger Weise ergriffen werden. In der 1713 in Wien beobachteten Epidemie wird von Ferro und van Swieten das auffallende Factum constatirt, daß dieselben Häuser wie im Jahre 1664 resp. 1677 befallen wurden und zwar früher und heftiger als die anderen.

Im Speciellen nun giebt uns die Literatur als solche die Ausbreitung der Epidemie begünstigende Momente gewisse Eigenthümlichkeiten des Bodens an. Eine bestimmte Durchfeuchtung des Bodens, wie sie auch manchmal nach Ueberschwemmungen sich einstellt, scheint von großer Bedeutung zu sein, dafür sprechen die Erfahrungen in Aegypten, das haben schon die Pestschriftsteller des Alterthums und Mittelalters hervorgehoben. Es tritt dies auch in der Thatfache zu Tage, daß in der Wüste, wo also vollständige Trockenheit des Bodens herrscht, es zu keiner Pestepidemie komme, während zur selben Zeit in den Oasen dieselben verheerend auftreten können, und ist dies förmlich experimentell durch in verschiedene Gegenden dislocirte Truppen und nachträglichen Vergleich der Sterblichkeitsverhältnisse nachgewiesen worden.

Für diesen positiven Einfluß niedriger, feuchter Lage, der von so vielen Schriftstellern behauptet wird, sprechen wol auch die Beobachtungen, welche von den Verfechtern der autochthonen Entstehung der Pest (ohne Einschleppung) als Argumente in's Feld geführt werden, daß nämlich den Pestausbrüchen heftige und bössartige Malariakrankheiten vorangegangen wären; dies deutet auf eine bestimmte fruchte, sumpfige Beschaffenheit des Bodens, die zur örtlichen Disposition beitrug, und wo dann auch der Krankheitskeim zuerst die günstigste Stätte fand. Wol dürften dann einzelne der erwähnten Krankheitsfälle schon wirklich Vorläufer der Epidemien gewesen sein, in dem Sinne, wie es S. 234 ausgeführt wurde.

Ein weiteres Moment, das ja auch bei andern Infectionskrankheiten, besonders den von localen Verhältnissen abhängenden, eine wichtige Rolle spielt, tritt uns entgegen in der Verunreinigung des Bodens mit Abfällen des menschlichen Haushalts, in den ungünstigen hygienischen Verhältnissen der Städte, Häuser, besonders wenn sich auch sociales Elend, Mangel, Wohnungsüberfüllung u. hinzugesellt. Wenn wir vielleicht auch nicht allzuviel Gewicht darauf legen wollen, daß wol alle Pestordnungen, besonders die etwas neuern Datums, vom sechzehnten Jahrhundert an, die Fortschaffung des Unraths als eine Hauptaufgabe der Prophylaxe ansehen, so muß uns doch jedenfalls auffallen, daß schon zur Zeit des schwarzen Todes und von da an auch immer wieder constatirt wird, die Pest habe am ärgsten in engen, schmutzigen Quartieren gehaust, oder hätte meist dort ihren Ursprung genommen und sich von da aus verbreitet.

Hervorgehoben sei nun nochmals, daß alle hier aufgezählten Momente, einzeln genommen, nicht als die vollständigen, hinreichenden Bedingungen zur Ausbreitung einer Epidemie angesehen werden dürfen, hierzu gehört ein gewisses zeitliches Zusammentreffen verschiedener Momente, wie etwa Durchtränkung eines porösen Bodens mit Schmutz bei einer gewissen Feuchtigkeit und Temperatur u. In diesem zeitlichen Zusammentreffen liegt dasjenige Hilfs-Moment, das wir mit dem Ausdrucke zeitliche Disposition benennen, und das uns die einzige Erklärung giebt dafür, daß in so vielen Epidemien einzelne Städte, Ortschaften trotz Einschleppung eine Zeit lang von der Pest verschont blieben, förmlich übersprungen wurden, bis dann in einem spätern Zeitpunkt der Pestepidemie auch sie befallen wurden.

Indem wir schließlich die Resultate, die sich aus dem Studium der Geschichte der Pestepidemien ergeben, zusammenfassen, können wir sagen: Es liegen bereits jetzt so viele und sichere Thatfachen vor, daß an der Hand dieser allein schon die Pest in jene Kategorie von Infectionskrankheiten einzureihen ist, in welcher auch der Abdominaltyphus, die Cholera, das gelbe Fieber ihren Platz gefunden, d. h., daß es zum Zustandekommen einer epidemischen Ausbreitung der Pest zweier, respective dreier Factoren bedürfe. Vor allem der Einschleppung des Krankheitskeimes, sodann aber der örtlichen und zeitlichen Disposition, d. h. jener außerhalb des menschlichen Organismus liegenden Momente, die zur Vermehrung, zur specifischen Entwicklung des etrogenen Krankheitskeimes nothwendig sind.

Man wird nun wol fragen: Haben wir durch diese Erkenntniß auch einen praktischen Vortheil, werden die Epidemien hierdurch seltener und milder gemacht werden können? Es wäre für die Achtung, die man vor der Wissenschaft hegt, und die doch im Allgemeinen meist nach ihren praktischen Erfolgen sich richtet, nicht gerade günstig, wenn wir die Frage verneinend beantworten müßten. Glücklicher Weise ist dem aber nicht so, wir sind im Stande zu zeigen, wie wir von diesen Gesichtspunkten aus in der Lage sind, Vorkehrungen gegen die Pest zu treffen, die Aussicht auf Erfolg haben.

Im Allgemeinen können ja die Mittel zur Bekämpfung der Pest, auch nach dem hier ausgeführten Standpunkte, in drei Richtungen sich geltend machen. Diese Aufgaben wären 1) Verhütung der Einschleppung, 2) Verhütung der Ausbreitung, 3) Individuelle Prophylaxe. Wir werden natürlich allen drei Punkten die nöthige Aufmerksamkeit zuwenden, es handelt sich nur darum: von wo aus können wir am erfolgreichsten eingreifen? Die Verhütung der Einschleppung ist oft kaum zu erzielen. Wenn wir zugeben müssen, daß auch gesunde Personen, ferner Waaren, überhaupt alle Provenienzen aus Pestgegenden den Krankheitskeim verschleppen können, so hilft wol nur gänzliche Absperrung und Aufhebung eines jeden Verkehrs, was schon auf kleinen Gebieten kaum vollständig durchzuführen und, wo es sich um die Absperrung eines ganzen Landes handelt, ganz hoffnungslos ist, und wo auch die Desinfection nicht so sorgfältig gehandhabt werden kann, daß von ihr ein sicherer Erfolg zu erwarten wäre. Der dritte Punkt, der Schutz des Einzelnen, die individuelle Prophylaxis, läßt auch noch manches zu wünschen übrig. Die Mittel hiezu könnten einmal darauf gerichtet sein, die Menschen bei drohender Pestgefahr an Orte zu bringen, die erfahrungsgemäß immun sind. Es wäre dies aber doch nur ein Schutz für relativ Wenige. Ein anderes Bestreben, durch Einverleibung von Medicamenten die individuelle Disposition zur Pest aufzuheben, ist noch nicht vom gewünschten Erfolge gekrönt, die Theorie der parasitären Infection giebt wol bereits die Gesichtspunkte, von denen aus dies vielleicht zu ermöglichen ist. Es bleibt uns noch der zweite Punkt, Verhütung der Ausbreitung. Von diesem können wir noch am sichersten Erfolge erwarten, besonders wenn ein genaues, unbefangenes Studium der Ausbreitung der Pest, vorzunehmen von Seite einer permanenten, internationalen Seuchencommission, uns jene äußern Momente angegeben haben wird, die die örtliche und zeitliche Disposition zur epidemischen Ausbreitung der Pest ausmachen. Denn das sind Factoren, die wir am ehesten noch beeinflussen können. Es ist dies nicht etwa ein zu idealer Standpunkt. Sehen wir ja, daß bei einer Anzahl von analogen Erkrankungen der Einfluß gewisser Maßregeln, die sich kurz mit dem Ausdruck Affanirung einer Stadt, eines Bodens bezeichnen lassen, bereits deutlich hervortritt. Ja, nach Parkes, dem berühmten englischen Hygieniker, soll sich dieser Einfluß auch bereits der Pest gegenüber in Aegypten, besonders in Cairo geltend gemacht haben. Freilich ist diese Art der Prophylaxe nicht eine ad hoc anzuwendende, nicht erst bei herannahender Gefahr, sondern methodisch und consequent müssen alle hier inbegriffenen hygienischen Maßnahmen ergriffen werden, die in neuerer Zeit so oft erörtert wurden, daß wir von einer Anführung derselben Umgang nehmen können. Es gilt hiebei der Spruch: Si vis pacem, para bellum; dafür aber haben wir in ihnen die Gewähr, daß sie nicht bloß ein Schutzmittel gegen eine eventuelle Pest sind, wie dies auch schon Hirsch, einer der Delegirten, ausgesprochen, sondern daß sie überhaupt auch noch vielen andern aus dem Zusammenleben der Menschen hervorgehenden Schädlichkeiten entgegen arbeiten.



Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren.

(1868—1878.)

Don

Asiaticus.

Es sind in diesem Sommer zehn Jahre, daß die Militär-Dictatur der Taikune mit ihren feudalen Einrichtungen zusammenbrach und eine neue Aera über Japan hereinzog. Das Jahr 1868 schließt das japanische Mittelalter, jene achthundertjährige Periode der Herrschaft der Kriegerkaste und des Verfalls der kaiserlichen Macht; unter dem verjüngten Kaiserthum dringt die europäische Cultur unaufhaltfam ein, durchbricht die starren Schranken der Abschließungspolitik und erfüllt Gesellschaft und Staat mit neuem Leben.

Daß ein Wendepunkt in seinem Geschehe eingetreten ist, weiß selbst der gemeine Mann; zwar findet er seine Lage noch immer drückend, auch weiß er die neuen Freiheiten noch nicht recht zu schätzen und an den Vorgängen hat er keinen Antheil genommen; aber er begreift, daß die Welt um ihn herum eine andere geworden, und daß das Alte unwiederbringlich verschwunden ist. So ist es Volksgebrauch geworden, die Restauration — „Ischin“ zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung zu machen; von den Zeiten, die davor liegen wird nur selten noch gesprochen.

Auch in Europa hat die Restauration einen großen Eindruck hervorgebracht. Die Vernichtung des Feudalwesens, die Befehmung des Volkes zu den Grundsätzen des freien Völkerverkehrs und die unzähligen Neuerungen im Sinne der europäischen Civilisation wurden mit wahren Enthusiasmus begrüßt; man sah die Zeit nicht mehr fern, wo Japan den Vändern der alten Cultur ebenbürtig an die Seite treten, und sich zur Reformatorin des fremden, feindlichen Ostasiens aufschwingen würde.

Diese überschwänglichen Vorstellungen von den Fortschritten und Bestrebungen Japans, daß an Verhättselung grenzende Wohlwollen, welches ihm bei jeder Gelegenheit zu Theil ward, die Bereitwilligkeit, mit der man seine Ansprüche auf Gleichstellung mit den civilisirten Nationen anerkannte, sind

Irrungen gewesen, deren unheilvolle Folgen, für das Land sowohl, wie für uns, nicht ausbleiben konnten; sie sind jedoch in der menschlichen Natur begründet und daher wohl zu entschuldigen. Nichts war natürlicher, als daß die Bekehrung gerade desjenigen Volkes, welches sich Jahrhunderte hindurch als der hartnäckigste und fanatischste Feind des freien Völkerverkehrs erwiesen hatte, Europa mit Stolz und Jubel erfüllte. Es war die Freude über den ersten Erfolg der civilisatorischen Mission Europas in Ostasien, ja im Oriente überhaupt; — selbstverständlich hatte die Begeisterung des realistischen Europas auch einen materiellen Grund: Befriedigung in diesen Jahren der Ueberproduction einen neuen vielversprechenden Consumenten für seine Manufacturen gefunden zu haben.

Wie dem aber auch sei, und ohne abzuwarten, wie das Urtheil über die Culturentwicklung Japans in dem vergangenen Decennium endgültig ausfallen wird, darf von vornherein behauptet werden, daß es auf Europas Sympathien vollen Anspruch hat. Kein Volk hat die christlich europäische Cultur so freiwillig und verständnißvoll aufgenommen, wie das japanische; sein rühriges Wesen, seine Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, sein Streben nach Vervollkommenung muß jedem wohlthun, der daneben die geistige Stumpfheit, die Selbstgenügsamkeit und den Fremdenhaß der nach Abkunft, Gesittung und Wissenschaft gleichartigen Völker Chinas und Koreas vor Augen hat.

In der öffentlichen Meinung Europas aber scheint jetzt die Reaction eingetreten zu sein. Die volkswirtschaftliche Entwicklung des Landes hat, wenigstens so weit der fremde Handel in Betracht kommt, den Erwartungen nicht entsprochen; sein Wohlstand ist vernichtet, sein Vermögen für Unternehmungen geopfert worden, die nur dem Ehrgeiz der einen, der Habsucht der andern zu dienen scheinen; die wahren Hülfquellen des Landes werden uneröffnet gelassen, im internationalen Verkehr erhebt die Regierung nur Ansprüche, ohne ihrerseits zu Concessionen sich bereit zu finden, und im Innern ist die Ordnung fortwährend bedroht; zumal die letzten vier Jahre bilden eine ununterbrochene Kette von Verschwörungen, Bürgerkriegen, Agrar excessen, Meuchelmorden und Militäraufständen.

Das Ausland ist ernüchtert; der Bewunderung ist die Enttäuschung gefolgt, an die Stelle des Wohlwollens bittere Kritik getreten, das frühere Urtheil ist in das Gegentheil umgeschlagen. Ob es aber recht ist, jetzt das Ganze zu verdammen und Japan alle Befähigung auf Fortentwicklung abzusprechen, ob alle diese Mißstände nicht die natürliche Folge des Regenerationsprocesses sind, der sich jetzt im Volke vollzieht, und ob nicht die Bedingungen des Gelingens dennoch vorhanden sind? Indem ich in Nachfolgendem die Restauration und die Ereignisse der letzten zehn Jahre zu schildern versuche und die hauptsächlichsten Veränderungen aufführe, welche sich im staatlichen und gesellschaftlichen Leben vollzogen haben, wird es vielleicht gelingen, ein Gesamtbild der jetzigen Verhältnisse zu gewinnen und über den Werth der civilisatorischen Bestrebungen Japans, den Grad seiner Culturfähigkeit und seine Bedeutung für den Völkerverkehr ein Urtheil zu finden.

Ursachen der Restauration der Kaisergewalt.

Die Restauration ist durch die Fremden herbeigeführt worden; wäre das Land ihnen verschlossen geblieben, so führte das Taikunat jetzt noch gerade so wie vor zwei Hundert Jahren sein despotisches Regiment. Die gewöhnliche Annahme, daß die alten Zustände an und für sich unhaltbar geworden, und ihr Umsturz über kurz oder lang hätte von selbst erfolgen müssen, entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Das Land befand sich wie in einem Todesschlaf; alles geistige Leben war durch die harten Ordnungen des Taikunats zu Boden getreten, und es bedurfte eines gewaltigen, welterschütternden Ereignisses, um den alten Heldensinn des Volkes wieder zu wecken. Ein solches Ereigniß war für das seit Jahrhunderten als eine Welt für sich bestehende Japan die Ankunft der Fremden; seitdem sie unter den ersten Taikunen ausgetrieben, war kein Versuch mehr gemacht worden, die Barrieren, welche ihnen gezogen waren, zu sprengen; so von Außen durch nichts gestört, im Innern durch keine Fehden und Bürgerkriege mehr aufgeregt, hatte man sich nach und nach einem beschaulichen Stillleben hingegeben und Alles um sich herum vergessen.

Da auf ein Mal kam die dumpfe Kunde von der Einnahme von Kanton durch die Engländer und dem vereinten Vorgehen der fremden Mächte gegen die chinesische Regierung. Unaufhörlich durchdampften Kriegsschiffe die Meere längs der Küsten, und nach und nach stellten sich die Geschwader der fremden Mächte in der Bay von Jedo ein (1856—1858) und verlangten Aufhebung dessen, was bisher als ein Grundstatut des Reiches, als die Garantie seines Bestehens war angesehen worden. Das Taikunat suchte durch Aufschub und Ausflüchte die ungeduldeten Gäste zu entfernen; das Volk aber, vom obersten Norden bis zum tiefsten Süden, durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Der lange Traum von der Unverletzlichkeit des japanischen Bodens war ausgeträumt, die Fremden waren wieder da, hundert Mal fürchterlicher als in jenen Tagen von Nagasaki und Hirado, ausgerüstet mit Kanonen und Gewehren; ihre Schiffe nicht mehr den Zufällen des Windes und Wetters unterworfen, sondern durch die Kraft des Dampfes im Stande, dem geringsten Wunsche ihrer Leiter zu gehorchen; und Japan war ungerüstet. Die Festen an den Meeren waren verfallen, die Rüstungen in den Kammern verrostet. Im Nu waren die alten Waffen wieder hervorgeholt, die Schwertfeger arbeiteten Tag und Nacht, allenthalben übte sich die Jugend zum Kampfe; die alte Unthätigkeit war dahin, die königliche Ordnung des Taikunats mit einem Schlage vernichtet.

Sociale und politische Zustände vor der Restauration.

Wo bisher vom japanischen „Volk“ die Rede gewesen ist, und auch in dem weiteren Verlauf dieser Arbeit, ist diese Bezeichnung unserem europäischen Begriff nicht entsprechend; denn es ist darunter nicht die Gesamtheit der

Untertanen zu verstehen, sondern nur die Kriegerkaste, die Samurai; das übrige Volk, nämlich die Bauern und Städter, befanden sich, zumal um die damalige Zeit, in einem solchen Zustande politischer Unfreiheit und gesellschaftlicher Erniedrigung, daß die Fragen des Staatswohls sie ganz unberührt und gleichgültig ließen; sie waren eine willenlose Masse, eher Sklaven als Staatsbürger, ohne Schutz und Recht, und ihre Bestimmung war, wie in den Reichsgrundgesetzen deutlich geschrieben ist, die Samurai zu ernähren. Sie hatten den Kriegern zu begegnen, wie ihren Herren; die geringste Unhöflichkeit jenen gegenüber wurde auf der Stelle mit blankem Schwerte gerächt; alles dasjenige, was als jenen eigenthümlich galt, war ihnen verboten, z. B. das Reiten zu Pferde, Geleitung von mehreren Dienern auf Reisen u. s. w., die Bauart der Häuser, Schnitt und Stoff der Kleidung, die Art ihrer Vergnügungen, kurz ihr Verhalten bis in die kleinsten Details des häuslichen Lebens war ihnen vorgeschrieben. Der Bauer, der von Morgens früh bis in die späte Nacht hinein angestrengt arbeiten mußte, und von seinem Ertrag nur soviel behielt, als zu seiner Nothdurft erforderlich war, befand sich in der denkbaren möglichen geistigen Verkommenheit. Der Bürger oder Städter war meistens Kaufmann und als solcher von der regierenden Klasse noch mehr verachtet als der Bauer; regelmäßige Abgaben an den Staat hatte er zwar nicht zu entrichten, dahingegen aber war er fortwährend den Expressionen der Beamten ausgesetzt, und derjenige, welcher Vermögen besaß, wagte nicht, es zu genießen, aus Furcht die Habgier der Höheren zu erregen. Der Bauer bewahrte sich, trotz der Last seiner Arbeit, in der frischen freien Luft, inmitten seiner Acker und Reisfelder, eine gewisse Unabhängigkeit des Sinnes, er wurde mit Schonung ausgefogen: denn wie stark auch das Gefühl seiner Unterthänigkeit war, zu harte Maßregeln, besonders wenn sie vom Herkommen abwichen, machten ihn störrig und auffällig. Der Bürger aber ließ sich alles gefallen, er blieb feige, auch wenn es ihm an's Leben ging. Seine geistige Bildung war in der Regel nicht viel größer als die des Bauern; von Lesen und Schreiben verstand er gerade soviel als für sein Geschäft unumgänglich nothwendig war. Die Handwerker dagegen, welche neben den Bauern und Kaufleuten als ein besonderer Stand galten, besonders aber die Kunsthandwerker, als Schwertfeger, Bronze- und Porzellan-Arbeiter, Maler u. s. w. hatten eine gewisse geistige Regsamkeit sich bewahrt; sie übten ihren Geschmack in den Wissenschaften, und genossen die besondere Achtung der Samurai.

Die Samurai oder Krieger.

Auf den Samurai beruhte der Bestand des Staates; im Ganzen etwa achthunderttausend an Zahl, während die des ganzen Volkes über dreißig Millionen betrug, waren sie die Herren; fast die Hälfte des Gesammtwerthes der Bodenproduction fiel ihnen als Revenue zu. Ihr Stand und ihre Einkünfte waren erblich, mochte der Erbe fähig sein, dem Staate Dienste zu

leisten oder nicht. Ihre gewöhnliche Obliegenheit war der Kriegsdienst, zu dem sie von frühester Jugend an in strenger Schule erzogen wurden; die fähigeren bekleideten Verwaltungsposten. Ihren Fürsten waren sie zwar zur Treue bis in den Tod verpflichtet; aber ihr Verhältniß zu denselben war durchaus kein knechtisches, sondern eher ein militärisches, wie das des Kriegers zu seinem Hauptmann. In allen wichtigen Angelegenheiten des Landes mußten sie befragt werden, und selbst der gewöhnlichste Samurai hatte und nahm sich das Recht, seinem Fürsten oder Vorgesetzten, dessen Betragen dazu Veranlassung gab, Vorstellungen zu machen; der Fürst, der das Vertrauen seiner Samurai nicht zu bewahren wußte, wurde einfach abgesetzt. Dabei herrschte ein strenger Kastengeist; daß ein Samurai ein Mädchen aus den niederen Ständen heirathete, kam äußerst selten vor; an den Vergnügungen des Volkes nahm er keinen Antheil, der Besuch der Badehäuser, Theater und ähnlicher Vergnügungsorte, war ihm streng verboten, derjenige, welcher an solchen Orten mit jemandem aus dem Volke in Streit gerieth, unrettbar dem Tode verfallen. Der alte kriegerische Geist jedoch war in der langen zweihundertjährigen Friedensperiode ganz erschlaft, alles höhere Streben durch die drakonischen Gesetze des Taikunats niedergedrückt.

Aber auch durch Wiederbelebung der Wissenschaften hatte der Gründer des Taikunats, Iyeyassu, den unbändigen Sinn der in langen Kriegen entmenschten Samurai zu mildern und in eine friedliche Richtung zu leiten verstanden. Seit ihm war das Studium der chinesischen Classiker, das bisher nur von den Priestern und Mönchen war gepflegt worden, auch bei den Kriegern Mode geworden, und die Jugend wurde neben dem Waffendienst auch in der chinesischen Wissenschaft erzogen. Eine philosophische Abhandlung in gewählten chinesischen Charakteren und mit möglichst vielen Citaten aus den chinesischen Classikern ausgeschmückt zu verfassen, sowie bei festlichen Gelegenheiten zierlich abgerundete und formgerechte Verse zu schreiben, gehörte zum vollendeten Samurai. — Die chinesische Wissenschaft wirkte entnationalisirend, indem sie durch die Erhabenheit ihrer Philosophie und durch den Glanz ihrer Kaisergeschichte die Erinnerung an die ruhmreiche aber rohe Zeit der eigenen Helden verwich; der Japaner ist seiner ganzen Anlage nach sehr zum Grübeln und Disputiren geneigt, und diesem Gang bot das Studium des Confucius, Mencius u. s. w. volle Befriedigung. So finden wir die Besseren und geistig Regsamten unter den Samurai im Studium der chinesischen Classiker vergraben, während die größere Masse cavaliermäßig in den Tag hineinlebte, und das, was der Bauer mit saurem Schweiße gewonnen, verpraßte. Nur einige wenige hatten in den letzten Jahrzehnten an dem Betrachten der eigenen Geschichte Geschmack gefunden, und einen kleinen Kreis gebildet, der die kosmopolitische chinesische Wissenschaft stark befeindete, die japanische Sprache in ihrer alten Reinheit wieder herstellte und den Sinn des Volkes durch die Erinnerung an die eigene Heldenzeit zu wecken suchte. Obschon diese kleine, nur nach einigen Hunderten zählende Partei in den ersten Tagen der

Restoration durch ihren wilden Fanatismus kurze Zeit einen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung der Regierung zu gewinnen schien, war sie an diesem Zeitpunkte von allen politischen Bestrebungen frei und verfolgte blos wissenschaftliche Ziele.

Wesen des Taikunats.

Das Taikunat, welches alle diese Geister wie durch Zauber gebannt hielt, war, wie schon sein japanischer Name „Bakufu“ — die Regierung des Lagers — besagt, eine permanente Militär-Dictatur. Die Taikune sind den fränkischen Hausmeiern vergleichbar, von denen sie sich nur durch ihr Ende unterscheiden, indem sie nicht, wie jene, schließlich den legitimen Herrscher stürzten, sondern vielmehr selbst von ihm gestürzt wurden. Sie waren ursprünglich nichts anderes als die mächtigsten unter den Lehnsfürsten und hatten durch ihre Macht und schlaue Politik gegen Ende des 16. Jahrhunderts es dahin gebracht, von ihren Standesgenossen als die Stellvertreter des Kaisers anerkannt zu werden. Der Letztere hatte fast nur den Namen behalten, sein Jahresgehalt war so gering bemessen, daß er die innere Wichtigkeit seiner hohen Würde nicht einmal durch äußeren Pomp verdecken konnte; in Kiyoto, der alten kaiserlichen Residenz, lebte er mit seinen Hofadligen, die ebenso wenig Mittel zu standesmäßigem Leben besaßen, still und zurückgezogen und von allem Verkehr mit der Außenwelt, besonders aber mit den Lehnsfürsten durch strenge Bewachung abgeschnitten. Obgleich durch die Statuten des Taikunats als Oberpriester der alten Landesreligion, des Sinto-Cultus anerkannt, durfte er an den großen religiösen Festen, selbst der eigenen Hauptstadt, keinen Theil nehmen; so blieb er den Augen des Volkes entzogen und die Verleihung von Hoftiteln und die Bestätigung der Taikune bei ihrem Regierungsantritt waren die einzigen Zeichen seiner Existenz und Macht.

Die Daimios oder Fürsten.

Die Fürsten wurden von den Taikunen in einer Weise niedergehalten, die nirgends in der Geschichte ihres Gleichen hat. Sie mußten ein über das andere Jahr mit einem Theil ihrer Krieger am Hofe zu Jedo Wachtdienst thun, und, wenn sie abgelöst wurden, ihre Frauen und Erben als Geißeln zurücklassen. Nur die äußere Umwallung des Schlosses war ihrer Bewachung anvertraut, das Innere durften sie ohne Erlaubniß nicht betreten. In ihren Schlössern zu Jedo war ihnen die strengste Disciplin geboten; nach Eintritt der Nacht durften ihre Krieger dieselben nicht verlassen, sie selbst nur zum Besuche naher Verwandten und ohne bewaffnete Begleitung. Zog der Taikun durch die Straßen, so mußten die Fenster und Thore ihrer Paläste dicht verschlossen sein; kein Auge durfte auf die Straße blicken; der Fürst aber mußte im innern Hofe, hinter dem verschlossenen Thore, von seinem Hofstaat

umgeben, solange niederknien, bis der Zug vorbei war. Die Minister des Taikuns hatten selbst vor den mächtigsten Lehnsfürsten den Vortritt. Der niedrigste Taikunliche Krieger konnte im Schlosse von den höchsten Beamten der Fürsten unterwürfigen Gruß und ehrerbietiges Begegnen fordern.

So tief hatte die kriegerische Macht der Taikune die stolzen Fürsten gebeugt; vereint wären sie wohl im Stande gewesen, das harte Joch abzuschütteln, aber die Einigkeit fehlte und tiefer Haß trennte die einzelnen Stämme von einander. Allmählig hatten sie sich gefügt, um so mehr, als sie in den inneren Angelegenheiten ihrer Länder völlig unabhängig und von aller Controle frei waren. Hier besaßen sie die volle Souverainetät, waren Herren über Leben und Tod der Bürger und Bauern und konnten dieselben so hart besteuern, wie sie wollten. Andere Leistungen als den alljährlich abwechselnden Wachtdienst in Jedo und im Falle eines Krieges die Heerfolge, schuldeten sie dem Taikun nicht. Kriege kamen in dem langen Zeitraume seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts nicht vor, und so konnten sie Einkünfte ihrer Länder selbstischen Zwecken opfern.

Aber mit dem kriegerischen Geiste der Fürsten und ihrer Samurais erschlaffte auch die Tüchtigkeit der Taikune und ihrer Vasallen. Aeußerlich boten sie zwar das Bild steter Kriegsbereitschaft; ihre Schlösser waren in gutem Stande, ihre Krieger die berühmtesten Fechter, und gegen die geringsten Vergehen waltete nach wie vor eine drakonische Strenge. Aber die innere Kraft war geschwunden. Gerade die Vasallen und Samurais der Taikune waren dem Lebensgenuß am meisten ergeben und bargen unter einem cavalieren Aeußern einen feigen, jedes höheren Strebens unfähigen Geist. Niedrige Habgucht, Nepotismus und Gewissenlosigkeit hatten den Organismus des Staates zerfressen, es bedurfte nur eines kräftigen Stoßes von Außen, und sein Bau mußte in seinen Grundpfeilern zusammenbrechen.

Wirkung der Oeffnung der Vertrags-Häfen.

Diesen Stoß gab, wie schon oben erwähnt, die Ankunft der Fremden. Die Taikunregierung war sich ihrer Unfähigkeit, ihnen zu widerstehen, von Anfang an bewußt; sie suchte daher zunächst im Aufschub ihre Rettung und gab nur soweit nach, als sie nothgedrungen mußte. Aber das Ungeßüm der Samurais stürmte über diese dilatorische Politik hinweg. Staunen und Schrecken über die Macht der Fremden, Beschämung und Enttäuschung über die eigene Ohnmacht und Verkommenheit, belebten auf einmal diese Kaste, die bisher, in Lebensgenuß versunken, das Taikunat über die Geschicke des Landes hatte walten lassen. Ob sie eine Ahnung hatten, daß der Verkehr mit dem Auslande ihrer Existenz ein Ende machen würde? Alle aber beherrschte der eine Gedanke, daß das Taikunat seinen Beruf nicht erfüllt habe, denn als solchen hatte es sich in den Grundgesetzen selbst vorgeschrieben, das Land gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Und während so

das Samurai-Volk wie frisch belebt nach langer Ruhe sich erhob, die längst entwöhnten Rüstungen wieder anlegte und die Austreibung der Fremden forderte, brach im eigenen Hause der Taikune die Zwietracht aus; jäher Tod brachte zweimaligen Wechsel in der Person des obersten Leiters, durch offenen Mord verfolgten sich die Parteien. Im Nu schwanden Ordnung und Sicherheit; Banden entschlossener Samurais durchzogen plündernd und mordend das Land, auch Fremde fielen dem Fanatismus Einzelner zum Opfer. In dieser kritischen Lage that das Taikunat einen Schritt, der der erste zu seinem Untergang genannt werden muß; es appellirte an die Autorität des Kaisers und verlangte von ihm Bestätigung der mit den Fremden geschlossenen Verträge. Aber inzwischen war die Mauer, welche die Person des Herrschers vom Volke getrennt hatte, durchbrochen worden, einzelnen Samurais des Südens war es gelungen, mit den Hofadligen und den kaiserlichen Würdenträgern in Verbindung zu treten, und anstatt Billigung enthielt die Antwort des Kaisers den Befehl zur Austreibung der Fremden.

Während darauf das Taikunat noch zwischen Gehorchen und offener Auflehnung gegen den kaiserlichen Befehl schwankte, eröffnete ein Fürst des Südens, Choshu, 1863 das Feuer auf die an seinen Küsten vorbeifahrenden fremden Schiffe; aber auf sich allein angewiesen, und von seinen Nachbarn nicht unterstützt, wurde er sowohl von den vereinigten fremden Geschwadern durch das Bombardement von Simonoseli gezüchtigt, als auch später, nachdem seine Samurais einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, den Kaiser aus Kiyoto zu entführen, von den Truppen des Taikuns mit Krieg überzogen und seine obersten Beamten mußten das Geschehene mit dem Leben büßen. So war das Taikunat wieder Herr der Situation, in welcher es sich um so mehr behaupten zu können schien, als inzwischen der Kaiser anderen Sinnes geworden war. Der Plan der Choshuaner, ihn aus seiner Residenz wegzuführen, hatte ihn mit Schrecken erfüllt, von solch' revolutionärem Handeln wollte er nichts wissen; so warf er sich wieder rückhaltlos dem Taikun in die Arme, der ihn und die treu gebliebenen Hofadligen durch eine außerordentliche Vermehrung ihrer Apanagen belohnte.

fall des Taikunats.

Jedoch bald darauf, zu Anfang 1867, starb Komei Tenno und der jetzige Kaiser bestieg als fünfzehnjähriges Kind den Thron. Der Kaiserliche Vormund und Regent, jetziger Premier-Minister Sandjo, war gerade der eifrigste Feind des Taikunats und einer der Anstifter des Aufstandes der Choshuaner gewesen; durch seine Verwandtschaft mit dem Fürsten von Satsum gelang es ihm, die alte Feindschaft zwischen diesem und Choshu zu überwinden und beide zu vereintem Handeln zu bewegen. Ihren und der übrigen Fürsten Waffen, die sich nach und nach angeschlossen, erlag der Taikun bei Fushimi im Januar 1868 nach kurzer Gegenwehr, seine Vasallen im Norden setzten den Kampf noch einige Zeit, aber ohne Erfolg fort.

Netzt entstand die Frage, was an die Stelle des Alten zu setzen sei, und unter den Fremden war die Besorgniß allgemein, daß die siegreichen südlichen Fürsten nun den Vertreibungskrieg gegen sie beginnen würden. In Wirklichkeit war diese Furcht ganz unbegründet, denn in den südlichen Fürstenthümern, vor allen Choshu und Satsuma war das Verständniß für die Fremden und ihre Zwecke ein viel richtigeres und tieferes, als am Hofe der Taikune, wo man auf nichts anderes gesonnen hatte, als wie man sich wieder ihrer entledigen könne. Hier herrschte der starrste Conservatismus, der in allem Neuen mit Recht eine Gefahr für das Bestehende erblickte; dort im Süden aber konnte das leicht erregbare, dem Neuen ergebene Naturell des Japaners zu ungehindertem Durchbruch kommen.

Von den zu Nagasaki auf Desima lebenden Holländern waren die Samurais immer fern gehalten worden; der Besuch ihrer Niederlassung und der Verkehr mit ihnen wurde auf's Strengste bestraft, der Besið eines fremden Buches allein schon als ein Verbrechen angesehen. Auch die eigenen Samurais und Beamten hatten die Taikune von dem Verkehr mit den Holländern abgeschlossen, sodaß deren mehrhundertjähriger Aufenthalt im Lande fast keine Spur zurückließ. Nur denjenigen, welche sich dem Dolmetscherdienste widmen wollten, war es gestattet, bei den Fremdlingen Sprachunterricht zu nehmen, und erst in den allerletzten Jahren hatte die glückliche Laune eines Taikuns die medizinischen Werke der Europäer vom Index gestrichen. Das Taikunat hatte also diesen einzigen offengebliebenen Weg nicht benutzt, um vom Auslande zu lernen.

Anderß verfuhrten die Samurais der südlichen Clans, als sie plötzlich die fremden Dampfer ihre Meere durchziehen sahen und erfuhren, daß in den Häfen von Simoda und Nagasaki diese Weltwunder allen Augen sichtbar seien. Zwar war ihnen der Besuch dieser Plätze fortgesetzt streng verboten, aber nichts konnte die einmal erwachte Neugier länger zurückhalten. Als Kaufleute verkleidet reisten sie dorthin, als Diener wußten sie sich in die Häuser der Fremden einzuschleichen, und viele von den jetzigen leitenden Staatsmännern haben damals unter beständiger Todesgefahr bei den Holländern und den ersten Ankömmlingen anderer Nationen den ersten Unterricht in den fremden Sprachen und Wissenschaften genossen. Viele trieb die Lust zur Reise nach Europa und Amerika, um dort in ihrer Heimat das Thun und Treiben der Fremden, ihre Macht und Wissenschaft kennen zu lernen. Auch der Besuch des Auslandes war vom Taikunat verboten, aber die Fremden waren nur zu bereit, zur Täuschung der Regierung die Hand zu bieten, und die Reiselustigen heimlich auf ihren Schiffen wegzubringen. So gelangte, ohne daß die Regierung eine Ahnung davon hatte, früher schon als 1860—1861 eine Anzahl junger Samurais aus Satsuma und Choshu nach Europa und Amerika, unter andern von Satsuma die jetzigen Gesandten in Paris, London und Washington, Samejima, Ilyeno, Yoshida, der Vice-Minister des Auswärtigen Mori, und der augenblicklich in Angelegenheiten der Tarif-Revision nach Europa entsandte Decernent im Finanzministerium, Foshivara; von Choshu die beiden

Minister des Innern und der öffentlichen Arbeiten, Ito und Inouye I. der Viceminister Jamao und der Chef des Eisenbahnwesens Inouye II., Außerdem wurde eine große Anzahl junger Sakumaner zur Erlernung der Schifffahrt an Bord englischer Kriegsschiffe untergebracht. Alle diese kehrten meistens erst bei Beginn der Restauration, 1868, durchaus europäisirt oder amerikanisirt in die Heimat zurück.

An der Spitze dieser Bestrebungen stand in Sakuma der Fürst selbst, der Oheim des jetzt regierenden; in Choshu, einem Lande, daß seit jeher durch die hohe wissenschaftliche Bildung seiner Samurais ausgezeichnet war, hatten sich einige hervorragende Lehrer der chinesischen Wissenschaft dafür begeistert und bald die ganze Jugend mit sich fortgerissen. Dieses hinderte sie jedoch nicht, in den vordersten Reihen derjenigen zu erscheinen, welche das Taikunat wegen des Abschlusses der Verträge anfeindeten und die Vertreibung der Fremden verlangten. Viele von ihnen verloren in den zahlreichen Verschwörungen, die sich damals gegen das Taikunat entspannen, oder in dem späteren Choshu-Kriege das Leben, die übriggebliebenen überzeugten sich in der Folge, daß die Fremden auszutreiben eine unmögliche Sache sei.

In Sakuma war das Interesse für das Ausland ein viel stärkeres; man wollte seine Vorzüge sich zu Nutzen machen, war aber auch gleichzeitig zu offenem, ehrlichem Verkehr bereit. Sakuma besaß die ersten Dampfer und war das erste Land, welches fremde Einrichtungen einführte; schon vor der Restauration, als noch die strengen Verbote der Taikune den Verkehr mit den Fremden hinderten, hatte der Fürst europäische Ingenieure angestellt und auf Vinkeln eine Zuckerrohrquetsche, in seiner Hauptstadt eine Baumwollenspinnerei und Kanonengießerei einrichten lassen.

Als der Kampf mit dem Taikunate ausbrach, da mußte das Letztere zu seinem Verderben erfahren, daß jene Fürsten den Verkehr mit den Fremden besser ausgenützt hatten, als es selbst; denn ihre Krieger waren meistens mit den neuesten europäischen Gewehren bewaffnet und führten Geschütze in's Feld, während seine Armee in der schwerfälligen alterthümlichen Weise ausgerüstet war. Diesem Umstande wird der schnelle Sieg der südlichen Truppen, die numerisch in bedenklicher Minderheit waren, vorzüglich zugeschrieben. — Wenn man nach dem Sturze des Taikunats geschwanzt hat, ob man den Fremden als Freund oder Feind begegnen solle, so hat sicherlich die so erlangte eigene Erfahrung von der Ueberlegenheit ihrer Waffen nach der friedlichen Seite den Ausschlag gegeben. Zudem waren die meisten der jungen Leute, welche seiner Zeit in's Ausland gegangen waren, zurückgekehrt und hatten durch ihre Beschreibungen von der staunenswerthen Macht der Fremden, der Vollkommenheit ihrer Einrichtungen und dem hohen Aufschwunge ihrer Geistes-thätigkeit eine große Anzahl zur Bewunderung für das Ausland mit sich fortgerissen, während sie selbst zu solchem Ansehen gelangten, daß sie in den Berathungen ein gewichtiges Wort mitsprechen konnten. Sie sind der Kern der sogenannten jungjapanischen Partei, die mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit

allmählig das Heft der Regierung in ihre Hände zu bringen wußte und jetzt noch hält. Es gehörten zu ihren Führern, außer den bereits genannten, von den jetzigen Staatsmännern noch die Finanzminister Ōtuna und Ōeaplatā und der Minister des Auswärtigen, Teraſhima; alle hervorragenden älteren Männer in Saſuma und Chōshū wurden von ihnen gewonnen, so dort Saigo, Komatō, Kawamura, Ōkubo, hier vor allen Kido, Yamagata Hiroſhima. Sie setzten die Politik des Friedens durch, trotz des Widerstandes der Hofadligen, die alle von glühendem Fremdenhaß erfüllt waren.

Die Wiederherstellung der Kaisergewalt.

Diese Kaste wollte überhaupt von Neuerungen nichts wissen, sondern mit der Herrschaft des Kaisers den antiken Staat wiederherstellen. An sie schloß sich jene kleine Partei der Bewunderer des japanischen Alterthums, welche Ausrottung des Budhismus und alles Fremden und Wiederherstellung der alten Landesreligion, des Sintoismus, auf ihre Fahne schrieb. Zu schwach, um durch offenes Handeln durchzudringen, schritt sie zum Mordmord: drei der hervorragendsten Führer der Samurais, Yōkoi, Ōmura und Hiroſhima fielen ihr zum Opfer. Die Rückkehr zu den Formen des Alterthums schien eine Zeitlang unabwendbar. Die alten Reichsämter, wie sie im achten Jahrhundert bestanden hatten, wurden wieder hergestellt, die Staatsverwaltung in zwei Theile getheilt, in den Djingifan, das Departement des Göttlichen und in das Departement des Weltlichen, das jenem untergeordnet war; alle leitenden Posten in dieser Theokratie wurden mit Hofadligen — Kuge — besetzt; die Samurais und Fürsten erhielten nur untergeordnete Stellen als Räte der ersteren. Aber die Macht war dennoch bei den Samurais und mit dieser muß selbst die höchste Autorität rechnen. Die Fürsten blieben zunächst in der ungestörten Herrschaft ihrer bisherigen Territorien, der Taikun resp. sein Nachfolger war selbst wieder in seine ursprüngliche Stellung als Lehnsfürst zurückgetreten, den größeren Theil seiner Hausmacht hatte er dem Kaiser abtreten müssen; allein dieses Gebiet war durch die Jahrgelder, welche den zur kaiserlichen Partie übergetretenen ehemaligen Taikunlichen Samurais bezahlt werden mußten, so belastet, daß an Revenuen für die Hofadligen nur wenig übrig blieb. Man hätte in der That erwarten müssen, daß diese für die Jahrhunderte lange Armuth, in der sie durch das System der Taikune waren gehalten worden, jetzt aus den Spolien der Besiegten belohnt würden, daß sich das Blatt gewendet habe, und daß den Kuges mit der Macht auch der Reichtum wiedergegeben werden würde. Indessen geschah dieses nicht; nur neun von ihnen, diejenigen nämlich, die sich im Kampfe gegen das Taikunat am meisten verdient gemacht hatten, erhielten eine Vermehrung ihrer Revenüen, während von den Fürsten und Samurais einundzwanzig mit erblichen Jahrgelältern, eine größere Anzahl durch einmalige Dotation belohnt wurden.

Die ersten Jahre der neuen Kaiserregierung (1868—1872) sind ein

Bild schrecklicher Verwirrung, der Auflösung und des Zerfalls des Alten, des unsicheren Anfassens des Neuen. Unreife Pläne drängen der eine den andern; dort sind die Conservativen oder Patrioten bemüht, alte Einrichtungen und Würden aus der Kumpelkammer der Vergangenheit hervorzusuchen und die vorgefundenen Zustände in ihre greisenhaften Formen hineinzuzwängen; hier versuchen die leidenschaftlichen Bewunderer Europas seine Cultur durch tausend Schleusen über das Land zu ergießen. Die englische Constitution sollte unverändert eingeführt werden. 1869 tagte schon ein Parlament, freilich nur für wenige Wochen, und seitdem ist seine Spur verloren. Unaufhörlich war in den Aemtern der Wechsel der Personen, der Titel und der Organisation; das Edict von heute wurde morgen durch ein anderes widerrufen.

Ab Abschaffung des Feudalwesens.

Da im Sommer 1871 wurde auf ein Mal alle Welt durch ein Ereigniß überrascht, welches selbst die kühnsten reformatorischen Köpfe einige Jahre vorher nicht für möglich gehalten hatten; in Europa zumal wollten viele Kenner japanischer Zustände selbst dann noch nicht daran glauben, als einige Jahre des Bestehens es zu einer unwiderstehlichen Thatsache gemacht hatten. Es war die Absetzung der Fürsten, der Sturz des Feudalwesens. Und doch, wenn man von unserm jetzigen Standpunkte aus die damaligen Verhältnisse betrachtet, so war dies eine natürliche Folge der Restauration und durch die Logik der Dinge geboten. Zunächst war der Fortbestand der Fürsten vom Rechtsstandpunkte aus nicht mehr zu vertheidigen, denn der Grund ihres Bestehens lag im Taikunat und indem dasselbe als nicht mehr zeitgemäß abgeschafft wurde, war auch über sie das Urtheil gesprochen. Zudem war das Taikunat immer als eine Usurpation angesehen worden, als solche mußten mithin auch die souveränen Gewalten der Fürsten gelten. — Die Anfänge des Feudalwesens liegen im 11. Jahrhunderte. Um diese Zeit war die Macht der Kaiser vollständig zerfallen, und die Herrschaft über das Reich in die Hände weniger Großen gelangt, die die großen Reichsämtel allmählig an sich gebracht und so eine wirkliche Macht sich geschaffen hatten. Serailintriguen, wie in allen polygamischen Staaten, hatten mitgeholfen. Es folgte nun eine zweihundertjährige Periode heftiger Kämpfe zwischen den Großen, die schließlich am Ende des zwölften Jahrhunderts durch den berühmten Minamoto Yoritomo zu einem vorläufigen Abschluß gebracht wurden. Er war der erste Taikun oder Shogun, wie damals der allgemein gebräuchliche Titel war, und theilte das ganze Reich als Lehen unter seine Feldherren. Nach seinem Tode begann der Bürgerkrieg wieder auf's Neue; eine Shogun-Dynastie stürzte die andere, die Lehnsfürsten lagen untereinander in beständiger Fehde, nur das Schwert herrschte; immer wieder und wieder erhoben sich aus den Kriegern mächtige Heerführer, die im Nu mit der Spitze des Schwertes ganze Länder ihren Besitzern entrißen und alle bestehenden Gewalten über den Haufen warfen. Erst um die Wende

des sechzehnten Jahrhunderts gelang es dem Ahn der eigentlich sogenannten Taikune, Iyehassu, dauernde Zustände herzustellen und einen wirklichen Feudalstaat zu schaffen, dessen Formen er dem classischen chinesischen Alterthum entlehnte. So erlangten die japanischen Fürsten durch ihn erst die Anerkennung der Herrschaften, welche sie sich während der allgemeinen Auflösung durch Kampf erobert hatten. Mag nun der Taikun nach seiner Fiction als der alter ego des Kaisers aufgefaßt werden, oder wie die kaiserliche Partei ihn bezeichnete, als Rebell und Usurpator, in jedem Falle mußten sich die Fürsten klar darüber sein, daß sie mit seiner Absetzung auch die ihrige aussprachen.

Diese selbst leisteten auch keinen Widerstand, denn ausgenommen jenen Fürsten von Saguma, der inzwischen gestorben war, fand sich unter ihnen allen kein einziger, der Kraft und Ansehen besessen hätte, der allgemeinen Bewegung entgegenzutreten, oder sich zum Leiter derselben zu machen. In den drei ersten Jahren der Kaiserherrschaft war allerdings der Versuch gemacht worden, die hervorragenderen Fürsten mit den Hofadligen an die Spitze der hohen Staatsämter zu stellen, nach und nach aber waren sie, ebenso wie die letzteren, sämmtlich daraus verdrängt worden und so wird jetzt, die beiden Cabinet=Präsidenten ausgenommen, kein Staatsamt von irgend einer Bedeutung von anderen als Samurais bekleidet.

Der Ruf nach Abschaffung des Feudalwesens erscholl aus den Reihen der Samurais schon bald nach dem Sturze des Taikunats, und allmählig wuchs derselbe zu solcher Stärke, daß die überraschten Fürsten von selbst dem Kaiser die Rückgabe ihrer Lehen anboten. Die Restauration hatte die Geister von Grund aus aufgerüttelt, und alle die Leidenschaften, Begierden und Unzufriedenheiten zum Ausbruch getrieben, die unter der bleiernen Schwere der vergangenen Herrschaft waren niedergehalten worden. Alle hatten immer mit tödtlichem Haß und Meid auf das Taikunat, seine Krieger und Beamten geblickt, die im Genuß der größten Einkünfte, in dem Bewußtsein, die Diener der herrschenden Macht zu sein, alle anderen mit Veringschätzung behandelten. Aber auch in den Fürstenthümern selbst hatten solche Regungen hinreichende Nahrung gefunden. Die selbstständige Stellung, welche die Samurais dort einnahmen, hatten allmählig ein republicanisches Staatswesen geschaffen, in welchem der Fürst, Saguma vielleicht allein ausgenommen, nur eine Schattenfigur war. In vielen größeren Fürstenthümern aber, so z. B. in Choshu, Naga und den Secundogenituren des Taikunhauses Kishu, Owari u. s. w. hatten sich eine Oligarchie gebildet, indem die vornehmeren und reicheren unter den Samurais die höchsten Stellen erblich an sich gebracht hatten und das Gemeinwesen zu ihrer und ihrer Anhänger Vortheil ausbeuteten. Die Willkür, Habgucht und Gewissenlosigkeit dieser herrschenden Oliguen wurden nur noch in den Stammländern der Taikune übertroffen. Eine große Anzahl der Samurais lebte in unbehaglichen Verhältnissen, ihre Einkünfte reichten nicht hin den Anforderungen, die das Leben an sie stellte, zu genügen. Zudem hatte sich im Laufe der Zeiten ihre Zahl über die Massen vermehrt; den

jüngeren Söhnen war der Eintritt in einen anderen Lebensberuf als Handwerker, Kaufmann u. s. w. durch die Verhältnisse sehr erschwert, und so lebten sie denn, da der Staat keine Mittel zu ihrer Dotation mehr übrig hatte, wenn sie nicht so glücklich waren, als Erbe eines andern Samurai-Geschlechtes adoptirt zu werden, vom Gnadenbrot ihrer ältern Brüder. Ihr Mißvergnügen kam jetzt, nach dem Sturze des Taikunats, wozu sie tapfer mitgekämpft hatten, zu offenem Ausbruch. Sie verlangten, daß mit diesem auch seine Mißbräuche abgeschafft würden, und daß in dem neuen Staate Fähigkeit und Verdienst, nicht das Recht der Geburt gelte. An sie schlossen sich alle diejenigen, welche aus patriotischen oder politischen Beweggründen das Feudalwesen bekämpften, zunächst die Hofadligen und ihr Anhang, die Bewunderer des japanischen Alterthums, welche die unumschränkte Herrschaft des Kaisers wieder hergestellt sehen wollten und zuletzt, aber zu ganz andern Zwecken, die jungjapanische Partei. Für ihren Erfolg war die Abschaffung des Feudalwesens die erste Bedingung, und Abdankung der Fürsten, Aufhebung der Geburtsrechte, Anerkennung des Verdienstes der Hauptinhalt ihres politischen Programms. Auch die ruhig Denkenden wurden mit fortgerissen; mochten sie auch vor den Umsturzideen der anderen zurückschrecken, sie wurden durch eine Autorität besiegt, die jeden gebildeten Japaner in Politik und Gewissenssachen die höchste ist: die chinesischen Philosophen, vor allen Confucius, der in der Geschichte der Kaiser gezeigt hatte, daß die kaiserliche Gewalt allein herrschend sein müsse und unter ihr das Verdienst.

Für die Regierung selbst waren die politischen Gründe die zwingendsten; denn gleich, nachdem sie von der Hinterlassenschaft der Taikune Besitz ergriffen hatte, zeigte sich, daß das Feudalwesen ihre Selbständigkeit nach Außen gefährde und im Innern alle wirthschaftliche Entwicklung unmöglich mache. Die Regierung konnte den Verkehr der fremden Kaufleute mit den Territorien der Fürsten nicht hindern; würde aber bei Rechtsstreitigkeiten Seitens der Ersteren auf Grund der Verträge ihre Intervention anrufen, so war sie nicht stark genug, ihren Befehlen und Entscheidungen bei den fürstlichen Regierungen Anerkennung zu verschaffen. Ein offenes Eingeständniß dieser Schwäche würde bei den fremden Mächten den Entschluß hervorgerufen haben, mit den Fürsten in directen Verkehr zu treten; sie mußte sich daher durch Ausflüchte und hinhaltende Maßregeln helfen, und so waren ihre Beziehungen zu jenen fortwährend äußerst gespannt und unbehaglich. Reclamationen finanzieller Art seitens der Fremden waren häufig. Die südlichen Fürsten, besonders Saguma und Choshu, waren durch den Krieg vollständig ruiniert; die Ausrüstung mit europäischen Waffen und Kriegsmaterial, die starke Vermehrung der Truppen — in Choshu hatte man mehrere Tausend Bauern unter die Samurai's aufgenommen — hatten die Kräfte dieser kleinen Staaten weit überschritten. Jetzt, nachdem der Krieg beendet war, konnten diejenigen, welche ihr Blut darin vergossen, nicht mehr hinter den Pflug zurückgeschickt werden, sie waren Samurai's geworden und beanspruchten Jahrgehälter.

Außerdem ließ auch die erbliche Eifersucht zwischen den Fürstenthümern, die schon während des Krieges wieder ausgebrochen war, eine Abrüstung nicht zu. Die Luft war erfüllt von schrecklichen Gerüchten über Choishus und Sakumas ehrgeizige Pläne; es hieß: sie wollten die andern unterdrücken, um sich in die Herrschaft des Landes zu theilen; oder Sakuma strebe für sich danach, die Stelle des Taikuns zu erlangen. So wirkten Eifersucht und Furcht zusammen, um in allen Fürstenthümern eine hastige Bewaffnung nach dem Muster der europäischen Armeen herbeizuführen. Jeder größere Fürst hielt sich europäische Instructeure, die Einfuhr an Gewehren, Kanonen und Dampfern für Kriegszwecke u. s. w. überstieg alle Grenzen. Das mangelnde Geld wurde zuerst bei den einheimischen Kaufleuten beschafft, die fast sämmtlich an den Bettelstab gelangten; dann erfolgten Anleihen bei den Fremden gegen Verpfändung von Bergwerken und Ländereien, was gegen die Grundgesetze des Landes war, und vielfach auf einfachen Credit. Auch Schwindel und Betrug wurden angewandt, um der Verlegenheit des Augenblicks abzuhelfen, oder der Rückzahlung zu entgehen. So wuchs die Zahl der Reclamationen mit jedem Tag und ihr Betrag erreichte Anfangs 1871 die Höhe von zehn Millionen Dollars. Baargeld war schon seit den ersten Tagen des Fremdenverkehrs nur noch in dem Gebiet der Taikune anzutreffen, in fast allen Fürstenthümern circulirte Papiergeld. Jetzt nahm dessen Emission in rasender Proportion zu, und Sakuma wurde zuletzt dahin getrieben, daß er falsche Münzen prägte, die bald alle Märkte und die offenen Häfen überschwemmten. Eine Intervention der fremden Gesandten wurde nothwendig und die Central-Regierung mußte wohl oder übel sich dazu verstehen, alle falschen Münzen, die in den Besitz der Fremden gekommen waren, und ihre Anzahl betrug viele Millionen, gegen echte umzuwechseln.

Daß diese Wirthschaft nicht weiter gehen konnte und das Land in kurzer Zeit in finanziellen Ruin und in ernste Verwickelungen mit dem Auslande stürzen mußte, sahen auch die Conservativsten ein, besonders Sandjo und Zwakura, die Chefs der Hofadligen. Eine erste Auskunft wurde gesucht, indem die Fürsten in erbliche Gouverneure umgewandelt, für ihre Privatbedürfnisse auf ein Zehntel ihrer Landeseinkünfte beschränkt und einer Controle unterworfen wurden; allein diese ließ sich in Wirklichkeit nicht durchführen, und Alles blieb beim Alten. So wagte denn die Regierung den entscheidenden Schritt und setzte durch Decret vom 14. Juli 1871 plötzlich und unerwartet alle Fürsten ab und rief sie zur permanenten Residenz nach Jedo. Sie behielten jenes Zehntel der Landeseinkünfte als Apanage; die Samurais behielten ebenfalls, was sie an erblichen Jahrgehältern bezogen hatten. Für die südlichen Fürstenthümer ernannte man die Gouverneure der neugebildeten Verwaltungsbezirke, sowie alle höheren Beamten aus den eingeborenen Samurais. So wurden hier keine materiellen Interessen beeinträchtigt, im Gegentheil man fühlte sich als mitregierend in Jedo, waren doch alle höheren Stellen in der Staatsverwaltung ausschließlich von südlichen Samurais besetzt. Der Norden

lag seit 1868 am Boden; er hatte überhaupt nie besondere Thatkraft befundet und im Vasallendienste der Taikune alle Fähigkeit zu selbstständigem Handeln verloren; sein einziger kriegstüchtiger Stamm, Mikzu, war im Restaurationskriege ganz ausgerottet worden.

So rührte sich für die entthronten Fürsten keine Hand, kein einziger Protest erhob sich aus ihrer Mitte gegen die ihnen angethane Vergewaltigung; willig kamen sie auf den Befehl der Regierung, ihre Residenz in Jedo zu nehmen und seit dieser Zeit ist ihre politische Rolle beendet.

Die Einheit der Regierung war somit hergestellt und der Boden zum Aufbau eines Staatsgebäudes nach europäischen Principien geebnet. Der religiöse Charakter, welcher der Regierung durch die Zweitheilung in eine geistliche und weltliche Regierungsgewalt war angeheftet worden, wurde wieder zerstört, die Regierung so weltlich organisirt, daß nicht einmal ein Cultusministerium bestehen gelassen wurde. Die Oberpriester des Sinto-Cultus werden zwar von der Regierung ernannt und besoldet; um die inneren Angelegenheiten dieser Religion aber bekümmerte sie sich ebensowenig wie um die des Buddhismus. Nur die Vermögensangelegenheiten beider Culte werden von einer Abtheilung des Innern beaufsichtigt.

Theokratischer Charakter des antiken japanischen Staates.

In der alten Zeit war Japan eine Theokratie, der Kaiser war der der Abstammung der Götter, die Japan erschaffen haben, und regierte das Land in ihrem Auftrage. Alle Japaner waren mit Leib, Leben und Habe sein. In der Regierung war er durch keine anderen Gesetze gebunden, als die Thaten und Beispiele seiner Ahnen: diesem mit seinem Volke nachzuahmen, und sie zu verehren, war seine einzige Regentenpflicht. Hierin allein auch bestand das Wesen der einheimischen Religion, der sogenannten Sintolehre; Regierung und Religion waren somit identisch. Jedoch seitdem die Japaner mit China in Verbindung getreten und dessen Cultur und Wissenschaften sich angeeignet hatten, konnten ihre einfachen patriarchalischen Zustände nicht mehr fortbestehen, und es wurde daher im achten Jahrhunderte die Staatsverfassung der Tang-Dynastie eingeführt. Die Eintheilung und Organisation der Regierungsgewalten, die innere Administration, das Steuer- und Justizwesen wurden unverändert von China herübergenommen und sind seitdem mit dem Land und Volk verwachsen. Nur die allerhöchste Autorität des Kaisers blieb vom Hauch des Chinesenthums unberührt. Der chinesische Kaiser ist nur der Vermittler zwischen Gott und den Unterthanen, er ist nicht unumschränkter Gebieter, sondern muß den Willen des Volks befragen; ja Confucius und seine Schüler billigen es, daß schlechte Kaiser abgesetzt werden. Dieses Princip ist in Japan nie anerkannt worden; der Kaiser fuhr fort, nach göttlichem Recht der unumschränkte Gebieter seiner Unterthanen zu sein. Auch die Einführung des Buddhismus, die gleichzeitig stattfand, that seiner Autorität

keinen Eintrag; denn wenn er auch über ganz Japan sich ausbreitete, durch seinen Glanz den Sintoismus in Schatten stellte, und zur herrschenden Religion wurde, so blieb der alte Heroencult dennoch bestehen, und mit ihm der Glaube an die Göttlichkeit des Kaisers. Der Buddhismus suchte zwar die alten Götterheiden als buddhistische Erscheinungsformen sich zu eigen zu machen, eine feindliche Stellung zu dem einheimischen Cultus aber nahm er nicht ein, da er weder dessen Dogmatik noch dessen Riten zu fürchten hatte.

Die kaiserliche Autorität erhielt sich auch, nachdem die wirkliche Herrschaft in die Hände der Kronfeldherren und der späteren Taikune gelangt war, und vielleicht hat gerade die Unsichtbarkeit, in welcher ihre Träger während der Herrschaft der letzteren gehalten wurden, ihren Nimbus noch erhöht; für den gewöhnlichen Japaner ist der Kaiser noch immer der Abkömmling der Götter, und derjenige, welcher als ein Empörer gegen seine heilige Person geächtet worden ist, gilt als ein Ausgestoßener der Menschheit.

Die moderne Staatsverfassung. Die absolute Gewalt des Kaisers.

Die absolute Macht des Kaisers ist in der jetzt geltenden modernisirten Staatsverfassung bestehen geblieben. Er macht nach eigenem Gutdünken die Gesetze, denen sich alle zu unterwerfen haben. Freilich ist seit einigen Jahren eine Art Landesvertretung in dem sogenannten Senat, „Genroin“, geschaffen worden, jedoch die Art seiner Zusammensetzung zeigt auf den ersten Blick, daß er von keiner politischen Bedeutung sein kann. Die Senatoren, deren Zahl jetzt zwanzig beträgt, sind nämlich alle ebenso absehbare, wie die Beamten: einige von ihnen sind ehemalige Fürsten, die meisten hervorragendere Mitglieder des Samurai-Standes, die sich mit einem Senatorengehalt von fünftausend Dollars darüber trösten müssen, daß im activen Staatsdienst keine passende Stelle für sie offen ist. Nach dem Organisationsgesetz darf der Senat nur Vorlagen der Regierung discutiren und auch dann ist sein Votum lediglich ein beratendes. In Wirklichkeit gehen Gesetzentwürfe wichtiger Natur ihm gar nicht zu; höchstens jährlich ein Mal wird über ganz unwichtige Dinge, wie z. B. die Abfassung der Statuten der neu creirten Orden, eine Meinungsäußerung von ihm verlangt. Unter solchen Umständen ist das Institut unfähig, auch nur den Schein einer repräsentativen Körperschaft aufrecht zu erhalten und ist daher, wie manche anderen neueren Einrichtungen Japans, nichts anderes, als eine bloße Nachahmung der Aeußerlichkeiten des europäischen Staatslebens oder gar nur ein Vorwand zur Versorgung ruinirter Fürsten und stellenloser Politiker.

Der hohe Adel.

Die ehemaligen Fürsten und Hofadligen, welche jetzt unter der Bezeichnung „Kasoku“ den hohen Adel bilden, und die „Schisoku“, der niedere

Adel, die ehemaligen Samurai, erhielten zwar bisher noch ihre erblichen Jahrgehälter — seit einigen Monaten sind sie durch Capitalisirung abgelöst worden — haben aber vor dem übrigen Volk keine Prerogative mehr voraus, ausgenommen, daß sie bei Verurtheilungen mit milderen Strafen belegt werden; irgend welche ständische Vertretung haben sie nicht.

Die einzigen Berather des Kaisers sind die „Sangi“ oder Mitglieder des Kabinetts, die gleichzeitig die Leitung der einzelnen Ressorts der Staatsverwaltung unter sich vertheilt haben. Sie sind sämmtlich durch freie Entschließung des Kaisers in ihre Stellen berufen, und gehören dem Samurai-Stande an; die beiden Conseilspräsidenten jedoch, Sanbjo und Iwakura, sind Hofadlige. Wie schon an einer andern Stelle angedeutet worden, konnten die großen Staatsämter nach der alten Verfassung nur von Hofadligen besetzt werden, und zwar war unter diesen selbst wieder die Fähigkeit zur Bekleidung gewisser Aemter durch Herkommen auf ganz bestimmte Kreise beschränkt. Daß dieser Vorzug der Hofadligen ein Ende gemacht wurde, entsprach vollständig dem fortschrittlichen Charakter der Restauration. Ob die beiden Stellen des ersten und zweiten Conseilspräsidenten ebenfalls in der Folge den Hofadligen verloren gehen werden, ist eine Frage, deren Lösung auf die Geschichte Japans vom größten Einfluß sein wird.

Während der Herrschaft der Taikune hatten sich die Kaiser in die ihnen aufgedrungene geistliche Würde so hineingelegt, daß sie sich um die weltlichen Dinge überhaupt nicht mehr bekümmerten, sondern deren Besorgung ihrer Umgebung, dem Hofadel, überließen. Die Vergötterung, die ihnen zu Theil wurde, hatte sie, möchte man sagen, so vergeistigt, daß sie für die Welt todt waren; von allen Kaisern der letzten Jahrhunderte, hat, wie es scheint, der Vater des jetzigen, Komei Tenno, allein eigenen Willen und Interesse an der Regierung gezeigt. Dieser Thatsächlichkeit entspricht nun auch die Vorstellung, welche dem Volke über die Regierungsthätigkeit des Kaisers innewohnt. Es betrachtet ihn als ein göttliches Orakel, und seine Umgebung, die Hofadligen, als die Priester, die seine Sprüche entgegennehmen und deuten. Eine Folge dieser Auffassung ist der jetzt noch geltende Gebrauch, daß die kaiserlichen Edicte niemals unter des Kaisers Namen, sondern vom ersten Conseilspräsidenten promulgirt werden, und zwar in einer solchen Form, daß nur aus dem sprachlichen Ausdruck hervorgeht, daß sie vom Kaiser kommen. Auch soll durch diese Einrichtung verhindert werden, daß die Majestät des Herrschers allzuleicht durch Ungehorsam entweiht werde; lehnt sich das Volk gegen kaiserliche Edicte auf, so klagt es nie den Kaiser an, sondern seine ersten Minister, daß sie den kaiserlichen Willen falsch interpretirt haben.

Die jetzigen beiden Conseilspräsidenten, Sanbjo und Iwakura, sind solche Repräsentanten des kaiserlichen Willens; der alten conservativen Partei der Hofadligen angehörend, haben sie ihre Ideen in soweit modificirt, daß sie eingesehen haben, daß eine wirkliche Wiederherstellung der alten Theokratie dem Zeitgeiste nicht mehr entspricht. Sie haben sich daher mit der jung-

japanischen Partei verbündet und deren Ideen vom internationalen Verkehr und der Reform von Staat und Gesellschaft zu den ihrigen gemacht. Sie gelten noch dem Volke als wahre Interpreten der kaiserlichen Befehle, und ihre leitende Stellung in der Regierung giebt ihr die Weihe der Legitimität.

Die Kaste der Hofadligen im Allgemeinen aber hat ihr historisches Ansehen verloren. In den ersten Jahren der neuen Regierung haben sie ihre Unfähigkeit, weltliche Dinge zu verstehen und zu leiten, zur Genüge bewiesen: jetzt sind sie ganz aus dem Staatsdienste verdrängt und ohne politische Stellung; allein auf ihre ärmlichen Jahrgehälter angewiesen, haben manche mit bitteren Lebensorgen zu kämpfen, und einzelne giebt es wiederum, die, ihre Abstammung und die Vorurtheile der Kaste vergessend, im Handel materiellem Gewinn nachgehen. So muß der Nimbus schwinden, mit dem die Abgeschlossenheit zu Kioto sie umgeben hatte, und es darf daher mit Recht bezweifelt werden, daß sie bei einer Vacanz der jetzt von Sandjo und Iwatura bekleideten Posten auf Berücksichtigung Anspruch machen können.

Die ehemaligen Fürsten sind finanziell besser gestellt als die Hofadligen, Reichthum jedoch besitzen nur sehr Wenige von ihnen. Die gezwungene Residenz in Jedo wird sie ihren ehemaligen Unterthanen allmählich ganz entfremden; und da ihr Vermögen nicht in Grundbesitz, sondern in Capitalien besteht, die meistens in Handelsunternehmungen angelegt sind, so fehlen ihnen alle Bedingungen, die sie zu einer Macht im Staate machen könnten.

Die politischen Parteien.

Wie günstig man auch den Verlauf, welchen die Umgestaltung des Staatswesens genommen, beurtheilen mag, die Thatfache ist unleugbar, daß die Männer der Restauration die alten Autoritäten zerstört haben, ohne im Stande gewesen zu sein, die ihrige an deren Stelle zu setzen. Das niedere Volk gehorcht zwar, betrachtet aber die leitenden Staatsmänner als Emporkömmlinge, während die Samurais sie als eine Coterie beseinden, die mehr ihren Vortheil, als das Wohl des Landes im Auge hat. An der Redlichkeit ihrer Absichten kann nun zwar nicht gezweifelt werden, der Vorwurf der Coterie jedoch ist ein wohlberechtigter, wenngleich er eher die Verhältnisse als die Personen treffen sollte. Nach einer Zusammenstellung, die ich vor mir habe, sind von den neun Mitgliedern des Cabinets sieben Samurais von Choshu und Saguma, von den fünf Gesandtschaftsposten im Auslande werden vier von ihnen bekleidet; dasselbe Verhältniß findet statt bei den höheren Ministerialstellen, bei den Präfecten- und Richterposten, bei den Generälen und Stabsoffizieren der Armee. Nur die Marine macht eine Ausnahme; zwar ist die Oberleitung in den Händen eines Sagumaners; bei der Besetzung der nächstfolgenden Stellen hat man jedoch mehr auf Befähigung als auf politische Ansprüche gesehen und daher die ehemaligen Marine-Offiziere des Taikuns berücksichtigt. Die Subaltern-Offiziere in der Armee und Flotte sind

der größeren Mehrzahl nach Sakumaner und Choshuaner und so ist es auch bei den mittleren Stellen der Verwaltung. Nur in den unteren Regionen werden andere Samurais in größerer Zahl verwendet; die Regierung befindet sich somit thatsächlich in den Händen der Samurais von Sakuma und Choshu.

Das Bündniß, welches diese beiden seiner Zeit zum Sturze des Taikunats schlossen, besteht auch noch jetzt in der Regierung des Landes. Die anderen südlichen Fürstenthümer, Hizen, Higo, Tosa u. s. w., hatten damals einen leitenden Antheil an den Ereignissen nicht genommen, sondern sich erst angeschlossen, als der Fall des Taikunats schon sicher war. Auch waren ihre Samurais nur in beschränkter Zahl im Felde erschienen, während Sakuma und Choshu ihre ganze Kraft aufgeboten hatten. Daß ihnen zunächst bei der Vertheilung der Aemter der größere Antheil zufiel, war natürlich und billig. Die Samurais der besiegten Partei, besonders die des Nordens, wurden fast ganz unberücksichtigt gelassen.

Die fortschrittlichen Ideen der jungjapanischen Partei waren bei den Samurais der anderen südlichen Fürstenthümer nur in beschränktem Maße vertreten; sei es Oppositionsucht gegen Sakuma und Choshu, was jedenfalls zum Theil der Fall gewesen ist, sei es wirkliche Abneigung gegen zu weitgehende Neuerungen, ihre Vertreter in der Regierung bildeten von Anfang an das conservative Element und traten bei jeder Gelegenheit dem Reformeifer ihrer Collegen entgegen. Aber die Gewalt der Neuzeit, die jetzt über das Land gekommen, war zu stark, als daß sie hätte aufgehalten werden können, und so sehen wir die Hauptvertreter jener Richtung sich allmählig von den Staatsgeschäften zurückziehen; ihre Anhänger wurden bei passender Gelegenheit verabschiedet. Die hervorragenderen waren der frühere Minister des Aeußeren Soyedjima, der Kriegsminister Itagaki, Saigo und der Fürst Shimadzu, letztere zwei zwar selbst Sakumaner, aber der neuen Richtung Feind. Saigo verlor bekanntlich im vorigen Jahre im Aufstande der Sakumaner das Leben, Shimadzu nahm an der Erhebung zwar keinen Theil, doch war sein Verhalten im Ganzen kein loyales und er scheint es sowohl mit Feind als mit Freund verdorben zu haben; Soyedjima soll sich nach längerem Aufenthalte in China ganz in das Studium der Classiker zurückgezogen haben, während Itagaki durch Gründung von patriotischen Vereinen unter seinen Landsleuten in Tosa eine gewisse Agitation gegen die Regierung betreibt. Eine starke geschlossene Oppositionspartei mit einem bestimmten Programm aber besteht nicht. Die einen wollen parlamentarische Einrichtungen, die andern den Staat der chinesischen Philosophen. Jene schreien gegen die schlechte Finanzwirthschaft, diese verlangen eine Aenderung in den Beziehungen zum Auslande. Der wirkliche Grund der Unzufriedenheit aber ist der Verlust der bevorzugten Stellung und der Jahrgelder, und dieses Gefühl ist überall eben stark, im Norden wie im Süden, und nicht minder in Sakuma und Choshu selbst, unter den im Lande Zurückgebliebenen, für die keine Anstellungen abgefallen sind. Aber wie einig alle in diesem

Gefühle der Unzufriedenheit und des Hasses gegen das Bestehende sind, zu gemeinsamer Opposition können sie sich nicht vereinigen. Die Unfähigkeit, zum Besten eines gemeinsamen höheren Zweckes die Stammes-Eiferjuchteleien zu opfern, scheint allen asiatischen Völkern gemein und der Grund ihrer Unterwerfung entweder unter das Ausland oder unter eine despotische Regierung zu sein. In Japan hat diese unpolitische Anlage des Volkes es einer verhältnißmäßig kleinen Partei möglich gemacht, achthunderttausend Samurais niederzuhalten.

Die Geschichte der letzten Jahre liefert die Beispiele: der Norden hat nie gewagt, sich zu erheben, weil er wohl wußte, daß dann der ganze Süden, wie ein Mann, über ihn herfallen würde. Im Süden brach zuerst der Aufstand in Choshu aus, 1876; so lange er währte, rührte sich keine Hand; kaum aber lagen die Rebellen zu Boden, da erhob sich das benachbarte Hizen. Ebenso ging es mit dem Satsuma-Aufstande 1877. Allenthalben in den benachbarten Provinzen war die Gährung so stark, daß man jeden Augenblick den hellen Ausbruch der Rebellion erwarten mußte, es bedurfte nur der Unterstützung eines Landes wie Tosa und der ganze Süden wäre der Regierung verloren gegangen. Aber Niemand schloß sich an; Satsuma hatte allein, ohne ein Bündniß zu suchen, den Kampf begonnen, jetzt mochte es auch sehen, wie es allein fertig würde. Seitdem Satsuma vernichtet worden, hat Tosa angefangen, heimlich Waffen zu kaufen und sich zu rüsten, und die Aufregung in dieser Provinz ist so auf's Aeußerste gestiegen, daß die Regierung fortwährend auf ihrer Hut sein muß.

Der niedere Adel, die Shifoku oder Samurais.

Was im Allgemeinen die Lage der Samurais anbetrifft, so ist dieselbe allerdings eine recht traurige und die Unzufriedenheit dieser Leute daher nur zu berechtigt. Vor allen Dingen hätten ihnen, wie auch ihren Fürsten, in dem neuen Staatswesen eine bevorzugte Stellung und ein Antheil an der Regierung gewahrt bleiben müssen. Man hätte die alten Fürstenthümer als administrative Bezirke bestehen lassen, die Beamtenstellen mit einheimischen Samurais besetzen und den übrigen durch Schaffung von Provinziallandtagen oder Gemeindevorständen einen Antheil an der Regierung gewähren sollen; auch wäre es nicht unmöglich gewesen, ihre Existenz sicher zu stellen, indem man einen Theil mit Grundbesitz dotirt hätte. Anstatt dessen hat man die Fürstenthümer als administrative Einheiten aufgelöst und zu großen Regierungsbezirken vereinigt, die Samurais in dem Lande, wo sie früher die Herren waren, auf gleiche Stufe mit den Bauern, ihren ehemaligen Untergebenen gestellt, ja noch unter diese herabgesetzt, indem man durch Schaffung von Bezirksräthen, für welche das active und passive Wahlrecht von der Entrichtung einer gewissen Grundsteuer abhängig gemacht ist, den Bauern wenigstens einen gewissen Antheil an der inneren Verwaltung zugestanden hat. Die

Hauptbedingung der Fortexistenz dieses Standes aber, die materielle Lage, ist noch viel schlimmer gestellt worden. Gleich in den ersten Jahren des Bestehens der neuen Regierung waren die Jahrgehälter reducirt worden; die von geringerem Betrage in mäßigem Verhältniß, die größeren aber sehr bedeutend. Im Allgemeinen war, ausgenommen in den Taikunländern und im Norden, so schonend verfahren worden, daß die Samurais sich fügten. Daß die Jahrgehälter aber auch nach dieser Reduction, wodurch ihr Total auf sieben Millionen war herabgesetzt worden, auf die Dauer nicht fortgezahlt werden konnten, war selbstverständlich, nur hätte man allmählich und mit besonderer Rücksichtnahme auf die einzelnen Verhältnisse vorgehen müssen. Vor Allem mußte gesorgt werden, daß den Alten bis an ihr Lebensende ein anständiges Auskommen gesichert blieb und ihrer Nachkommenschaft eine genügende Erziehung und Vorbereitung zu einem Lebensberuf. Statt dessen hat man vor Kurzem die Jahrgehälter unter abermaliger Reduction nach einer allgemeinen Schablone capitalisirt und die Capitalien in zinstragenden Staatsschuldscheinen ausgezahlt. Diese letzere Maßregel ist die allerverderblichste; denn da die Samurais nicht gelernt haben, zu wirthschaften, so wird voraussichtlich ein großer Theil die Staatspapiere um jeden Preis loszuschlagen und den Erlös in kurzer Zeit aufzehren oder durch unvorsichtige Anlage verlieren.

Mit den Samurais der Taikune und der ihnen ergebenen nördlichen Fürsten ist die Regierung geradezu hart verfahren; denn alle, die der Sache ihrer Herren treu geblieben waren und den kaiserlichen Truppen Widerstand entgegengesetzt hatten, wurden ihrer Einkünfte ganz beraubt, den anderen wurde ein geringer Theil belassen. Von ihnen befindet sich eine große Anzahl im äußersten Elend und viele thun, um sich am Leben zu erhalten, Aulidienste.

So wird ein großer Theil der Samurais nach und nach zu Grunde gehen oder verkommen, und doch sind sie gerade das culturfähige Element im Volke. Im Allgemeinen hat der Bauer und Städter, wie schon oben angeführt worden, seine slavische Vergangenheit noch nicht verwinden können; trotzdem er jetzt politisch frei geworden ist, erkennt er in den Samurais noch immer seine Herren.

Das Cabinet.

Wie ich oben bereits gezeigt habe, ist die unumschränkte gesetzgeberische Gewalt beim Cabinet, Daidjokuan, von den Ausländern allgemein, aber unpassend, Staatsrath genannt. Der Kaiser wohnt zwar dann und wann den Cabinetssitzungen bei, aber mehr pro forma oder um mit den Regierungsgeschäften vertraut gemacht zu werden, als um an den Berathungen Theil zu nehmen. In Wirklichkeit regiert Sandjo an seiner Statt. Das Cabinet besitzt auch die höchste vollziehende Gewalt, wie schon daraus hervorgeht, daß alle Chefs der Ministerien Sitz und Stimme darin haben. Es giebt wohl kaum ein Land, wo die Centralisation so auf die Spitze getrieben ist, wie in

Japan; selbst die Minister, und vor allen der des Aeußern, müssen Verfügungen über uns ganz unbedeutend scheinende Fragen ihres Ressorts der Entscheidung des Cabinets vorlegen, das sich daher auch jeden Tag versammelt. Dieses System ist wohl großen Theils durch den Umstand gerechtfertigt, daß die meisten japanischen Beamten nicht fähig sind, verantwortliche Stellungen selbstständig auszufüllen; andererseits aber ist die Regierung durch die Sorge um ihre Existenz gezwungen, auf Alles was geschieht, ein wachsames Auge zu haben. Die Chefs der administrativen Unterabtheilungen, die Präfecten der Stadt- und Landkreise sind zwar in einer Beziehung, was die Verwendung der Kreissteuern anbetrifft, von der Regierung wenig kontrollirt, — erst seit Anfang dieses Jahres ist in den neugeschaffenen Landtagen den Grundbesitzern eine beratthende Stimme dazu ertheilt worden — sonst aber, besonders wenn es sich um Maßnahmen handelt, die aus dem Geleise der gewöhnlichen Routine herausführen, mögen dieselben auch ganz örtlicher Natur und von geringer Wichtigkeit sein, muß immer an die Centralregierung in Jedo berichtet werden. Zumal sind die Präfecten in den dem fremden Handel geöfneten Häfen jeder eigenen Initiative beraubt, wodurch andererseits wiederum die Wirksamkeit der fremden Consuln lahmgelegt und in Fällen, wo rasches Handeln der Localbehörden erforderlich ist, die Interessen der Fremden geradezu geschädigt werden.

Die innere Verwaltung.

Japan ist in zwei und dreißig Land- und drei Stadtkreise (Yedo, Osaka, Kiyoto) eingetheilt, die jeder etwa eine Million Einwohner umfassen und von einem Präfecten verwaltet werden. Die Hauptobliegenheiten der Präfecten sind das Einsammeln der Grundsteuern, die Förderung von Handel und Gewerbe durch Instandhaltung der Verkehrsstraßen und Wasserwege, sowie Anlegung von neuen, durch Ertheilung von Geldunterstützungen und Begünstigung der jetzt allenthalben entstehenden Handels- und Gewerbe-Associationen. In der Regel jährlich ein Mal versammeln sich die sämmtlichen Präfecten in der Hauptstadt zur gemeinsamen Berathung über Gesetzesvorlagen der Regierung, welche die innere Verwaltung betreffen. So oft solche Berathungen noch stattgefunden haben, ist nur der Eifer zu bemerken gewesen, mit dem die Präfecten die Vorschläge der Regierung gutgeheißen haben.

Der Präfect ist auch Magistrat für alle Erbschafts- und Adoptions-Angelegenheiten.

Im Allgemeinen geht das älteste Aemüßen ohne Weiteres auf den ältesten Sohn über; wenn aber die Eltern diesen zur Erbschaft für unfähig oder unwürdig halten, oder derselbe aus eigenem Antriebe verzichtet, so muß diese Thatsache zur Kenntnißnahme und Genehmigung dem Präfecten angezeigt werden.

Das Institut der Adoption ist bekanntlich in den Ländern chinesischer

Cultur von weit größerer Bedeutung als bei uns. Es beruht auf dem Ahnencultus; die Familie läßt man nicht aussterben, resp. ihren Namen nicht erlöschen, um die Verehrung der Ahnen auch in der Zukunft zu sichern.

Nicht allein die Samurai's, sondern auch das gewöhnliche Volk haben dieses Herkommen bewahrt. Das letztere hat allerdings nicht nöthig, die Adoptionsfälle der Behörde anzuzeigen, wohl aber die Samurai's als Privilegirte und Inhaber erblicher Renten. Nachdem jetzt die Capitalisirung der letzteren erfolgt ist, besondere Privilegien für den Samurai-Stand auch nicht mehr bestehen, ist die Anmeldung der Adoptionen für den Staat eigentlich nicht mehr von Interesse; dieselbe dürfte aber dennoch fortfahren obligatorisch zu sein und auch auf das gewöhnliche Volk ausgedehnt werden, da Adoptionen Civilstandsacte von eben solcher Bedeutung sind, als Heirathen und Geburten, deren Registrirung seit einigen Jahren eingeführt worden ist.

Die Gemeinden.

Die Organisation der Stadt- und Landkreise ist nach der Restauration an die Stelle des Feudalwesens getreten und beruht auf europäischen Principien.

Die Gemeindeverwaltungen in den Dörfern und Städten hingegen sind ziemlich so geblieben wie vor Alters. An der Spitze derselben steht der Kotcho oder Gemeindevorsteher. Die Ernennung desselben steht zwar dem Präfecten zu, er wählt aber in der Regel einen angesehenen Ortsingessenen. Die Gemeindevorsteher haben zunächst die Civilstandsregister zu führen, auch stehen ihnen gewisse notarielle Befugnisse, als Legalisirung von Unterschriften, Ausfertigung von Kaufverträgen und Cessionsacten über liegendes Eigenthum zu. Sie haben, was zur Zeit des Taikunats ihre Hauptobliegenheit war, ferner darüber zu wachen, daß die Bauern nach stattgefundener Ernte ihre Steuern pünktlich an die Kassen abliefern, daß die Dorfwege und die Dämme und Wasserleitungen der Reisfelder in Stand gehalten und die Landstraßen, die das Dorfgebiet berühren, gekehrt werden.

(Ein Schlußartitel folgt.)





Zwei Fragen, die nicht brennen.

Don

B. H. Stroußberg*).

— Berlin —

Wenn die chronische Apathie der Deutschen gegen Alles, was nicht ein rein speculatives theoretisches Interesse gewährt, in lebhaftesthe Theilnahme an practischen Fragen umschlägt, so kann man sicher sein, daß nur zufällige oder tendenziöse äußere Muregung, nicht aber innere sachliche Ueberzeugung die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen ist, und daß wir dann ebenso unüberlegt, ungeduldig und ungestüm radikale Veränderungen anstreben, wie wir uns vorher theilnahmslos den wichtigsten Tagesfragen gegenüber verhalten haben. Dieser Eigenthümlichkeit verdanken wir die Ueberstürzung, mit der man seit 1866 auf jedem Gebiete der Gesetzgebung Veränderungen vorgenommen hat.

Gegenwärtig stehen zwei Fragen auf der Tagesordnung, welche von äußerster Bedeutung sind, bei denen das Publicum angeregt worden ist, Umgestaltungen zu verlangen, ohne Klarheit, um was es sich handelt, und ohne ein nützlichest, practisches Ziel im Auge zu haben. — Es ist daher zu befürchten, daß Entscheidungen getroffen werden, die für unser wirthschaftliches Leben Unheil bringend sind, bei denen man von falschen Prämissen ausgeht, weil Ursache und Wirkung verwechselt werden, und weil der wirkliche Grund für das Angestrebte nicht zu Tage tritt.

Eisenbahn- und Wirthschafts-Reform sind diejenigen Gegenstände, um die es sich handelt.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß es auf dem ökonomischen Gebiete keine Fragen von größerer Wichtigkeit gibt, und es folgt daher auch, daß es

*) Bezüglich der Haltung der Redaction den Streitfragen des Tages gegenüber gestatten wir uns auf die Bemerkungen hinzuweisen, mit denen wir die Veröffentlichung des von Kardorff'schen Aufsatzes in Heft 23 begleitet haben.

nicht meine Absicht sein kann, dieselben hier erschöpfend zu behandeln; ich bezwecke vielmehr nur zu beweisen, daß keiner der beiden Gegenstände spruchreif, und daß eine sofortige Erledigung nicht rathsam ist, weil man sicherlich falsch entscheiden wird.

Es ist seit Jahren viel Gages über die Mißstände im Eisenbahnwesen gesprochen, und es ist ohne jede Begründung und überhaupt ohne Andeutung der innezuhaltenden Richtung angenommen worden, daß unser Eisenbahnsystem mangelhaft und das Tarifwesen reformbedürftig ist. Von diesen Prämissen aus glaubt man eine Heilung aller Uebel allein in der Verstaatlichung der Eisenbahnen und in einheitlichen Fracht-Tarifen zu finden.

Die Geschichte der preussischen Eisenbahnen, namentlich bezüglich der Rolle, welche der Staat dabei gespielt hat, ist noch zu schreiben, und es ist nicht unmöglich, daß ich das von mir gesammelte Material dazu benützen werde, um die hier schwach angedeuteten Umrisse in klare lebende Bilder zu verwandeln.

Es genügt für meinen heutigen Zweck, zu behaupten, daß unser Privat-Publicum sich zwar in Momenten, wo Eisenbahn-Unternehmungen populär waren, als Actionaire dabei theiligt, daß sich dasselbe aber niemals ernstlich für die bei Eisenbahnen in Betracht kommenden practischen Fragen interessiert hat und daher auch kein Verständniß für die Sache besitzt.

Das Resultat ist, wie zu erwarten stand — was die private Thätigkeit betrifft — daß man bei uns, sowohl im Thun als auch im Lassen, Zeit, Maaß und Richtung verfehlt hat, und daß, während der Staat allein unserer Eisenbahnpolitik ihre Richtung und unserem Eisenbahngesetz und Wesen seine Gestaltung gab, der Staat allein in der Lage war, vom Anfang an ein klares Ziel zu verfolgen.

Ob dieses Ziel ein vom höheren Gesichtspunkte aus erlaubtes, richtiges und würdiges war, lasse ich vorläufig dahingestellt; dieses Ziel ist aber stets beharrlich verfolgt, und wenn auch äußerem Zwange folgend, es scheinbar von Zeit zu Zeit unterbrechend, hat doch die Regierung aus diesen Unterbrechungen stets materielle Vortheile auf Kosten des Privat-Publicums zu ziehen gewußt.

Der Staat erstrebte bei uns fast von Anfang an womöglich den Besitz und die Verwaltung — jedenfalls aber die gänzliche Beherrschung unserer Eisenbahnen. Die Gesetze und Verordnungen sind dazu angethan, willkürlich mit dem Privateigenthum der Actionaire schalten und walten zu können.

Die Concessionirung und Controle ruht in Händen Derer, die als Verwalter von Staats-Eisenbahnen eigentlich Concurrenten der Privatbahnen sind, und eine enge und falsch verstandene Auffassung der Staatsinteressen veranlaßt die Behörden, das Aufsichtsrecht des Staates nicht nur dazu zu benutzen, um den Besitz von Privatbahnen an sich zu ziehen, sondern Dieses auch zu gleicher Zeit unter mehr als günstigen Bedingungen zu erreichen.

Niemand wird es der Regierung zumuthen, bei Uebnahme von Privatbahnen mehr als deren Werth zu zahlen; ganz anders liegt aber die Sache, wenn sich behaupten und beweisen läßt, daß der Staat durch seinen Besitz

von Eisenbahnen und seine Stellung als Aufsichtsbehörde in der Lage ist, künstliche Resultate herbeizuführen, durch welche finanzielle Vortheile erreicht werden, die sonst nicht erwachsen würden. — Hierbei bleibt noch zu berücksichtigen, daß, wie bedeutend auch der Gewinn sein mag, es nicht mit der Würde des Staates in Einklang zu bringen ist, einen solchen durch Manipulationen, die auch nur den leisesten Anflug von ungebührlichem Gebrauch der Staatsmacht gegen Privat-Interessen haben, zu erzielen. Selbst die bedeutendsten Resultate in finanzieller Beziehung stehen übrigens in gar keinem Verhältniß zu den Nachtheilen einer Mißstimmung im Publicum, durch welche, wie dieses heute der Fall, der Unternehmungsgeist des Volkes gelähmt worden ist. —

Es kann selbst unter Annahme des correctesten Verfahrens nicht die Stellung der Behörden heben, wenn die Regierung in fortwährenden Verhandlungen mit verschiedenen Directionen (die Beamte der Actionaire sind) steht, und wenn in Folge dessen sich Börsenmanöver entwickeln, aus denen sich Majoritäten bilden, die nur aus reinen Speculations-Interessen sich in den Besitz von Actien setzen, und Transactionen sanctionirt werden, bei denen das Interesse der wirklichen Actionaire des Privatpublicums geradezu geschädigt wird, jedenfalls aber nicht in die Waagschale fällt¹⁾.

Die bei uns prävalirende Ueberzeugung, daß es erlaubt und patriotisch ist, im Interesse der Allgemeinheit den Einzelnen zu schädigen, ist der Art in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst ein wahrhaft ehrenhafter Beamtenstand, bei dem die Meisten in ihren eigenen Angelegenheiten jeden Gewinn verschmähen, der sich vom höchsten ethischen Standpunkte aus nicht rechtfertigen läßt, im falsch verstandenen staatlichen Interesse ohne Scrupel sich bei Manipulationen betheiligt, die nicht gutgeheißen werden können. — Die Volksbeglückter in unseren Kammern sind in gleicher Weise Privatinteressen feindlich und begünstigen und unterstützen die Regierung, wenn es ihnen sonst politisch paßt, in einer nicht zu rechtfertigenden Behandlung der Privatinteressen. —

Das Verfahren der preussischen Regierung den Eisenbahnen gegenüber läßt sich in Folgendem kurz zusammenfassen:

Als die preussische Regierung noch nicht den vollen Werth von Eisen-

¹⁾ Wenn die englische Regierung, wie das bei der Uebernahme der Telegraphen-Linien in England der Fall war, sich für den Ankauf ähnlicher Objecte entschließt, so ist es dort üblich, daß das Parlament diesen Beschluß durch ein Gesetz bestätigt, es sind dann die Gesellschaften, resp. Besitzer zur Abtretung verpflichtet. Dieses Verfahren ist durch das dort angenommene Princip sanctionirt, daß das Parlament (Krone, Peers und Commons) befugt ist, durch Gesetz Alles zu bestimmen, was demselben im allgemeinen Interesse erforderlich scheint. Ein solches Gesetz verleiht der Regierung Expropriations-Rechte und es entscheidet dann eine für diesen Zweck bestimmte Behörde über den Werth der zu übernehmenden Objecte. Hierbei gilt immer die dem Staate würdige Anschauung, daß der volle Werth ohne jede Beeinträchtigung des Privat-Interesses und ohne Benutzung momentaner, den Werth beeinflussender Verhältnisse bezahlt wird. Es muß einleuchten, wie bei einem solchen Verfahren die Börsen-Speculation und Alles Ungeziemende vermieden wird.

bahnen kannte und auch noch nicht an so große Transactionen gewöhnt war, wie dieses heute der Fall ist, ließ sie beim Entstehen unseres Eisenbahnwesens der Speculation des Privatpublicums gewissermaßen freien Raum. — Die Eisenbahnmanie in anderen Ländern, den ersten Erfahrungen auf dem Eisenbahngelände folgend, übertrug sich auch auf Preußen, und so entstanden mehr Bahnen, als im Augenblick erforderlich waren.

Mangel an Erfahrung und die Noth der Kinderjahre bei allen Eisenbahnen, bei denen nicht gerade die allergünstigsten Verhältnisse vorhanden waren, führten zu unbefriedigenden Betriebsergebnissen. Dieses und die bei Bauten stets vorkommenden Mehrbedürfnisse und darum erforderlichen Mehrcapitalien hatte die nöthige Ernüchterung und consequente Krisis im Gefolge; die Eisenbahn-papiere wurden im Course gedrückt und eben so unpopulär, wie sie vorher gesucht gewesen waren. — Wenn auch die Regierung vielleicht vom ersten Entstehen der Eisenbahnen an nicht an deren Acquirirung gedacht hat, so lag es in der bei uns üblichen Bevormundung des beschränkten Unterthanen-Verstandes, daß der Gesetzgebung die Form und den Behörden die oben angedeuteten Befugnisse gegeben worden sind.

Inzwischen hatten die Behörden ein richtigeres Verständniß von dem finanziellen Werth guter Eisenbahnlinien erlangt, und der Instinct des preussischen Beamtenthums animirte dasselbe, nach Besitz, wenigstens aber nach Verwaltung bestehender Bahnen zu streben. — Die damals natürliche Unzufriedenheit der Actionaire wurde von den Behörden benutzt; jedenfalls war diese Unzufriedenheit dadurch potenzirt, daß Seitens der Verwaltung, wie dieses seit der letzten Krisis auch geschehen, plötzlich viel strengere Saiten aufgezogen wurden und so gewissermaßen dadurch das verdammdende Urtheil gegen alle Privat-Entreprisen und Privat-Verwaltungen regierungsseitig bestätigt ward. — Der Staat benutzte unter von der Heydt jede Gelegenheit, wo die Bedürfnisse der Bahnen dieselben nöthigten, von der Regierung etwas zu verlangen, seinen Einfluß, seine Verwaltung und seinen Besitz zu erweitern. Die hierauf bezüglichen Schritte bei der Berlin-Frankfurter, jetzt Niederschlesisch-Märkischen, der Bergisch-Märkischen, der Oberschlesischen und anderen Bahnen rechtfertigten weitere als die hier gemachten Behauptungen. Die Folge von alledem war die Unpopularität von Privatbahnen, die Erweiterung des Staatsbesitzes und der größere Umfang von Staatsbauten. — Als nun die vom Staate übernommenen Bahnen durch die natürliche Entwicklung ihres Betriebes günstige Resultate zeigten, ertete die Staatsverwaltung ein unverdientes Renommée, welches sie noch jetzt genießt, obgleich es nachweisbar ist, daß der Staat thurer verwaltet und dem Publicum, wo seine Bahnen concurrenzfrei sind, weniger gewährt, als durch Concurrenz von Privatbahnen geschieht.

Was ich hier behaupte, bin ich, wenn es bestritten werden sollte, zu beweisen bereit; es bedürfte aber dieses Beweises kaum, wenn das Publicum bei uns seine eigenen Angelegenheiten mit Interesse verfolgte. — Oberschlesien, ehe ich die Rechte-Oderufer-Bahn baute, illustirt dies allein.

Hier soll angedeutet sein, daß das preußische theilnahmlose Publicum sich schon früher auf dem Eisenbahngebiete hat irre leiten lassen.

Bei der von der Heydt'schen Politik hat Niemand eifriger, thätiger und fähiger mitgewirkt, als der jetzige Handelsminister Herr Maybach. Wie entwickelte sich nun die Sache weiter?

Während 12 Jahren ruhte unter von der Heydt der Privateisenbahnbau; inzwischen war die Erweiterung bestehender großer Bahnen, wie auch Staatsbauten, zwar fortgesetzt, aber nicht in einer den sich herausstellenden Bahnbedürfnissen des Landes entsprechenden Weise, und es entstand eine wahre Eisenbahnnoth; wenigstens in der Meinung des Publicums. — Inzwischen entspann sich die Conflictzeit, und die Abgcordneten, die in den letzten Jahren die Regierung mit Baugeldern überschüttet haben, fanden damals nicht concrete, sondern ganz abstracte Gründe gegen Staatsbahnen und Staatsbauten. — Für Privatunternehmungen war kein Geld vorhanden, theils weil unsere Bankinstitute noch zu unbedeutend waren, sich selbst wesentlich zu betheiligen, theils als Folge der künstlich begünstigten Unpopularität von Privatbahnen, und hauptsächlich, weil die Gesetzesvorschriften der Art waren, daß darunter effectiv nicht zu bauen war. Unser Publicum hatte kein Verständniß für Rentabilität und unsere Banquiers kein Capital für die Anlage. — Die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Bahnen ihre Kinderjahre zu bestehen haben und die Gewohnheit der speculirenden Welt, Alles nur nach dem Course und nicht nach seinem innern Werth zu schätzen, verschlimmerte die Lage.

So blieb für die Herstellung von Privatbahnen nur der Weg übrig, das Nominal=Capital höher zu greifen und durch die General=Entreprisen dem Publicum Actien unter pari zu geben.

Unter dieser Form sind denn auch nach Abgang von der Heydt's Concessionen ertheilt und Bahnen gebaut worden. — Die Regierung konnte kein Geld von den Kammern bekommen und sah ein, daß ein weiterer Stillstand auf dem Eisenbahngebiete absolut unmöglich war. — Die den Minister leitenden Räthe, d. h. diejenigen, die quasi die Traditionen im Eisenbahn-Wesen repräsentirten, ließen sich denn auch vom Grafen Tzenpliz, der absolut Bahnen wollte, bestimmen.

Trotz des so entstandenen Umschwunges in der Eisenbahnpolitik wurde nach meiner festen Ueberzeugung nicht einen Augenblick das schon erwähnte Ziel Seitens der Regierung außer Acht gelassen. — Es wurde daher die Erweiterung aller großen bestehenden Bahnen und namentlich derjenigen, die unter Staatsverwaltung standen, begünstigt. Die Folge dieser Politik war, daß die Interessen der großen rentablen Bahnen geschädigt und das Vertrauen im Publicum für Eisenbahnen dauernd zerstört worden ist; Beides ist aber der Weg zur Staatsverwaltung oder zum Staatsbesitz. — Es hätte nichts geschadet, wenn neue kleine Bahnen nicht rentirten; darum konnte kein berechtigtes Vertrauen in Eisenbahnen verloren gehen und keine sicheren Hoffnungen getäuscht werden. Es waren solche Unternehmungen eben Speculationen, die sich erst ihre Position zu erwerben hatten.

Wenn aber die Köln-Mindener, die Anhalter, die Magdeburg-Halberstädter, die Bergisch-Märkische und andere Bahnen, die über jeden Zweifel erhaben dastanden, plötzlich in ihrer Rentabilität der Art zurückgingen, daß der solide Actienbesitzer, der dieselben als sichere Capitalanlagen und nicht als Speculation besaß, häufig zwei Drittheil seines Vermögens verlor, dann ist ein chronischer Schaden und ein dauerndes Mißtrauen hervorgerufen, deren Folgen nicht zu übersehen sind. — Im Vorhergehenden liegt der Hauptfehler, der im Eisenbahnwesen in letzter Zeit begangen ist, und dieser Fehler ist der Regierung ganz allein zu verdanken.

Die großen Gesellschaften waren beinahe gezwungen, jedenfalls angeregt, ihr einträgliches Bahngebiet zu Gunsten nicht rentabler Strecken zu erweitern. Bei der Magdeburg-Halberstädter Bahn ist es gradezu nachweisbar, wie, von Concessionirung der letzten Strecke an, dieser Bahn Concessionen gegeben worden sind, die dem ursprünglichen Unternehmen nur schaden konnten und welche sich nur erklären lassen, wenn man voraussetzt, daß die spätere Uebernahme Seitens des Staates von Anfang an in's Auge gefaßt war, allerdings mit Verlust für die Betheiligten und zum zeitigen Werthe! Wie die Angelegenheit steht, wird der Staat und die Speculation verdienen; die Direction, eine Behörde, die bei unserer Gesetzgebung überhaupt eine falsche Position einnimmt, wird nicht zu kurz kommen, und das Ziel wird erreicht.

Wie den großen bestehenden Bahnen jeder Vorzug bezugs Concessionen und Bedingungen gegeben, so ist den neuen Gesellschaften Alles verweigert worden, was sie hätte lebensfähig machen können. Der Bau wurde überall dadurch verteuert, daß gleich bei Herstellung der Bahnen, wo sich die Bedürfnisse noch nicht herausgestellt hatten und die Capitalbeschaffung kostspielig war, Anlagen verlangt wurden, die keine Rente bringen konnten und das Baucapital unnütz erhöhten. Zu Gunsten von Adjacenten, die keine entsprechenden Gegendienste leisteten, wurde häufig die Bahnlänge vergrößert und deren Richtung beeinflusst.

Berlin-Görlitz ist aus diesem Grunde 2 Meilen länger, als nothwendig, und deshalb beherrscht diese Bahn nicht die Strecke Waldenburg-Berlin.

Hier ist nicht der Ort, diese Fragen weiter zu behandeln — es genügt, daß den neuen Bahnen Alles versagt wurde, was sie hätte lebensfähig machen können, wie den alten Alles gegeben wurde, was deren Gebiet zwar erweiterte, aber ihre Prosperität untergraben mußte.

Sei dem indessen, wie ihm möge — es sind eine Zahl Bahnen entstanden, die für das Land, für den Verkehr vortheilhaft sind, die aber die gehegten Erwartungen bezugs Renten nicht erfüllt haben, und dieses hat neben der Entwerthung der sogenannten schweren Bahnpapiere und der Finanzkrisis überhaupt, zu einer Mißstimmung gegen Privatbahnen und zu einer Stimmung für Staatsbahnen geführt. Diesen Augenblick benützt die Regierung ihr Staatsbahnproject vorzubringen und durch ganz oberflächliche und generelle Andeutungen, daß einheitliche Tarife und Staatsbahnen den

Interessen des Publicums besser dienen würden, zu motiviren. Der niedrige Cours unserer Eisenbahnpapiere ist eine Consequenz der Zeitverhältnisse und des darniederliegenden Verkehrs, theils auch der künstlich erzeugten Mißstimmung gegen Privatbahnen und der beinahe planmäßig herbeigeführten Verhältnisse der größeren Bahnen. Es ist dies zu bedauern — aber für sich betrachtet ist der Cours und die Prosperität der Bahnen ganz eigentlich Angelegenheit der Actionäre selbst und kein Grund für den Ankauf Seitens des Staates, sei es denn als reine Geschäftsfrage. Geschäfte soll aber der Staat nicht machen und vom Standpunkte der Actionaire ist der Augenblick für den Verkauf so ungünstig gewählt als möglich.

Die momentanen Verkehrsverhältnisse sowohl als die erzielten Dividenden sind keine normalen, auf welche eine Werthschätzung im Interesse der Actionaire geboten erscheint; die Zeiten werden besser, der Verkehr wird sich heben und Eisenbahnen werden steigen.

Das allererste Princip im Handel und Verkehr ist, in billigen Zeiten zu kaufen und in theueren zu verkaufen. Die Regierung weiß dies und darum will sie jetzt auf Grund der durch unsere Handelsverhältnisse hervorgerufenen niedrigen Einnahmen den Kaufpreis normiren und außerdem verschlimmert sie, wie es den Anschein hat, aus langer Hand die Verhältnisse der Bahnen, die sie zu kaufen bezweckt.

Die Lage der Stettiner Bahn ist sicherlich nicht durch die Manipulation der Ostbahn und die Uebernahme der Hinterpommerschen gehoben. Berlin-Görlitz wird durch die Staatsconcurrentz gänzlich brach gelegt.

Halle-Sorau war vor Uebernahme Seitens des Staates an beiden Endpunkten absolut verriegelt, und es giebt zahllose Beispiele, wie der Staat durch seine Maßnahmen seine Ziele zu erreichen strebt, wie dadurch Alles beunruhigt wird und wie die Börse mit eingreift, um aus der Staatsidee eine Speculationsfrage zu machen.

Die Erledigung der Eisenbahn-Reform, wenn solche wirklich angestrebt wird, und selbst wenn sich gegen das Vorhergehende noch so Viel sagen ließe, brennt nicht, und es ist durch die Art, wie dieselbe behandelt wird, da die Frage nicht spruchreif ist, und in einer Zeit, wo Leidenschaften eher als ruhige Ueberlegung zur Geltung kommen müssen, der natürliche Impuls zur Besserung zurückgedrängt, jede gedeihliche Entwicklung gehemmt und der Besitz von Eisenbahnpapieren durch die sich daraus ergebende Speculation auf der Börse unsicher gemacht. Was eigentlich unter Eisenbahn-Reform zu verstehen ist, weiß Niemand.

Eine Anzahl Fragen, die bei Normirung der Tarife und im Haushalte der Bahnen selbst zu berücksichtigen sind, werden sich nur durch den Druck der Concurrentz neben freier Bewegung in der Verwaltung practisch erledigen.

Zu wie weit der Rückgang der Dividenden der Stagnation im Handel und Verkehr zuzuschreiben ist, in wie weit die Erweiterung bestehender Bahnen an diesen Rückgängen schuld ist, in wie weit bei neuen Bahnen die Entwicklung,

periode, während welcher diese ihren Verkehr gewissermaßen anderen Bahnen abringen müssen, verlängert wird, in wie weit die Mittel, welche der Staat durch seine Bahnen anwendet, um diejenigen Bahnen, die er erwerben möchte, in ihrem Verkehr zu schädigen, sind Alles Fragen, die bis jezt keiner gründlichen Prüfung unterworfen worden sind.

Ebensowenig ist man sich klar darüber, ob es wichtiger ist, vermehrte Verkehrswege zu besitzen, selbst wenn diese sich nicht rentiren, oder ob die Steuerkraft des Landes dadurch leidet, daß sich bestehende Bahnen zwar hoch rentiren, ganze Landesgebiete aber vom Welthandel, von dem Verkehr und ihren Erzeugnissen ausgeschlossen sind. — Ferner hat keine erschöpfende Debatte darüber stattgefunden, ob dem Verkehr, also dem Wohlstand des Landes, mehr gedient wird mit einer Einheitlichkeit und Systematisirung der Tarife oder mit denjenigen Vortheilen, die aus einer freien Concurrenz aus dem Tarifwesen zu erzielen sind, — ob es zu erwarten steht, daß Staatsbeamte, wenn sie das ganze Bahngebiet beherrschen und durch nichts gedrungen sind, alle ihre Kräfte anzuspannen, um Erleichterungen, Erweiterungen und welche anderen Vortheile im Verkehr herbeizuführen, dieses in demselben Grade vermögen würden, wie es die Verwaltung von Privatbahnen thun müßte, wenn sie, sich frei bewegend, einer Concurrenz gegenüber stände, die im Kampf um's Dasein sie zwingen würde, Nichts unversucht zu lassen, den Verkehr für sich zu gewinnen.

In der Neigung unserer Volksvertretung, überall Bevormundung des Publicums gut zu heißen, findet man es denn auch begründet, daß die Eisenbahnfrage immer nur von diesem Standpunkte aus behandelt wird, und Alles scheint sich darum zu drehen, ob und wie die Eisenbahngesetze so verändert werden können, daß die Bahnen prosperiren müssen, während dies eigentlich Sache der Betheiligten selbst ist.

Der Staat hat das Recht, die Eisenbahnen, sie als Verkehrs- und öffentliche Wege betrachtend, zu Allem anzuhalten, was billiger Weise im Interesse des öffentlichen Verkehrs liegt. Im Uebrigen sind Eisenbahnen wie Individuen zu behandeln, die für sich zu sorgen haben, und denen es überlassen bleiben muß, zu prosperiren, so gut sie können.

Es scheint mir verständlich, daß man den Eisenbahnen Beschränkungen auferlegen kann, da, wo die Ausübung ihrer Rechte mit den öffentlichen Interessen collidirt. Man kann mit vollem Recht verlangen, daß in der Zahl der Züge, in deren Schnelligkeit, in dem Tarif zc. für die Allgemeinheit gesorgt wird; niemals aber kann es im Interesse der Allgemeinheit liegen, die Eisenbahnen in ihrer Concurrenz zu stören, selbst wenn sie mit Verlust fahren wollen.

Wenn der Staat der alleinige Besitzer von Bahnen ist und vom engen Gesichtspunkte der Rentabilität ausgeht, so kann man allerdings gegen den Bau von Concurrenzbahnen sein und den Verkehr, wie es auch den Gegenden schädlich sein würde, zwingen, die bestehenden Wege zu wählen; niemals wird

es aber dem öffentlichen Interesse dienen, wenn die Bahnen nicht eben gänzlich in Staatshänden sind, gegen parallele oder vermehrte Verkehrswege zu sein.

Es kann dieses allerdings die Rentabilität der Bahnen beeinträchtigen und hierin liegt allein schon auf die Dauer die Beschränkung, welche wünschenswerth ist. Das Publicum kann immer nur durch den Kampf zwischen concurrirenden Bahnen gewinnen, und im Staatsinteresse liegt es, Bestimmungen zu treffen, daß die Verkehrsinteressen nicht gefährdet werden durch Combinationen oder Betriebs-Vereinigungen concurrirender Linien.

Im Vorhergehenden glaube ich genügend angedeutet zu haben, daß der Gegenstand der Eisenbahn-Reform nicht entsprechend ventilirt worden ist, und daß es daher für das allgemeine Wohl schädlich sein würde, wenn man jetzt schon sich für eine Verstaatlichung der Eisenbahnen oder für eine Unificirung der Tarife entscheiden wollte. Ich habe diesen Gegenstand überhaupt hier nur deshalb angeregt, weil er in intimen Beziehungen steht zu den Gründen, die auf einigen der wichtigeren Gebiete für Schutzzölle angeführt werden. Zum Beispiel unsere Eisenindustrie weist mit Recht darauf hin, daß bei uns Eisenerz und Kohle in verschiedenen Gegenden vorkommen, und daß die Productions-Centren vom Meere entfernt liegen; es würde indessen schwer fallen, ganz abgesehen von der Rathsamkeit oder Durchführbarkeit der Sache, sich eine Zolltarif-Erhöhung zu denken, durch welche auch nur annähernd soviel zur Verbesserung der Eisenindustrie wie durch eine Reduction der Frachten für Kohlen, Erz und Eisen geschehen könnte.

Selbst wenn man berechtigt wäre, unsere Zolltariffrage von dem Standpunkte des Schutzes für unsere Industrie zu behandeln, so würde, um das Maasß des erforderlichen Schutzes zu finden, die Frage, in wie weit durch Ermäßigung der Frachttarife Abhülfe geschaffen ist, vorausgehen müssen, und es ist daher selbst von diesem Gesichtspunkte aus der Moment für eine Zolltarif-Revision nicht gekommen. Die Zolltarifangelegenheit ist jedoch in einer ganz anderen Form an das Publicum gelangt. Sie erscheint wie das Bild des Janus mit zwei Gesichtern: einmal als Revenue-Bedürfnis und auf der anderen Seite als Schutzengel für alle Zweige der öffentlichen Thätigkeit, und in dieser Doppelercheinung liegt eben die Gefahr, daß das Publicum resp. die Kammern, was den vorliegenden Tarif betrifft, zu Schlüssen gelangen, welche die Wünsche des Publicums nicht befriedigen werden.

Ohne in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht zu sein, bin ich indessen der Ueberzeugung, daß die Unklarheit nur auf Seiten des Publicums liegt. Man möge dem Fürsten Bismarck mit Recht oder Unrecht Unkenntnis der realen Verhältnisse, Dilettantismus, Aenderung seiner Ueberzeugung und was noch vorwerfen, man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß Fürst Bismarck nicht ganz specielle Zwecke im Auge hat; denn es ist eben ein Hauptcharakterzug dieses großen Mannes, daß er klare Ziele verfolgt und zur Erreichung derselben sowohl Parteien, wie auch Fragen zu benutzen weiß. Es liegt das in unseren Zuständen, in seiner exceptionellen Stellung,

und auch in gewissem Grade in seiner Pflicht als Staatsmann. Fürst Bismarck, wie jeder denkende und conservative Staatsmann, muß empfinden, daß die größeren Bedürfnisse des modernen Staates durch directe Besteuerung nicht zu befriedigen sind, ohne entweder Confiscation des Vermögens, oder diejenige Belastung des Individuums, die unerträglich sein würde, herbeizuführen.

Das Bestreben der Demagogie in allen Ländern, directe Steuern einzuführen, geht von der Ueberzeugung aus, daß dadurch diejenige allgemeine Unzufriedenheit erregt wird, welche zur Erreichung ihrer Ziele erforderlich ist; in gleicher Weise führt das instinctive Gefühl Derjenigen, die ein Verständniß für die Bedürfnisse und Liebe für die Erhaltung des Staates haben, zu der Ueberzeugung, daß die Staatseinkünfte womöglich aus indirecten Quellen fließen müssen.

Fürst Bismarck benützt daher den momentanen Stand unserer Finanzen, der doch wesentlich den vorübergehenden Störungen im Handel und Industrie zuzuschreiben ist, um die Beschaffung neuer Staatseinnahmen zu motiviren. Da er auf die Gewährung dieser Mittel nicht ohne Weiteres rechnen zu können glaubt, so hat er zu gleicher Zeit die Bombe des Schutzzolles unter die Parteien geworfen, um diese zu desorganisiren und sich eine Majorität durch die Anregung von Specialinteressen zu sichern.

Es ist die Aufgabe des Staatsmannes mit Factoren zu rechnen, und so kann man von diesem Gesichtspunkte aus den Fürsten Bismarck nicht tadeln, wenn er diesen Weg für die Erreichung seines Zieles wählen zu müssen geglaubt hat. Es ist aber Beruf und Pflicht der Volksvertretung, neben der Gewährung der erforderlichen Mittel auch bedacht zu sein, inwieweit der eingeschlagene Weg geeignet erscheint, die im staatlichen Interesse erforderlichen Rechte der Landes-Vertretung zu schädigen, und hier kann es nicht fraglich sein, daß es gefährlich ist, eine Zerfegung der Parteien zu begünstigen, daß es nicht rathsam ist, große Fragen auf falschen Prämissen zu erledigen, und daß es erspriesslicher sein würde, wenn jede der beiden Fragen für sich selbständig beurtheilt und behandelt würde. Im vorliegenden Falle ist dieses um so leichter, als sich durch Besteuerung einiger Gegenstände nicht nur die erforderliche Summe für die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Einnahme und Ausgabe, sondern auch noch ein so bedeutender Ueberschuß beschaffen ließe, daß damit Abhülfe auf anderen Gebieten geschafft werden kann. Tabak, Spiritus, Bier, Kaffee, Thee und Zucker genügen für obige Zwecke, und hierauf hätte sich die Frage vorläufig beschränken müssen. Man wäre dann in der Lage gewesen zu fragen, wie sich die Einnahme des Staates dauernd (nicht nach der jetzt gedrückten Lage) herausstellen würde, und wie hoch man die Besteuerung schrauben könnte, ohne durch Minder-Consumtion die Einnahme zu schädigen. Auch müßten Ermittlungen vorangehen, aus denen ersichtlich wäre, wie sich bei verschiedenen Scalen der neu einzuführenden Steuern die betreffenden Einnahmen gestalten würden.

Ob solche Ermittlungen vorhanden sind, weiß ich nicht. Dem Publicum

sind sie nicht bekannt, und doch kann sich eine öffentliche Meinung nur auf Vorlagen der Art bilden.

Bei der unglücklichen Neigung unserer Fractionen, Alles vom rein tactischen Standpunkte aus zu behandeln, ist Fürst Bismarck wahrscheinlich gerechtfertigt, wenn er ein Entgegenkommen der Parteien im Staatsinteresse allein für die rein finanzielle Seite der Frage nicht erwartete, und so rächt es sich, daß man es jetzt mit allen möglichen Ausgangspunkten zu thun hat, und daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Vorwand des Schutzzolles mit einem Tarif beglückt sein werden, durch welchen allen möglichen Interessen Schutz in Vorkerbissen zuertheilt wird, die den Appetit antregen, aber den Magen nicht befriedigen werden.

Ich habe mir die Mühe gegeben, das Nachwerk unter der Ueberschrift: „Revidirter Zoll-Tarif“ zu studiren und bin von dem Studium desselben mit der Ueberzeugung aufgestanden, daß derselbe in sich, wenn auch nicht harmlos, doch höchstens das Verdienst hat, dem Staats-Säckel eine Zahl von Broden zuzuführen, ohne irgend einer der darin bedachten Interessen gerecht zu werden. Wenn es sich allein darum handelte, den vorliegenden Zolltarif anzunehmen oder abzulehnen, so würde es nach meiner Auffassung ziemlich gleichgültig sein, wie entschieden wird. Der Fehler liegt immer nur darin, daß man durch diesen Tarif Hoffnungen erregt, Geister geweckt hat, die man nicht wieder so leicht wird befriedigen können, und vielleicht war es die Absicht, ihn so zu gestalten, daß man durch die so angeregten Interessen die jetzt eingetretene Verwirrung in den Parteien chronisch mache.

Wenn es sich rechtfertigte, diesem oder jenem Zweige unserer Industrie Schutz zu gewähren, wenn es rathsam wäre, im Interesse der Handelsbilance Luxus und andere Gegenstände so zu besteuern, daß deren Import unmöglich wird, so ist selbst dieses im vorliegenden Zolltarif nicht erlangt; z. B. feine französische Kleider werden trotz 900 Mark pro 200 Kilo doch importirt werden. Ein französischer Damenhut kann eine Steuer von einer Mark recht gut tragen.

Der russische Holzhandel — die einzige Handhabe, die wir gegen Rußland haben, denn die Einfuhr von Getreide zu verbieten, liegt nicht im Interesse unserer Hafenstädte — wird nicht verhindert werden durch einen Zoll von 60 Pfg. pro Fest-Meter, — 50 Pfg. pro 100 Kilo für Roggen, Gerste, Mais und Buchweizen sind kein bedeutender Schutz für den Landwirth und eben so wenig wird er durch eine Mark für Weizen beglückt.

Selbst die Eisen-Industrie, wenn sie Schutz bedürfte, kann nicht sehr gehoben werden durch eine Mark pro 100 Kilo für Roheisen oder 1,50 Mark für schmiedbares Eisen, namentlich da man Abfälle von Eisenfabrikaten, Eisenblech u. s. w. zollfrei und gewissermaßen frachtfrei als Ballast importiren wird.

Neben dem Zolltarif hat der Bundesrath auch das Tabakssteuergesetz genehmigt und dessen eventuelle Annahme Seitens des Reichstages scheint in sicherer Aussicht zu stehen.

Die Eingangszölle für importirten sowohl wie die Steuer auf den im

Landen erzeugten Tabak ist viel niedriger, als man — eine gründliche Wirthschaftsreform vorausgesetzt — hätte annehmen können. Es ist nur zu bedauern, daß durch das Hineinziehen der Schutzollfrage die wirkliche Wirthschafts-Reform in den Hintergrund tritt.

Als Sir Robert Peel die zu seiner Zeit höchst unpopuläre Einkommensteuer in England einführte, aus der dem Staatsschätze jetzt 185,000,000 Mark zufließen, begleitete er dieses Gesetz durch Ermäßigung und Beseitigung von einer Unzahl von Artikeln im Zolltarif. Zu dieser Zeit war Sir Robert Peel noch ein eifriger Schutzöllner, indem er soeben bei den allgemeinen Wahlen unter dieser Fahne über seine Gegner einen Sieg errungen hatte. Die erste Aufgabe, die ihm gestellt war, bestand darin, die seit Jahren bestehende Insufficienz der Einnahmen vis-à-vis den Ausgaben zu beseitigen. Dieser Aufgabe gegenüber ließ er für den Augenblick gänzlich die Principienfrage zwischen Schutz-Zoll und Freihandel außer Acht und widmete sich der Sache vom rein fisciatischen Standpunkte. Er ging an seine Arbeit mit Ernst und beseitigte das Uebel radical durch die Einführung der Einkommensteuer, und da es ihm geboten erschien, dem Volke da, wo er Großes von ihm verlangte, Compensationen zu bieten, so fürchtete er sich nicht, die Steuer gleich so hoch zu greifen, daß er in der Lage war, auf dem Gebiete der Zollermäßigung Etwas zu gewähren. Er vermied es also hier, verwirrende Momente, die sogar dort Tagesfrage waren, mit hineinzubringen. Zufälligerweise stellte es sich bald practisch heraus, daß Verminderung der Zölle nicht nöthigerweise Verminderung der Einnahmen bedeutete, indem eine erhebliche Reduction der Steuer auf Gegenstände des wirklichen großen Consums zu Mehrverbrauch und daher Ergänzung des Verlustes führten.

Aus diesen practischen Erfahrungen zogen Sir Robert Peel und später Mr. Gladstone ihre Schlüsse, durch welche diese beiden Staatsmänner schließlich zu Freihändlern wurden. Es lag in der Art, wie Sir Robert Peel seine Wirthschaftsreform einleitete, erstens und hauptsächlich eine klare und ausgesprochene Absicht, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen, und ebenso deutlich der Wunsch, dem Lande für die aufzuerlegende Bürde Compensation zu geben, und obgleich damals die Wogen zwischen Freihandel und Schutzoll hochgingen, so hat Sir Robert Peel die Frage doch nicht hineingezogen und durch Principienstreit Nichts complicirt. Seine Maßregeln waren den fisciatischen Bedürfnissen angepaßt, theilweise sogar im Widerspruch mit seinen öconomischen Ansichten. — Eben wegen dieser Einfachheit der Behandlung konnten die wichtigen Principien später gründlich ausgetragen werden und nicht, wie es bei uns geschieht, zur Vermirrung der Anschauung führen. England hatte zur Zeit im Verhältniß mehr indirecte als directe Steuern. Es ließ sich im Augenblick nur auf dem Wege der Einführung directer Steuern eine Vermehrung der Staatseinnahmen erzielen. Diese wurden denn auch genehmigt, und als Ersatz dem Volke Erleichterung auf dem Gebiete der indirecten Steuern gewährt.

Wir leiden umgekehrt an zu drückenden directen Lasten und es bildet die Besteuerung gewisser Luxus-Consumartikel den einzigen Weg, das Erfordernisse zu erreichen.

Es müßte dann aber auch analog bei uns der Versuch gemacht werden, zu gleicher Zeit eine entsprechende Linderung in Bezug auf directe Besteuerung zu gewähren, und wenn dieses geschehen oder wenn man dies thun würde, so wäre es nicht nothwendig gewesen, die Pille der Tabak- und anderer Steuern durch das Hineinziehen des Principienstreites vom Schutzoll zu vergolden.

Es könnte gegen eine gleichzeitige Behandlung der directen und indirecten Steuern eingewendet werden, daß erstere vom Reiche, letztere von Einzelstaaten erhoben werden. Dieser Einwand ist indessen nur Formfrage, wenn bei der höchstmöglichen Besteuerung der angeführten Artikel zugleich bestimmt ausgesprochen wird, daß die dadurch resultirenden Ueberschüsse der Reichsstaatskasse unter den Einzelstaaten so zu vertheilen seien, wie jetzt die Matricular-Beiträge von den Einzelstaaten erhoben werden, und daß die zugeführten Gelder zur Ermäßigung der directen Steuern in den verschiedenen Ländern zu verwenden sind. Eine solche Einrichtung hätte noch den Vortheil, daß dieselbe wesentlich dazu beitragen würde, die Reichsidee gegen den Particularismus zu kräftigen.

Die gewählte Art der Behandlung läßt befürchten, daß der Zolltarif und die Tabaksteuer genehmigt werden ohne jene compensirenden Momente, und wenn später auch der Versuch gemacht werden sollte, dieses nachzuholen, so werden die Kammern dann dankbar annehmen müssen, was ihnen geboten wird, anstatt darüber gewissermaßen machtsgebietend verhandeln zu können. — Jetzt wird Alles in Fluß gebracht, die Wirthschaftsreform ist keine gründliche, die Schutzollfrage keine erledigte. Die höchsten Einnahmen sind nicht erreicht, und darum kann auch die wirklich wichtige Principienfrage der Erleichterung directer Steuern nicht erledigt werden. Alle Sachverständigen sind darüber einig, daß für die Erhaltung des Staates die Haupteinnahmen auf indirectem Wege zu beschaffen sind, und daß die directen Steuern allerdings überall im Rahmen zu erhalten, aber im Minimum zu erheben sind.

In England werden siebenundvierzig Millionen Pfund wesentlich aus der Besteuerung folgender Gegenstände erzielt: Malz (Bier), Wein, Tabak, Kaffee, Thee und Zucker. Ferner ergeben: Stempel-Steuer elf Millionen, Post, Telegraphie und andere Revenuen, die das Volk nicht belasten, ungefähr zwölf Millionen, so daß in England aus einer Jahreseinnahme von ungefähr vierundachtzig Millionen Pfund die directen Einnahmen nur ungefähr zwölf Millionen betragen. Es wird eingeclutet, daß hier die Wahl derjenigen Artikel getroffen ist, die zwar in großem Maßstabe consumirt werden, die aber doch gewissermaßen Luxusartikel sind, welche man eben lassen kann, ohne die Ernährung zu beeinträchtigen. — Mutatis mutandis bieten diese Gegenstände bei uns auch die besten und geeignetsten Quellen der Besteuerung. Es bedarf keiner weitgehenden Auseinandersetzung das zu beweisen, was

Jedem, der sich die Mühe gegeben hat, die Verhältnisse der großen Masse der Bevölkerung zu beurtheilen, bekannt sein muß: daß der Arbeiter, der kleine Geschäftsmann, der Beamte, ja, die große Zahl derjenigen, die Steuern zahlen, in Verhältnissen leben, die es ihnen schwierig machen, irgend eine Summe für Steuern zu ersparen. Das Gros der Bevölkerung hat eben immer kaum genügend für seine Bedürfnisse — es lebt von Hand zu Munde und es fällt ihm schwer, die für directe Steuern erforderliche Summe zu ersparen, aufzubewahren und mit einem Male zu bezahlen. Es erscheint bei uns sowohl der Staats- wie Gemeinde-Fiscus stets in dem Einziehen directer Steuern einer großen Zahl der Bevölkerung gegenüber als eine unliebsame, verhaßte Institution. Viele Familien werden täglich in ihrer Häuslichkeit dem Untergange gewidmet durch die rücksichtslose Execution der Steuereinnnehmer. Diejenigen, die im Wohlstand leben, haben wenig Begriff von den Trauerspielen, die täglich aufgeführt werden, und doch liegt hier vielleicht die Hauptquelle der Unzufriedenheit, der Grund, warum namentlich in großen Städten der Socialismus und andere demagogische Theoricien bei einer großen Zahl der Bevölkerung so leicht Zugang finden.

Wollte man durch Gesetzgebung die große Zahl der Bevölkerung von diesen Steuern befreien, ohne den Ersatz auf indirectem Gebiete zu finden, so würde das wirklich bestehende realisirbare Vermögen nahezu confiscirt werden müssen. Mit einer solchen Confiscation wäre aber dem Arbeiter, dem Gros der Bevölkerung eben so wenig gebient, denn es würde eben dann Cultur, Handel und Gewerbe untergehen und die Gesellschaft in ihren Elementen zerjetzt werden.

Die Haupteinnahmen des Staates müssen nothwendiger Weise überall nicht von den einzelnen Reichen, sondern von der großen Menge genommen werden, und so bleibt nur die Frage, wo dies sicherer, leichter und ersprießlicher ist, auf dem directen oder indirecten Gebiet? Und hier wird sich Jeder sagen, daß es leichter ist, ein Glas Bier weniger zu trinken, den Thee etwas schwächer zu machen, den Kaffee etwas weniger zu süßen, den Branntwein etwas weniger spritthaltig zu ertragen, als sich Geld aufzusparen, um am Ende des Quartals eine verhältnißmäßig bedeutende Summe dem Steuereinnnehmer zu zahlen.

Es ist durch indirecte Steuern dem Gros der Bevölkerung, das doch Steuern zahlen muß, und dem Staate, der Interesse daran hat, der Menge so wenig lästig zu werden als möglich, mehr gebient, als durch directe Besteuerung. Der Staat muß indessen unter allen Verhältnissen auf gewisse Einnahmen rechnen können, und da die Einnahmen aus indirecten Steuern großen Fluctuationen unterworfen und weniger ergiebig sind, wenn Handel und Verkehr stockt und die allgemeine Prosperität leidet, so muß ein Theil der Einnahmen auf directer Basis beruhen. Hier liegt es aber im Interesse des Staates, diese Steuern so niedrig als möglich zu normiren, damit, die Veranlagungen im Rahmen vorhanden seiend, eine Erhöhung der Steuer, die

sich aus der Ungleichheit der indirecten Steuern sich ergebenden Lücken ersetzen kann.

Die Wirthschaftsreform so verstanden, so behandelt, würde meines Erachtens ganz andere und viel höhere Veranlagungen von Tabak- und ähnlichen Steuern bedingen, wenn zu gleicher Zeit die sämmtlichen directen Steuern auf ein Minimum reducirt würden, und in diesem Falle brauchte man nicht zu der Principienfrage des Schutzzolles zu greifen.

Es ist dem Reichskanzler bei unseren parlamentarischen Verhältnissen allerdings eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, weil eben die Differenzpunkte unserer Fractionen mehr theoretische, als ökonomische sind, und es mag ihm wünschenswerth erscheinen, durch die Art der Behandlung, wie ich sie hier indicirt habe, zerlegend zu wirken und das Augenmerk der parlamentarischen Vertretung mehr auf ökonomische als auf rein politische Fragen zu lenken. Ich glaube indessen, daß dies eben so gut in der von mir angedeuteten Weise hätte geschehen können, während der eingeschlagene Weg nach meiner innigsten Ueberzeugung mit sehr großen Gefahren verknüpft ist. Wir befinden uns augenblicklich in einer wirthschaftlichen Krisis. Landwirthschaft, Handel und Industrie leiden, und unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß jedes der leidenden Interessen bereit ist, Hülfe zu suchen, wo es dieselbe zu finden glaubt.

In einer solchen Zeit und unter solchen Verhältnissen ist es aber gefährlich, jedenfalls nicht rathsam, vom staatsmännischen Standpunkt aus, die Idee wach zu rufen, daß irgend welche Gesetzgebung die Noth lindern kann. Die ganze Welt leidet. Eine Zahl Momente haben zu der jetzigen Calamität beigetragen und Krisen liegen überhaupt in der Natur der Sache; je höher die Cultur, je künstlicher der Bau des finanziellen Handels und der industriellen Verhältnisse, je größer und ausgedehnter der Kreis unseres Absatz- und Bezugsgebietes — desto häufiger werden wir Krisen unterworfen sein und desto mehr werden wir unter denselben zu leiden haben.

Productives Schaffen ist mit Ueberproduction verwandt, und die Krisen selbst sind die Mittel der Klärung, die Regulatoren der menschlichen Thätigkeit. Es stehen aber Vortheile und Nachtheile dabei im richtigen Verhältniß, und übrigens liegt Alles in der Zeit und in unserem Culturzustand. Hülfe in Aussicht zu stellen, die nicht zu realisiren ist, zieht die Nothleidenden von dem Wege ab, der allein zum Heile führt, der allein die Genesung in sich birgt.

Die Hülfe ist zu finden in einer gründlichen Verbesserung der Erzeugungsmethoden, in einem gewissenhaften Prüfen, inwieweit diese oder jene Branche in der Art ihrer Handhabung den Zeitverhältnissen entspricht, und in dem Versuche, sich diesen zu accomodiren.

Wie heilbringend, trotz der Schwere der ertragenen Uebel, die Zeit der Noth gewesen ist, läßt sich da am Besten erblicken, wo ein wirklicher Versuch in obiger Richtung gemacht worden ist, und namentlich z. B. die Eisen-

Industriellen nach Schutzzoll streben, so ist gerade auf diesem Gebiete in Folge der Noth so Vieles erreicht, daß, wenn der eingeschlagene Weg nicht verlassen wird, und wenn man sich nicht auf die Klippe des Schutzzolles begiebt, wir in sehr kurzer Zeit da mit dem Auslande siegreich concurriren können, wo unsere Production urwüchsig ist, und wo wir Das anstreben, zu dem wir befähigt sind. Wenn der Staat wirklich geneigt ist, die unserer Eisenindustrie anhaftenden Schwächen zu beseitigen, so kann dieses nur auf dem Gebiete der Erleichterung des Verkehrs und der Ermäßigung der Frachten geschehen, weil daran allein unsere Eisenindustrie leidet.

Die Frage zwischen Schutzzoll und Freihandel ist eine zu umfassende, als daß ich sie hier auch nur annähernd genügend beleuchten könnte. Ich lasse es vollständig dahingestellt, ob einzelne unserer Industrien Schutz bedürfen, ob überhaupt Schutz gewährt werden kann oder erforderlich ist.

Ich behaupte nur, daß die Frage unreif ist und nicht brennt, daß die Art, wie man dieselbe in unserm Zolltarif behandelt hat, den Bedürfnissen des Schutzzolles nicht genügt, daß daher Unruhe auf allen Gebieten geschaffen worden ist, daß die producirende Welt bei uns, sich in Folge der Anregung dieser Idee dauernd einer Erweiterung des Schutzzolles statt einer Verbesserung ihrer Productionsmethoden zuwenden wird, und daß wir somit von dem theils eingeschlagenen, theils einzuschlagenden Weg, der allein zum Heil führt, das Höchste, Preiswürdigste und Billigste zu erzeugen, abgezogen werden.

Es scheint mir überhaupt der angestrebten Wirthschafts- und Eisenbahnpolitik ein Gedanke zu Grunde zu liegen, der sich vom Standpunkte des Politikers verstehen und in gewissem Grade auch vielleicht rechtfertigen läßt, der aber vom Standpunkte des wirthschaftlichen Staatsmannes bedauerlich und für das Land von den übelsten Folgen sein könnte.

Es liegt in dem Versuche, unsere Eisenbahnen zu verstaatlichen, ja in der Absicht, ein Tabaksmonopol zu schaffen, bei dem hundert Tausende vom Staate beschäftigt werden müssen, und in ähnlichen Aspirationen, die zu Tage treten, scheinbar der Wunsch, die größtmöglichste Zahl der Schaffenden, arbeitenden und intellectuellen Welt unter Staatsobliegenheit im Sinne des Beamtenthums zu bringen, und ebenso scheint es in dem Angestrebten zu liegen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um durch Uebernahme von Eisenbahnen zc. und durch die Zoll- und Wirthschaftsrevision Mittel zu schaffen, die den Staat unter allen Umständen hinsichtlich Geldbewilligung von der Landesvertretung unabhängig machen.

Wenn man einen dynastischen Staats-Socialismus anstrebt, so scheint mir der eingeschlagene Weg verständlich; zu berücksichtigen wird hierbei nur sein, daß dieser Weg schließlich doch im Widerspruch liegt mit einem Verfassungsleben und eventuell zu Conflicten Anlaß geben würde, die, wenn sie ihren logischen Austrag finden, in einen anderen Socialismus als in den bezweckten ausarten könnten, während sich doch der Staatsmann sehr wohl fragen muß,

ob die Möglichkeit vorliegt, durch staatliche Uebernahme der Haupt-Verkehrs- und Erwerbszweige die persönliche Thätigkeit eines zu Wettseifer, zur Action und Concurrnz angetriebenen Volkes zu ersetzen. Die Herren Volksvertreter, die sich darin gefallen, alle Uebelstände dem Luxus, der Ueberproduction u. s. w. zuzuschreiben und daher der Regierung überall da willfährig sind, wo es gilt, den Unternehmungsgeist der Einzelnen zu unterdrücken, wo es gilt, dem Staate alle möglichen Functionen zu übertragen, und die auf die gute alte Zeit zurückweisen, dürften wohl den Gesichtspunkt in's Auge fassen, daß in Deutschland in den guten alten Zeiten nicht 40,000,000 Menschen zu ernähren waren, daß die Bedürfnisse des Einzelnen in jeder Gesellschaftsklasse heute unendlich größer sind, und daß es gefährlich ist, unter so künstlichen Bedingungen wie die jetzigen mit den Wirthschaftsverhältnissen des Landes Experimente zu machen und öconomische Fragen zu berühren, ehe dieselben zur Reife gelangt sind. Jede Zeit hat ihre Eigenthümlichkeit; — die Vergangenheit läßt sich nicht wieder herstellen, und unser socialer Zustand ist nöthiger Weise ein so künstlicher, daß es viel rathamer und sicherer ist, durch die freie Entwicklung und Thätigkeit des Einzelnen, als durch die Action des Staates die materiellen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen.

Ich hoffe, in nächster Zeit die hier nur angeregten Fragen einzeln erschöpfend behandeln zu können. Der Zweck dieser Zeilen war nur, die Aufmerksamkeit dahin zu richten und anzudeuten, daß bei Beurtheilung der Eisenbahn- und Wirthschaftsreform Fragen mit einschlagen, über die das Publicum sich bis jetzt noch kein klares Urtheil gebildet hat.





Bibliographie.

Karl Wittich, Struensee. 8. XIV u. 263 S. Leipzig 1879, Veit & Co. M 5.—

Mehr als ein volles Jahrhundert ist seit jener verhängnißvollen Nacht verflossen, da im Kopenhagener Königschloß nach durchbraustem Tanzfest die gewaltsame, das Heiligthum der Schlafgemächer nicht achtende, Verhaftung der Grafen Struensee und Brandt, der Königin Karoline Mathilde von Dänemark stattfand. Viel ist verleumdet, angeschuldigt und entschuldigt worden in dieser Sache von allen Parteien, welche sich des Stoffs bemächtigt haben. Noch heute, wie man weiß, leben directe Nachkommen mütterlicherseits jener Prinzessin, welche nach allen Zeugnissen für Struensee's Tochter gelten muß, die aber von der oldenburgischen Königsfamilie in ihrer Legitimität nicht beeinträchtigt worden ist. Diese Nachkommen sind die weiland vielgenannten Herzoge von Schleswig-Holstein-Augustenburg, in deren Familie — wie wir hören — der Tag der Hinrichtung des großen Grafen und geheimen Kabinetministers König Christians VII. als ein Trauertag stets gegolten hat und noch gilt.

Dieses vorausgeschickt, wird eine unbefangene historische Würdigung, welche der Katastrophe jetzt neuerdings durch Professor Wittich in Jena zu Theil geworden ist, wohl um so eher allgemeine Beachtung verdienen, als dieselbe mit gründlicher Kenntniß der einschlägigen, sowohl dänischen als deutschen, englischen als französischen Literatur eine sichere Charakterzeichnung, eine elegante Diction und ein glückliches Tactgefühl in Behandlung der Details verbindet. Dabei ist der Umfang der Arbeit, trotz einer ansehnlichen Anzahl Excurse, knapp und concis gehalten, wie es bei derartigen Werken in Deutschland nicht häufig der Fall zu sein pflegt. Bei

einem Publicum, das zwei dramatische Bearbeitungen der Struensee-Figur mit Interesse aufgenommen hat — von Beer und Laube —, hat dieses neueste und wie wir glauben sorgfältigste und am wenigsten partielle Résumé der Struensee-Akten wohl Ursache, auf weiteres Entgegenkommen zu hoffen. Zwar hat Verfasser, wie er wiederholt klagt, die einestheils zu Kopenhagen, andernteils zu Schloß Bergenhus in Norwegen und anderswo aufbewahrten Processacten nicht in genügender Weise erschöpfen können. Indessen meint er selbst, davon nicht mehr allzu viele Aenderungen besorgen oder hoffen zu dürfen, nachdem die quellenmäßige Untersuchung im Lande von Struensee's Wirken schon manche schätzenswerthe Publicationen hierüber zu Tage gefördert hat. G.

Franz Giese, Frans Ejfink. Ein Leben um Driben as old Münsterfch Kind. 3. Aufl. 8. X u. 282 S. Braunschweig 1879, Harald Bruhn.

Unser verehrter Mitarbeiter Klaus Groth, der genialste Dialectdichter unserer Zeit, läßt sich über den Werth des Giese'schen Romans wie folgt vernehmen: Wenn nun das Plattdeutsche einmal als Volkssprache verschwunden sein wird — man weißagt seinen Untergang nimmehr seit drittehalb hundert Jahren — wenn es nicht mehr von lebendigen Lippen tönen wird als traute Familien- und Umgangssprache, so wird er dort jetzt in Schriftwerken fortleben, und wenn aus der großen Fluth oder der allmählichen Verwumpfung auch um ein halb Duzend Namen von Schriftstellern mit ihren Werken noch hervorrangen mögen, so ist sicher anzunehmen, daß das vorliegende Buch von Franz Giese, daß die Lebensgeschichte des

Münster'schen Pfahlbürgers Franz Essink unter diesem halb Duzend sein wird. Unter diesen plattdeutschen Geschichten, wie wir sie jetzt schon besitzen und die in hohem Maße geeignet sind, einem späteren Culturhistoriker Einsicht in's wirkliche Leben der Deutschen zu gewähren, nehmen — von Fritz Reuter abgesehen — durch Treue in Zeichnung und Farbe der „Casperohm un it von John Brindmann“ und der „Franz Essink von Giese“ den ersten Rang ein; wie Brindmann einen behäbigen Kojtoder Seemann und seine Familie und Umgebung, so schildert Giese einen westfälischen Stadtbürger aus Münster in all seinem dünnen Spießbürgerthum bis zur handgreiflichen Anschaulichkeit.“

Wag Watterkeig, Rius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte. Mit dem Portrait Wolffs nach der Wichmann'schen Büste. 8. XII u. 327 S. Leipzig, 1879, Fernau. M. 7.—

Rius Alexander Wolff ist der gegenwärtigen Generation ein Fremder geworden. Nur Wenige, welche ihn als den Dichter der „Preciosa“ oder als den Verfasser der ausgelassenen Poesie der „Kammerdiener“ kennen, wissen, daß es sich bei ihm nicht nur um einen gewandten Theaterschriftsteller, sondern „um den idealen Repräsentanten eines der bedeutendsten Zeitschnitte deutscher Schauspielkunst“, um den „bedeutendsten und treuesten Schüler Goethes“ und um eine Persönlichkeit handelt, welche auf die künstlerische Umgestaltung der Berliner Bühne, wie sie Graf Brühl von Ziffland übernommen hatte, hervorragenden Einfluß zu gewinnen wußte. Der Verfasser hat sich daher ein wirkliches Verdienst erworben, indem er, „ungeachtet des Mangels geeigneter Vorarbeiten, ohne ausführliche Selbstbekenntnisse und Tagebücher Wolffs“ es unternahm, aus dem geringen vorhandenen Material eine gewissenhafte Darstellung von Wolffs Leben zu geben, besonders soweit seine Entwicklung als Schauspieler und Schriftsteller und seine Thätigkeit als Mitglied der Weimarer und Berliner Bühne in Betracht kommt. Mit emsigem Fleiß ist alles auf Wolff Bezügliche zusammengetragen, und besonders ein reichhaltiges Material an Briefen herbeigekauft, welche den zweiten Theil des Buches füllen und im hohen Maße interessant und werthvoll sind. Graf Brühl, Adolf Müllner, Tieck, Ziffland u. A. sind unter den Correspondenten zu finden. Nicht minder

interessant sind die in dem Anhang enthaltenen Documente. Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Erscheinung, ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Die Ausstattung verdient Anerkennung.

Fromme's Oesterreichischer Fest-Kalender zur Feier der silbernen Hochzeit des allerhöchsten Kaiserpaars Franz Joseph und Elisabeth am 24. April 1879. Redigirt von Dr. Ferd. Stamm. Mit den Porträts der kaiserlichen Familie und 21 Holzschnitten. 8. 220 S. Wien, 1879, I. I. Hofbuchdruckerei Carl Fromme. M. 1.60.

Eine Geschichte der österreichischen Kaiserfamilie und des Staates, während der letzten 25 Jahre in chronistischer Form und in ansprechendem äußeren Gewande.

Carl Heymann's kritisches Literaturblatt für Rechts- und Staatswissenschaft. Unter Mitwirkung namhafter Theoretiker und Praktiker, herausgegeben von Rich. Ryd. 1. Jahrgang Nr. 1 u. 2. Quartformat Jährlich 24 Nummern M. 6.—

Säbbe = Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika. Mit einer neuentworfenen Specialkarte. 8. XIV u. 417 S. Hamburg, 1879, Friedrichsen & Co.

Der Verfasser nennt Ethiopien diejenigen Theile Afrikas, welche von der ethiopischen Rasse bevölkert sind und von dem specifischen Wesen des Ethiopiers beherrscht werden. Vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, denkt er dabei an das westliche Aequatoral-Afrika, wo dieses Wesen im Innern des Landes jedenfalls ganz unverfälscht ist und wo selbst an der Küste Charakter, Lebensweise und Anschauungen des Negers noch nicht wesentlich durch fremde Einflüsse umgestaltet sind. Die unter den so gebildeten geographischen Begriff Ethiopien fallenden Gebiete sind dem Verfasser aus eigener Anschauung bekannt. Zwei Jahre hat er sich im West-Aequatoral-Afrika als Chef eines in Gabon von ihm etablierten Handelsbureau aufgehalten, ein halbes Jahr in der französischen Besitzung am Senegal. Er nennt diese Zeit einen „Mitsommernachts-traum, der mit einem Alpdrücken endete.“ Die Studien sind in vier größere Abschnitte (Bücher) eingetheilt: Französische Colonisation, ethiopische Ethnographie, afrikanische

Agricultur, germanische Civilisation; sie geben „nicht den Bericht der Erlebnisse des Verfassers, sondern deren Resultat; ihre Einheit finden sie in der Frage der Erschließung Afrikas.“ „Ausgehend von einer Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in West-Afrika, weist der Verfasser zunächst auf die Schwächen der dortigen Zustände, namentlich auf die mißglückenden Colonisations-Versuche der Franzosen in Senegambien und — was für Ethiopien wichtiger ist — in Gabon. In der Hauptfrage handelt es sich dann zuerst um die Möglichkeit, dann um die Art und Weise einer wirklichen Colonisation Afrikas. Der erste dieser Punkte betrifft die Entwicklungsfähigkeit der Neger, der letztere erörtert die Regeneration der gegenwärtigen Zustände und die Fortentwicklung der ethiopischen Verhältnisse. Endlich schließt sich daran die Darstellung der Civilisation und Utilisation Aequatorial-Afrikas vom volkswirtschaftlichen Standpunkte.“ Die Darstellung des Verfassers ist lebendig und geschmackvoll (wenn auch hin und wieder nicht frei von einer gewissen Lässigkeit); die Lectüre des Buches, das auf gründlichster Beherrschung seines Stoffes beruht und in jedem Capitel für die im weiteren Sinne des Wortes gebildete Persönlichkeit des Verfassers Zeugniß ablegt, wird durch diesen Vorzug der Darstellung noch fesselnder und anregender, als sie es ohnehin durch die Natur des Gegenstandes ist und durch die selbständige Auffassung, welche der Verfasser ihm abzugewinnen verstanden hat. Die beigegebene Karte verwerthet ein reiches Quellenmaterial und ist, wie das Buch selbst, sorgfältig ausgestattet.

P. B. Widmann, Ludwig der Große, der Baier. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Acten. 8. 1 Bl. u. 66 S. Wiesbaden, 1878, Schellenberg.

Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers. 8. 50 S. Gotha, 1879, J. A. Perthes.

Chrph. Sandner, die Arbeiterfrage, kritisch untersucht behufs Erzielung socialer Reform und Entwaffnung der Sozialdemokratie. 8. 44 S. Nördlingen, 1879, Bed.

J. ten Doornstaat Aoolmann. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. (A-Gramen. 8. S. 577—672. Norden, 1879, H. Braams.

Das hervorragende Werk, dem auf seinem Gebiete grundlegende Bedeutung

zuerkannt worden ist, schreitet rüstig vorwärts, sodas seine Vollendung im Verlaufe der nächsten vier Jahre zu erwarten ist. Was gelegentlich der voranstehenden Besprechung über die Arbeiten von Littré, Grimm, Burzbad und ähnlichen gesagt worden ist, läßt sich, selbstverständlich mit den durch die kleineren Verhältnisse bedingten Einschränkungen auch auf das Werk ten Doornstaats anwenden. Es ist eine Arbeit hingebungsvollsten Fleißes, großer Gelehrsamkeit und wärmster Heimatsliebe. In seiner Vollendung wird es einen Platz neben dem classischen bairischen Wörterbuche Schmellers für sich in Anspruch nehmen dürfen.

L. Noiré, Max Müller und die Sprach-Philosophie. 8. IV u. 107 S. mit dem Porträt Müllers in Radirung. Mainz, 1879, Zabern.

Ein erweiterter Abdruck des in „Nord und Süd“ erschienenen Aufsatzes. Daß demselben die Ehre einer Uebersetzung in's Englische und Italienische zu Theil geworden, haben wir bereits im vorigen Heft erwähnt.

Konstant von Burzbad, ein Madonnen-Maler unserer Zeit. (Eduard Steinle.) Biographische Studie. 8. VIII u. 172 S. Wien, 1879, Manz.

„Drei Künstler der Gegenwart sind es, auf welche Oesterreich mit Behmuth und Stolz blicken darf; mit Behmuth, weil es keinen von ihnen, wie es Jeder verdiente, gerecht geworden; mit Stolz, weil der Ruhm eines Jeden von ihnen weit über die Grenzen seines österreich-deutschen Vaterlandes hinausleuchtet: Führich, Schwind und Steinle.“ „Ueber Steinles Schöpfungen finden wir wohl in Werken der Kunst und sonst hier und da spärliche Nachricht, aber Mittheilungen über sein Leben, seinen Bildungs- und Entwicklungsgang fehlen uns gänzlich. Nun freilich ist es kein bewegtes Leben, sondern ein stilles, das ganz in seinem Schaffen aufgeht, ein Leben, mehr nach innen als nach außen sich entwickelnd, ein Leben, das nicht durch politische Enunciationen und sogenannte Thaten, sondern ausschließlich durch seine Kunstwerke zu uns spricht, deren jedes von ihnen auch eine That, und eine sehr bedeutende ist.“ Nicht eine erschöpfende Arbeit, sondern nur eine Skizze, eine Silhouette will der Verfasser geben, aber die Striche desselben sind richtig und geben ein treues und wahres Bild dessen, den sie darstellen. Der Versicherung, daß in

dem vorliegenden Buche ein „richtiges und treues Bild“ Steinles geboten sei, hätte es nicht bedurft. Wer Wurzbachs literarische Thätigkeit verfolgt hat, weiß, daß er einer der gewissenhaftesten, emsigsten und unermüdblichsten Arbeiter ist, einer jener muthigen, ausdauernden Männer, die an die Durchführung eines Werkes idealer Art ein ganzes Leben setzen. Wie Littré in Frankreich, die Gebrüder Grimm bei uns, der Shakespeare-Commentator Furness in Nordamerika u. A. der Vollendung ihrer Aufgaben den größten Theil eines langen Lebens widmeten, und zwar ohne nennenswerthe materielle Erfolge damit zu erzielen, so hat Wurzbach dem von ihm begründeten „biographischen Lexikon des Kaiserthum Oesterreich“ bis jetzt mehr als dreißig Jahre seines Daseins geweiht. Es ist dies ein bewundernswerthes Werk, nach der Richtung seiner Vorzüge und Fehler, eine Arbeit, wie sie in der Weltliteratur kaum ihres Gleichen findet. Die nahe bevorstehende Vollendung des Lexikons, zu welcher sein Verfasser und die Literatur gleichmäßig zu beglückwünschen sind, wird diesen Blättern Gelegenheit geben, von der Bedeutung des Unternehmens in verbündeter Ausführlichkeit zu sprechen. Dieser Hinweis auf das Hauptwerk des Verfassers ist geboten, weil die Biographie Steinles aus dem erschöpfenden Artikel erworben ist, welchen Wurzbach dem Künstler dort gewidmet hat, und weil ihr die ganze Eigenart der größeren Biographien des Hauptwerkes inne wohnen: dieselbe Gründlichkeit, dieselbe oft in's Uebermaß gehende Begisterung für ihren Gegenstand, der warme, die Ungerechtigkeit nicht ausschließende Patriotismus, das Verweilen bei Geringsfügigem und die Ueberschätzung desselben. Aber als ein Ganzes betrachtet, handelt es sich hier um eine Künstlerbiographie, wie einer solchen, in ihrer Eigenart, nur wenige zeitgenössische Künstler theilhaftig geworden sind. Die „biographische Skizze“ Steinles füllt die ersten 27 Seiten des Buches. Das Verzeichniß der Werke, in seiner Einteilung in Fresken und Wandgemälde, Oelbilder, Aquarelle, Zeichnungen und Radirungen, nimmt die Seiten 48—71 in Anspruch.

Daran schließt sich auf 10 Seiten ein Verzeichniß von Nachbildungen der Werke des Künstlers und auf weiteren 46 eine ausführliche Beschreibung einiger seiner bedeutendsten Werke. Nachweise über Bildnisse des Künstlers, Quellen zu seiner Biographie, Quellen zur Kritik und Geschichte einzelner Werke, eine Chronologie derselben, ein Verzeichniß der Besitzer seiner Werke und kritische Stimmen über Steinle den Künstler schließen das Werk. In den letzteren wären die Meinungen einiger unerheblichen Persönlichkeiten nicht vermikt worden, wenn die Gewissenhaftigkeit des Verfassers es über sich gewonnen hätte, sie nicht zu citiren. Die Ausstattung des Buches, das aus der angelegenen Fromme'schen Officin in Wien hervorgegangen ist, ist glänzend und musterhaft; einer ähnlichen haben sich nur wenige derartige Monographien zu erfreuen.

Nich. Weitzbrecht, Johann Fischart als Dichter und Deutscher. (N. u. d. 7: Neue Volks-Bibliothek 3. Serie, 6. Heft) 12. 48 S. Stuttgart, 1879, Levy & Müller. *M.* 40.
Die ganze Serie von 10 Heften *M.* 2. —

Frdr. Pecht, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1879, Beck.

Der zweite Band dieser „Modernen Bafari“ enthält die Biographien von Carl Rottmann, Franz Defregger, Wilhelm von Kaubach: Franz Leubach, Alfred Mettel, Arnold Böcklin, Christian Rauch, Ludwig Passini, Bonaventura Genelli, Adolph Menzel und Hans Makart. Den Leiern von „Nord und Süd“ werden die Studien über Leubach und Böcklin in freundlicher Erinnerung sein; der Hinweis auf die Vortrefflichkeit dieser beiden Künstlerportraits soll dem ganzen Buche zu warmer Empfehlung gereichen.

B. Matthias-Lendering, Chlodowinda. Trauerspiel in 5 Acten und einem Voracte. 8. 158 S. Leipzig und Köln, 1879, Reißner und Ganz, Cartonnirt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten=Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 9. — Mai 1879. — Heft 26.

Die amerikanische Papierwäsche-Fabrik

von

MEY & EDLICH, LEIPZIG

fertigt die so vorzüglichen, eleganten, soliden und billigen

Kragen, Manschetten und Vorhemdchen

mit leinen-appretirtem

Stoffüberzug

für

Damen, Herren und Kinder.



Diese mit wirklichem Stoff-Ueberzug hergestellten Kragen und Manschetten (also keine blossen Papierkragen) kosten kaum den Preis des Waschens der wirklichen Leinenwäsche, passen besser und bequemer als alle Leinenkragen und Manschetten; zeichnen sich durch ihr vollendetes Appret aus, welches Staub und Schweiß schwer annimmt, und bieten die denkbar grösste Bequemlichkeit, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft. Man trägt also immer neue, tadellos sitzende Kragen und Manschetten. Grösste Auswahl der Façons.

Die Fabrik hat für Privatleute ein Special-Versandgeschäft eröffnet, welches an Jedermann von einem Dutzend an gegen vorherige Einsendung der Cassa oder gegen Nachnahme versendet. Es wird nach allen europäischen Ländern expedirt.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig franco und gratis versandt wird.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Briefe sind zu richten an MEY & EDLICH, 9 Neumarkt Leipzig.

BAD HOMBURG

[84-86] eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'scher Methode**, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder**.

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reichausgestatteten Lesezimmern und Conversationsälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtvaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes.

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Ankauf von Bibliotheken, sowie einzelnen Werken von Werth. Prompte Erledigung. Lager von ca. 250,000 Bänden; hervorragend in **literarischen Curiositäten und Seltenheiten**. Jährlich eine größere Reihe Fachcataloge, die auf Wunsch gratis und franco zu Diensten stehen. [53-56]

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen P.
L. Glogau Sohn. Hamburg.

M Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
abgedruckt von Frater Hilarius (Eduard Fentich).
Fünfte Auflage. Eingeleitet von Ludwig Steinb. 8. Preis geh. M. 2,00; fein gebd. M. 3,00. 119
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Enorme Preis-Ermässigung.

Meyer's Conversations-Lexicon

16 Bände. 3. Aufl. 1878 in elegant. Halbfzbdn. Unter Garantie für tadellos neu und complet.

Statt 160 M. nur 110 M.

Ganze Bibliotheken wie einz. gute Werke kaufe stets zu hohen Preisen. 121

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Prächtiges Geschenk!



Das Werk bietet eine reiche Fundgrube sinniger, geistvoller Sprüche in gebundener und ungebundener Rede, die, nach Rubriken geordnet, für jede Lage des Lebens, jede Bewegung des Herzens, jede Gemüthsstimmung, für alle Regungen des Geistes und jede Eigenthümlichkeit des Charakters den entsprechenden Ausdruck darbieten und dadurch dem Leser Erhebung, Selbsterkenntniß, Vinderung des Schmerzes und Zuspruch gewähren, sowie sie ihm auch Rath und Richtschnur für sein Denken, Fühlen und Handeln geben und ihn überhaupt zu idealen Anschauungen emporheben. Ein unererschöpflicher Quell anregendster Reflexionen sprudelt aus dieser Sammlung, zu welcher die gesammte Literatur, deutsche wie ausländische, moderne wie alte, ihr Bestes beigetragen hat. „Europa“ 43

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von E. Schottlaender in Breslau.

Soeben erschien:

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle.

Von

Helene von Racowitza,

geb. v. Dönniges.

Sechste Auflage.

Elegant broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Winnen acht Tagen nach Ausgabe des Buches wurden fünf große Auflagen vergriffen!

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau. Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Er scheint	Preis	[109]
jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen	pr. Quartal 4 M. 50 S., pr. Jahrg. 18 M.	
Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet.	Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegen genommen.	

Die „Gegenwart“ ist die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches, sie zählt zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten. Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. Die Gegenwart ist das erste deutsche Blatt, welches vornehmlich den ernststen geistigen Interessen der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihilfe der Novelle und Illustration in die weiteren Kreise des gebildeten Publikums gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.

Im Verlage von Hermann Kostenoble in Jena erscheint:

Gesammelte Novellen, Romane und Dramen

VON

A. G. Brachvogel.

120

VOLKS- und Familienausgabe.

Mit Einleitung und Biographie von Max Ring.

10 Bände in 60 Lieferungen. 8. broch. à 50 Pf. Alle 5–14 Tage eine Lieferung.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die seine seltene Originalität bekunden, durch ihre treffliche Charakterzeichnung und durch ihren Gedankenreichtum fesseln und begeistern und dauernde Belehrung und Erhebung bieten.

Allen gebildeten Familien seien Brachvogel's Schriften bestens empfohlen. — Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung oder die Verlagsbuchhandlung.

Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorrätig.

Neuer Verlag von Theobald Grieben in Berlin, Königgräzer-Str. 49.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.

Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik

von Dr. H. Söfer. Verf. der Geschichte der Kriege von 1866, 70 und 71 etc.

2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.

1. 2. Lieferung à 60 Pf., Pracht-Ausgabe à 80 Pf.

Er scheint bis zum Späthommer in 14 Lieferungen.

Unter den bedeutenden Männern der Gegenwart, welche entscheidend und bahnbrechend in die Geschichte der Völker eingegriffen, ragen vor Allem Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck hervor. Ihnen danken wir nicht bloß, daß wir eine einige, im Innern starke, nach Außen mächtige Nation geworden; sie haben auch das Vaterland zu einer Weltmacht erhoben und sind unausgesetzt mit dem inneren Ausbau des Reiches, mit der Pflege der geistigen und materiellen Interessen beschäftigt. Eine gemeinsame biographische Behandlung dieser beiden Männer, die so Folgenreiches geschaffen, mußte daher eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsschreiber sein. — Die neue Auflage, bis zur Gegenwart fortgeführt, vielfach ergänzt und erweitert, berechtigt zu der Hoffnung, daß das schöne Buch für alle deutschen Familien ein wahres Hausbuch werden wird.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand
seit Anfang März.

Quellen

und

deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R.
Mühlbrunn . . . 44³⁰ R.
Schlossbrunn . . 44⁰⁰ R.
Theresienbrunn . 46³⁰ R.
Neubrunn . . . 49³⁰ R.
Marktbrunn . . . 39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle 28⁰⁰ R.
Felsenquelle . . 47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu. 34⁷ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und an nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wasser vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuahr genauer Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehm und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamts: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Sauerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Typhus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wogegen, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 9. — Heft 27.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1879.

Breslau.
J. Schottlaender.

Meyers N. 2

Juni 1879.

I n h a l t.

	Seite
Theodor Fontane in Berlin.	
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik (Schluß).....	285
Johannes Huber in München.	
Moderne Magie	316
Paul Heyse in München.	
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen	345
E. Abel in Berlin.	
Sprache und Aegyptische Sprache.....	358
M. Carriere in München.	
Johannes Huber	370
Ludwig Geiger in Berlin.	
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur	385
Asiaticus.	
Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren. (1868—1878.) (Schluß).....	402
Bibliographie.....	414
Hierzu das Portrait Johannes Huber's, Radirung von D. Raab in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage
(Radirung) in Kgl.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte:

von **Otto Spamer**, Verlagsbdl. in **Leipzig** (D. v. Reigner, Illustr. Literatur-Geschichte)
von „**Militaria**“, Verlagsbdl. in **Berlin** (Biographische Blätter aus deutscher Geschichte)
von **J. J. S. Popp** in **Heide** (Chronischer Magen- und Darmkatarrh) und
von der **Städtischen Cur-Direction** in **Wiesbaden** (Wiesbadener Thermalwasser)



Breslau, im Mai 1879.

P. P.



Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, sind zu den Bänden von „Nord und Süd“ geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Feinwand hergestellt worden.

Die Einbanddecken zu Band IX. (April—Juni 1879), wie auch die zu den früheren Bänden I.—VIII. können jederzeit bezogen werden.

Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Bei der Buchhandlung von

in

bestellt hierdurch

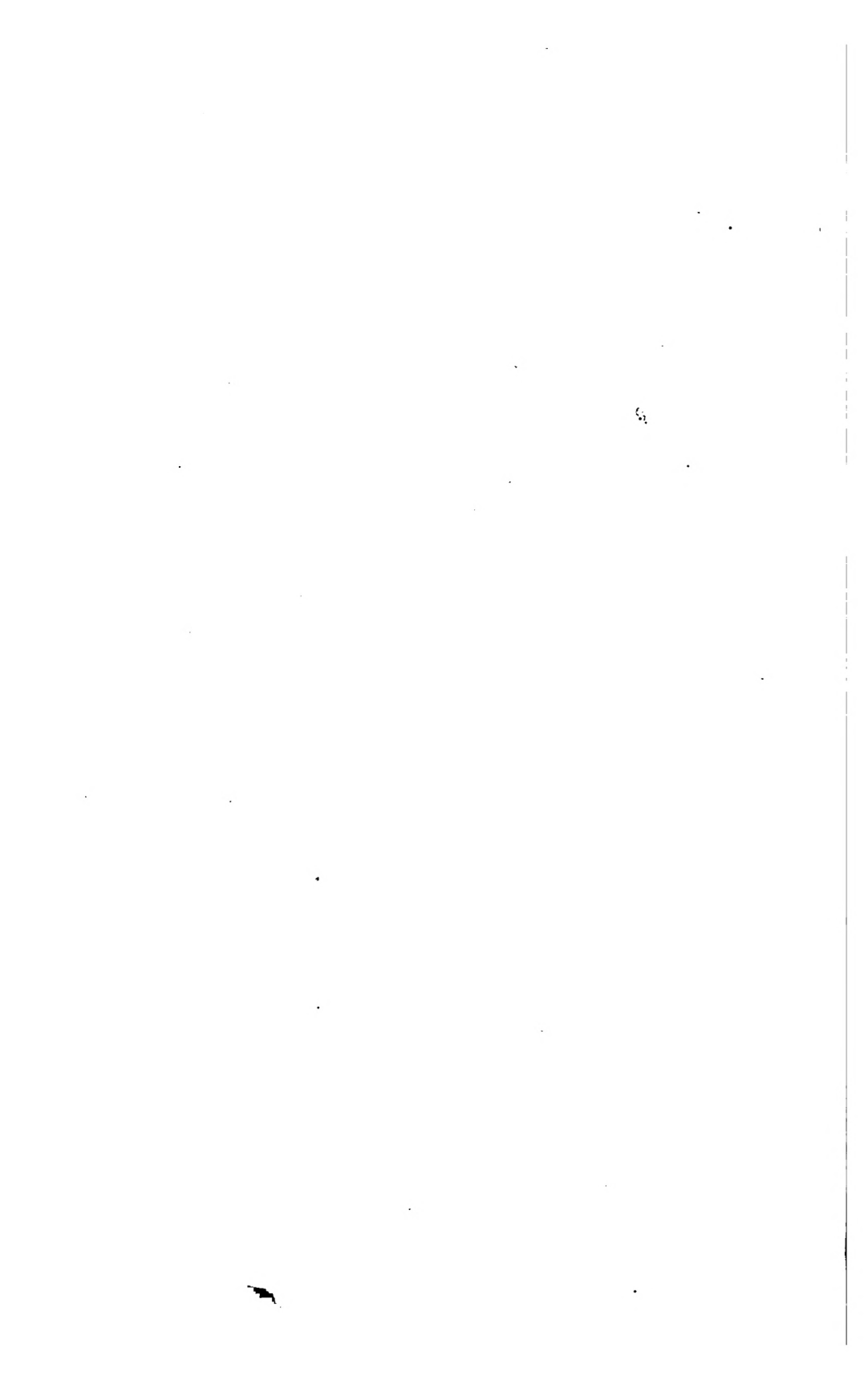
Einbanddecke zu Band IX. (April—Juni 1879)
von „Nord und Süd“.

Einbanddecke zu Band
= Preis 1 Mark 50 Pf. pro Decke. =
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Wohnung:

Name:

Um gest. recht deutliche Namens-Unterschrift wird höflichst gebeten.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

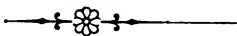
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — Juni 1879. — 27. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Johannes Huber.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

(Schluß.)

Eine Viertelstunde war vergangen, als Grete Schritte vom Hofe her hörte. Er war es, und sie lief ihm entgegen. „Baltin, mein einziger Baltin. Ach, daß Du nun da bist! Es ist gekommen, wie’s kommen mußte.“ Und nun erzählte sie was geschehen. „Ich muß’ es. Alles, alles. Und ich muß nun fort. Diese Nacht noch. Willst Du, Baltin?“

Sie waren, während Grete diese Worte sprach, vorsichtshalber, um nicht gesehen zu werden, von dem Mittelsteige her auf die Schattenseite des Gartens getreten, und Baltin sagte nur: „Ja, Gret’, ich will. Was es wird, ich weiß es nicht. Aber ich sehe nun, Du mußt fort. Und das hab’ ich mir geschworen, so ich’s nur einseh’, daß Du fortmußt, so will ich’s auch, und will mit Dir. Und dann sieh, ich bin ja doch eigentlich Schuld. Denn Du wolltest nicht weg von dem Kind, und ich hab’ Dich überredet und Dich trotzig gemacht und Dich gefragt, wer Dir’s denn verbieten wolle?“

„Sage nicht nein,“ fuhr er fort, als er sah, daß sie den Kopf schüttelte. „Es ist so. Und am Ende, was thut’s? Du oder ich, es ist all eins, wer die Schuld hat. Es mußte zuletzt doch so kommen, für Dich und für mich. Auch für mich. Glaub’ es nur. Emrenz ist nicht wie Trud, und wir leben jetzt eigentlich gut miteinander. Aber auf wie lang? Es ist ein halber Frieden, und der Krieg steht immer vor der Thür. Eine Stief ist eine Stief, dabei bleibt’s. Und jovie! sie lacht, sie hat doch kein Herz für mich, und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beste.“

„So willst Du?“

„Ja, Grete.“

„So laß uns gehen. In einer Stunde schon. Um elf wart' ich draußen . . . Und nun eile Dich; denn mir brennt der Boden unter den Füßen.“
Und damit trennten sie sich.

* * *

Als Grete gleich darauf wieder drüben in ihrem eigenen Garten war, huschte sie den Baum entlang und an dem Weinspalier vorbei bis auf den Hof. Hier aber befahl es sie plötzlich, daß sie, beim Eintreten in das Haus, vielleicht ihrem Bruder Gerdt begegnen könne, der, wenn gereizt, nach Art schwacher und abgespannter Naturen, alle Müdigkeit abthun und in Wuthausbrüche gerathen konnte. Wenn er ihr jetzt in den Weg trat? wenn er sie mißhandelte? Sie zitterte bei dem Gedanken, und schlich so geräuschlos wie möglich die Treppe hinauf. Als sie bei der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers vorüber kam, hörte sie, daß Trud und Gerdt miteinander sprachen. „Sie muß aus dem Haus“, sagte Trud, „ich mag die Hexe nicht länger um mich haben.“ „„Aber wohin mit ihr?““ fragte Gerdt. „Das findet sich; wo ein Will' ist, ist auch ein Weg,— sagt das Sprüchwort. Ich hab' an die Nonnen von Arendsee gedacht, das ist nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört sie hin. Denn sie hat ein katholisches Herz, trotz Gigaß, und immer wenn sie mit mir spricht, so sucht sie nach dem Kapselchen mit dem Splitter, und hält es mit ihren beiden Händen fest. Und schweigt sie dann, so bewegen sich ihre Lippen, und ich wollte schwören, daß sie zur heiligen Jungfrau betet.“ Mehr konnte sie nicht erlauschen, denn das Kind, das bis dahin ruhig gelegen, begann wieder zu greinen, und Grete benutzte den Moment, und fühlte sich vorsichtig weiter bis an das zweite Treppengeländer und in ihre Giebelstube hinauf.

Der Mond schien auf die Dächer gegenüber, und sein zurückfallender Schein gab gerade Licht genug, um alles deutlich erkennen zu lassen. Die Thür zu der Kammer nebenan stand offen, und Regine saß eingeschlafen am Fußende des Bettes. „'s ist gut so“, sagte Grete und öffnete Schrank und Truhe, nahm heraus, was ihr gut dünkte, band ein schwarzes Seidentuch um ihren Kopf, und verbarg unter ihrem Nieder ein kleines Perlenhalßband, das ihr, an ihrem Einsegnungstage, vom alten Jacob Minde geschenkt worden war. Anderes hatte sie nicht. Und nun war sie fertig, und hielt ihr Bündel in Händen. Aber sie konnte noch nicht fort. Nicht so. Und an der Schwelle der Kammerthür kniete sie nieder und rief Gott um seinen Beistand an, auch um seine Verzeihung, wenn es ein Unrecht sei, was sie vorhabe. Und heiße Thränen begleiteten ihr Gebet. Dann erhob sie sich, und küßte Reginen, die schlaftrunken auffuhr und den Namen ihres Lieblings nannte; aber ehe sie den Schlaf völlig abschütteln und sich wieder zurecht finden konnte, war Grete fort und glitt, mit ihrer Rechten sich aufstützend, die steilen Stufen der Oberstiege hinunter. Und nun horchte sie wieder. Das Kind wimmerte noch leise und die Wiege ging in heftiger Schaukelbewegung, während Trud, über das Kind

gebeugt, rasch und ungeduldig ihre Wiegenlieder summt; Verdt schwieg. Vielleicht, daß er schon schlief.

Und im nächsten Augenblicke war sie treppab, über Hof und Garten, und hielt draußen an der Pforte.

Baltin wartete schon. Er hatte sich zu dem Poppenrock, den er gewöhnlich trug, auch noch in eine dicke Friesjacke gekleidet, und in dem wuchernden Grase vor ihm lag eine schmale, hohe Leiter, wie man sie um die Kirchenzeit von außen her an die Bäume zu legen pflegt. Grete trat auf ihn zu und gab ihm die Hand. Der breite Schatten, der auf das Gras fiel, hinderte sie die Leiter zu sehen, desto deutlicher aber sah sie seine winterliche Einkleidung. Und sie lachte. Denn der Sinn für das Komische war ihr geblieben. Und Baltin lachte gutmüthig mit, und sagte: „'s ist für Dich, Grete, wenn Du frierst. Die Nacht ist kalt, auch eine Sommernacht.“ Und derweilen schlug es elf, und die Glockenschläge mahnten sie wieder an das was sie vor hatten. Baltin legte die Leiter an die Mauer und Grete stieg hinauf. Und im nächsten Augenblicke war er selber oben und zog die Leiter nach und stellte sie nach außen. Und nun waren sie frei. Sie sahen sich an und athmeten auf, und der Zauber des Bildes, das um sie her lag, ließ sie minutenlang ihres Leids und ihrer Gefahr vergessen. Die Nebel waren fortgezogen, silbergrüne Wiesen dehnten sie hüben und drüben, und dazwischen flimmerte der Strom, über den der Mond eben seine Lichtbrücke baute. Nichts hörbar, als das Gemurmel des Wassers und die Glocken, die von einigen Stadtkirchen her verspätet nachschlugen.

Beide hatten sich angefaßt und eilten raschen Schrittes auf den Fluß zu.

„Willst Du hinüber?“ fragte Grete.

„Nein, ich will nur einen Kahn los machen. Sie glauben dann, wir seien drüben.“

Und als sie bald danach den losgebundenen Kahn inmitten des Stromes treiben sahen, hielten sie sich wieder seitwärts, über die thauglitzernden Tangerwiesen hin, bogen in weitem Birkel um den Burghügel herum, und mündeten endlich auf einen Feldweg ein, der, hart neben der großen Straße hin, auf den Lorenz-Wald zuführte.

Als sie seinen Rand beinahe erreicht hatten, sagte Grete: „Ich fürchte mich.“

„Vor dem Wald?“

„Nein. Vor Dir.“

Baltin lachte. „Ja, das ist nun zu spät, Grete. Du mußt es nun nehmen, wie's fällt. Und wenn ich Dir Deinen kleinen Finger abschneide, oder Dich todt drücke vor Haß oder Liebe, Du mußt es nun leiden.“

Er wollt' ihr zärtlich das Haar streicheln, so weit es aus dem schwarzen Kopftuche hervor sah, aber sie machte sich los von ihm und sagte: „Laß. Ich weiß nicht was es ist, aber so lange wir in dem Wald' sind, Baltin, darfst Du mich nicht zärtlich ansehen und mich nicht küssen. Unter den Sternen hier, da sieht uns Gott, aber in dem Walde drin ist alles Nacht und Finsterniß. Und die Finsterniß ist das Böse. Ich weiß es wohl, daß es kindisch ist, denn

wir gehören ja nun zusammen in Leben und in Sterben, aber ich fühl' es so, wie ich Dir's sag', und Du mußt mir zu Willen sein. Versprich es."

"Ich versprech' es. Alles was Du willst."

"Und hältst es auch?"

"Und halt' es auch."

Und nun nahm sie wieder seine Hand, und sie schlugen den Weg ein, der sie bis an die große Waldwiese führte. Hier war es taghell fast, und sie zeigten einander die Stelle, wo der Maibaum damals gestanden, und wo sie selber, am Schattenrande der Lichtung hin, auf den umgestülpten Körben gesessen und dem Taubenschießen und dem Tanz um die Linde her zugeesehen hatten. Und dann gingen sie weiter waldeinwärts, immer einen breiten Fußpfad haltend, der sich nur mitunter im Gestrüpp zu verlieren schien.

Sie sprachen wenig. Endlich sagte Grete: "Wohin gehen wir?"

"Ins Lüneburg'sche, den' ich. Und dann weiter auf Lübeck zu. Da hab' ich Anhang."

"Und weißt Du den Weg?"

"Nein, Grete, den Weg nicht, aber die Richtung. Immer stromabwärts. Es kann nicht weiter sein als fünf Stunden; dann haben wir die Grenze, die bei Neumühlen läuft. Und die Tangermünd'schen Stadtreiter, auch wenn sie hinter uns her sind, haben das Nachsehen."

"Glaubst Du, daß sie sich eilen werden, uns wieder zurückzuholen?"

"Wissleicht."

"Ja. Aber auch nichts weiter. Sie werden uns ziehen lassen und froh sein, daß wir fort sind. Und wenn Dein Vater es anders will, so wird's ihm Emrenz ausreden. Und wenn nicht Emrenz, so doch Trud." Und nun erzählte sie das Gespräch zwischen Trud und Gerdt, das sie von der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers aus belauscht hatte.

So mochten sie zwei Stunden gegangen sein, und der Mond war eben unter, als Grete leise vor sich hin sagte: "Laß uns nieder sitzen, Baltin. Meine Füße tragen mich nicht mehr." Und es war alles wie damals, wo sie sich als Kinder im Walde verirrt hatten. Er aber bat sie, brav auszuhalten, bis sie wieder an eine hellere Stelle kämen. Und siehe, jetzt war es wirklich, als ob sich der Wald zu lichten begänne, die Stämme standen in größeren Zwischenräumen, und Baltin sagte: "Hier Grete, hier wollen wir ruh'n." Und todtmüde, wie sie war, warf sie sich nieder, und streckte sich in's Moos. Und schon im nächsten Augenblicke schlossen sich ihre Wimpern. Er schob ihr ihr Reisebündel als Kissen unter und deckte sie leise mit seiner Winterjacke zu, von der er sich selber nur ein Zipfelchen gönnte.

Und dann schlief er an ihrer Seite ein.

14. Auf dem Floß.

Als sie wieder erwachten, lag Alles um sie her in hellem Sonnenschein. Sie hatten dicht am Rande des großen Lorenz-Waldes geschlafen, der hier mit

einer vorspringenden Ede bis hart an den Strom trat, und der rothe Fingerhut stand in hohen Stauben um sie her. Ein paar feiner Blüthen hatte der Morgenwind auf Greten herabgeschüttelt, und diese nahm eine derselben und sagte: „Was bedeutet es mir? Es ist eine Märchenblume.“

„Ja; das ist es. Und es bedeutet Dir, daß Du eine verwunschene Prinzessin oder eine Hexe bist.“

„Das darfst Du nicht sagen.“

„Und warum nicht?“

„Weil es Trud immer gesagt hat . . . Aber weißt Du, Baltin, daß ich Hunger habe?“

Und damit erhoben sie sich von ihrer Lagerstatt, und gingen plaudernd immer am Wasser hin, bis sie weiter flussabwärts, wo der Waldbvorsprung wieder einbog, an ein Fähr- oder Forsthaus kamen. Oder vielleicht auch war es beides. Anfangs wollten sie gemeinschaftlich eintreten, aber Baltin besann sich eines andern und sagte: „Rein, bleib; es ist besser, ich geh' allein.“ Und eine kleine Weile, so kam er mit Brot und Milch zurück und hielt, als er Gretens anständig wurde, die Hände schon von Weitem in die Höh', um zu zeigen, was er bringe, und sie setzten sich in's hohe Gras, den Fluß zu Füßen und den Morgenhimmel über sich. „Wenn es uns immer so schmeckt . . .“ sagte Baltin. Und Grete sah ihn freundlich an und nickte.

Als sie so saßen und mehr träumten als sprachen, bemerkten sie, daß mitten auf dem Strom ein großes Floß geschwommen kam, lange zusammengebolzte Stämme, auf denen sich vier Personen deutlich erkennen ließen: drei Männer und eine Frau. Zwei von den Männern standen vorn an der Spitze des Flosses, während der Dritte, der seinen raschen und kräftigen Bewegungen nach der Jüngste zu sein schien, das ungefüge Steuer führte. „Was meinst Du,“ sagte Baltin, „wenn wir mitführen? Du bist müde vom Gehen. Und mitten auf dem Strom, da sucht uns Niemand.“

Grete schien zu schwanken; Baltin aber setzte hinzu: „Laß es uns versuchen; ich ruf' hinüber, und halten sie still und machen ein Boot los, nun so nehmen wir's als ein Zeichen, daß es sein soll.“ Und er sprang auf und rief: „Hoïho,“ ein Mal über das andere.

Die Flößer verriethen anfänglich wenig Lust, auf diese Zurufe zu achten, als Baltin aber nicht abließ, machte der am Steuer Stehende den Rahn los, der hinter dem Flosse herschwamm, und war im nächsten Augenblicke mit ein paar Ruder schlägen am dießseitigen Ufer.

„Hoïho! Was Hoïho?“

Baltin hörte nun wohl, daß es Wenden oder Böhmen waren, die bis Hamburg wollten, und trug sein Anliegen vor, so gut es ging. Der Böhme verstand endlich und bedung sich einen Lohn aus, der so gering war, daß ihn Baltin gleich als Angeld zahlte.

Und nun fuhren sie nach dem Floß hinüber.

Als sie neben demselben anlegten, fanden sich auch die beiden andern

Männer ein, zu denen nun der Jüngere sprach und ihnen das Geldstück überreichte. Sie schienen's zufrieden, und der Älteste, schon ein Mann über Fünfzig, und allem Anscheine nach der Führer, lüpfte seine viereckige, mit Pelz besetzte Mütze, und bot Grete und gleich darauf auch Balthin seine Hand, um ihnen beim Hinaufsteigen auf das Floß behülflich zu sein. Es war ziemlich an der Hinterseite, nicht weit von dem großen Drehbalken, der als Steuer diente, und unsere beiden Flüchtlinge nahmen in Nähe desselben Platz. Alles gefiel ihnen, und Grete freute sich, daß Balthin den Muth gehabt und die Flößer angerufen hatte; am besten aber gefiel ihnen der Mann am Steuer, der lebhaft und lustig war und sich beflissen zeigte, sie zu zerstreuen und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Er plauderte mit ihnen, so gut es ein paar Wörter zuließen, und war erfinderisch in immer neuen Aufmerksamkeiten.

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, sah er, daß die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen die jungen Leute blendeten und kaum daß er es wahrgenommen, als er auch schon das Steuer in Balthins Hand legte und sich daran machte, mit Benutzung umherliegender Bretter, aus einem großen Stück Segelleinwand ein Zelt für seine Schutzbesohlenen aufzurichten. Sie setzten sich unter das Dach und genossen nun erst der eigenthümlichen Schönheit ihrer Fahrt. Am Ufer hin stand das hohe Schilf, und wenn dann das Floß den grünen Schilfgürtel streifte, flogen die Wasservögel in ganzen Völkern auf und fielen plätschernd und schreiend an weiter flussabwärts gelegenen Stellen wieder ein. Der Himmel wölbte sich immer blauer, und ein Mittagswind, der sich aufgemacht hatte, strich frisch an ihnen vorüber und kühlte die Tageshize. Vorne, durch die ganze Länge des Flosses von ihnen getrennt, standen nach wie vor die beiden älteren Männer und angelten, ihre Haltung aber zeigte nur zu deutlich, daß sie mit dem Ertrag ihres Fanges wenig zufrieden waren. Waren es doch immer nur kleine Fische, die, so oft sie die Schnur zogen, in der Sonne hell aufblitzen. Jetzt aber gab es einen Freudenschrei, und ein Breitfisch so groß und schwer, daß die Schnur am Reißen war, flog mit einem Ruck an Bord. Das war es, worauf sie gewartet hatten, und sie schütteten nun die neben ihnen stehende Kufe mit sammt ihrem Inhalt wieder aus, füllten sie frisch mit Wasser und trugen ihren großen Fang wie im Triumph auf die Mitte des Flosses, wo schon seit einiger Zeit ein hell aufwirbelnder Küchenrauch die Vorbereitungen zu einer Mahlzeit anzudeuten schien. Und in der That hantirte hier emsig und lärmend ein junges Frauenzimmer umher, das mit seinen stechenden, kohlschwarzen Augen wohl dann und wann zu den neuen Ankömmlingen flüchtig herüber gesehen, im Uebrigen aber durch seine ganze Haltung weder Freude noch Theilnahme bezeigt hatte.

Und immer weiter ging die Fahrt, und immer stiller wurde der Tag. Auch der Mann am Steuer schwieg jetzt, und Balthin und Grete hörten nichts mehr als das Gurgeln des Wassers und das Gezirp im Rohr und dazwischen den Küchenlärm, in dem sich das junge Frauenzimmer, je näher

die Mahlzeit rückte, desto mehr zu gefallen schien. Und jetzt nahm sie einen blanken Teller, hielt ihn hoch, und schlug mit einem Quirl an die Außenseite. Das war das Zeichen, und alle versammelten sich um die Feuerstelle her. Nur Baltin und Grete waren zurückgeblieben; aber der Alte kam alsbald auf sie zu, und nach kurzer Ansprache, von der sie nichts verstehen konnten, nahm er Greten an der Hand, und führte sie, während er die gangbarsten und trockensten Stellen aussuchte, bis auf die Mitte des Flosses.

Und jetzt erst erkannten unsre Flüchtlinge, wie sonderbar, aber auch wie zweckentsprechend, die hier befindliche Kochgelegenheit aufgebaut und eingerichtet war. Das ganze Floß, auf mehr als zehn Schritt im Quadrat, war wie mit einem dicken Rasen überdeckt, auf dem sich wiederum, ebenfalls aus Rasenstücken aufgeschichtet, ein wohl drei Fuß hoher und unverhältnißmäßig breiter und geräumiger Herd erhob. In diesen waren Löcher eingesehritten, und in den Löchern standen Töpfe, um die mehrere kleine Feuer lustig flackerten. Und nun setzten sich die Männer in Front des Herdes, so daß sie den Fluß hinuntersehen konnten, und nahmen ihr Mahl ein, das zunächst aus einer Brühe mit Huhn und Hirsch, dann aber aus dem Breitfisch, dem letzten Ertrag ihres Fanges bestand. Alle ließen sich's schmecken; und als Baltin, gegen den Schluß des Mahles hin, sich über ihr Wohlleben verwunderte, lachte der Alte und beschrieb einen Kreis mit seiner Rechten, als ob er andeuten wollte, daß ihm Ufer und Landschaft, mit allem was darauf fleucht und freucht, tributpflichtig seien.

Und nun war das Mahl beendet, und Baltin und Grete, nachdem sie gedankt, erhoben sich und suchten wieder ihr Zelt in Nähe des Steuers auf.

Sie mußten, an Neumühlen vorüber, schon meilenweit gefahren sein und hätten sich zu Jeglichem um sie her beglückwünschen können, wenn nicht das junge Frauenzimmer mit den blanken Flechten und den schwarzen Stechaugen gewesen wäre. Baltin hatte nichts bemerkt, aber der schärfer sehenden Grete war es nicht entgangen, daß sie seit Mittag kein Auge von ihnen ließ und ersichtlich etwas gegen sie vorhatte. Ob aus Eifersucht oder Habsucht, ließ sich nicht erkennen, aber etwas Gutes konnt' es nicht sein, und als der Tag sich neigte, rückte Grete näher und theilte Baltin ihre Besorgnisse mit. Dieser schüttelte den Kopf und wollte davon nichts wissen, und siehe da, auch Grete vergaß es wieder, als sich, gleich nach Sonnenuntergang, ein neues Leben auf dem Flosse zu regen begann. Der Alte nahm eine Fiedel, und die Frauensperson, die sich mittlerweile gepuht und eine rothe Schürze angelegt hatte, führte mit dem jungen Burschen einen böhmischen Tanz auf. Danach setzten sie sich an den Herd und sangen Lieder, die der Alte mit ein paar Strichen auf der Fiedel begleitete.

Und nun kam die Dämmerung und die Sterne begannen matt zu flimmern. Das Floß selbst hatte sich hart an's Ufer gelegt, das hier, anfänglich flach, dreißig Schritte weiter landeinwärts eine hohe, steile Wandung zeigte. Es war noch hell genug, um die rothgelben Töne des fetten Lehms

bodens erkennen zu können. Alles schwieg, und nur Grete, der ihr Verdacht wiedergekommen war, sagte leise: „Baltin, ich habe doch Recht. Ich fürchte mich.“

„Glaubst Du wirklich, daß es böse Leute sind?“

„Nicht eigentlich böse Leute, aber sie werden der Versuchung nicht widerstehen können. Du hast ihnen Geld gezeigt, und die Frau hat gesehen, daß ich Schmuck trage. Sie werden uns berauben wollen. Und setzest Du Dich zur Wehr, so ist es unser letzter Tag.“

Baltin überlegte hin und her, und sagte dann: „Ich fürcht', es ist wie Du sagst. Und so müssen wir wieder fliehen. Ach, immer fliehen! Auch noch auf der Flucht eine Flucht.“ Und er seufzte leise.

Grete hörte die Klage wohl heraus, aber sie hörte zugleich auch, daß es kein Vorwurf war, und so nahm sie seine Hand und sah ihn bittend an. Kannte sie doch ihre Macht über ihn. Und diese Macht blieb ihr auch diesmal treu, und alles war wieder gut.

Es traf sich glücklich, daß das Floß mit eben dem Hinter-Eck, auf dem ihr Zelt stand, auf den Uferstrand gefahren war. Sie theilten sich's mit und kamen überein, auf das Segeltuch, das sie den Tag über zu Häupten gehabt hatten, eine Silbermünze zu legen, und sobald alles schlief, mit einem einzigen Satz an's Ufer zu springen. Wären sie dann erst die steile Lehmwand hinauf, so würde sie niemand mehr verfolgen. Und wenn es geschäh', so wär' es ohne Noth und Gefahr, denn Schiffsleute hätten einen schweren Gang und wären langsam zu Fuß.

Und während sie so sprachen, war der Mond aufgegangen. Das erschreckte sie vorübergehend. Aber es standen auch Wolken am Himmel, und so warteten sie, daß diese herausziehen und den Mond überdecken möchten.

Und nun war es geschehen. „Jetzt“, sagte Baltin, und den Beistand des Himmels anrufend, sprangen sie vom Floß an's Ufer. Das leichte Wasser, das hier um ein paar Winfen herstand, klatzte hoch auf; aber sie hatten dessen nicht Acht, und im nächsten Augenblicke die steile Lehmwand erkletternd, schritten sie rasch über das Feld hin und in die Nacht hinein.

Niemand folgte.

15. Drei Jahre später.

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und wieder färbte der Herbst die Blätter roth; allüberall in der Altmark, und nicht zum wenigsten in dem Städtchen Arendsee, dessen endlos lange Straße, zugleich seine einzige, nach links hin aus Häusern und Gärten, nach rechts hin aus Klostergebäuden und zwischenliegenden Heckenzäunen bestand. Hinter einem dieser Heckenzäune, der abwechselnd von Dorn und Liguster gebildet wurde, ließ sich ein auf Säulen ruhender Kreuzgang erkennen, in dessen quadratischer Mitte der Klosterkirchhof lag, wild und verwahrlost, aber in seiner Verwahrlosung nur um so schöner. Einige hochaufgemauerte Grabsteine schimmerten

aus allerlei Herbstesblumen und dichter Grase hervor, die meisten aber versteckten sich im Schatten alter Birnbäume, deren ungestützte Zweige mit ihrer Last bis tief zu Boden hingen. Vorüberziehende Fremde würden sich des Bildes gefreut haben, das eben jetzt, bei niedergehender Sonne, von absonderer Schönheit war; ein paar Arendsee'sche Bürger aber, Handwerker und Adersleute zugleich, die mit ihrem Gespann vom Felde hereinkamen, achteten des wohlbekannten Anblicks nicht und hielten erst, als sie schon dreißig Schritt über den Heckenzaun hinaus waren und an der andern Seite der Straße dreier hochbepackter Wagen ansichtig wurden, die hier, vor einer alten Ausspannung mit tiefer Einfahrt, den ohnehin schmalen Weg beinahe versperrten.

„Süh, Kersten, doa sinn se all. Avers hüt wahr et nig mihr.“

„Nei, hüt nich. Un weet'st all, Hanne, se speelen joa nicht blot mihr mit Zoden un Puppen. Se kümme joa nu külvor 'rut.“

„Joa; so hebb ick't ook hört. Nicht'ge Minschen. . . Tott, wat man nich allens erlennen deiht!“

Und damit gingen sie vorüber, weiter in die Stadt hinein.

Und es war so, wie die beiden Aderbürger gesagt hatten. Puppenspieler, die, wie's dazumalen aufkam, ihre Puppen zeitweilig im Kasten ließen und an Stelle derselben in eigener Person auftraten, waren an eben jenem Nachmittag in das Städtchen gekommen und hatten sich's in der Ausspannung, vor der ihre Wagen hielten, bequem gemacht. Da saßen sie jetzt zu vier um den Tisch der großen Schenkstube herum, ihrem Auspuß und ihrer Redeweise nach, oberdeutsches Volk, und verthaten das Geld, das ihnen der Salzweibel'sche Michaelismarkt eingebracht hatte. Denn von daher kamen sie. Zwei derselben alte Bekannte von uns. Der Schwarzhhaarige, mit einer Narbe quer über der Stirn, war derselbe, den wir an jenem hellen Juli-Vormittag, an dem unsere Geschichte begann, an der Emrenß Fenster vorüber seinen Amritt hatten machen sehn, und der neben ihm, ja, das mußte, wenn nicht alles täuschte, der Hagre, Schlackerbeinige mit dem weißen Hemd und der hohen Filzmütze sein, der bei Tage die Pauke gerührt und am Abend, in seinem hölzernen Abbild wenigstens, den Polizei-Schergen des „jüngsten Gerichtes“ gemacht hatte. Ja, sie waren es wirklich, dieselben fahrenden Leute, denn eben erschien auch die große stattliche Frau, die damals, in halb spanisch halb türkischem Aufzug, als Dritte zwischen ihnen zu Pferde gesessen. Auch heute war sie verwunderlich genug gekleidet, trug aber, statt des langen schwarzen Schleiers mit den Goldsternchen, ein scharlachrothes Manteltuch, das sie, voll Majestät und nach Art eines Krönungsmantels, um ihre Schultern gelegt hatte. „Ach, Zenobia“, riefen alle, und rückten zusammen, um ihr am Tische Platz zu machen. Mit ihr zugleich war der Wirth eingetreten, ein paar Kannen im Arm, und überbot sich alsbald in Raschheit und Dienstbeflissenheit gegen seine Gäste. Wußt' er doch, daß sie mit vollem Beutel kamen, und außerdem Freibrief und gutes Zeugniß von aller Welt Obrigkeit aufzuweisen hatten. Und was wollt' er mehr?

„Wirth,“ rief der Schwarzhaarige, der auch heute wieder die Herrenrolle spielte, „die Salzwedel'schen haben mir gefallen. Die drehen den Schilling nicht erst ängstlich um. Zwei Mal gespielt jeden Tag, erst die Puppen und dann wir selber. Und immer voll und kein Apfel zur Erde. Ein lustiges Volk; nicht wahr, Wirth? Und wie heißt doch der Spruch von den Salzwedel'schen? Ihr kennt ihn?“

„Ei, freilich; welcher Utmärk'sche wird den nicht kennen. Ein guter Spruch, und er geht so:

De Stendal'schen drinken gerne Wien,
De Gardeleger wüll'n Junter sien,
De Tangermünd'schen hebbben Roth,
De Soltwedler awers, de hebbben dat Geth.

„Ja, das haben sie, das haben sie,“ schrien Alle durcheinander und der Wirth wiederholte seinerseits: „Ein guter Spruch, ihr Herren. Bloß daß die Arendsee'schen drin vergessen sind.“

„Ei, warum vergessen! Sold's Sprüchel ist ja nicht wie's Vaterunser, wo nichts zukam und nichts weg. Was ihm fehlt, das machen wir dazu. Könn't Ihr nicht einen Reim machen, Wirth? Ein Wirth muß Alles können, reimen und rechnen.“

„Ja, rechnen!“ fiel der Chorus ein.

„Aergert ihn nicht, sonst bringt er's nicht zu Stand'. Und ich seh's ihm an, daß er dran haspelt. Habt Ihr's?“

„Ja. . . De Stendal'schen drinken gerne Wien. . .“

„Nein, nein, das nicht. Das ist ja die alte Leier. Wir wollen den neuen Reim hören, den Arendsee'schen.“ Und so ging es unter Lärmen und Schreien weiter, bis der Wirth eine Pause wahrnahm und in schelmischem Ernst über den Tisch hindeclamirte:

Un di Arendsee'schen, di hebbben dat Stroh,
Awers hebbben fisteig'n Nonnen dato.

„Fünfzehn Nonnen! Habt Ihr gehört? Aber woher denn Nonnen? Es giebt ja keine Nonnen mehr. Ich meine hier zu Land. Unten im Reich, da hat's ihrer noch genug. Nicht wahr, Zenobia? Aber hier! Alles aufgehoben, was sie ‚säcularisiren‘ nennen. Habe mir's wohl gemerkt. Und das hat Euer vorvoriger Herr Churfürst gethan, der Herr Joachim, den ich noch habe begraben sehn. War das erste Mal, daß mein Vater selig bis hier hinauf in's Wittenberg'sche kam. Anno 71, und ich war noch ein Kind.“

„Ja, sie sind aufgehoben. Aber 's giebt ihrer doch noch, hier und überall im Land. Und obwohlen unser alter Roggenstroh alle Sonntage gegen sie predigt, es hilft ihm nichts, sie bleiben doch. Und warum bleiben sie? Weil sie den abligen Anhang haben. Und oben in Cölln an der Spree, na, das weiß man, da sitzen auch die Junkerchen zu Rath und drücken ein Auge zu.“

„Gut, gut. Meinetwegen. Lassen wir die Junker und die Nonnen. Es muß auch Nonnen geben. Nicht wahr, Zenobia?“

Diese zog ihre rothe Drapirung nur noch fester um ihre Schultern und schwieg in königlicher Würde weiter.

„Un hebb'n fisteig'n Nonnen dato! Wahrhaftig, Wirth, das habt Ihr gut gemacht, sehr gut. Ihr könnt't uns die Stücke schreiben. Was meinst, Nazerl, wir haben schon schlecht're gehabt! Aber singen wir; Du singst vor, Mattheß.“ Und der Angeredete, der seinem starr und aufrecht stehenden rothen Haare, vor allem aber seinen linsengroßen Sommersprossen nach der einzig Plattdeutsche von der Gesellschaft zu sein schien, intonirte mit heiserer Stimme: „Kaiser Karolus sien bestet Beerde.“

„Nicht doch, nicht doch,“ fuhr der mit der Narbe dazwischen, „das kann Zenobia nicht hören; das singen ja die Knechte. Sing' Du, Hinterlachs. Aber was Fein's und Bierlich's.“ Und Hinterlachs sang:

Zu Bacharach am Rhine
Da hat mir's wohlgethan,
Die Wirthin war so feine,
So feine,
Und als wir ganz alleine . . .

„Ach dummes Zeug. Immer Weiber und Weiber. Aber sie denken nicht dran; und am wenigsten, was eine richtige Wirthin ist. Sie lachen Dich aus. Nazerl, mach' Du Dein' Sach'. Aber nichts von den Weibern; hörst Du. Halt Dich an das!“ Und dabei schob er ihm eine frische Kanne zu, die der Wirth eben herein gebracht hatte.

Und Nazerl hob an:

Der liebste Buhle, den ich hab',
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzins Rücklein an
Und heißet Ruckstatter:
Hab' manche Nacht mit ihm verbracht,
Er hat mich immer glücklich 'macht, glücklich 'macht,
Und lehrt mich lustig singen.“

„Das ist recht. Der liebste Buhle, den ich hab' . . . das gefällt mir. Der Nazi hat's getroffen. Was meinst, Zenobia?“ Und alle wiederholten den Vers und stießen mit ihren Kannen und Bechern zusammen.

„Ihr müßt nicht so lärmen,“ sagte jetzt der, der mit Bacharach am Rheine so wenig durchgedrungen war. „Er liegt grad' über uns, und ich glaub', er macht es nicht lange mehr.“

Zenobia nickte.

So ging's unten her. Ueber ihnen aber, auf einer Schütte Stroh, drüber ein Laken gebreitet war, lag ein Kranter, ein Kissen unterm Kopf und mit ein paar Kleidungsstücken zugedeckt. Neben ihm, auf einem Fußschemel, saß eine junge Frau, blaß und fremd, und hielt mit ihrer Rechten den Henkel eines als Wiege dienenden Korbes, mit ihrer Linken die Hand des

Kranken. Dieser schien einen Augenblick geschlafen zu haben, und als er jetzt die Augen wieder öffnete, beugte sie sich zu ihm nieder und fragte leise: „Wie ist Dir?“

„Gut.“

„Ach, sage nicht gut. Deine Stirn brennt, und ich seh' wie Deine Brust fliegt. Mein einzig lieber Valtin, vergieb mir, sage mir, daß Du mir vergiebst.“

„Was, Grete? Was soll ich Dir vergeben?“

„Was? was? Alles, Alles! Ich bin Schuld an Deinem Elend und nun bin ich Schuld an Deinem Tod. Aber ich wußt' es nicht anders und ich wollt' es nicht. Ich war ein Kind noch, und sieh', ich liebte Dich so sehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonst wär' es anders gekommen, alles anders.“

„Laß es, Grete.“

„Nein, ich laß es nicht. Ich will mein Herz ausschütten vor Dir. Ach, sonst beichten die Sterbenden, ich aber will Dir beichten, Dir.“

Er lächelte. „Du hast mir nichts zu beichten.“

„Doch, doch. Viel, viel mehr als Du glaubst. Denn sieh, ich habe nur an mich gedacht; das war es; da liegt meine Schuld. Es kommt alles von Gott, auch das Unrecht, das man uns anthut, und wir müssen es tragen lernen. Das hat mir Gigas oft gesagt, so oft; aber ich wollt' es nicht tragen und hab' aufgebäumt in Haß und in Ungeduld. Und in meinem Haß und meiner Ungeduld hab ich Dich mit fortgezwungen, und habe Dich um Glück und Leben gebracht.“

Er schüttelte den Kopf und wiederholte nur leise: „Laß es, Grete. Du hast mich nicht um das Glück gebracht. Es war nur anders, als andrer Leute Glück. Weißt Du noch, als wir auf dem Floß fuhren und das Schilf streiften und die Wasservögel aufflogen, ach, wie stand da der Himmel so blau und golden über uns und wie hell schien uns die Sonne! Ja, da waren wir glücklich. Und als wir dann auf Lübeck zogen und das Holstenthor vor uns hatten, das uns mit seinen grünen und rothen Ziegeln ansah, und dann Musik und FahnenSchwenker auf uns zukamen, als ob man uns einen Einzug machen wolle, da lachten wir und waren froh in unserem Herzen, denn wir nahmen es als ein gutes Zeichen und wußten nun, daß wir gute Tage haben würden. Und wir hatten sie auch, und hätten sie noch, denn fleißige Tage sind gute Tage, wenn nicht der Streit gekommen wär', der Streit um nichts. Da freilich war es aus. . . Aber lassen wir's. Was wir gehabt haben, das haben wir gehabt. Meinst nicht, Gret'? Und nun gieb mir das Kind, daß ich mich seiner freue.“

Grete war aufgestanden, um ihm das Kind zu geben; aber eh' sie's aufnehmen konnte, befiel ihn ein Stichhusten, wohl von der Anstrengung des Sprechens, und als der Anfall endlich vorüber war, lag er schweißgebadet da, matt und halbgeschlossenen Auges, wie ein Sterbender.

So vergingen Minuten, bis er sich wieder erholt hatte und trinken zu wollen schien. Wenigstens sah er sich um, als such' er etwas. Und wirklich, neben seinem Lager stand ein Hafenglas, d'rin ihm aus Brodrinden und dünnem Essig ein Getränk gemacht worden war. Aber der Geschmack widerstand ihm, und er wies es zurück und sagte: „Wasser“. Und Grete holte den Wasserkrug herbei, der aber groß und unhandlich, und viel zu schwer war, um d'raus zu trinken, und als sie noch unschlüssig dastand und überlegte, wie sie den Trunk ihm reichen solle, hob er sich mühsam auf und sagte lächelnd: „Aus Deiner Hand, Gret'; ein paar Tropfen bloß. Ich brauche nicht viel.“ Und sie that's und gab ihm. Als er aber getrunken, hielt sie sich nicht länger mehr und rief, während sie halb im Gebet und halb in Verzweiflung ihre Hände gen Himmel streckte: „Ach, daß ich leben muß! Waltn, mein einzig Geliebter, nimm mich mit Dir, mich und unser Kind. Was hier noch war, warst Du. Nun gehst Du. Und wir sind unnütz auf dieser Welt.“

„Nein, Grete, nicht unnütz. Und Du mußt leben, leben um des Kindes willen. Auch wenn es Dir schwer wird. Und Du wirst es, denn Du hattest immer einen tapfern und guten Muth. Ich weiß davon. Und nun hör' mich und thu' wie ich Dir sage. Aber hüte Dich; bitt', denn es wird mir schwer.“

Und sie rückte näher an sein Kissen.

„Es muß etwas geschehen,“ fuhr er fort „und Du kannst nicht mehr bleiben mit den fahrenden Leuten unten. Ich mag sie nicht schelten, denn sie waren gut mit uns, aber sie sind doch anders als wir. Und Du mußt wieder eine Heimstatt' haben und Herd und Haus, und Sitt' und Glauben. Und so versprich' mir denn, mache Dich los hier, in Frieden und guten Worten, und zieh' wieder heim und sage . . . und sage . . . daß ich schuld gewesen.“

Grete schüttelte heftig den Kopf. Ihm die Schuld zuschieben, das erschien ihr schwerer als Alles. Er aber legte still seine Hand auf ihren Mund und wiederholte nur: „. . . daß ich schuld gewesen. Und wenn Du das gesagt hast, Grete, dann sag' auch, Du kämest, um wieder gut zu machen, was Du gethan, und sie sollten Dich halten als ihre Magd. Und Du wolltest kein Glück mehr, nein, nur Ruh und Raht. Und dann mußt Du niederknien, nicht vor ihr, aber vor Deinem Bruder Gerdt. Und er wird Dich aufrichten . . .“

„Ach, daß es käme, wie Du sagst! Aber ich kenn' ihn besser. Er wird mir droh'n und mich von seiner Schwelle weisen, mich und das Kind, und wird uns böse Namen geben.“

„Ich fürcht' es nicht. Aber wenn er härter ist, als ich ihn schätze, dann geh' ihn an um Dein Erbe, das wird er Dir nicht weigern können. Und dann suche Dir einen stillen Platz und gründe Dir ein neues Heim und einen eigenen Herd. Thu's, Gret'. Ich weiß, Du hast ein trotzig Gemüth; aber bezwinde Dich um des Kindes willen. Versprich' mir's. Willst Du?“

„Ich will.“

Es schien, daß sie noch weiter sprechen wollt', aber in diesem Augenblicke trat Zenobia ein und sagte: „Denk', Gret', 's giebt noch a Spiel heut

Den ‚Sündfall‘ wollen’s. Das Leutvolf laßt uns ka Ruh nit. Aber a ‚Sündfall‘ ohn’ a Engel? Das geht halt nit. Und d’rum komm’ i. Was meinst, Gret’?“

Diese starrte vor sich hin.

„Geh“, sagte Baltin. „Rücke den Korb dicht her zu mir und spiele den Engel. Und wenn die Stelle kommt, wo Du die Palme hebst, dann denk’ an mich.“

Und sie rückte den Korb näher an sein Lager und beugte sich über ihn. Er aber nahm noch einmal ihre Hand und sagte: „Und nun leb’ wohl, Gret’, und vergiß es nicht. Ich höre jedes Wort. Geh’. Ich wart’ auf Dich.“

Und Grete ging und barg ihr Gesicht in beide Hände.

16. Die Nonnen von Arendsee.

Am andern Morgen ging es in Arendsee von Mund zu Mund, daß einer von den Puppenspielern über Nacht gestorben sei. An allen Ecken sprach man davon, und alles war in Aufregung. Was mit ihm thun? Ein Sarg war beschafft worden, das war in der Ordnung; aber wo ihn begraben, das blieb die Frage. War ihr Kirchhof ein Begräbnißplatz für fahrende Leute, von denen keiner wußte, wes Glaubens sie seien, Christen oder Heiden! Oder vielleicht gar Türken. Und dabei dachte jeder an die Frau, die gestern, vor Beginn des Spiels, ein langes rothes Tuch um die Schulter, am Eingange geseffen hatte.

Es war klar, daß nur der alte Prediger Roggenstroh den Fall entscheiden konnte; und ehe Mittag heran war, wußte jeder, daß er ihn entschieden habe und wie. Grete selber hatte, neben einer eindringlichen Ermahnung, daß Rein aus seinem Munde hören müssen.

Da war nun große Noth und Trübsal, und es wurd’ erst wieder lichter um Gretens Herz, als sich die Wirthin ihrer erbarmte und ihr anrieth, drüben in’s Kloster zu den Nonnen zu gehen, die würden schon Rath schaffen und ihr zu helfen wissen, wär’ es auch nur, weil sie den alten Roggenstroh nicht leiden könnten. Sie solle nur Muth haben und nach der Domina fragen, oder, wenn die Domina krank sei (denn sie sei sehr alt) nach der Älste Schulenburg. Die habe das Herz auf dem rechten Fleck und sei der Domina rechte Hand. Und wenn diese stürbe, dann würde sie’s.

Das waren rechte Trostesworte, und als Grete der Wirthin dafür gedankt, machte sie sich auf, um drüben im Kloster das ihr bezeichnete Haus aufzusuchen. Ein paar halbwachsene Kinder, die vor dem Thor der Ausspannung spielten, wollten ihr den Weg zeigen, aber sie zog es vor allein zu sein und ging auf die Stelle zu, wo der Heckenzaun und dahinter der Kreuzgang war. Als sie hier, trotz allem Suchen, keinen Eingang finden konnte, preßte sie sich durch die Hecke hindurch und stand nun unmittelbar vor einer langen offenen

Rundbogen-Reihe, zu der ein paar flache Sandstein-Stufen von der Seite her hinaufführten. Drinnen an den Gewölbekappen befanden sich halbverblasste Bilder, von denen eines sie fesselte: Engelsgestalten, die schwebend einen Todten trugen. Und sie sah lange hinauf und ihre Lippen bewegten sich. Dann aber stieg sie, nach der andren Seite hin, die gleiche Zahl von Stufen wieder hinauf und sah sich alsbald inmitten des Klosterkirchhofes, der fast noch wirrer um sie her lag, als sie beim ersten Anblick erwartet. Wo nicht die Birnbäume mit ihren tieferabhängenden Zweigen alles überdeckten, standen Dill- und Fenchelsolden, hoch in Samen geschossen; dazwischen aber allerhand verspätete Kräuter, Thymian und Rosmarin, und füllten die Luft mit ihrem würzigen Duft. Und sie blieb stehen, duckte sich und hob sich wieder, und es war ihr, als ob diese wuchernde Gräberwildniß, diese Pfadlosigkeit unter Blumen, sie mit einem geheimnißvollen Zauber umspinne. Endlich hatte sie das Ende des Kirchhofes erreicht, und sie sah zwischen den Bogen hindurch, die das Viereck auch nach dieser Seite hin abschlossen, auf den in der Tiefe liegenden Klostersee, den nach links hin, ein paar hundert Schritt weiter abwärts, einige Häuser umstanden. Eines davon, das vorderste, steckte ganz in Ephen und war bis in Mittelhöhe des Daches von fleischblättrigem und rothblühendem Hauslaub überdeckt. All das ließ sich deutlich erkennen, und als Grete bis dicht heran war, sah sie, daß eine Magd auf dem Schwellsteine stand und den großen Messingklopfer putzte.

„Wer wohnt hier?“ fragte Grete.

„Das Fräulein von Jagow.“

„Ist es eine von den Nonnen?“

Das Mädchen lachte. „Von den Nonnen? Wir haben keine Nonnen mehr. Es ist die Domina.“

„Das ist gut. Die such' ich.“

Und das Mädchen, ohne weiter eine Frage zu thun, trat in den Flur zurück, um ihr den Weg frei zu machen, und wies auf eine Thür zur Linken. „Da.“

Und Grete öffnete.

Es war ein hohes, gothisches, auf einem einzigen Mittelpfeiler ruhendes Zimmer, drin es schwer hielt sich auf den ersten Blick zurecht zu finden, denn nur wenig Sonne fiel ein, und alles Licht, das herrschte, schien von dem Feuer herzukommen, das in dem tiefen und völlig schmucklosen Kamine brannte. Neben diesem, einander gegenüber, saßen zwei Frauen, sehr verschieden an Jahren und Erscheinung, zwischen ihnen aber lag ein großer, gelb und schwarz gefleckter Wolfshund, mit spitzem Kopf und langer Ruthe, der der Jüngeren nach den Augen sah und medelnd auf die Bissen wartete, die diese ihm zuwarf. Er ließ sich auch durch Gretens Eintreten nicht stören und gab seine Herrin erst frei, als diese sich nach der Thür hin wandte und in halblautem Tone fragte „Wen suchst Du, Kind?“

„Ich suche die Domina.“

„Dies ist sie.“ Und dabei zeigte sie nach dem Stuhl gegenüber.

Die Gestalt, die hier bis dahin zusammengekauert gesessen hatte, richtete

sich jetzt auf, und Grete sah nun, daß es eine sehr alte Dame war, aber mit scharfen Augen, aus denen noch Geist und Leben bligte. Zugleich erhob sich auch der Hund und legte seinen Kopf zutraulich an Gretens Hand, was ein gutes Vorurtheil für diese weckte. Denn „er kennt die Menschen“, sagte die Domina.

Diese hatte mittlerweile Greten an ihren Stuhl herangerwinkt.

„Wie heißt Du, Kind? Und was führt Dich her? Aber stelle Dich hier ins Licht, denn mein Ohr ist mir nicht mehr zu Willen, und ich muß Dir's von den Lippen lesen.“

Und nun erzählte Grete, daß sie zu den fahrenden Leuten gehöre, die gestern in die Stadt gekommen seien, und daß einer von ihnen, der ihr nahe gestanden, in dieser Nacht gestorben sei. Und nun wüßten sie nicht, wohin ihn begraben. Einen Sarg hätten sie machen lassen, aber sie hätten kein Grab für ihn, kein Fleckchen Erde. Wohl sei sie bei dem alten Prediger gewesen und hab' ihn gebeten, aber der habe sie hart angelassen und ihr den Kirchhof versagt. Den Kirchhof und ein christlich Begräbniß.

„Bist Du christlich?“

„Ja.“

„Aber Du siehst so fremd.“

„Das macht, weil meine Mutter eine Span'sche war.“

„Eine Span'sche? . . Und im alten Glauben?“

„Ja, Domina.“

Die beiden Damen sahen einander an, und die Domina sagte: „Sieh', Ilse, das hat ihr der Roggenstroh von der Stirn' gelesen. Er sieht doch schärfer, als wir denken. Aber es hilft ihm nichts, und wir wollen ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Er hat seinen Kirchhof und wir haben den unsren. Und auf unsrem, denk' ich, schläft sich's besser.“

„Ja, Domina.“

„Sieh', Kind, das sag' ich auch. Und ich warte nun schon manches Jahr und manchen Tag darauf. Aber der Tag will nicht kommen. Denn Du mußt wissen, ich werde fünf und neunzig, und war schon geboren und getauft, als der Wittenberg'sche Doctor gen Worms ging und vor Kaiser Carolus Quintus stand. Ja, Kind, ich habe viele Zeiten gesehen, und sie waren nicht schlechter als unsre Zeiten sind. Und morgen um die neunte Stunde, da komm nur herauf mit Deinem Todten, und da soll er sein Grab haben. Ein Grab bei uns. Und nicht an schlechter Stell' und unter Unkraut; nein, wir wollen ihn unter einem Birnbaum begraben, oder, so Du's lieber hast, unter einem Fliederbusch. Hörst Du. Verlaß Dich auf mich und auf diese hier. Denn die hier und ich, wir verstehen einander, nicht wahr, Ilse? Und wir wollen die Klosterglocke läuten lassen, daß es der Roggenstroh bis in seine Stube hört und nächsten Sonntag wieder gegen uns predigt, gegen uns und gegen den Antichrist. Das thut er am liebsten, und wir hören es am liebsten. Und nun geh', Kind. Ich hasse den Hochmuth und weiß nur das Eine, daß unser All-Erbarmere für unsre Sünden gestorben ist und nicht für unsre Gerechtigkeit.“

Und danach ging Grete und der Hund begleitete sie bis an die Thür. Als die beiden Frauen wieder allein waren, sagte die Domina: „Unglücklich' Kind. Sie hat das Zeichen.“

„Nicht doch; sie hat schwarze Augen. Und die hab' ich auch.“

„Ja, Ilse. Aber Deine lachen und ihre brennen.“

„Du siehst zuviel, Domina.“

„Und Du zu wenig. Alte Augen sehen am besten im Dunkeln. Und das Dunkelfte ist die Zukunft.“

*

*

*

Und so kam der andre Morgen.

Die neunte Stunde war noch nicht heran, als ganz Arendsee die Klostersglocke läuten hörte. Und auch Roggenstroh hörte sie; das verdroß ihn. Aber, ob es ihn verdroß oder nicht, von der tiefen Einfahrt des Gasthofes her setzte sich ein seltsamer Zug in Bewegung, ein Begräbniß, wie die Stadt noch keines gesehen; denn die vier Puppenspieler trugen den Sarg, der auf eine Leiter gestellt worden war, und hinter ihnen her ging Grete, nur auf Zenobia gestützt, die sich heute von allem Roth entkleidet und statt dessen an ihren Spizhut wieder ihren langen schwarzen Schleier mit den Goldsternchen befestigt hatte. Und dann kamen Kinder aus der Stadt, die vordersten ernst und traurig, die letzten spielend und lachend, und so ging es die Straße hinunter, in weitem Bogen um den Kirchhof herum, bis an die See-Seite, wo, von alter Zeit her, der Eingang war.

In Nähe dieses Einganges, unter einem hohen Fliederbusch, der mit seinen Zweigen bis in den Kreuzgang hineinwuchs, hatte der Klostergärtner das Grab gegraben. Und um das Grab her standen die Nonnen von Arendsee: Barbara v. Kumbstedt, Adelheid v. Rademijn, Mette v. Bülow, und viele andere noch, alle mit Spizhauben und langen Chormänteln, und in ihrer Mitte die Domina, klein und gebückt, und neben ihr Ilse v. Schulenburg, groß und stattlich. Und als nun der Zug heran war, öffnete sich der Kreis und mit Hülfe von Seilen und Bändern, die zur Hand waren, wurde der Sarg hinabgelassen. Und nun schwieg die Glocke und die Domina sagte: „Sprich den Spruch, Ilse.“ Und Ilse trat bis dicht an das Grab und betete: „Unsre Schuld ist groß, unser Recht ist klein, Die Gnade Gottes thut es allein.“ Und alle Nonnen wiederholten leise vor sich hin: „Und die Gnade Gottes thut es allein.“ Danach warfen die Zunächststehenden eine Hand voll Erde dem Todten nach und als ihr Kreis sich gelichtet, drängten sich die Kinder von außen her bis an den Rand des Grabes und streuten Blumen über den untenstehenden Sarg: Asten aller Farben und Arten, die sie während der kurzen Ceremonie von den verwilderten Beeten gepflückt hatten.

Bald danach war nur noch Grete da, und sah auf den Fliederbusch, der bestimmt schien, das Grab zu schützen. Ein Vogel flog auf und über sie hin, und setzte sich dann auf eine Hanfftaube und wiegte sich. „Ein Hänf-

ling!“ sagte sie. Und die Bilder vergangener Tage stiegen vor ihr auf; ihr Schmerz löste sich, und sie warf sich nieder und weinte bitterlich.

Als sie sich erhob, sah sie, daß Ilse, die mit den Andern gegangen war, zwischen den Rundbögen wieder herauf und auf sie zu kam, allem Anscheine nach, um ihr eine Botschaft zu bringen. Und so war es. „Komm, Grete,“ sagte sie, „die Domina will Dich sprechen;“ und Beide gingen nun, außerhalb des Kreuzganges, zwischen diesem und dem See-Ufer hin, und auf das ephreu-umspinnene Haus mit dem hohen Dach und den rothblühenden Laubstäuben zu.

Es war schwül, trotzdem schon Octobertage waren, und die Domina, die nach Art alter Leute die Sonnenwärme liebte, hatte Tisch und Stühle in Front ihres Hauses bringen lassen. Hier saß sie vor dem dichten, dunklen Gerank, durch das von innen her der Widerschein des Kaminfeuers bligte, und auf das Tischchen neben ihr waren Obst und Lebkuchen gestellt, Ulmer und Baskler, und eine zierliche Deckelphiole mit Syrauser Wein.

Grete verneigte sich.

„Ich habe Dich rufen lassen,“ sagte die Domina „weil ich Dir helfen möchte, so gut ich kann. Es soll keiner ungetröstet von unsrer Schwelle gehen. So haben es die Arendsee'schen von Anfang an gehalten, und so halten sie's noch. Und auch Ilse wird es so halten. Nicht wahr, Ilse? . . . Und nun sage mir Kind, woher Du kommst und wohin Du gehst? Ich frag' es um Deinetwillen. Sage mir, was Du mir sagen kannst und sagen willst.“

Und Grete sagte nun alles, und sagte zuletzt auch, daß sie zurück zu den Ihren wolle, zu Bruder und Schwester, um an ihrer Schwelle Verzeihung und Versöhnung zu finden.

„Das ist ein schwerer Gang.“

Grete schwieg und sah vor sich hin. Endlich sagte sie: „Das ist es. Aber ich hab' es ihm versprochen. Und ich will es halten.“

„Und wann willst Du gehen?“

„Gleich.“

„Das ist gut. Ein guter Wille kann schwach werden, und wir müssen das Gute thun, so lange wir noch Kraft haben und die Lust dazu lebendig in uns ist. Sonst zwingen wir's nicht. Und nun gieb ihr einen Imbiß, Ilse, und eine Zehrung für den Weg. Und noch eins, Grete: bezwinge Dich wenn es fehlschlägt und wisse, daß Du hier eine Freistatt hast. Und eine Freistatt ist fast so gut wie eine Heimstatt. Und nun kniee nieder und höre mein Letztes und mein Bestes: ‚Der Herr segne Dich und beschüte Dich, und gebe Dir seinen Frieden.‘ Ja, seinen Frieden; den brauchen wir alle, aber Du Arme, Du brauchst ihn doppelt. Und nun geh und eile Dich und laß von Dir hören.“

Grete küßte der Alten die Hand und ging. Ilse mit ihr. Als diese zurückkam und ihren vorigen Platz an der Ephewand eingenommen hatte, sagte die Domina: „Wir sehen sie nicht wieder.“

„Aber Du hast ihr eine Freistatt geboten!“

„Weil wir das Unfre thun sollen . . . Und die Wege Gottes sind wunderbar . . . Ich sah den Tod auf ihrer Stirn. Und hab' Acht, Alse, sie lebt keinen dritten Tag mehr!“

17. Wieder gen Tangermünde.

Grete war in weitem Umkreise bis an das Gasthaus zurückgegangen, um hier von den Leuten, die's gut mit ihr und ihrem Todten gemeint hatten, Abschied zu nehmen. Vor allem von Zenobia. Dann wickelte sie das Kind, das diese bis dahin gewartet hatte, in den Aragen ihres Mantels, und schritt aus der Stadt hinaus, auf die große Straße zu, die von Arendsee nach Tangermünde führte. Hielt sie sich zu, das waren der Wirthin letzte Worte gewesen, so mußte sie gegen die vierte Stund' an Ort und Stelle sein.

Der Weg ging anfänglich über Wiesen. Es war schon alles herbstlich; der rothe Ampfer, der sonst in breiten Streifen an dieser Stelle blühte, stand längst in Samen und die Vögel sangen nicht mehr; aber der Himmel wühlte sich blau und die Sommerfäden zogen, und mitunter war es ihr, als vergäße sie alles Leids, das sie drückte. Ein tiefer Frieden lag über der Natur. „Ach, stille Tage!“ sagte sie leise vor sich hin.

Nach den Wiesen kam Wald. Junge Tannen wechselten mit alten Eichen, und überall da, wo diese standen, war eine kräftigere Luft, die Grete begierig einsog. Denn es war immer schwüler geworden und die Sonne brannte.

Mittag mochte heran sein, als sie Rast machte, weniger um ihres als um des Kindes willen. Und sie gab ihm zu trinken. Das war dicht am Rande des Waldes, wo zwischen anderem Laubholz auch ein paar alte Kastanien ihre Zweige weit vorstreckten. Die Straße verbreiterte sich hier auf eine kurze Strecke hin, und schuf einen sichelförmigen Platz, an dessen zurückgebogenster Stelle halbgeschälte Birkenstämme lagen, hinter denen wieder ein Quell aus Moos und Stein hervorplätscherte. Hier saß sie jetzt, und um sie her lagen abgefallene Kastanien, einzelne noch in ihren Stachelshalen, die meisten aber aus ihrer Hülle heraus und braun und glänzend. Und sie bückte sich, um einige von ihnen aufzuheben. Und als sie so that, und ihrer immer mehr in ihren Schooß sammelte, da sah sie sich wieder auf ihres Vaters Grab und Balthin neben sich, und sie hing ihm die Kette um den Hals und nannt' ihn ihren Ritter. War es doch, als ob jede Stunde dieses Tages Erinnerungen in ihr wecken sollte, süß und schmerzlich zugleich. „Alles dahin,“ sagte sie. Und sie stand auf und schüttete die Kastanien wieder in das Gras zu ihren Füßen.

Sie hing ihren Erinnerungen noch nach, als sie das Mirren einer Kummekette hörte und gleich darauf eines Gefährtes ansichtig wurde, das, von derselben Seite her, von der auch sie gekommen, um die Waldecke bog. Es war eine Schleiße mit zwei kleinen Pferden davor, und ein Bauer vorn auf dem

Häckelsack. Auch hinter ihm lagen Säcke, muthmaßlich Korn, das er zu Markt oder in die Mühle fuhr. Grete trat an ihn heran, und frag, ob er sie mitnehmen wolle? „Eine kleine Strecke nur!“

„Dat will ik jiern. Stejg man upp, Deern.“

Und Grete that's und setzte sich neben ihn, und sie fuhren still in den Wald hinein. Endlich sagte der Bauer: „Kümmst vun Arendsee?“

„Ja,“ sagte Grete.

Denn wihrst ook in't Kloster? Gott, de oll Domina! Ziefunneijentig. Na, lang kann't joa nich mihr woahren. Un denn kümmt uns' Is' 'ran. De wahr'd et.“

„Kennt Ihr sie?“

„J, wat wihr ik se nich kenn'? Ik bin joa vun Arnsdörp, wo se bührtig is. Un wat mien Woaders-Schwester is, de wihr joa ehr' Amm'. Un achters hett se se uppäppelt. Un de seggt immer: „Is' is de best! Un so groot se is, so good is se. Un doasör wahr'd se ook Domina.“

Und danach schwiegen sie wieder, und nichts als ein paar blaue Fliegen summten um sie her, und die Schleife malte weiter durch den Sand. Nur wenn dann und wann eine festere Stelle kam, wo Moos über den Weg gewachsen war, oder wo viel Nieselnadeln lagen, über die die Fuhre glatter hingleiten konnte, gab der Bauer einen Schlag mit seiner Leine und ließ die mageren Braunen etwas schneller gehn. Und man hörte dann sein Hüß und Gott, und das Klappern der Kette.

„Wo wisten hen?“ nahm er endlich das Gespräch wieder auf.

„Nach Tangermünd“,

„Na'h Tangermünd'. Oh, doa wihr ik ook. Avers dat geiht nu all int dritt' o'r vörte Joahr, as uns' Herr Kurfürst doa wihr un dat grote Joahnenjchwenten wihr, mit Aeten un Jubliren. Un allens woaben up de Burg. Joa, doa wihr ik ook, un immer mit damang. Avers man buten.“

Grete nickte, denn wie hätte sie des Tages vergessen können! Und so plauderten sie weiter und schwiegen noch öfter, bis eine Stelle kam, wo der Weg gabelte. „Hier möt' ik rechts aff,“ sagte der Bauer.

Und Grete stieg ab und wollt' ihm eine kleine Münze geben. „Nei, nei, Deern, dat geiht nich. O'r bißt ne Fru?“

Sie wurde roth, aber er hatt' es nicht Acht und bog nach rechts hin in den Feldweg ein.

Es war noch zwei Stunden Wegs, und Grete, die sich von der Anstrengung des Marsches erholt hatte, schritt wieder rüstiger vorwärts. Auch die Schwüle ließ nach; ein Wind ging und kühlte die Luft und ihr die Stirn. Und sie hatte wieder guten Muth und gefiel sich darin, sich ihr künftiges Leben auszumalen. Aber sonderbar, sie begann es immer vom andern Ende her, und je weiter es ab und in allerfernste Zukunft hineinlag, desto heller und lichter erschien es ihr. Als aber zuletzt ihre Gedanken und Vorstellungen auch

auf das Nah- und Nächstliegende kamen und sie sich in Gerdt's Haus eintraten und die Knie vor ihm beugen sah, da wurd' ihr wieder so bang um's Herz und sie hatte Mühe sich zu halten. Und sie nahm das Kind und küßte es. „Es muß sein,“ sagte sie, „und es soll sein. Ich hab' es ihm versprochen, und ich will es halten und will Demuth lernen. Ja, ich will um einen Platz an seinem Herde bitten, und will seine Magd sein, und will mich vor ihm niederwerfen. Aber — und ihre Stimme zitterte — wenn ich mich niedergeworfen habe, so soll er mich auch wieder aufrichten. Weh' ihm und mir, wenn er mich am Boden liegen läßt.“ Und bei der bloßen Vorstellung war es ihr, als drehe sich ihr alles im Kopf und als schwänden ihr die Sinne.

Endlich hatte sie sich wiedergefunden und ging rascheren Schrittes weiter, abwechselnd in Furcht und Hoffnung, bis sie plötzlich, aus dem Walde heraustretend, der Dächer und Thürme Tangermündens ansichtig wurde. Da ging Alles in ihr in alter Lieb' und Sehnsucht unter, und sie grüßte mit der Hand hinüber. Das war Sanct Stephan, und die hohen Linden daneben, das waren die Kirchhofslinden. Lebte Gigaß noch? Blühten noch die Rosen in seinem Garten? Und sie legte die Hand auf ihre Brust, und schluchzte, und ward erst wieder ruhiger, als sie die Goldkapsel fühlte, das Einzige, was ihr aus alten Tagen her geblieben war. Und sie öffnete sie, und schloß sie wieder, und preßte sie voll Inbrunst an ihre Lippen.

18. Grete bei Gerdt.

Unwillkürlich beschleunigte sich ihr Schritt, und binnen Kurzem hatte sie die nur aus wenig Häusern bestehende Vorstadt erreicht. Eins dieser Häuser, das sich nach seinem bemalten und vergoldeten Schilde leicht als ein Herberghaus erkennen ließ, lag in Nähe des Thores, und sie trat hier ein, um eine Weile zu ruhen und ein paar Fragen zu stellen. Die Leute zeigten sich ihr in allem zu Willen, und eh' eine Stunde vergangen war, war sie fertig und stand gerüstet da: die Kleider ausgestäubt und geglättet, und das während des langen Marsches wirr gewordene Haar wieder geordnet.

Es schlug eben fünf, als sie, das Kind unterm Mantel, aus der Herberghstüre trat. Draußen im Sande scharreten die Hühner ruhig weiter und nur der Hahn trat respektvoll bei Seit' und krächte dreimal, als sie vorüberging. Ihr Schritt war leicht, leichter als ihr Herz, und wer ihr in's Auge gesehen hätte, hätte sehen müssen, wie der Ausdruck darin beständig wechselte. So passirte sie das Thor, auch den Thorplatz dahinter, und als sie jenseits desselben den inneren Bann der Stadt erreicht hatte, war es ihr als wäre sie gefangen und könne nicht mehr heraus. Aber sie war nicht im Bann der Stadt, sondern nur im Bann ihrer selbst. Und nun ging sie die große Mittelstraße hinauf, an dem Rathhause vorüber, hinter dessen durchbrochenen Giebelrosetten der Himmel wieder glühte, so roth und prächtig wie jenen Abend, wo Baltin sie die Treppe hinunter in's Freie getragen und von jähem Tod errettet hatte. Errettet?

Ach, daß sie damals zerdrückt und zertreten worden wäre. Nun zertrat sie diese Stunde! Aber sie redete sich zu, und schritt weiter in die Stadt hinein, bis sie dem Minde'schen Hause gegenüber hielt. Es war nichts da, was sie hätte stören oder überraschen können. In allem derselbe Anblick wie früher. Da waren noch die Mischen, auf deren Steinplatten sie, lang, lang eh Trud in's Haus kam, mit Baitin gefessen und geplaudert hatte, und dort oben die Siebelfenster, die jetzt aufstanden, um die Frische des Abends einzulassen, das waren ihre Fenster. Dahinter hatte sie geträumt, geträumt so Vieles, so Wunderbares. Aber doch nicht das!

In diesem Augenblicke ging drüben die Thür, und ein Knabe, drei- oder vierjährig, lief auf die Stelle zu, wo Grete stand. Sie sah wohl, wer es war, und wollt' ihn bei der Hand nehmen; aber er riß sich los und huschte bang und ängstlich in eines der Nachbarhäuser hinein. „So beginnt es“ sagte sie und schritt quer über den Damm und auf das Haus zu, dessen Thüre offen geblieben war. In dem Flure, trotzdem es schon dämmerte, ließ sich alles deutlich erkennen: an den Wänden hin standen die braunen Schränke, dahinter die weißen, und nur die Schwalbennester, die links und rechts an dem großen Querbalken gefleht hatten, waren abgestoßen. Man sah nur noch die Rundung, wo sie vormals gesessen. Das erschreckte sie mehr als alles andre. „Die Schwalben sind nicht mehr heimisch hier,“ sagte sie „das Haus ist ungastlich geworden.“ Und nun klopfte sie und trat ein.

Ihr Auge glitt unwillkürlich über die Wände hin, an denen ein paar von den Familienbildern fehlten, die früher dagewesen waren, auch das ihrer Mutter; aber der große Nußbaumtisch stand noch am alten Platz, und an der einen Schmalseite des Tisches, den Kopf zurück, die Füße weit vor, saß Verdt, und las. Es schien ein Actenstück, dessen Durchsicht ihm in seiner Rathsherren-Eigenschaft obliegen mochte. Denn einer von den Minde's saß immer im Rathe der Stadt. Das war so seit hundert Jahren oder mehr.

Grete war an der Schwelle stehen geblieben, und erst als sie wahrnahm daß Verdt aufsaß und die wenigen Bogen, die das Actenstück bildeten, zur Seite legte, sagte sie: „Grüß Dich Gott, Verdt. Ich bin Deine Schwester Grete.“

„Ei, Grete,“ sagte der Angeredete, „bist Du da! Wir haben uns lange nicht gesehen. Was machst Du? Was führt Dich her?“

„Baitin ist todt. . .“

„Ist er? So!“

„Baitin ist todt, und ich bin allein. Ich hab' ihm auf seinem Sterbette versprochen müssen, Euch um Verzeihung zu bitten. Und da bin ich nun, und Du's, und bitte Dich um eine Heimstatt und um einen Platz an Deinem Herd. Ich bin müde des Umherfahrens und will still und ruhig werden. Ganz still. Und ich will Euch dienen; das soll meine Buße sein.“ Und sie warf sich, als sie so gesprochen, mit einem heftigen Entschlusse vor ihm nieder, mehr rasch als reinig, und sah ihn fragend und mit sonderbarem

Ausdruck an. Das Kind aber hielt sie mit der Linken unter ihrem Mantel.

Gerdt war in seiner bequemen Lage geblieben und sah an die Zimmerdecke hinauf. Endlich sagte er: „Buße! Nein, Grete, Du bist nicht bußfertig geworden. Ich kenne Dich besser, Dich und Deinen stolzen Sinn. Und in Deiner Stimme klingt nichts von Demuth. Aber auch wenn Du Demuth gelernt hättest, unsere Schwester kann nicht unsre Magd sein. Das verbiete uns das Herkommen und das Gerede der Leute.“

Grete war in ihrer knieenden Stellung verblieben und sagte:

„Ich dacht' es wohl. Aber wenn ich es nicht sein kann, so sei es das Kind. Ich lieb' es und weil ich es so liebe, mehr als mein Leben, will ich mich von ihm trennen, und will's in andere Hände geben. In Eure Hände. Es wird nicht gut und glückliche Tage haben, ich weiß ja welche, aber wenn es nicht in Glück aufwächst, so wird es doch in Sitt' und Ehren aufwachsen. Und das soll es. Und so Ihr Euch seiner schämt, so thut es zu guten Leuten in Pfieg' und Zucht, daß es ihr Kind wird und mich vergißt, und nichts an ihm bleibt von Sünd' und Makel und von dem Flecken seiner Geburt. Erhöre mich, Gerdt; sage ja, und Ihr sollt mich nicht wiedersehen. Ich will fort, weit fort, und mir eine Stelle suchen, zum Leben und zum Sterben. Thu's! Ach, Lieb' und Haß haben mir die Sinne verwirrt und Vieles ist geschehen, das besser nicht geschehen wäre. Aber es ist nichts Böses an dieser meiner Hand. Hier lieg' ich; ich habe mich vor Dir niedergeworfen nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, so hilf dem Kind.“

Gerdt sah auf die kniende Frau, gleichgültig und mittheilslos, und sagte während er den Kopf hin und her wiegte:

„Ich mag ihm nicht Vater sein und nicht Vormund und Berather. Du hast es so gewollt, nun hab' es. Es schickt sich gut, daß Du's unterm Mantel trägst, denn ein Mantelkind ist es. Bei seinem vollen Namen will ich's nicht nennen.“

Und er ließ sie liegen und griff nach dem Actenbündel, als ob er der Störung müde sei und wieder lesen wolle.

Grete war jetzt aufgesprungen und ein Blick unendlichen Hasses schoß aus ihren Augen. Aber sie bezwang sich noch und sagte mit einer Stimme, die plötzlich tonlos und heiser geworden war: „Es ist gut so, Gerdt. Aber noch ein Wort. Du hast mich nicht erhören wollen in meiner Noth, so höre mich denn in meinem Recht. Ich bin als eine Bittende gekommen, nicht als eine Bettlerin. Denn ich bin keine Bettlerin. Ich bin des reichen Jacob Minde Tochter. Und so will ich denn mein Erbe. Hörst Du, Gerdt, mein Erbe.“

Gerdt faltete die Bogen des Actenstücks zusammen, schlug damit in sein linke Hand und lachte: „Erbe! Woher Erbe, Grete? Was brachte Deine Mutter ein? Kennst Du das Lied vom Sperling und der Haselnuß? Erbe! Du hast keins. Du hast Dein Kind, das ist alles. Versuch' es bei den Zernitzens, sprich bei dem Alten vor. Der Balthin hat ein Erbe. Und Emrenß denk' ich wird sich freuen Dich zu sehn.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Ja, Grete.“

„So gehab' Dich wohl, und Dein Lohn sei wie Dein Erbarmen.“ Und damit wandte sie sich und schritt auf die Thür und den Flur zu. Als sie draußen an dem Fenster vorüber kam, sah sie noch einmal hinein, aber Gerdt, der abgewandt und in Gedanken da saß, bemerkte nichts.

Er sah auch noch starr vor sich hin, als Trud eintrat und einen Doppelleuchter vor ihn auf den Tisch stellte. Denn es dunkelte schon. — Sie waren kein plaudrig Ehepaar, und die stummen Abende waren in ihrem Hause zu Hause; heut aber stellte Trud allerlei Fragen, und Gerdt, dem es unbehaglich war, erzählte schließlich von dem, was die letzte Stunde gebracht hatte. Ueber alles ging er rasch hinweg; nur als er an das Wort „Erbe“ kam, konnt' er davon nicht los und wiederholte sich's zweimal, dreimal, und zwang sich zu lachen.

Trud aber, als er so sprach, war an das Fenster getreten und klopfte mit ihren Nägeln an die Scheiben, wie sie zu thun pflegte, wenn sie zornig war. Endlich wandte sie sich wieder und sagte: „Und was glaubst Du, was nun geschieht?“

„Was geschieht? Ich weiß es nicht.“

„Aber ich weiß es. Meinst Du, daß diese Hexe sich an die Landstraße setzen und Dir zu Liebe sterben und verderben wird?! O, Gerdt, Gerdt, es kam nicht gut thun. Ich hätt's gedurft, vielleicht gedurft, denn wir waren uns fremd und feind von Anfang an. Aber Du! Du durftest es nicht. Ein Unheil giebt's! Und Du selber hast es herauf beschworen. Um guten Namens willen, sagst Du? Geh; ich kenn' Dich besser. Aus Geiz und Habsucht und um Besitz und Goldes willen! Nichts weiter.“

Er sprang auf und wollte heftig antworten, denn so stumpf und gefügig er war, so zornmüthig war er, wenn an seinem Besitz gerüttelt wurde. Trud aber, uneingeschüchtert, schnitt ihm das Wort ab und sagte: „Sprich nicht, Gerdt; ich lese Dir das schlechte Gewissen von der Stirn herunter. Deine Mutter hat's eingebracht, ich weiß es. Aber als die Span'sche, Gott sei's geklagt, in unser Haus kam, da hatte sich's verdoppelt und aus eins war zwei geworden. Und so Du's anders sagst, so lügst Du. Sie hat ein Erbe. Sieh nicht so täppisch drein. Ich weiß es, und so sie's nicht empfängt, so wollen wir sehen, was von Deinem und Ihrem übrig bleibt. Lehre mich sie kennen. Ich hab' ihr in die schwarzen Augen gesehen, öfter als Du. Gezähmt, sagst Du? Nie, nie.“ Und sie zog ihren Knaben an sich, der, während sie sprach, ins Zimmer getreten war.

„Ihr sprecht von der Frau,“ sagte das Kind. „Ich weiß. Sie hat mich bei der Hand nehmen wollen. Drüben. Aber ich habe mich vor ihr gefürchtet und von ihr losgerissen.“

19. Grete vor Peter Gung.

Grete war allem Anscheine nach ruhig aus dem Hause getreten; aber in ihrem Herzen jagte sich's wie Sturm und hundert Pläne schossen in ihr

auf und schwanden wieder, alle von dem einen Verlangen eingegeben, ihrem Haß und ihrer Rache genug zu thun. Und immer war es Gerdt, den sie vor Augen hatte, nicht Trud; und auf seinen Schultern stand ein rothes Männlein mit einem rothen Hut und einer rothen vielgezackten Fahne, das wollt' er abschütteln; aber er konnt' es nicht. Und sie lachte vor sich hin, ganz laut, und nur in ihrem Innern klang es leise: „Bin ich irr'?“

Unter solchen Bildern und Vorstellungen war sie grad' über den Rathhausplatz hinaus, als sie plötzlich, wie von einem Lichtscheine geblendet, sich wieder umsah, und der halben Mondescheibe gewahr wurde, die still und friedlich, als regiere sie diese Stunde, über dem Giebelfelde des Rathhauses stand. Und sie sah hinauf, und ihr war, als lege sich ihr eine Hand beruhigend auf das Herz. „Es soll mir ein Zeichen sein,“ sagte sie. „Vor den Rath will ich es bringen; der soll mich aufrichten . . . Nein, nicht aufrichten. Richten soll er. Ich will nicht Trost und Gnade von Menschenmund und Menschenhand, aber mein Recht will ich, mein Recht gegen ihn, der sich und seiner Seelen Seligkeit dem Teufel verschrieben hat. Denn der Geiz ist der Teufel.“ Und sie wiederholte sich's, und grüßte mit ihrer Hand zu der Mondescheibe hinauf.

Dann aber wandte sie sich wieder und ging auf das Thor und die Vorstadt zu.

Draußen angekommen, setzte sie sich zu den Gästen, und sprach mit ihnen und bat um etwas Milch. Als ihr diese gebracht worden, verabschiedete sie sich rasch und stieg in die Bodenkammer hinauf, darin ihr die Wirthin ein Bett und eine Wiege gestellt hatte. Und todtmüde von den Anstrengungen des Tags warf sie sich nieder und schlief ein. Bis um Mitternacht, wo das Kind unruhig zu werden anfang. Sie hörte sein Wimmern und nahm es auf, und als sie's gestillt und wieder eingewiegt, öffnete sie das Fenster, das den Blick auf die Vorstadtsgärten und dahinter auf weite, weite Stoppelfelder hatte. Der Mond war unter, aber die Sterne glitzerten in beinah' winterlicher Pracht, und sie sah hinauf in den goldenen Reigen und streckte beide Hände danach aus. „Gott erbarme Dich mein!“ Und sie kniete nieder und küßte das Kind. Und ihren Kopf auf dem Kissen und ihre rechte Hand über die Wiege gelegt, so fand sie die Wirthin, als sie bei Tagesanbruch eintrat, um sie zu wecken.

Der Schlaf hatte sie gestärkt, und noch einmal fiel es wie Licht und Hoffnung in ihr undunkelstes Gemüth, ja, ein frischer Muth kam ihr, an den sie selber nicht mehr geglaubt hatte. Jeder im Rathe kannte sie ja, und der alte Peter Gunk war ihres Vaters Freund gewesen. Und Gerdt? der hatte keinen Anhang und keine Liebe. Das wußte sie von alten und neuen Zeiten her. Und sie nahm einen Imbiß und spielte mit dem Kind und plauderte mit der Wirthin, und auf Augenblicke war es, als vergäße sie, was sie hergeführt.

Aber nun schlug es elf von Sanct Stephan. Das war die Stunde,

wo die Rathmannen zusammen traten, und sie brach auf und schritt rasch auf das Thor zu, und wie gestern die Lange Straße hinauf.

Um das Rathhaus her war ein Gedränge. Marktfrauen boten feil, und sie sah dem Treiben zu. Ach, wie lange war es, daß sie solchen Anblick nicht gehabt und sich seiner gefreut hatte! Und sie ging von Stand zu Stand und von Kram zu Kram, um das halbe Rathhaus herum, bis sie zuletzt an die Rückwand kam, wo nur noch ein paar einzelne Scharren standen. In Höhe dieser war eine Steintafel in die Wand eingelassen, die sie früher an dieser Stelle nie bemerkt hatte. Und doch mußte sie schon alt sein, das ließ sich an dem graugrünen Moos und den altmodischen Buchstaben erkennen. Aber sie waren noch deutlich zu lesen. Und sie las:

Hastu Gewalt, so richte recht,
Gott ist Dein Herr und Du sein Knecht;
Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor hast 'richtet mich,
Also wird Gott auch richten Dich;
Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

„Wie schön!“ Und sie las es immer wieder, bis sie jedes Wort auswendig wußte. Dann aber ging sie rasch um die zweite Hälfte des Rathhauses herum, und stieg die Freitreppe hinauf, die, mit einer kleinen Biegung nach links, unmittelbar in den Sitzungsaal führte.

Es war derselbe Saal, in dem, zu Beginn unsrer Erzählung, die Puppenspieler gespielt und das verhängnißvolle Feuerwerk abgebrannt hatten. Aber statt der vielen Bänke stand jetzt nur ein einziger langer Tisch inmitten desselben, und um den Tisch her, über den eine herunterhängende grüne Decke gebreitet war, saßen Burgemeister und Rath. Zuoberst Peter Gunk, und zu beiden Seiten neben ihm: Caspar Helmreich, Joachim Lemm, Christoph Thone, Jürgen Lindstedt, und drei, vier andre noch. Nur Rathsherr Bernik hatte sich mit Krankheit entschuldigen lassen. An der andern Schmalseite des Tisches aber wiegte sich Gerdt auf seinem Stuhl, dasselbe Actenbündel in Händen, in dem er gestern gelesen hatte.

Er verfarbte sich jetzt und senkte den Blick, als er seine Schwester eintreten sah, und aus allem war ersichtlich, daß er eine Begegnung an dieser Stelle nicht erwartet hatte. Grete sah es und trat an den Tisch und sagte: „Grüß Euch Gott, Peter Gunk. Ihr kenn't mich nicht mehr; aber ich kenn' Euch. Ich bin Grete Minde, Jacob Minde's einzige Tochter.“

Alle sahen betroffen auf, erst auf Grete, dann auf Gerdt, und nur der alte Peter Gunk selbst, der soviel gesehen und erlebt hatte, daß ihn nichts mehr verwundersam bedünkte, zeigte keine Betroffenheit und sagte freundlich: „Ich kenn' Dich wohl. Armes Kind. Was bringst Du, Grete? Was führt Dich her?“

„Ich komm', um zu klagen wider meinen Bruder Gerdt, der mir mein

Erbe weigert. Und dessen denk' ich, hat er kein Recht. Ich kam in diese Stadt, um wieder gut zu machen, was ich gefehlt, und wollte dienen und arbeiten, und bitten und beten. Und das alles um dieses meines Kindes willen. Aber Gerdt Minde hat mich von seiner Schwelle gewiesen; er mißtraut mir; und vielleicht, daß er's darf. Denn ich weiß es wohl, was ich war und was ich bin. Aber wenn ich kein Recht hab' an sein brüderlich Herz, so hab' ich doch ein Recht an mein väterlich Gut. Und dazu Peter Gunk, und ihr andern Herren vom Rath, sollt ihr mir willfährig und behülflich sein."

Peter Gunk, als Grete geendet, wandte sich an Gerdt und sagte: „Ihr habt die Klage gehört, Rathsherr Minde. Ist es, wie sie sagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen.“

„Es ist nicht, wie sie sagt“ erhob sich Gerdt von seinem Stuhl. „Ihre Mutter war einer armen Frauen Kind, Ihr wisset all' wes Landes und Glaubens, und kam ohne Mitgift in unser Haus.“

„Ich weiß.“

„Ihr wißt es. Und doch soll ich sprechen, wo mir zu schweigen ziemlicher wär'. Aber Guer Ansinnen läßt mir keine Wahl. Und so höret denn. Jacob Minde, mein Vater, so klug er war, so wenig umsichtig war er. Und so zeigte sich's von Jugend auf. Er hatte keine glückliche Hand in Geschäften und ging doch gern ins Große, wie die Lübschen thum und die Flandrischen. Aber das trug unser Haus nicht. Und als ihm zwei Schiffe scheiterten, da war er selbst am Scheitern. Und um diese Zeit war es, daß er meine Mutter heimführte, von Stendal her, Waldewin Richart's einzige Tochter. Und mit ihr kam ein Vermögen in unser Haus. . .“

„Mit dem Guer Vater wirthschaftete.“

„Aber nicht zu Segen und Vortheil. Und ich habe mich mühen müssen und muß es noch, um alte Mißwirthschaft in neue Gutewirthschaft zu verkehren, und alles was ich mein nenne bis diese Stunde, reicht nicht heran an das Eingebachte von den Stendal'schen Richarts her.“

„Und dies sagt Ihr an Eides statt, Rathsherr Minde!“

„Ja, Peter Gunk.“

„Dann, so sich nicht Widerspruch erhebt, weiß' ich Dich ab mit Deiner Klage. Das ist Tangermündisch Recht. Aber eh' ich Dich, Grete Minde, die Du zu Spruch und Beistand uns angerufen hast, aus diesem unserem Gericht entlasse, frag' ich Dich, Gerdt Minde, ob Du Dein Recht brauchen und behaupten, oder nicht aus christlicher Barmherzigkeit von ihm ablassen willst. Denn sie, die hier vor Dir steht, ist Deines Vaters Kind und Deine Schwester.“

„Meines Vaters Kind, Peter Gunk, aber nicht meine Schwester. Damit ist es nun vorbei. Sie fuhr hoch, als sie noch mit uns war; nun fährt sie niedrig, und steht vor Euch und mir, und birgt ihr Kind unterm Mantel. Fragt sie, wo sie's her hat? Am Wege hat sie's geboren. Und ich habe nichts gemein mit Weibern, die zwischen Het' und Graben

ihr Feuer zünden und ihre Lagerstatt beziehen. Unglück? Wer's glaubt. Sie hat's gewollt. Kein falsch Erbarmen, liebe Herren. Wie wir uns betten, so liegen wir."

Grete, während ihr Bruder sprach, hatte das Kind aus ihrem Mantel genommen und es fest an sich gepreßt. Jetzt hob sie's in die Höh', wie zum Zeichen, daß sie's nicht verheimlichen wolle. Und nun erst schritt sie dem Ausgange zu. Hier wandte sie sich noch einmal und sagte ruhig und mit tonloser Stimme:

Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor hast 'richtet mich
Also wird Gott auch richten Dich —

und verneigte sich und ging.

Die Rathsherrn, deren anfängliche Neugier und Theilnahme rasch hingeschwunden war, sahen ihr nach, einige hart und spöttisch, andere gleichgültig.

Nur Peter Guntz war in Sorg' und Unruh' über das Urtheil, das er hatte sprechen müssen. „Ein umbillig Recht, ein todt's Recht.“ Und er hob die Sitzung auf und ging ohne Gruß und Verneigung an Gerdt Minde vorüber.

20. Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

Grete war die Treppe langsam hinabgestiegen. Das Markttreiben unten dauerte noch fort, aber sie sah es nicht mehr; und als sie den Platz hinter sich hatte, richtete sie sich auf, wie von einem wirt=phantastischen Hoheitsgefühl ergriffen. Sie war keine Bettlerin mehr, auch keine Bittende; nein; ihr gehörte diese Stadt, ihr. Und so schritt sie die Straße hinunter auf das Thor zu.

Aber angesichts des Thores bog sie nach links hin in eine Scheuengasse und gleich dahinter in einen schmalen, grasüberwachsenen Weg ein, der, zwischen der Mauer und den Gärten hin, im Birkel um die Stadt lief. Hier durfte sie sicher sein, Niemandem zu begegnen, und als sie bei der Minde'schen Gartenpforte war, blieb sie stehen. Erinnerungen kamen ihr, Erinnerungen an ihn, der jetzt auf dem Klosterkirchhof schlief, und ihr schönes Menschenantlitz verklärte sich noch einmal unter flüchtiger Einker in alte Zeit und altes Glück. Aber dann schwand es wieder, und jener starr-unheimliche Zug war wieder da, der über die Trübungen ihrer Seele keinen Zweifel ließ. Es war ihr mehr auferlegt worden, als sie tragen konnte, und das Zeichen, von dem die Domina gesprochen, heut hätt' es jeder gesehen. Und nun legte sie die Hand auf die rostige Klink, drückte die Thür auf und zu, und sah, ihren Vorstellungen nachhängend, auf die hohen Dächer und Giebel, die von drei Seiten her das gesammte Hof- und Gartenviereck dieses Stadttheils umstanden. Einer dieser

Giebel war der Rathhausgiebel, jetzt schwarz und glasig, und hinter dem Giebel stand ein dickes Gewölk. Zugleich fühlte sie, daß eine schwere, feuchte Luft zog; Windstöße fuhren dazwischen, und sie hörte wie das Obst von den Bäumen fiel. Ueber die Stadt hin aber, von Sanct Stephan her, flogen die Dohlen, unruhig als ob sie nach einem andren Plaze suchten und ihn nicht finden könnten. Grete sah es alles. Und sie sog die feuchte Luft ein und ging weiter. Ihr war so frei.

Als sie das zweite Mal ihren Zirkelgang gemacht und wieder das Thor und seinen inneren Vorplatz erreicht hatte, verlangte sie's nach einer kurzen Rast. Eine von den Scheunen, die mit dem Vorplatz grenzte, dünkte ihr am bequemsten dazu. Das Dach war schadhaft und die Lohmfüllung an vielen Stellen aus dem Fachwerk herausgeschlagen. Und sie bückte sich und schlüpfte durch eines dieser Löcher in die Scheune hinein. Diese war nur halb angefüllt, zumeist mit Stroh und Werg, und wo der First eingedrückt war, hing die Dachung in langen Wiepen herunter. Sie setzte sich in den Werg, als wolle sie schlafen. Aber sie schlief nicht, von Zeit zu Zeit vielmehr erhob sie sich, um unter das offene Dach zu treten, wo der Himmel finster-wolkig und dann wieder in heller Tagesbläue hereinsah. Endlich aber blieb die Helle fort, und sie wußte nun, daß es wirklich Abend geworden. Und darauf hatte sie gewartet. Sie bückte sich und tappte nach ihrem Bündel, das sie bei Seite gelegt, und als sie's gefunden und sich wieder aufgerichtet hatte, gab es in dem Dunkel einen blassen, bläulichen Schein, wie wenn sie einen langen Feuerfaden in ihrer Hand halte. Und nun ließ sie den Faden fallen, und kroch, ohne sich umzusehen, aus der Fachwerk-Öffnung wieder in's Freie hinaus.

Wohin? In die Stadt? Dazu war es noch zu früh, und so suchte sie nach einem schon vorher von ihr bemerkten, aus Ziegel und Feldstein aufgemauerten Treppenstück, das von der Innenseite der Stadtmauer her, in einen alten, längst abgetragenen Festungsthurm hinaufführte. Und jetzt hatte sie das Treppenstück gefunden. Es war schmal und bröcklig, und einige Stufen fehlten ganz; aber Grete, wie nachtwandelnd, stieg die sonderbare Leiter mit Leichtigkeit hinauf, setzte sich auf die losen Steine und lehnte sich an einen Verberitzenstrauch, der hier oben auf der Mauer angewachsen war. So saß sie und wartete; lange; aber es kam keine Ungeduld über sie. Endlich drängte sich, ein schwarzer Qualm aus der Dachöffnung und im nächsten Augenblicke lief es in rothen Funken über den First hin und alles Holz- und Sparrenwerk knisterte auf, als ob Reißig von den Flammen gefaßt worden wäre. Dazu wuch der Wind, und wie aus einem zugigen Schlot heraus, fuhren jetzt die brennenden Wergstodden in die Luft. Einige fielen seitwärts auf die Nachbarscheunen nieder, andre aber trieb der Nordwester vorwärts auf die Stadt und eh eine Viertelstunde um war, schlug an zwanzig Stellen das Feuer an und von allen Kirchen her begann das Stürmen der Glocken. „Das ist Sanct Stephan,“ jubelte Grete, und dazwischen, in wirrem Wechsel, sumnte

sie Kinderlieder vor sich hin und rief in schrillen Ton und mit erhobener Hand in die Stadt hinein: „Verlaß Dich nicht auf Dein' Gewalt.“ Und dann folgte sie wieder den Glocken, nah und fern, und mühte sich den Ton jeder einzelnen herauszuhören. Und wenn ihr Zweifel kamen, so stritt sie mit sich selbst und sprach zu Gunsten dieser und jener, und wurde wie heftig in ihrem Streit. Endlich aber schwiegen alle, auch Sanct Stephan schwieg, und Grete, das Kind aufnehmend, das sie neben sich in das Mauergras gelegt hatte, sagte: „Nun ist es Zeit.“ Und sicher, wie sie die Treppe hinaufgestiegen, stieg sie dieselbe wieder hinab, und nahm ihren Weg, an den brennenden Scheunen entlang, auf die Hauptstraße zu.

Hunderte, von Furcht um Gut und Leben gequält, rannten an ihr vorüber, aber niemand achtete der Frau, und so kam sie bis an das Minde'sche Haus und stellte sich demselben gegenüber, an eben die Stelle, wo sie gestern gestanden hatte.

Gerdt konnte nicht zu Hause sein, alles war dunkel; aber an einem der Fenster erkannte sie Trud und neben ihr den Knaben, der, auf einen Stuhl gestiegen, in gleicher Höhe mit seiner Mutter stand. Beide wie Schattenbilder und allein. Das war es, was sie wollte. Sie passirte ruhig den Damm, danach die Thür und den langen Flur, und trat zuletzt in die Küche, darin sie jedes Winkelchen kannte. Hier nahm sie von dem Brett, auf dem wie früher die Zinn- und Messingleuchter standen, einen Plater und fuhr damit in der Gluth=Asche des Herdes umher. Und nun tropfte das Licht und brannte hell und groß, viel zu groß, als daß der Zugwind es wieder hätte löschen können. Und so ging sie den Flur zurück, bis vorn an die Thür und öffnete rasch und wandte sich auf das Fenster zu, von dem aus Trud und ihr Kind nach wie vor auf die Straße hinaus starrten. Und jetzt stand sie zwischen Beiden. „Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ schrie Trud, und sank bei dem Anblick der in vollem Irrsinn vor ihr Stehenden ohnmächtig in den Stuhl. Und dabei ließ sie den Knaben los, den sie bis dahin angst- und ahnungsvoll an ihrer Hand gehalten hatte. „Komm,“ sagte Grete, während sie das Licht auf die Fensterbrüstung stellte. Und sie riß den Knaben mit sich fort, über Flur und Hof hin, und bis in den Garten hinein. Er schrie nicht mehr, er zitterte nur noch. Und nun warf sie die Gartenthür wieder in's Schloß und eilte, den Knaben an ihrer Hand, ihr eigenes Kind unterm Mantel, an der Stadtmauer entlang auf Sanct Stephan zu. Hier, wie sie's erwartet, hatte das Stürmen längst aufgehört, Glöckner und Messner waren fort, und unbehelligt und unaufgehalten stieg sie vom Unterbau des Thurmes her in den Thurm selbst hinauf: erst eine Wendeltreppe, danach ein Geflecht von Leitern, das hoch oben in den Glockenstuhl einmündete. Als die vordersten Sprossen kamen, wollte das Kind nicht weiter, aber sie zwang es und schob es vor sich her. Und nun war sie selber oben und zog die letzte Leiter nach. Um sie her hingen die großen Glocken, und summten leise, wenn sie den Rand derselben berührte. Und nun trat sie rasch an die Schalllöcher,

die nach der Stadtseite hin lagen, und stieß die hölzernen Läden auf, die sofort vom Winde gefaßt und an die Wand gepreßt wurden. Ein Feuermeer unten die ganze Stadt; Vernichtung an allen Ecken und Enden, und dazwischen ein Rennen und Schreien, und dann wieder die Stille des Todes. Und jetzt fielen einige der vom Winde heraufgewirbelten Feuerflocken auf das Schindeldach ihr zu Häupten nieder, und sie sah wie sich vom Platz aus Aller Blicke nach der Höhe des Thurmes und nach ihr selber richteten. Unter denen aber, die hinaufwiesen, war auch Gerdt. Den hatte sie mit ihrer ganzen Seele gesucht, und jetzt packte sie seinen Knaben und hob ihn auf das Luftegebälk, daß er frei da stand und im Widerscheine des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit gesehen werden konnte. Und Gerdt sah ihn wirklich und brach in die Knie und schrie um Hülfe, und Alles um ihn her vergaß der eigenen Noth und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vordersten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, stürzte die Schindelspitze prasselnd zusammen, und das Gebälk zerbrach an dem die Glocken hingen, und Alles ging niederwärts in die Tiefe.

* * *

Den Tag danach saßen Ilse Schulenburg und die Domina wieder an der Epheuwand ihres Hauses, und alles war wie sonst. Die Fenster standen auf, und das Feuer brannte drinnen im Kamin, und der Spitzkopf des großen Wolfshundes sah wieder wartend zu seiner Herrin auf. Von jenseit des Sees aber klang die Glocke, die zu Mittag läutete.

Um diese Stunde war es, daß ein Bote vom altmärkischen Landeshauptmann, Achaz von der Schulenburg, gemeldet wurde, der, ein Großsohn Ilse's, das Kloster zu schneller Hülfeleistung und zu Bethätigung seiner frommen und freundschaftlichen Gesinnungen auffordern ließ. Ilse ging dem Boten entgegen und gab ihm Antwort und Zusage. Dann kehrte sie zu der Domina zurück.

„Was war es?“ fragte diese.

„Ein Bote vom Landeshauptmann.“

„Gute Nachricht?“

„Nein, böse. Tangermünde liegt in Asche.“

„Und Grete?“

„Mit unter den Trümmern.“

„Armes Kind . . . Ist heute der dritte Tag . . . Ich wußt' es . . .“

So ging ihr Gespräch.

* * *

Am Abend aber gaben die Puppenspieler den „Sündenfall“. Der Saal war gefüllt und der Beifall groß. Niemand achtete des Wechsels, der in Besetzung der Rollen stattgefunden hatte.

Zenobia spielte den Engel.



Moderne Magie.

Don

Johann^{es} Huber*).

— München. —

Das Geschichtliche.



Vago machte einmal die Bemerkung, daß derjenige, welcher mit Ausnahme der reinen Mathematik das Wort unmöglich ausspreche, der Vorsicht und Klugheit entbehre. Aber Niemand mehr als der sogenannte gesunde Menschenverstand wirft mit diesem Wort um sich; denn er ist der heftigste Widersacher von Allem, was über die herkömmlichen und geltenden Ansichten hinausgeht. Er ist es demnach auch, der sich dem Versuche, das räthselhafte und vielleicht nur imaginäre Gebiet der spiritistischen Erscheinungen einer Betrachtung zu unterziehen, sofort mit der Warnung entgegenstellt, an solche Thorheit nicht zu rühren. Betrachten wir indeß das Geschäft und die Leistungen dieses sogenannten Verstandes selbst, so wird unser Respekt vor ihm nicht sonderlich steigen. Gegebene Wahrnehmungen mit einander in Uebereinstimmung und Zusammenhang setzend und sich daraus eine Erfahrung anschaffend, alles Neue an diese anknüpfend und von ihr aus erklärend, sieht er oder reicht er mit seinem Verstehen nur so weit, als sein bereits erworbener Vorstellungskreis Vermittlungen mit dem bisher noch nicht Wahrgenommenen gestattet. Wo ihm dies nicht mehr möglich ist, da resolvirt er sich rasch dahin, das Neue als Täuschung und die Annahme desselben als Aberglauben und Thorheit abzuweisen. So enthüllt sich dieser Verstand, wie ihn schon Hume richtig analysirte, als eine Gewohnheit unseres Vorstellens, die zwar gegen den Betrug vorsichtig zu machen, nicht minder aber auch den Geist zu beschränken im Stande ist. Wenn der Irrsinnige seine Wahnideen in logische Ordnung bringt und dann von ihnen aus die Wirklichkeit bestrittet und ablehnt, da sie ihn nicht in diese hinüberfinden lassen, so ist er inmitten seines Unverständes noch immer im Besitze jenes Verstandes, ja er arbeitet geradezu

*) Die letzte Arbeit Huber's.

mit ihm, und wenn auch das, was dabei herauskömmt, nur Wahnsinn ist, so hat dieser Wahnsinn doch Methode. Im Mittelalter, wo auch die Kirche dem Verstande seinen Vorstellungskreis bestimmen konnte, hat er das, was er mit seiner gewohnten Erfahrung nicht mehr zu reimen vermochte, wenigstens nicht sogleich in seiner Thatsächlichkeit beanstandet, sondern als Wunder und Zauberei gelten lassen; in unserm Zeitalter hingegen, wo die Alltäglichkeit einer Erfahrung als Maas und Richtschnur für die Möglichkeit gilt, fertigt er dergleichen als unmöglich ab. Wenn Roger Bacon wegen seiner den Horizont der Zeit überragenden Natureinsichten als Schwarzkünstler in's Gefängniß gesteckt wurde, so mußte de Caus, der Erfinder der Dampfmaschine, auf Richelieu's Befehl als Narr in's Bicêtre wandern, fand sich Galvani mit seiner großen Entdeckung als „Tanzmeister der Frösche“ von Gelehrten und Unwissenden ausgelacht und erklärte man noch in unserm Jahrhundert Fulton's Idee von den Dampfschiffen als Narrheit. Erlauchte Institute der Wissenschaft haben sich in dieser Beziehung große Blößen gegeben, wie z. B. die Akademie zu Paris, als sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das Leuchten des Meeres und das Regnen von Steinen als Wider sinn verpönte. Auch die jüngste Geschichte der Wissenschaft enthält manches Kapitel, welches von den Schwierigkeiten erzählt, mit denen eine neue Einsicht und Entdeckung um Anerkennung zu ringen hatte. So möge sich denn dieser Verstand erst selber verstehen, seine Genesis und seine Methode bedenken und namentlich sich darüber nicht ohne Rechenschaft bleiben, ob sich sein Horizont wirklich schon mit aller möglichen Erfahrung decke, ehe er sich als Tribunal in der Frage des Spiritismus constituirt.

Da es sich bei den spiritistischen Phänomenen und Experimenten um nichts Geringeres handelt, als um eine Aufhebung des von unserer Wissenschaft festgestellten und festgehaltenen Naturmechanismus, so sind dieselben für Keinen, der dieses Allgemeine in den einzelnen Fällen bedenkt, läppisch und unbedeutend. Wenn seelenlose Körper, die nach dem Gesetz der Trägheit ihren Ort nicht von selbst verändern können, sich plötzlich zu bewegen anfangen, ohne daß ihnen von Außen ein Antrieb dazu geworden wäre; wenn sie ebenso spontan die Kraft der Schwere überwinden und ihr Gewicht verringernd sich in die Höhe heben; wenn in vollkommen verschlossenen Räumen dennoch ein Eindringen von Außen und wieder ein Verschwinden nach Außen stattfindet; wenn eine Perception und ein Wirken in die Ferne sich ereignet, ohne daß dabei die uns bekannte physiologische und physikalische Vermittlung nachzuweisen ist, so stehen wir, falls wir es in allen diesen Angaben nicht mit Hallucinationen oder bewußtem Betrug, sondern mit gut beobachteten Thatsachen zu thun haben, vor Vorkommnissen, die jeder Erklärung aus der Wirksamkeit der uns bekannten Naturkräfte spotten, die Annahme eines bloß mechanischen Causalnexus im Getriebe der Natur widerlegen und endlich unsere Raumanschauung als eine beschränkte, bloß subjectiv-menschliche offenbar machen. Je mehr nun Einer von der einzigen und universellen Herrschaft des Mechanismus

überzeugt ist, desto abwehrender wird er sich zu jenen Berichten stellen, die ihm wie die Delirien eines Fieberkranken klingen, und so ist die Scheu unserer Naturforscher, diesen Dingen auch nur eine Untersuchung zu widmen, wohl begreiflich; denn jede Vornahme einer solchen verrieth ja schon einen Zweifel an der mechanischen Naturerklärung und insoferne mindestens eine unwissenschaftliche Anwandlung. Vielleicht aber ist dieser Glaube an eine ausschließlich mechanische Weltverfassung auch nur Aberglaube, über den die Naturforschung, sobald sie zu einer lezten Erklärung alles mechanischen Geschehens sich anschickt, selber hinausschreiten muß.

Es war im März 1853, als Dr. Andree in Bremen die Leser der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit der wunderlichen Nachricht überraschte, daß, wie er selbst beobachtet habe, durch lockeres Auflegen von Händen, welche zu einer Kette sich zusammenschließen, die schwersten Tische in eine rotirende und fortschreitende Bewegung versetzt werden können. Alle Welt lachte und spottete über diese Nachricht, und Dr. Andree selbst scheint sich über die Aufnahme derselben keiner Täuschung hingegeben zu haben, da er seine Mittheilung mit den Worten schloß:

„Hier ist Stoff für Ernste und Lustige, für die Facultäten, wie für die Fliegenden Blätter und den Kladderadatsch.“ Aber die Neugierde war einmal erregt und in wenigen Wochen grassirte in Deutschland eine wahre Epidemie der Tischrüderei, der nicht bloß ungebildete und abergläubische Personen, sondern selbst gelehrte Häupter zum Opfer fielen. Schon am 11. April tanzte die Juristenfacultät von Heidelberg in der Wohnung des Herrn v. Mohl mit einem wie rasend gewordenen Tisch herum. Vergeblich, daß Alexander v. Humboldt mit einer mechanischen Erklärung des Phänomens das Interesse an der Sache zu erdrücken suchte, und daß Schubert die Frommen vor diesem neuen Teufelspuk warnte; weder die Köpfe, noch die Tische kamen in Ruhe und mehr als Einer wiederholte dem Unglauben der Naturwissenschaft gegenüber Galilei's berühmtes Wort: „E pur si muove.“

Justinus Kerner, damals die erste Autorität auf dem sogenannten Nachtgebiete der Natur, wußte sogleich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Forschungen nachzuweisen, daß die ganze Erscheinung eine alte, längst beobachtete Thatsache sei; doch verwarf er die Schwärmerei jener, welche, wie das bereits in Nordamerika zu einem verbreiteten Glauben geworden war, durch die sich bewegenden Tische Manifestationen abgeschiedener Seelen erhalten wollten. Er bezeichnete das Agens bei diesen Vorkommnissen als ein dem menschlichen Organismus innewohnendes elektro-magnetisches Fluidum, als eine subtile imponderable Materie von einer viel größeren Kraft als Electricität, Galvanismus und Magnetismus, welche die Seele unmittelbar umkleide, und mit dessen Hilfe sie in die Ferne und auf die gröbere Stoffwelt zu wirken, insbesondere auch die Schwere in den Körpern aufzuheben vermöge. Ein solches Agens hatten bereits Ritter, Riefer, Eschenmayer u. A. postulirt und ihnen geistelte sich Reichenbach mit seiner Odlehre bei. —

Was in Deutschland der Autorität der Wissenschaften nicht gelang, nämlich die Epidemie der Tischorakel zu bewältigen, das that von selbst die Zeit, welche das Interesse an der Sache abstumpfte und bald mit neuen Merkwürdigkeiten die Köpfe beschäftigte. Nur sporadisch und in verborgenen Kreisen lebte hier die neu aufgefundenene magische Kraft noch fort, des Seltsamen mancherlei fördernd, was wenigstens für den Psychologen nicht uninteressant war. Einen andern Verlauf nahmen diese Dinge in Nordamerika, in England und Frankreich. Namentlich in dem Ersteren, dem Mutterboden dieses ganzen Mysticismus, wuchsen sie sich zu einer Bewegung und Richtung des öffentlichen Geistes aus, die in Volksversammlungen und in den Schulen vom Katheder herab das Wort ergreift, sowohl in einer periodischen Presse wie in einer fast unabherrschbaren abenteuerlichen Literatur Propaganda macht, sich zu einer Doctrin, die zum Theil mit den radicalsten Tendenzen der Zeit sich berührt, ausgestaltet und Millionen von Anhängern und Trägern bis jetzt gefunden hat. Heworth Dixon meinte in seinem vor etwa 12 Jahren erschienenen Buch „Neu-Amerika“ drei Millionen nordamerikanischer Spiritualisten rechnen zu dürfen, worunter er scharfsinnige Advocaten, tapfere Soldaten und anerkannt tüchtige Schriftsteller und Gelehrte entdeckte. „Diese Millionen Spiritualisten“, schreibt er, „verkünden es als ihre persönliche Ueberzeugung, daß die alten religiösen Evangelien erschöpft, daß die darauf gegründeten Kirchen todt sind, daß die Menschen neuer Offenbarungen bedürfen. Sie behaupten, daß die Erscheinungen, welche jetzt in hundert amerikanischen Städten eingeführt werden — Zeichen wunderbarer Art: das Klopfen durch unbekannte Medien, das Zeichnen von unsichtbaren Händen, Erscheinungen, welche gewöhnlich in verdunkelten Zimmern und unter den Tischen von Damen zur Darstellung gebracht werden — einen annehmbaren Grundplan für einen neuen, wahren und endlichen Glauben an unsichtbare Dinge darbieten. Sie haben bereits ihre Synceen, ihre Katechismen, ihre Zeitungen, ihre Propheten und Prophetinnen, Medien und Hellscher, ihren Sonntagsgottesdienst, ihre Feste, ihre Picnickpartien, ihre Lagerversammlungen, ihre localen Gesellschaften, ihre Staatseinrichtungen, ihre allgemeinen Conferenzen, kurz, die ganze Maschinerie unserer thätigsten und blühendsten Gesellschaften.“

Ein solcher Aufschwung des Spiritismus in dem classischen Lande der religiösen Sectirerei begreift sich leicht; schon die Quäker, welche das in Jedem sich verkündende Gotteswort gegenüber der Bibel und jeder kirchlichen Sägung betonten und demnach das Individuum auf seine eigenen Inspirationen und Reflexionen in Sachen der religiösen Wahrheit hinwiesen, brachten bei ihrer Ansiedlung im Gebiet des Delaware den Impuls zum Propheten- und Seherthum mit, und es läßt sich durch das Mittelglied der Methodisten bis zu den daraus hervorgehenden Shakern, die das innere Licht am meisten cultivirten, in der Union eine Reihe von religiös-mystischen Gründungen verfolgen, deren neuester und letzter Ausläufer der Spiritismus ist. Besonders auch Frauen wirkten hier maßgebend ein, und ohne Zweifel ist Nordamerika's moderner

Jacob Böhme, der ehemalige Schusterlehrling Andrew Jackson Davis, aus der Schule der Anna Lee, die ihren Hauptsitz um New-York aufgeschlagen hatte, hervorgegangen. Bei der nervösen Constitution des Yankee's konnten innerliche Gesichte sich leicht in sinnliche, mit dem Scheine objectiver Wirklichkeit auftretende Bilder verdichten und das, was man Vision und Hallucination nennt, zu üppiger Entfaltung gelangen. Als Visionär und Hallucinant kündigt sich Davis, der geistige Vater des Spiritismus, in seiner Selbstbiographie an; schon als Knabe will er mit Geistern in derselben Weise wie mit Menschen verkehrt haben. Am 11. August 1826 zu Blooming-Grove im Staate New-York unter den kümmerlichsten Verhältnissen armer Eltern geboren, mußte er in seiner Kindheit das Vieh hüten und konnte sich, da er nur fünf Monate lang in die Schule ging, kaum die nothdürftigsten Elementarkenntnisse und nicht einmal eine correcte Handhabung seiner Muttersprache aneignen. Aber Wunder und Zeichen geschahen an ihm schon von Jugend auf. Im Jahre 1842 kam er in dem Städtchen Poughkeepsie zu einem Schuster in die Lehre, und drei Jahre darauf wurden mit ihm die Manipulationen des Mesmerismus vorgenommen, worüber er in den Zustand des Schlafwachsens und der Clairvoyance verfallen sein und nun bei Krankheiten der verschiedensten Art eine richtige Diagnose gestellt und wirksame Heilmittel ordinirt haben soll. An glaubwürdigen Zeugnissen hiefür fehlt es nicht. Doch noch viel Wunderbareres folgte. Davis wurde nämlich nach New-York gebracht und dictirte hier vom 28. November 1845 ab in einer Reihenfolge von 157 Sitzungen mit verbundenen Augen und im magnetischen Schlaf vor einer Anzahl von Personen, worunter sich auch wissenschaftlich gebildete Männer befanden, ein großes Werk. „Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit.“ Man denkt hier zuerst an amerikanischen Humbug. Da der Schusterlehrling, der bis dahin seine Bildung nicht sehr erweitert und nur wenige, meistens nur theologische Schriften gelesen hatte, den Inhalt dieser Dictate nicht aus seinem eigenen Wissen schöpfen konnte, so liegt die Annahme nahe, daß ihm ein Anderer denselben geliefert und er, nachdem er diese Mittheilungen auswendig gelernt hatte, sie nun als wie eine höhere Eingebung vorgetragen habe. Wie das Buch der Mormonen eine sehr durchsichtige Täuschung war, so konnte es sich hier um einen ähnlichen, nur etwas raffinirteren Schwindel handeln. Indessen widerspricht eine solch einfache Lösung des Räthsels, welche Davis und seine Complicen, den Geistlichen Fishbough und den Arzt Hyon zu Betrügern stempelt, allen Zeugnissen, welche wir von dem Charakter des Ersteren und zwar selbst von gegnerischer Seite besitzen. Von Allen, die ihn kennen gelernt, wird Davis als wahrhaft und ehrlich geschildert, und auch jene beiden Männer, von denen der erstere seine Dictate aufzeichnete, der andere ihn magnetisch behandelte, erfreuten sich eines guten Rufes. Daher Mr. Mahan, der erste Präsident der Cleveland-Universität, welcher gegen die Offenbarungen von Davis auftrat, doch nicht zu der Erklärung aus Betrug griff, sondern dafür an einen andern, unserer Wissenschaft kaum

plausiblen Vorgang, welcher jedoch das Wunderbare immer noch natürlich verstehen läßt, appellirte. Mahan's Hypothese lautete dahin, daß Davis in seinem magnetischen Zustand die Gedanken der mit ihm in Rapport stehenden Personen, also des Mr. Fitchbough und des Dr. Lyon zu percipiren vermochte und sie, von dem Willen dieser Beiden dazu genöthigt, aussprechen mußte. Das Wissen dieser zwei Männer, von denen der eine eine theologische, der andere eine naturwissenschaftliche Bildung besaß, hätte sich demnach im Bewußtsein des Visionärs gleichsam abgepiegelt, er hätte es gewissermaßen geträumt und dann in phantastischer Art wiedergegeben. Da Davis, der nur das Englische verstand, bei einem Besuche des berühmten Orientalisten G. Buxh auch Worte und Phrasen aus den alten Sprachen mit der größten Genauigkeit recitirte, so schien man mit dieser Erklärung auf der rechten Spur zu sein. Die Möglichkeit einer solchen Reflexion des einen Bewußtsein in ein anderes wurde durch James Braid und dann später von den Physiologen Carpenter aus dem Phänomen des sogenannten Hypnotismus erwiesen, bei welchem nämlich sehr sensitive Personen, wenn sie ihre Augen fest und beständig auf einen kleinen glänzenden, nahe und über ihrer Stirn gehaltenen Gegenstand richten, allmählig in eine Träumerei versinken, worin sie Alles sehen und hören, was sie der Magnetiseur sehen und hören lassen will. Auch Maury beruft sich darauf als auf eine exact festgestellte Thatsache. Doch stößt diese Erklärung des Wissens von Davis auf die Schwierigkeit, daß Fitchbough als positiv gläubiger Theologe die fekerischen Anschauungen desselben nicht theilte und Dr. Lyon von vielen Dingen, über die sich der Visionär verbreitete, keine Kenntnisse besaß. — Der Idealismus der deutschen Philosophie hat bekanntlich den kühnen Gedanken ausgesprochen, daß der menschliche Geist die ganze Geschichte der Naturentwicklung in sich trage, weil er selbst das Endresultat derselben sei, und jede spätere und reifere Phase einer Entwicklung die frühere in sich aufgehoben enthalte. Von diesem Standpunkte aus meinte Strauß, daß dem Geiste selbst von demjenigen, was er als bewußtloser Naturgeist geschaffen, von der Ordnung der Verhältnisse der Gestirne, von der Bildung der Erden und Metalle und der Einrichtung des organischen Baues der Pflanzen und Thiere nicht so sehr alle Erinnerung erloschen wäre, auf daß er sie nicht durch Forschen und Sinnen immer mehr zu beleben und die Geseze dieser Gebiete zu erkennen vermöchte. Träumte demnach vielleicht in Davis die Seele der Natur in phantastischen Gesichten ihre eigene Geschichte von der ersten Stufe ihrer Verkörperung an bis herauf zu dem Schöpfungsdrang, der im Herzen der modernen Menschheit pocht und nach neuen Gestaltungen strebt? Besteht in Folge der Geburt des Geistes aus dem Schooße der Natur eine Congenialität desselben mit ihr, so daß er sie auch ahnend begreift? So glaubte auch Jacob Böhme auf eine magische Art den Dingen in's Herz blicken zu können. Gegenwärtig bemüht sich unsere Wissenschaft, das Mysterium der Vererbung zu enthüllen und sie ist darüber zu der Theorie gekommen, die merkwürdigen Instincte der Thierwelt aus einer Uebertragung

der von den Vorfahren erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten abzuleiten. Sie spricht von Ideen, die aus der Errungenschaft der Vorfahren den Nachkommen angeboren werden und in diesen entweder latent bleiben oder ins Bewußtsein aufsteigen. Könnte nicht auf solche Weise in jedem Menschen ein allgemeines Wissen schlafen, das bei außerordentlichen Zuständen des Seelenlebens, wo dasselbe wie im magnetischen Schlaf gleichsam in seine eigene Tiefe eingelehrt und darin versinkt, in Traumvisionen ausbricht? Ja, wie wäre denn ein Verstehen der Natur, welches sich noch nicht mit dem bloßen Anschauen derselben deckt, begreiflich, wenn nicht aus dem Innern des Geistes selbst heraus ein Licht auf sie strahlte? — Dieses Wissen als Vererbung aus den Anschauungen der Vorfahren wäre an die Schranke dieser Anschauungen gebunden und keineswegs ein irrthumloses und, da es nicht in der Form besonnener und klarer Reflexion, sondern als Vision sich einstellt, würde es schon dadurch eine phantastische Trübung in sich tragen. Dr. Lyon fügt seinem Berichte über Davis noch folgende Mittheilung hinzu: „Einer der erstaunlichsten Züge dieser sonderbaren Erscheinungen war der Contrast, der sich täglich zwischen dem gewöhnlichen und dem hellsehenden Zustande meines Subjects offenbarte. Gewöhnlich war er knabenhaft heiter und nicht im Mindesten zum Studium oder Nachdenken geneigt. Er hätte nicht einen einzigen englischen Satz construiren können, um damit sein Leben zu retten; und in der Unterhaltung gebrauchte er seine Muttersprache höchst unrichtig. Wenn er aus seiner Verzückerung erwachte, konnte er nicht begreifen, daß diese Vorlesungen von seinen Lippen kamen und, wenn sie vorgelesen wurden, konnte er sie anfangs gar nicht verstehen. Im Gegentheil, er wollte häufig in seiner drolligen heiteren Weise über die wissenschaftlichen Worte und abgerundeten Sätze Zweifel erheben und fragen, was die sonderbar klingenden Worte bedeuten. Einige Augenblicke genügten, um ihn durch den Proceß der Magnetisation aus einem unwissenden, gedankenlosen, lustigen und freundlichen Burschen in einen großherzigen, weisen, ernstern und würdigen Philosophen zu verwandeln, dem die Natur scheinbar ihre tiefsten Verborgenheden entschleierte und ihre merkwürdigsten Geheimnisse enthüllte.“ Der Vorgang erregte große Sensation, Tausende begehrt den Zutritt zu den Vorlesungen des Schusterlehrlings, die Journale begannen die seltsame Erscheinung zu besprechen, und bald hatte sich eine große Gemeinde von Gläubigen gebildet, die in Davis einen neuen Propheten bewunderten, der nicht nur die Nacht der Anfänge des Weltprocesses, sondern auch die Zukunft der menschlichen Geschichte und die über das irdische Leben hinausreichenden Entwicklungen des individuellen Menschengesittes zu erhellen im Stande wäre. Wer das Buch von Davis liest, wird solche Glaubensüberschwänglichkeit nur belächeln können; denn er entdeckt darin nur Weniges, was nicht in der Literatur schon ausgesprochen worden wäre, dieses Wenige aber ist gerade das Werthloseste.

Davis kündigt sein Werk geradezu als Offenbarung an, deren Wahrheit an dem Zeugniß der Natur erprobt werden möge. Er feiert dann das

Princip der Vernunft und den freien, rastlos forschenden Gedanken, als die einzigen Retter der tief in Unwissenheit, Laster und Elend darniederliegenden Gesellschaft. Durch sie werde eine glücklichere Gestaltung derselben erzielt werden, welche keine andere ist, als die durch den Socialismus geträumte. Die neue Weltanschauung des Spiritismus rührt auf solche Weise schon in in ihren ersten Sätzen an das sociale Problem und zeigt auch darin wieder ihre Verwandtschaft mit mystischen Sectirern früherer und neuester Zeit, mit den Wiedertäufern und mit den heutigen Schakern, wovon die letzteren in ihren Gemeinden an die Vereine der Therapeuten und Essäer erinnern, von denen sie Gemeinsamkeit der Arbeit und der Güter, Aufhebung aller Rangklassen und das Leben im Cölibat entlehnt zu haben scheinen.

In drei Theilen legt Davis seine Offenbarungen vor; der erste, genannt „der Schlüssel, oder die Principien der Natur“ enthält eine Art von Metaphysik; der zweite „die göttlichen Offenbarungen der Natur“, bringt die Kosmogonie, bis herauf zum Menschen; der dritte: „die Anwendung oder eine Stimme an die Menschheit“, erörtert die ethische und sociale Reform.

Als letzte Ursache wird ein geistiges Wesen — der große positive Geist — ausgerufen mit den Attributen der Allmacht, Weisheit und Güte hingestellt, der im harmonischen System des Universums, sich einen vollkommenen Leib gestaltet und ihn als allgemeine Seele durchdringt. — In einer spätern Schrift (Answers to Questions) verwahrt sich Davis gegen die Annahme einer abstracten persönlichen Intelligenz Gottes; Gottes Fürsichsein soll vielmehr zugleich Offenbarung und Erscheinung nach Außen, seine Gedanken sollen zugleich Schöpfungen sein.

Im Anklang an die Philosophie der Stoa sieht er aus diesem einen Princip zwei große demiurgische Potenzen, die Materie und die Bewegung, wovon die letztere eins ist mit der formbildenden Kraft, von Ewigkeit her entspringen und aus ihrer Wechselwirkung dann in einer zusammenhängenden Kette der Entwicklung den Kosmos als einen nach Zeit und Raum unendlichen Organismus entstehen. In ihrer ersten Daseinsweise — unser Autor gebraucht dafür den neuen Terminus: Univercoelum — war die Welt ein grenzenloser Feuerball, in welchem als ursprünglichem Mutterchooß noch alles Besondere schlief. Allmähig aber lösten sich von ihm die Sonnen ab und aus den Sonnen wieder andere Weltkörper und bildete sich der Sternenhimmel, in dessen System nach allen Ausscheidungen der anfängliche Flammenball als Centralsonne sich behauptet. — Von dieser Fahrt durch die Weiten des Weltraumes landen wir mit Davis an unserem Sonnensystem und erhalten nun durch ihn eine Beschreibung von der Natur und den menschenähnlichen Bewohnern der einzelnen Glieder desselben. Dabei redet er bereits von 9 Planeten unseres Systems, ehe Le Verrier noch den achten entdeckt hatte. Mit dem älteren Herschel nimmt er 6 Monde von den Uranus an, während unsere Wissenschaft bis jetzt nur 4 constatirt hat.

Die ganze Bildungsgegeschichte der Erde und die Entwicklung der organischen

Natur, bis zu den unmittelbaren thierischen Vorfahren des Menschen, wird erzählt und ein Zusammenhang zwischen den mindesten und den höchsten Gebilden statuirt. Da indeß Davis ein formendes Princip eingeführt hat, so kann er den Fortschritt der Organisationen nicht im Geiste der Descendenzlehre von Darwin denken, sondern er leitet ihn einerseits aus der Einwirkung jenes Principis auf die Materie und andererseits aus der Rückwirkung der gegebenen äußeren Umstände auf dasselbe und auf die bereits bestehenden Formen ab. Die organischen Formen sind ihm Gedanken der Natur, wie die Gedanken Formen des Geistes sind.

Es folgt nun die Beschreibung der ersten Menschen und ihres Aufenthalts, die Darstellung des Ursprungs der Sprache, die zuerst Geberdensprache gewesen und erst allmählig zur Tonsprache sich ausgebildet habe und wovon die letztere, weil sie die Gedanken noch nicht bestimmt habe ausdrücken können, die Quelle aller Mißverständnisse, Uneinigkeiten und Uebel unter den Menschen geworden sei. — Wir begegnen allgemeinen Bemerkungen über die älteste und alte Geschichte, über die Scheidung und Wanderungen der Völker, über die großen Katastrophen, welche die Erdoberfläche durch Erdbeben und Ueberschwemmungen umgestalteten, und über die Entstehung und Entwicklung des religiösen Bewußtseins. Mit Vorliebe verweilt Davis bei der Besprechung des Judenthums und Christenthums und ihren heiligen Literaturen und erweist hier einen beiden Religionsformen abgeneigten, ihren Lehren und ihrem Cultus widersprechenden Geist. Die seltsamsten, oft an die Resultate der modernen Kritik erinnernden Conjecturen über den Ursprung der biblischen Schriften werden vorgebracht und deren Wundererzählungen richtig zu stellen, oder natürlich zu erklären versucht. Irrthümer und Widersprüche tauchen in diesen Erörterungen auf, deren Tendenz offensichtlich dahin geht, die Autorität der biblischen Schriften, namentlich im Punkte der Lehren, zu erschüttern. Vor Allem wird die kirchliche Christologie bekämpft und das Leben Jesu, als ein ganz natürlicher Verlauf mit Abstreifung alles Wunderbaren dargestellt. Nicht minder werden die theologischen Vorstellungen von der Erlösungsmission Jesu abgelehnt und weitere Grundlehren der kirchlichen Dogmatik kritizirt. Jesus steht Davis auf derselben Rangstufe, wie die Stifter anderer Religionen, wie Confucius, Muhamed, Swedenborg, ja wie Holbach und Charles Fourier. Letzterer erscheint ihm sogar als der Größte unter allen und er feiert ihn darum auch mit überschwänglichem Lob.

Davis bezeichnet den Menschen als den Gipfel der Schöpfung und zwar sowohl nach seiner physischen, wie nach seiner psychischen Seite. Nicht der Körper erschaffe und entwickle den Geist, sondern zuerst werde der Geist organisiert und individualisirt und er entfalte erst den Leib als Werkzeug seiner Erscheinung nach Außen. In kurzen Zügen wird eine Psychologie vorgetragen und dabei die Freiheit des Willens nachdrücklichst betont. Im Tode aber sieht Davis den Befreiungsproceß des Geistes von der gröberen Leiblichkeit, den Höhepunkt des irdischen Daseins, zu welchen die einzelnen Lebensalter

nur die Stufen seien. Die Erscheinungen beim Todeskampfe, die man fälschlicher Weise auf Schmerz und Leid deute, seien nur die Symptome unaussprechlichen Entzückens. Der Geist nehme in sein neues Leben aus dem Körper die Empfindung als Hülle mit, um sich aus ihr ein neues Kleid zu weben. Der Tod sei kein Untergang, sondern Emporgang in höhere, seligere Regionen. An dieser Stelle erhebt sich die Sprache des Sehers zu höherem Schwung und fast poetischer Schönheit: „Der Schmetterling entflieht seinem groben und rudimentären Körper, schwingt sich auf zur sonnigen Laube und empfindet sein neues Dasein. Der Thautropfen, der auf der Erde ruht, wird durch die Aufsaugung der Sonne unsichtbar und steigt empor, um sich mit der Atmosphäre zu gesellen und in ihrem Schooße zu ruhen. Der in Wärme und Licht schwellende Tag vertheilt seine Segnungen an die Gebilde der Erde und sinkt zur Ruhe in den Schooß der Nacht. Die Nacht aber ist nur die Botin eines neuen Tages, der zuerst am Horizont gewiegt wird und nachher in seinem Mittagslicht zur vollen Schönheit und lebenspendenden Kraft hervorbricht. Die Blume, sich aus ihrem Samen durch eigenen Drang und durch den Ruf der Sonne entfaltend, glänzt im Schimmer der Farben und wird so zum Bilde des Lichtes und der Schönheit; hat sie aber ihre Vollendung erreicht, so beginnt sie schnell Form, Farbe und Schönheit ihres äußeren Daseins abzustreifen. Ihr Wohlgeruch entflieht und verwandelt sich in verwandte Düfte; aber wenn die Blume auch nicht mehr ist, ihre Schönheit dauert doch im Gedächtniß ihres Beschauers und Bewunderers unauslöschlich fort. Die Blätter, die vom Hauche des Winters gefärbt werden, behalten ihre äußere Schönheit nicht länger; dies ist aber nur die Verkündigung eines neuen Lebens und einer neuen Beseelung, die sich in der Wiederkehr von Blättern und Laub in der jungen Jahreszeit erfüllt. Wie es damit ist, so ist es auch mit dem Geiste. Der Körper stirbt im Außern oder besser: er verändert seine Existenzweise, während der Geist zu einer höheren Wohnung, die seiner Natur und seinen Bedürfnissen entspricht, aufsteigt.“ —

Der von der Erde losgelöste Geist schreitet in seiner Selbstverbollkommenung fort, er hat hintereinander sieben Sphären zu bewohnen, deren Seligkeit als ein idealisirter Widerschein von den Freuden des gegenwärtigen Lebens sich anschaut: „Jeder ist ein unsterbliches Kind des Ewigen und Keiner ist so hoch, daß er nicht das Niedrigste wäre von etwas noch Unentwickeltem. Kein Geist kann zum andern sagen, daß er seiner nicht bedürfe; denn jeder lebt von dem andern, und diese gegenseitige Abhängigkeit bildet gerade die Harmonie und Weisheit aller Dinge.“ Wie im materiellen Universum eine Centralsonne Alles erleuchtet und ernährt, so ist in jener höhern Welt Gott die Sonne, welche Licht und Glück in die Geister sendet. In einen teleologischen Optimismus, wonach jedes Ding ein nothwendiges und vollkommenes Glied in dem Riesenleibe Gottes ist, klingt diese Weltanschauung aus, von deren Anerkennung und Verbreitung Davis die moralische Hebung des Menschengeschlechts und die Aufrichtung einer neuen und glücklichen Ordnung

der Gesellschaft erwartet. Dieser Aufgabe ist endlich der letzte Theil des Werkes gewidmet, worin der Autor die Tendenzen des Socialismus vertritt und dessen Sprache gegen die bestehenden Mißstände führt. Der Reichtum gehöre von Rechts wegen Denen, die ihn erzeugen, nämlich den arbeitenden, heute aber armen, gedrückten und unwissenden Classen; die ganze Gesellschaft sei desorganisirt, in lauter selbstsüchtige, gegen einander anstrebende Interessen aufgelöst; die universale Industrie, wobei der Einzelne weniger zu arbeiten hätte und bei gleichmäßiger Vertheilung des Gewinnes doch mehr einnähme, müsse eingeführt, ein Staat nach dem Vorbilde des Bienenstaates, wo die faulen Drohnen nicht geduldet würden, aufgebaut, kurz, Fourier's Idee von der allgemeinen Association und Harmonie realisirt werden. Dann sei die Ära des Friedens und des allgemeinen Glückes, das tausendjährige Reich, begründet. „Dies Zeitalter ist nahe; der Gerichtstag, an dem die Weisheit herrschen wird, wird bald kommen, und diese wird Unwissenheit, Irrthum, Vorurtheil und Fanatismus von der Erde verbannen. Eine allgemeine Revolution ist im Ausbruch begriffen; sie ist bereits entzündet, und die Weisheit wird die Funken zur Flamme ansachen und diese wird allen Streit und alle Sünde verzehren; Alle werden gereinigt, erhaben und glücklich aus ihr hervorgehen. Dieses ist die Flamme der Liebe — die verzehrende Rache der Wahrheit und Güte!“

Im November 1846 hatte Davis sein Buch vollendet, ein Jahr darauf wurde es publicirt. Ein großes Interesse wandte sich ihm sogleich zu, und so mag es bis auf heute an 40 Auflagen erlebt haben. Von nun an wollte Davis auch während des normalen, wachen Zustandes im Besitze eines Lichtes sein, vermöge dessen er ohne jedes vorhergängige Studium mit allen Wissenschaften vertraut wäre und über die verschiedensten Gebiete derselben, Werke aus sich heraus zu verfassen vermöchte. Ja, er behauptet, daß er aus Büchern, die er nie gelesen und von denen er nie gehört, große Citate wörtlich anführen könne. Zahlreich sind die größeren und kleineren Schriften, welche Davis seinem ersten Buche folgen ließ; bis zum Jahre 1872 waren es mit diesem zusammen 27 Werke, fast alle mehrmals aufgelegt. Seine bedeutendste Leistung dürfte aber die in 5 Bänden vorliegende „Große Harmonie“ sein, eine Art von System der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung praktischer Fragen und Aufgaben. In dem ersten Bande dieses Werkes, betitelt „der Arzt“, welcher im Jahre 1850, also vier Jahre nach dem Abschluß der „Principien der Natur“ erschien, und den Davis demnach in einem Alter von 23—24 Jahren verfaßte, tritt uns dieser bereits als ein, wenn auch phantastischer, doch gereifter Schriftsteller entgegen, der über ein, bei ihm immerhin staunenswerthes naturwissenschaftliches und medicinisches Wissen verfügt, scharfen Verstand und philosophischen Geist, dessen Constructionen oftmals an Oken erinnern, nicht vermissen läßt und insbesondere auch in formeller Beziehung, durch klare Darstellung und schöne Sprache sich auszeichnet. Das Buch beginnt mit der Darlegung der großen Harmonie im Universum,

betrachtet den Menschen als den Concentrationspunct aller Kräfte, hebt seine über die irdische hinausreichende Bestimmung hervor, erinnert ihn aber auch zugleich an seine irdische Aufgabe. „Gewiß, jeder Vogel hat sein Lied zu singen, jede Blume hat ihre zarte Mission, jeder Dichter seine Lehre vom Guten und Schönen, jeder Philosoph seinen Beitrag von Entdeckungen und jeder Prediger seine richtigen Belehrungen. Ein Jeder ist der Messias irgend eines großen Gedankens und wird ihn ausathmen, ehe er diese Form verläßt.“ In fünf Abtheilungen folgt nun eine Philosophie der Gesundheit und Krankheit, welche Zustände mit der moralischen Beschaffenheit der Seelen in Zusammenhang gebracht werden; eine „Philosophie des Schlafes und Todes“, schließlich eine „Philosophie der Heilung“. Dieses letzte Buch eröffnet sich mit bitteren Vorwürfen gegen den Stand der Ärzte und Gelehrten, die ihre Mission nicht erfüllen, geht hierauf zur Kritik der verschiedenen Heilmethoden über und spendet darunter nur der Hydropathie volle Anerkennung; bringt einen Katalog der Krankheiten und gibt Heilmittel an, und entwickelt dabei eine Therapie, die sowohl physischer wie moralischer Art sein soll und vor allem in Prophylaxis und Diät besteht. Schließlich verfällt Davis wieder in den Ton des Apokalyptikers, der die Herrschaft der Weisheit in der Welt und mit ihr das allgemeine Glück reifen sieht. Im zweiten Theil der „Großen Harmonie“ im „Lehrer“ berührt uns die Auffassung und Schilderung der rechten Ehe wegen ihrer Innigkeit und hohen Idealität ganz besonders sympathisch. „Jeder Mensch hat irgendwo einen ihm von Ewigkeit bestimmten Gefährten, den er einst finden wird und den findend er die wahre Ehe schließt. Keine Ceremonie, kein Gelöbniß, keine geschriebene oder gesegnete Uebereinkunft kann in Wahrheit verbinden, was innerlich und ewig bereits geeint ist, und ebenso wenig vermag irgend welche Feierlichkeit zu verbinden, was innerlich auf ewig geschieden ist.“ In der sich offenbarenden Harmonie und Sympathie der Seelen liege der Beweis, daß die für einander Bestimmten sich wirklich gefunden haben. „Jedes Herz schmachtet nach dieser heiligen und schirmenden Liebe, die keine Unbeständigkeit kennt und bei den Wechselfällen des Lebens nicht schwankt, sondern stets erstarbt, in Krankheit und Gesundheit, in der Jugend wie im reiferen Alter, in Glück und Trübsal; eine Liebe, die jene edlen und schönen Seeleneigenschaften an den Tag bringt, die die unterscheidenden Merkmale zwischen den Geschlechtern bilden und den starken Mann und das milde Weib kennzeichnen.“ Obwohl Davis in diesen Sätzen die prädestinirte Seelenehe lehrt und das Recht der Seelengemeinschaft gegen das äußerliche und conventionelle Band der bürgerlichen Ehe vertritt, will er daraus doch nicht die ärgerliche Consequenz ableiten wissen, daß einmal verbundene Gatten nach ihrem prädestinirten Gefährten zu suchen anfangen und, sobald der Mann seine „Seelenbraut“, die Frau ihren „Seelenbräutigam“ gefunden zu haben wähnte, sich scheiden und die neue „Seelenehe“ eingehen, ein Unfug, der bekanntlich in Nordamerika häufig genug sich ereignet.

In seinen Vorlesungen hatte Davis bereits angefügt, daß für die allernächste Zeit die Manifestation von Geistern zu erwarten sei. Diese Prophezeiung ließ nicht lange auf sich warten, die Erfüllung welcher in allen diesen Dingen Betrug wittern wollte, sich derjenige, neigen konnte, daß zwischen Prophezeiung und Erfüllung eine sehr menschlicher Causalnexus bestand. Es geschah im März 1848, in einem Hause zu Hydesville bei New-York zuerst in Gegenwart eines jährigen Mädchens, Kate Fox, hierauf auch in Anwesenheit ihrer zwölfjährig-jährigen Leah sich unerklärliche Klageklänge vernehmen ließen, durch welche man dieselben allmählig als Signale zu deuten begonnen hatte, im welchem Hause genau eine Stelle angegeben wurde, an welcher 6—7 Fuß tief der Tische ein menschliches Skelett lag. Auch der Name des Todten wurde ermittelt, und es stellte sich bei genauerer Nachforschung heraus, daß eine solche Person vor 5 Jahren zum Besuche hier gewesen und spurlos verschwunden war. Die Zeichen erklärten weiter, daß der Verstorbenen sie selbst veranlasse. Zunächst wurde die Familie Fox des Betruges bezüchtigt, hierauf prüften drei Comités, bestehend aus zuverlässigen Personen, die Vorgänge und überzeugten sich von ihrer Thatsächlichkeit, ohne eine Erklärung dafür finden zu können. Die Klöpfel ertönten auch dann noch an der Mauer und auf dem Fußboden, als die zwei Medien, nachdem sie von Frauen vollständig untersucht worden waren, „auf Knien barfuß und mit fest rings um die Knöchel gebundenen Kleidern“ standen. Im Berichte des dritten und am meisten skeptischen Comité's wurde besonders hervorgehoben, daß bei diesen Erscheinungen weder Maschinerie noch Betrug gespielt hätte und daß Fragen, von denen viele nur in Gedanken gestellt worden, richtig beantwortet worden seien. Man erinnerte sich nun an Ereignisse ähnlicher Art aus früherer Zeit, längst zu den Ammenmärchen geworfene Geschichten wurden wieder aufgetischt, darunter auch die Vorgänge im Hause des Pfarrers Samuel Wesley zu Egworth in England, des Vaters von John Wesley, dem bekannten Stifter des Methodismus, und ebenso die Beobachtungen, die hervorragende französische Gelehrte, wie Arago und Andere, mit dem vierzehnjährigen Bauernmädchen Angelique Cottin aus der Normandie gemacht haben wollten und wonach deren bloße Gegenwart in einem Zimmer ausgereicht haben sollte, alle Meubel in Bewegung zu setzen. Als während des vorigen Jahrhunderts zu Debisdorf ein ähnlicher Spuk hauste, äußerte selbst Lessing gegen Feijewitz: „Bei dieser Geschichte geht uns beinahe alles Latein aus.“

Die Vorkommnisse mit den Wiffes Fox wirkten ansteckend, eine Menge von Personen wollten im Besitze ähnlicher Kräfte sein und in 2 bis 3 Jahren war die ganze Union von diesem Glauben an Geistermanifestationen so gewaltig aufgeregt, daß eine Reihe von intelligenten Männern in New-York — Richter, Senatoren, Doctoren, Rechtsgelehrte, Kaufleute, Geistliche, Schriftsteller u. A. — es für geboten erachteten, der Sache durch eine exacte Untersuchung auf den Grund zu gehen, und zu diesem Zwecke eigene Circel schufen. Zimmer wunder-

licher aber klangen die Berichte von den spiritistischen Phänomenen; die ganze mechanische Naturanschauung schien zu einem Spott von Klopfsgeistern herabsinken zu sollen; bisher kaum erhörte Formen des Aberglaubens tauchten massenhaft empor; man fühlte sich von einer Geistesepidemie der unheimlichsten Art umfassen, wogegen, wie selbst das Beispiel großer Naturforscher zeigte, es so wenig wie gegen ein physisches Miasma ein Präservativ zu geben schien. Manch ungläubiger Saulus, der mit lautem Hohn an die Beobachtung gegangen war, kam als bekehrter Paulus, als glühender und fanatischer Vertreter der Sache zurück, die Zahl der Spiritualisten wuchs in's Ungeheure und die Propaganda konnte nur steigen, als so hervorragende und berühmte Männer, wie Richter Edmonds, der ehemalige amerikanische Gesandte in Neapel, Robert Dale Owen, der Geschichtsschreiber und Gesandte Bancroft, die Dichter Cooper und Bryant, die Professoren der Chemie Mapes und Hare, Horace Greeley u. A. zu ihnen übergingen. Hare, der als Naturforscher ein Ansehen wie Liebig genoß, unterstellte, nachdem er auf Grund seiner eigenen Beobachtungen Faraday's Erklärung von der Ursache der Tischrüderei und dessen, was damit zusammenhängt, nicht mehr ausreichend erfand, die räthselhaften Erscheinungen einer strengen experimentellen Prüfung und construirte zu diesem Zweck einen Apparat, der zunächst seine Voraussetzung, daß hier nur die Kraft der bei den Versuchen theilgenommenen Personen im Spiele sei, erweisen sollte. Aber er fand sich in dieser Erwartung getäuscht, die Experimente schienen ihm den Schluß auf das Eingreifen noch anderer Kräfte aufzunöthigen, und so verfiel er leider allzurasch dem Glauben an die Einwirkung einer uns umgebenden unsichtbaren Geisterwelt, von der er sich bald auch Offenbarungen über die Zustände eines künftigen Lebens gefallen ließ. Eine dieser Geisterbotschaften lautete: „Meine Wohnung besteht aus einer Reihe von Zimmern, die höchst anmuthig mit Gemälden und Statuen und den elegantesten Erzeugnissen der geistigen Kunst geschmückt sind. Jedes Individuum kann seine Wohnung seinem eigenen besondern Geschmack oder seiner Phantasie entsprechend haben. Je verfeinerter und erhabener der Geist ist, desto verfeinerter und schöner ist das Haus oder die Heimath, die er bewohnt.“ — Nach den Angaben von Wallace gab es bereits im Jahre 1870 in der Union 20 Staatsassociationen und 105 Gesellschaften, die sich mit dem Problem des Spiritismus beschäftigten, dazu 207 Vorleser und ungefähr ebensoviel öffentliche Medien. Heute hat sich die Zahl der letzteren wohl mehr als verdoppelt und es gibt keine Art menschlicher Bedürftigkeit, wofür sie sich nicht als hilfreiche Genien zur Verfügung stellen. Die Mediumnität soll in einer besondern Disposition des Organismus bestehen, wonach aus demselben ein äußerst sublimen Fluidum ausströmt und sich unsichtbar anwesenden Geistern als Mittel zu Wirkungen und Erscheinungen in der sinnlichen Welt darbietet. Diese Eigenschaft, die zuerst nur in der Erzeugung von Klopflauten, Tischrücken u. sich bethätigt und methodisch zu immer erstaunlicheren Leistungen fortgebildet werden kann, florirt gegenwärtig in der Union und in England als ein sehr lucrativer

Geschäftszweig. Des Artikels der Geistermanifestationen bemächtigte sich dort wie hier die Speculation und so verdunkelte, entstellte und discreditierte maßloser Schwindel auf der einen und wahnwitziger Aberglaube auf der andern Seite den reellen Kern, der etwa in diesen seltsamen Vorgängen stecken mag. Im Annoncentheil des in Boston erscheinenden „Banner of light“ kündigen sich männliche und weibliche Individuen an, die aus eingesandten Haaren und Handschriften Krankheiten, Charakterzüge, ja ganze Lebensgeschichten diagnosticiren wollen, die durch magnetische Briefe heilen und auch verschlossene Briefe lesen; dann Astrologen, die alle Fragen beantworten und die Zukunft enträthseln; dann Medien, wie Mrs. Danstons, durch welche der vor 50 Jahren gestorbene Dr. Rush ordinirt und seine seit dieser Zeit im Geisterreich erworbenen medicinischen Erfahrungen zum Heile der Menschheit mittheilt. Mineralruthe für Metallsucher und Schatzgräber werden ausgeschrieben; ganz besonders aber wird das Blanchette, nämlich der sogenannte Psychograph, als unentbehrlich für jeden Familienkreis, der mit verstorbenen Verwandten und Freunden Correspondenzen unterhalten will, empfohlen. Zahlreich sind die Anzeigen von spiritistischen Meetings. Diese Meetings tragen das Gepräge einer gottesdienstlichen Feier, beginnen mit Gebeten und frommen Gesängen, worin die guten Geister zur Theilnahme aufgefordert werden, und schließen mit Dank gegen sie. Es begegnet uns eine seltsame, bald mit wissenschaftlichem Anstrich auftretende, bald aber schon dem Titel nach völlig phantastische und abenteuerliche Literatur, die zum Theil sogar überirdischen Ursprungs sein will, wie z. B. die Vollendung des Romanes „The mystery of Edwin Drood,“ welche Charles Dickens, dessen fruchtbare Feder auch noch im Geisterreich nicht zur Ruhe gelangen kann, durch ein Medium dictirt haben soll, oder die Geschichte des Prinzen Hased von Persien, der auf gleichem Wege seine diesseitigen wie jenseitigen Erlebnisse zum Besten gibt.

Das Hauptorgan des amerikanischen Spiritualismus oder wie der Titel des Blattes selbst pomphaft ankündigt, der spiritualistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts ist der eben genannte „Banner of light“, der bereits in 43 Folianten als eine uner schöpfliche Fundgrube alles menschlichen Aberglaubens vorliegt. Metaphysische, psychologische, ethische, theologische und naturwissenschaftliche Artikel wechseln darin mit Correspondenzen über die Resultate spiritistischer Sitzungen und unter diesen Resultaten sind besonders häufig die Botschaften aus dem Geisterreich, worin mit Hilfe der Medien abgeschiedene Personen sich nach Namen und irdischer Herkunft vorstellen und ihre Lebensgeschichte mittheilen. Zudem die Redaction die Publication dieser Offenbarungen an das Publicum besorgt, wünscht sie, daß dieselben durch etwa noch lebende Angehörige und Freunde verificirt werden möchten. Der Banner of light ist indeß der besonnenen Richtung der Spiritualisten selbst ein Greuel und wird von ihnen, wie dies neuestens wieder Daniel Home gethan hat, auch öffentlich desavouirt. Daß trotz dieser Extravaganzen des Betrugs und der Phantasterei noch so viele ernste, klare und wissenschaftlich

gebildete Köpfe an der Sache halten und für dieselbe Zeugniß ablegen, ist doch kaum anders erklärlich, als daß sie durch zwingende Thatfachen gewonnen worden sind. Erst im vorigen Jahre ließ sich Dr. Bloede aus New-York, ein verdienter politischer Schriftsteller, dem nach dem Urtheile der Redaction der „Gegenwart“ ein wissenschaftlich-gebildetes Urtheil nicht abgesprochen werden könne und der ein Anrecht auf Vertrauen besitzt, dahin vernehmen: „Der Spiritualismus ist nicht Theorie, Speculation, metaphysische Träumerei, seine Grundlagen sind Thatfachen und das Experiment. Der Anspruch, welchen der moderne Spiritualismus auf Grund dieser erhebt, ist: daß die neue „Geistkunde“ zu einem integrierenden und abschließenden Theile der Naturwissenschaft erhoben und entwickelt werde . . . Obgleich er schon hundertmal von Außen und Innen vernichtet worden ist, ist der Spiritualismus aus allen Kämpfen, auch den schwersten mit sich selbst, mit stets erneuter Kraft hervorgegangen und hat damit den besten Beweis abgelegt, daß er in sich selbst die Fähigkeit der Reinigung und Erneuerung besitzt, welche der Wahrheit und der Wahrheit allein innewohnt. Alles, was der Spiritualismus jetzt von seinen Gegnern verlangt, ist — Gerechtigkeit.“ — Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft von Ärzten zu machen, welche weder von Gott noch von einer unendlichen Fortdauer der menschlichen Seele etwas wissen wollten und doch tiefüberzeugte Spiritisten waren. Was kann solche Männer, die kein metaphysisches Dogma und kein Herzensbedürfniß zu einem Glauben, der seine Befenner vor der großen Welt zu Narren stempelt, prädisponirte, gleichwohl für denselben eingenommen haben? Es hieße daher das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man mit jenem Schwindel und jenen Ungeheuerlichkeiten die ganze Sache von vornherein verwerfen wollte. So lagen auch Astronomie und Chemie eine Zeitlang in den phantastischen Windeln der Astrologie und Alchemie, sie warfen aber allmählig diese Hülle ab und erstanden zu den glänzendsten Wissenschaften. Vielleicht haben wir es im Spiritismus mit der Beobachtung bisher unbekannter physischer und psychischer Kräfte zu thun, deren sichere Feststellung und deutliche Erkenntniß unsere Einsicht in das Leben der Natur und des Geistes vertiefen würde. —

Die Verbreitung des Spiritismus in Europa dürfte vorzugsweise auf den Schotten Daniel Home zurück zu führen sein. Derselbe wurde schon als Kind von Visionen heimgesucht und sollen ihm seine Spielsachen von selbst zugeflogen sein. Zehn Jahre alt kam er nach Amerika und scheint dort noch eine Schule in den Künsten des Spiritismus durchgemacht zu haben. Bei seiner Rückkehr nach Europa uundrängte ihn die hohe und allerhöchste Aristokratie. Insbesondere in den Tuilerien, bei Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie, war er ein gefeierter und angestaunter Gast. Hier soll es während einer Sitzung geschehen sein, daß eine Geisterhand erschien und mit einer auf dem Tische liegenden Feder auf ein Blatt Papier den Namen „Napoleon“ mit den Schriftzügen des großen Napoleon schrieb. Der Kaiser bat die Hand küssen zu dürfen und diese wanderte an seine Lippen und an

die Lippen der Kaiserin. Home's Gegner erklärten später die ganze Geschichte für erfunden, Home aber beruft sich zum Erweis der Wahrheit auf die That-
sache, daß er den Vorgang viele Jahre vor dem Tode Napoleons III. bekannt gemacht und dieser sie nicht dementirt habe. Ähnliches soll Kaiser Wilhelm bei einer Sitzung mit Home in Baden-Baden erlebt haben, wo sich ihm die rechte Hand des Kaisers Nikolaus mit den Ringen, die dieser daran zu tragen pflegte, gezeigt hätte. Im Jahre 1857 war Home in Rom zur katholischen Kirche übergetreten. Als ihn Pius IX. gläubig vor seinen Füßen knien sah, reichte er ihm das Crucifix mit den Worten zum Kusse: „Dies ist unser Zauberstab.“ —

Napoleon III. war theils aus eigener Inclination des Gemüths theils aus socialpolitischen Erwägungen ein Gönner des Spiritismus. Er hielt dafür, daß derselbe den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele wieder stützen und insoferne gerade für die Beruhigung und Niederhaltung der proletarischen Bevölkerung sehr nützlich wirken könne. Seit Mesmers und Buissegur's Auftreten waren in Paris und Frankreich die magnetischen Circel nicht mehr ausgestorben; besonders der Adel und die vornehme Welt beschäftigte sich gerne mit den Wundern der Somnambulismus. Die neue Magie des Spiritismus, welche die letzteren nur fortsetzte und steigerte, fand daher auch hier ein sehr empfängliches Publicum. Vor allem aber waren es der Baron Gûldenstube und der Pädagog Hippolyt Rivail, eine düstere bretonische Natur, die sich mit größtem Eifer der räthselhaften Sache hingaben, sie methodisch und experimentell cultivirten und schließlich zu einem religiös-philosophischen System fortbildeten. Gûldenstube schrieb eine „Positive Pneumatologie“, worin er seine Entdeckung der directen Geisterschrift, die er in mehr als 2000 Versuchen und vor mehr als 250 Zeugen, unter denen sich die besten Namen der französischen Gelehrten- und Schriftstellermwelt sowie auch andere Personen von Distinction befanden, constatirt haben will, zur Mittheilung bringt. Vor aller Augen und zwar auf einem Papier, welches, um den Verdacht einer vorgängigen chemischen Präparation auszuschließen, jeder Beobachter selbst mitbringen konnte, sollen Aufzeichnungen entstanden sein, welche nach Form wie nach Inhalt entweder von verstorbenen Verwandten und Freunden der Anwesenden oder von den Geistern, die sich in der Unterschrift namhaft machten, herzurühren schienen. Unter anderen wurde in Trianon auch eine Schrift von Marie Antoinette erhalten, deren Identität mit den Zügen, die die Königin im Leben schrieb, dadurch festgestellt wurde, daß man dieselbe mit ihren Unterschriften verglich, welche noch in ein paar Befehlen für die Ausführung von Gobelinstapeten aufbewahrt worden sind. Doch der größere Mystagoge und Prophet des Spiritismus in Paris war Hippolyt Rivail, unter dem Pseudonym Allan Kardec bekannt. Er gründete eine eigene Schule und Secte, in der die unheimliche Kunst der Nekromantie methodisch und technisch gepflegt wird und zu welcher sich nicht etwa nur geistesbeschränkte und düstere, sondern auch gebildete, im Leben sonst kritische, heitere und

angenehme Menschen halten. Im Ganzen aber stehen diese Kreise in dem begründeten Verruf größter Leichtgläubigkeit. Jeder Betrüger hat in ihnen leichtes Spiel, denn ihn unterstützt schon von vornherein die hier vorherrschende Sucht nach dem Wunderbaren. Am meisten wird hier das Experiment der sogenannten transitorischen Beseffenheit betrieben, wobei nämlich, entsprechend der Reincarnations-Theorie des Meisters, abgestorbene Seelen auf kurze Zeit in ein anwesendes Medium fahren und durch dasselbe in eine Conversation mit den Anwesenden eintreten sollen. Diese Vorgänge machen theils einen komischen theils aber auch einen höchst peinlichen Eindruck, wenn die angeblich Beseffene in Convulsionen geräth und in gellenden Aufschrei ausbricht, endlich nach vollendeter Operation auf's Neueste erschöpft zusammenfällt. Die künstlich gepflegte Nervenregung muß auf den Organismus zerrüttend wirken und dürfte zu geistigen Störungen disponiren.

Allan Kardec hat in fünf Schriften, welche für die Fundamentalwerke des Spiritismus gelten, das ganze Gebiet desselben ausführlich dargelegt und ähnlich wie Davis eine phantastische Speculation, der es auch an tieferen Ideen nicht fehlt und die namentlich von ethischen Gesichtspunkten bestimmt wird, geschaffen. Alle diese Schriften sind in zahlreichen Auflagen weit verbreitet und zum Theil auch in fremde Sprachen übersezt. Von Allan Kardec rührt auch der Name „Spiritismus“ für das ganze Gebiet dieser seltsamen Erscheinungen her, während die Amerikaner und Engländer dafür die Bezeichnung „Spiritualismus“ festhalten. Sein grundlegendes Buch (*Le livre des Mediums ou Guide des Mediums et des évocateurs*) erörtert die verschiedenen Formen der angeblichen Geistermanifestationen, die Mittel, mit der unsichtbaren Welt zu verkehren, die Anleitung zur Entwicklung der Mediumnität und die Schwierigkeiten und Mißgriffe, denen man in der Praxis der Spiritismus ausgesetzt ist. Das zweite und dritte Buch (*La genèse, les miracles et les prédictions selon le Spiritisme* und „*Le livre des esprits*“) bilden zusammen ein Ganzes, in ihnen ist Kardec's System entwickelt. Dasselbe beginnt mit dem Erweise der Existenz Gottes als der höchsten Intelligenz, anerkennt nur ein moralisch Böses, das aus dem Willen des Menschen stammt und zuletzt dem Menschen selbst so peinlich wird, daß er im Guten wieder eine Zuflucht sucht, und bespricht hierauf die Entwicklung der Natur bis zum Menschen hinauf: die niedrigsten organischen Formen sollen durch *generatio aequivoca* entstanden sein und sich aus ihnen die höheren allmählich und langsam hervorgebildet haben. Doch walte in der organischen Natur über den Kräften der Materie auch noch ein Princip des Lebens. Seiner physischen Seite nach hänge der Mensch mit der Thierwelt zusammen, aber nur bis hierher gingen Materialismus und Spiritismus gemeinsam; jetzt müsse der Erstere Halt machen, während der Andere noch weiter zu schreiten vermöge und eine neue Welt entdecke. Der Geist des Menschen stamme nicht aus der Entwicklung der Materie, er sei auch nicht mit dem Lebensprincip identisch, sondern er komme von Gott. Zugleich mit der materiellen Welt habe Gott von Ewigkeit

her auch die Geister geschaffen und er schaffe sie fortwährend. Bevor unsere Erde existirte, wäre der Weltraum bereits mit geistigen Wesen von allen Rangstufen erfüllt gewesen, beginnend mit denen, die erst ihren Weg durch's materielle Leben zu machen hatten, bis hinauf zu den reinen Geistern oder Engeln. Vollkommen sei kein Geist geschaffen, jeder habe sich erst vollkommen zu machen. Die Geister sollten in die Materie hinabsteigen, auf sie wirken und, indem sie dieselbe dadurch höher entwickelten, sich dabei zugleich selbst in ihren eigenen Fähigkeiten und Kräften fortbilden. Der Körper sei nur das Gefäß des Geistes, mit dem dieser durch ein ihm innewohnendes, aber doch halb materielles Fluidum, genannt Perisprit, zusammenhänge. Dieses Fluidum knüpfe ihn an den Keim im Moment der Befruchtung mit unüberstehlicher Gewalt, und so beginne er darin gleichsam zu wurzeln und mit dem Organismus zu wachsen, und erst, wenn dieser sterbe, gewinne er seine Freiheit wieder. — Es wird unentschieden gelassen, ob die Geister nicht zuerst in Thierleibern sich incarniren und wir daher nicht in den Thierseelen künftige Menschenseelen zu betrachten haben. Hierauf ist von der Unsterblichkeit der Seele, von der Beschaffenheit der jenseitigen Geister und ihren Beziehungen zu den Menschen umständlich die Rede. Mit der Loslösung von seiner materiellen Hülle bleibe der Geist sich zwar selbstbewußt, aber er verliere die Erinnerung an seine Vergangenheit und nur die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die er in derselben ausgebildet und erworben habe, seien noch in seinem Besitze. Höchstens, daß vielleicht Ereignisse seiner Vergangenheit wie ein flüchtiger Traum an ihm noch vorüberschwebten. Der Geist verharre aber in seiner Identität mit sich, er bleibe derselbe, der er gewesen vor und während der Incarnation; die Incarnation sei nur eine besondere Phase seiner Existenz. Zurückgekehrt in die Welt der reinen Geister erwäge und bilde er fort den Gewinn, den ihm sein Erdenleben gebracht habe. Sei er aber nicht bis zu jener Stufe emporgestiegen, wo er würdig sei, in einer höheren Welt eine höhere Incarnation anzunehmen, habe er für sich auf Erden noch weitere Errungenschaften zu machen, noch eine Mission für sich und Andere zu erfüllen, so müsse er abermals auf dieselbe zurückkehren und das Veräumte nachholen, er verfalle der Reincarnation. Die Reincarnation sei aber keineswegs als Strafe, sondern als gütige Veranstaltung Gottes zu Höherbildung des Geistes zu betrachten. Von des Geistes eigener sittlicher Thatkraft hänge es ab, ob und wie oft er wiederkehren müsse oder ob er des Materiellen immer mehr entledigt, in einer bessern Welt incarnirt werde, um in ihr bis zu jener Stufe des Fortschritts zu gelangen, wo er in das Reich der reinen Geister eingehen, sich des höchsten Glückes erfreuen und an den Rathschlüssen und der Weltregierung des Allmächtigen als Diener theilnehmen dürfe. So fänden fortwährend Einwanderungen von der geistigen in die körperliche Welt und Auswanderungen aus dieser in jene statt, wie eben Geburt und Tod sich unaufhörlich ereignen.

Die Reincarnationstheorie bildet den eigentlichen Centralgedanken von

Allan Kardec; mit ihr erneuert er die uralte Lehre von der Seelenwanderung, zu welcher sich zuletzt auch noch Lessing bekannte. Und wie schon die alten Religionen und Philosophen diese Idee zur Theodicee, zur Rettung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung und zur Lösung der mannigfachen verwirrenden Räthsel des menschlichen Daseins zu verwehren wußten, so geschieht es auch bei Kardec und zwar mitunter in überraschend geistvoller Weise. Aber sie wird für ihn und seine Anhänger zugleich die Verlockung zu dem Spiele einer von dem Leitbilde des Verstandes losgelassenen Phantasie. Im weiteren Fortgange seiner Entwicklungen verwirft Allan Kardec die kirchliche Auffassung vom Wunder und setzt an ihre Stelle die Annahme einer beständigen, gleichfalls nach festen Gesetzen der Weltordnung sich vollziehenden, also natürlichen Einwirkung der Geister in den Bereich unserer Sichtbarkeit; mit andern Worten: er sucht die spiritistischen Phänomene als in den allgemeinen Causalnezzus aufgenommen darzustellen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Autor in das Detail seiner physikalischen und psychologischen Ansichten folgen; nur um seine Stellung zum Christenthum zu zeichnen, sei noch hervorgehoben, daß er größer von dem Gründer desselben denkt, als Davis; Jesus erscheint ihm als ein höherer, von Gott gesandter Geist, dessen außerordentliche Thaten von den Erfahrungen des Spiritismus aus zugestanden, aber nach den Hypothesen desselben erklärt werden. In einer Art von Commentar zu den Evangelien soll der Spiritismus nicht als eine Negation, sondern nur als das reifere Verständniß der Lehre des Christenthums aufgezeigt werden. Schließlich fehlt es auch bei diesem Autor nicht an apokalyptischen Hoffnungen und Ausblicken auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts auf Erden, und wird deren Beginn bereits von dem Auftreten und der Verbreitung des Spiritismus an datirt, da mit ihm zuerst eine moralische Erneuerung der Menschheit eintreten und daran von selbst eine große sociale Reform sich knüpfen müsse. Das vierte Werk (*L'Évangile selon le Spiritisme*) wendet sich den moralischen Lehren Jesu zu und legt ihre Uebereinstimmung mit der Ethik des Spiritismus dar. Einen wahrhaft unheimlichen Eindruck aber macht das fünfte Buch (*Le ciel et l'enfer*), wo die Zustände verkürter und verworfener Geister geschildert und zuletzt die Citationen mehrer derselben mitgetheilt werden.

Zu den glühendsten Anhängern von Kardec gehörte früher auch der Astronom Camille Flammarion. Derselbe hielt dem Meister im Jahre 1869 eine begeisterte und pietätsvolle Grabrede, will aber heute, obschon er die Realität des Spiritismus noch immer nicht in Zweifel zieht, von dieser seiner Jugendschwärmerei nicht gerne mehr hören. Bald nach Kardec's Tod ereignete sich der komische Vorfall, daß ein von ihm selbst hochgeschätztes Medium Morin ein reumüthiges Bekenntniß des Verstorbenen über die Herrschsucht und den Hochmuth, womit er erleuchtete Personen vom Spiritismus zurückgestoßen und dessen Verbreitung gehindert habe, erhalten haben wollte. —

Großes Erstaunen mußte es erregen, als der große Mathematiker Babinet,

welcher bislang behauptet hatte, daß der Wille nicht die Epidermis überschreite, aus seiner eigenen Erfahrung bestätigte, daß sich auf seinen Befehl ein Tisch vom Boden in die Luft erhoben habe. Es sind überhaupt manche hochgefeierte Namen in Frankreich und Paris, die mehr oder minder zu den Gläubigen zu zählen sind, so z. B. Victor Hugo, Louis Blanc, der Lustspielsdichter Sardou und manches angesehenes Mitglied der Linken in der Nationalversammlung zu Versailles. Gewiß ist, daß der Spiritismus in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft gepflegt wird, in den vornehmsten Salons nicht minder, wie in den Kammern der Dubriers von Belleville und Bilette. Ja, es gibt hier Personen, denen er zu einer Art von Sport geworden ist; wie ich denn selbst einen reichen Grafen aus der Havannah kennen lernte, der sich um das Honorar von 3000 Franken jährlich ein eigenes Medium zum Privatgebrauche hält und der in seinem Vertrauen auf dasselbe selbst dann nicht erschüttert werden konnte, als es wegen unzweifelhaften Betruges gerichtlich verurtheilt wurde. — Mehrere Revuen und eine Menge von Schriften, deren Zahl sich fortwährend vermehrt, beschäftigen sich auch in Frankreich mit der mysteriösen Kunst und Wissenschaft.

Die Reincarnationstheorie fand in Oesterreich-Ungarn an Adelpa von Bay eine Vertreterin. Die schöne Gräfin ist ein interessantes psychologisches Räthsel; bei ihr, als einem gebornen Dichter, könnte man Wesen und Wirksamkeit der Phantasie und die Gesetze, nach welchen dieselbe wie in einer Art von natürlichem Wachsthum ihre Gebilde entstehen läßt, studiren. Aber die Phantasie steht bei ihr im Dienste eines wunderbaren Ahnungsvermögens, dessen Schöpfungen sich wieder unmittelbar in das Sinnessystem projeciren und zu symbolischen Bildern verdichten. Auch im wachen Zustande der Nacht der Traumphantasie verfallend, dichtet Frau Adelpa ganze Romane und schreibt sie ohne Reflexion auf, ähnlich wie beim Schlafwandeln eine unbewußte Vorstellung zur Handlung treibt. Die religiösen Vorstellungen ihrer Jugend und später im Verkehr, oder aus der Lectüre eingefogene Ideen, verwebten sich in ihrem Geiste zu einer ihr selbst nicht vollbewußten Conception, die sich plötzlich triebartig gestaltete und nach Aeußerungen drängte. Diesem Impulse folgend und die blitzartig aufleuchtenden Gedanken schriftlich festhaltend, nahm die Gräfin ihren eigenen ideellen Besitz als Inspiration und Dictat fremder Geister und sie that dies im guten Glauben, da ja dieser Besitz in ihrer Seele ein mehr unbewußtes Depositum war. So erklärt sich psychologisch die Entstehung ihres Buches „Geist, Kraft und Stoff,“ das sie unter besonderer Leitung von Buddha, der Jungfrau Maria und dem Märtyrer Laurentius im Jahre 1869 innerhalb 36 Tagen verfaßt haben will und das sie nun als „eine heilige Gabe“ und in dem sicheren Gefühl hierin nur nach Gottes Willen zu handeln, publicirte. In dieser verworrenen Schrift sollen die Tiefen der dreieinigen Gotttheit, die Geheimnisse der Schöpfung und die Schicksale der Geisterwelt aufgedeckt werden. Zuletzt verläuft sich die ganze Offenbarung in eine so dunkle Zeichen- und Zahlenmystik, daß selbst ein so

freundlicher Beurtheiler, wie Franz Hoffmann, darauf verzichtet, Klarheit in dieselbe zu bringen. Die Gräfin Bay erzählt in ihren „Studien über die Geisterwelt“ wie sie und ihr Mann Medien geworden seien und sich in diesem Zustand allmählich weiter entwickelt haben. Ihr Mann habe sich besonders zum Zeichnen angetrieben gefühlt und die Portraits von längst verstorbenen Bekannten und Unbekannten, dazu aber auch noch, und zwar unter dem Einflusse von A. von Humboldt, Kagen und Mopse aus dem Mercur darzustellen angefangen. Die Geister Hahnemanns und Mesmer's hätten durch sie beide homöopathische Heilmittel ordinirt und zahlreiche Curen gemacht, zuletzt habe sich ihre medicinische Praxis sogar auf abgeschiedene Geister erstreckt. Die Gräfin erzählt auch von ihrer wunderbaren Sehergabe, wonach sich ihr in einem Glase Wasser symbolische Visionen darstellten, welche ihr von Geistern auf Ereignisse, die sich entweder in der Ferne zugetragen, oder erst in der Zukunft verwirklichen sollen, gedeutet werden. Wenn wir den Mittheilungen Bichokke's von seinem räthselhaften Ahnungsvermögen, mittelst dessen er die ganze Lebensgeschichte ihm unbekannter Personen an seinem Geiste vorüberfliegen sah, Glauben schenken, so haben wir wohl keinen Grund denselben der Gräfin Bay zu verweigern, wenn sie in schlichter Weise Thatjachen bringt, in der ihre Sehergabe constatirt wird.

Alle Ueberschwänglichkeiten ihrer Phantasie kommen aber erst in den bizarren Reincarnationsgeschichten zur Wucherung. Sie hat Allan Kardec's Lehre auf einen Gipfel der Phantasie geführt, daß auch den gläubigsten Spiritisten die Sache zu toll zu werden anfang und sie der exaltirten Dame ihren Verdruß nicht zurückhielten. Und doch ist kein Zweifel, daß dieselbe dabei in aufrichtigster Ueberzeugung zu Werke geht und aus derselben heraus sich auch gegen den Spott der Welt gewappnet fühlt. — Im Unterschiede von Allan Kardec vindicirt Edelmia von Bay den abgeschiedenen Geistern eine vollkommene Erinnerung an ihr vergangenes Leben. Als ihr einmal ein Geist von einem Raubritter erzählt, der von seiner eigenen Tochter Valerie vergiftet worden sei, ahnt ihr, daß sie wohl selbst diese Baternörderin gewesen sein könne; später wird ihr bestimmt mitgetheilt, daß sie im vierzehnten Jahrhundert bereits auf Erden gewesen und in Folge der Intriguen geistlicher Herren als Hexe verbrannt worden sei. — Da nach ihrer Behauptung alle Krankheiten von feindlichen Geistern herrühren, so kommt sie mit diesen durch ihre Patienten in näheren Verkehr und erhält von ihnen die wunderlichsten Aufschlüsse über ihre früheren Erdenschicksale und letzten Irrfahrten. Da entwickelt sich nun eine ganz neue und gewiß die sonderbarste Art von Roman-dichtung, worin Geister und Menschen zusammenwirken und der Schauplatz sowohl das Diesseits, wie das Jenseits ist. Als Probe mögen folgende zwei läppiſche Geschichten dienen: Bei Gelegenheit der Behandlung eines zweijährigen Mädchens M., das an der Epilepsie leidet, erfährt die Gräfin, daß ein gewisser Geist Raimund die Ursache dieses Zustandes sei. Das Mädchen wäre nämlich durch eine frühere Incarnation an ihn gekettet, sei seine Braut

gewesen, er aber habe das Mädchen vergiftet und suche nun in einem neuen Leib ihr Bruder zu werden, um sie recht peinigen zu können. Dieser böse Raimund wird aber durch der Gräfin und ihres Mannes Gebet bekehrt, das Mädchen gesundet, und jener erhält nun die Erlaubniß, sich der Mutter des Mädchens einzuverleiben und so dessen Bruder zu werden. Die Gräfin theilt der Mutter von M. mit, daß ihr die Entbindung von einem Knaben bevorstehe, scheint jedoch bei dieser Ankündigung aus Rücksichten auf ihre Freundin nicht sogleich Herkunft und Qualität des neuen Sprößlings verrathen zu haben. — Ein Bauer leidet gleichfalls an der Epilepsie und es stellt sich heraus, daß sein früheres Weib, die ihm nicht nur das Leben auf Erden sauer gemacht, sondern ihm auch noch nach dem Tode seinen Aufenthalt im Geisterreich zu verleiden gewußt hatte, so daß er, um ihr zu entfliehen, sich abermals incarnirte, ihn mit diesem Uebel behaftet habe. Dieselbe kann nämlich nicht ertragen, daß ihr Mann in seinem neuesten Erdenwallen sich abermals ein Weib genommen, und da sie gerne mit ihm wieder vereinigt sein möchte, sich aber nicht incarniren darf, so sucht sie den Urgetreuen zu tödten, damit er in's Geisterreich und zu ihr zurückkehren müsse. Wieder gelingt es den eindringlichen Vorstellungen von Frau Adema und ihrem Gatten, den erzürnten Geist zur Einsicht und Besserung zu bringen, so daß er sich entschließt, durch Reincarnation seines ehemaligen Mannes Kind zu werden. Als dann die Erstere dem hergestellten Bauern von einem Kinde spricht, das ihm Gott noch schenken wolle, ist derselbe noch unglaublich wie Sara im alten Testament, da er doch schon 60 Jahre alt und bereits Großvater sei. Aber der Geist hält Wort, wird als Tochter seines früheren Mannes geboren, stirbt jedoch schon nach drei Monaten hinweg. Indem er jedoch hiedurch Sühne geleistet, darf er auf Wiedervereinigung hoffen. So mag denn auch ein Ehepaar seine eigenen Eltern wieder als seine Kinder erzeugen und mögen in neuen Incarnationen Eltern und Kinder sich miteinander verheirathen.

Adema's Geister sind mitunter recht sonderbare Käuze; die Einen wissen zum Theil noch gar nicht, daß sie schon gestorben sind; Andere können trotz ihres Fortlebens nach dem Tode und ihrer eigenen Existenz im Geisterreich doch nicht an diese Thatsache glauben und werden erst allmählig von der Unsterblichkeit überzeugt. Zwischen all diesem wahnwitzigen Zeug läßt sich wohl noch ihr eigener Verstand warnend vernehmen, wenn ihr aus dem Jenseits wieder mitgetheilt wird, daß ihr ganzes Thun nur Thorheit und Selbsttäuschung sei. Ein Geist W., der einen Abstecher auf die andern Planeten gemacht hat und nun wieder in die Atmosphäre der Erde zurückgekehrt ist, gibt an, daß dieselbe in sieben Sphären um den Erdkörper sich lege und daß in jeder derselben eine besondere Species von Abgeschiedenen hause. So saßen in der dritten die Materialisten und Nihilisten mit dem Studium der Atome und Moleküle beschäftigt, ohne Glauben an den Geist und im Bewußtsein ihrer Fortdauer unsäglich elend. Darunter befände sich auch David Strauß, der ganz jammervoll stöhne, daß er noch nicht vernichtet sei.

Zu den Geistern, die unsere Gräfin in besondere Protection genommen haben, gehört auch Mopsius von Gonzaga; und dieser ist es, der sie mit Buddha in Beziehung bringt. Buddha aber gibt ihr dann theologische und moralische Sectionen und befestigt sie in dem Glauben, daß Christus der Sohn Gottes sei. Wie ihr Johannes der Täufer kundgibt, ist Buddha das zweitemal als Apostel Petrus und das drittemal als Franz Xavier incarnirt gewesen. Das Glaubenssystem, das neben Buddha auch noch die Jungfrau Maria und St. Laurentius der Frau Adema inspiriren, weicht aber von der kirchlichen Orthodoxie ziemlich ab; wie denn dieselben ihr auch gering-schätzbare Meinungen von der Klerisey einflößen, so daß es wieder sehr begreiflich ist, wenn die letztere in den Offenbarungen der Gräfin nur Phantastereien, wenn nicht gar etwas Aergeres, nämlich Teufelspud, erkennen will.

Für die Sache des Spiritismus konnte nichts wichtiger sein, als daß die Naturwissenschaft aus ihrer spröden Zurückhaltung heraustrat und ihn einer exacten Beobachtung unterzog. Hierin folgte dem Chemiker Hare Professor Thury in Genf nach. Derselbe kam durch seine Untersuchungen zu dem positiven Resultat der Thatsächlichkeit der spiritistischen Phänomene, aber er wollte dieselben durchaus mechanisch und natürlich erklärt wissen und postulierte zu diesem Zwecke ein Fluidum oder Agens, — er nannte es „Psychode“ — welches ähnlich dem in der Physik angenommenen Aether alle Materie durchdringen und dem Willen als Vehikel zu Wirkungen in die Ferne dienen sollte. Doch erst durch die Zeugnisse englischer Naturforscher, deren Namen zu den gefeiertsten in der wissenschaftlichen Welt gehören, wurde der Spiritismus aus dem Verrufe, der auf ihm lastete, etwas befreit und ernster gewürdigt. Zu dieser Wendung scheint insbesondere Hume die Veranlassung gegeben zu haben, indem er sich mit seinen merkwürdigen Fähigkeiten und Künften mehreren Naturforschern zur Untersuchung stellte. Unter diesen war es nun in erster Reihe Alfred Russel Wallace, der weltberühmte Reisende und Mitbegründer der Selectionstheorie, welcher für die Realität der neuen Wunder sich verbürgte und dafür das ganze Gewicht seines wissenschaftlichen Ansehens einsetzte. Derselbe hatte sich in seiner Jugend viel mit dem Mesmerismus beschäftigt und dabei außergewöhnliche Dinge an seinen Somnambülen erlebt; er kam daher an die Prüfung des Spiritismus jedenfalls nicht mit einer ungünstigen Prädisposition des Geistes, doch wie er selbst versichert, immerhin als Naturalist, der von dem Dasein einer höheren geistigen Welt nichts wissen und in den Erscheinungen des Spiritismus, falls sie sich ihm bestätigen sollten, nur die Wirksamkeit einer noch unbekannten Naturkraft anerkennen wollte. Bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich mit demselben eingelassen habe, erzählt Wallace weiter, sei er ein unerschütterlicher Skeptiker, ein Verehrer der Werke von Strauß, Carl Vogt und Herbert Spencer, kurz ein so entschiedener und starrsinniger Materialist gewesen, daß er damals in seinem Kopfe keinen Platz für die Vorstellung einer geistigen Existenz oder für irgend welche andere Wirkungsweise im Universum als für „Stoff und Kraft“ habe finden

können. Aber Thatfachen seien hartnäckige Dinge und Thatfachen, die ihm weder die neuere Wissenschaft noch die Philosophie zu erklären vermochten, hätten ihn endlich geschlagen, und ihn zuletzt selbst für die spiritualistische Hypothese gewonnen, indem diese nur allein jene räthselhaften Vorgänge verständlich mache. Wallace erwähnt einer stattlichen Anzahl distinguirter Personen, die mit ihm von der Realität des Spiritismus überzeugt seien, und unter denselben begegnet man Mathematikern, Astronomen, Chemikern, Physikern, Physiologen, Aerzten und Schriftstellern, wie Thackeray. „Ich setze voraus,“ sagt er, „daß man diese Personen für ehrliche Leute erachten wird. Wenn dann diese Thatfachen, welche Viele von ihnen wiederholt gesehen zu haben behaupten, niemals stattfinden, so muß ich es meinen Lesern überlassen, die unbezweifelte Thatfache des Glaubens an dieselben von Seiten dieser Personen sich selbst auf das möglich Beste zu erklären. Ich kann dieses nur thun, indem ich voraussetze, daß diese wohlbekannten Männer alle Narren oder Tollhändler gewesen sind, was mir zu glauben weit schwieriger ist als anzunehmen, daß sie vernünftige Leute und im Stande sind, Thatfachen zu beobachten und sich ein gesundes Urtheil darüber zu bilden, ob sie möglicherweise mit ihnen getäuscht worden sein könnten oder nicht. Ein Mann von gesundem Verstande wird nicht leicht anzeigen, wie dies Viele von solchen thun, daß er gesehen hat, was andere für absurd und unglaublich halten, und daß er auch moralisch sich gewiß fühlt, in dem, was er sah, nicht getäuscht worden zu sein.“ — Wallace berichtet dann von seinen eigenen spiritistischen Erfahrungen, die er in physikalische und intellectuelle Phänomene theilt. Die ersten bestanden in einer Aufhebung der Schwerkraft oder in der Entstehung von Bewegungen und Klängen ohne sichtbare mechanische Einwirkung; bei den letzteren wurden oftmals Angaben über die anwesenden Personen oder ihre Verwandte, die dem Medium vorher nicht bekannt geworden sein konnten, gemacht. Das ganze Referat aber verräth doch, daß Wallace bereits einer Gemüthsverfassung verfallen war, die sein kritisches Auge umflorte und ihn dem Wunderbaren sehr zugänglich machte, wie er denn nun auch zur Aufstellung einer in die Transcendenz hinausgeschwärmenden Weltansicht gelangte, wonach der Geist, als Wesenheit für sich, den Körper entweder zeitweilig schon während des Erdenlebens oder für immer durch den Tod verlasse und dann in eine neue Daseinsweise eintrete, in welcher er nach seiner intellectuellen und moralischen Beschaffenheit zunächst das sein werde, wozu er sich selbst gemacht habe und einen ätherischen Körper als Mittel sein Inneres zu offenbaren empfangen. Aber auch den auf Erden Zurückgebliebenen könne er sich wieder versichtbaren, indem er an den Effluvien menschlicher Körper ein Material für seine vorübergehende Verfinnlichung gewinne. Ueber die triviale und phantastische Natur der Handlungen mancher dieser entkörpernten Geister werde man sich nicht mehr verwundern, wenn man an die Myriaden trivialer und phantastischer Wesen denke, die täglich Geister werden und die wenigstens noch eine Zeitlang ihre menschlichen Eigenthümlichkeiten in ihrem neuen Zustand beibehalten. Die Ausichten auf

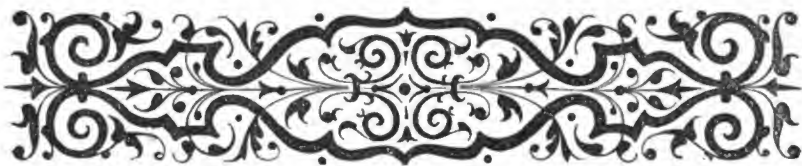
einen von der eigenen Thätigkeit des Geistes bedingten, unabsehbaren Fortschritt, auf dessen Bahn wohl ein Zurückbleiben, aber doch kein dauerndes Stehenbleiben möglich sei, so daß es keine bösen Geister im Sinne der Kirchenlehre geben könne, sondern nur Geister böser Menschen, von denen aber selbst die schlimmsten sich dem Proceß der Vervollkommnung nicht entziehen könnten, seien von höchster moralischer Bedeutung. In den höheren Sphären, zu welchen die Geister aufwärts strebten, gebe es über unsere Begriffe hinausliegende Schönheiten und Annehmlichkeiten. Ideen der Schönheit und Kraft werden dort durch den Willen verwirklicht und der unendliche Kosmos werde zu einem Gebiet, in dem die höchste Entwicklung des Verstandes sich an die Erwartung grenzenloser Kenntnisse wagen dürfe. — Bemerkenswerth bei Wallace ist, daß er Gott in den Zusammenhang seiner Constructionen nicht hineinzieht, sondern die völlige Unwissenheit sowohl der Menschen wie der Geister um denselben hervorhebt. — Die Erfahrungen, welche Wallace mit dem Spiritismus gemacht haben will, werden noch überboten durch das Zeugniß von Varley, einem der größten Ingenieure der Jetztzeit, welcher bekanntlich das transatlantische Kabel legte. Dieser erzählt in einem Briefe an Tyndall (vom Mai 1868) aus den Sitzungen mit Home, daß bloß in Gedanken gewünschte Berührungen augenblicklich an ihm stattgefunden haben, daß ein Tisch plötzlich 14—15 Zoll hoch vom Fußboden emporgehoben worden sei, in der Luft sich bewegt und erst allmählich sich wieder herabgesenkt habe, wie er es heimlich für sich verlangt; daß auf Wunsch Klopflaute in den Wänden, im Getäfel, an den Stühlen u. s. w. sich vernehmen ließen, welche sich noch anderthalb Stunden später, als er und seine Frau in ihre 5—6 Meilen entfernte Wohnung zurückgekehrt gewesen, in den Wänden derselben wiederholten, und endlich, daß leichte wie schwere Möbel sich ohne jede sichtbare Einwirkung bewegt haben. Varley wies auf Grund seiner Erfahrungen gleich von vornherein die Annahme zurück, daß hier Electricität im Spiele sei. Alles, was er mit Home und ebenso vor wie nach der Begegnung mit ihm erlebt hatte, schien ihm auf das Eingreifen unsichtbarer geistiger Wesen hinzudeuten. Vor dem Comité der dialectischen Gesellschaft in London erklärte er wörtlich: „Meine Autoritäten für die Behauptung, daß die Geister verwandter Wesen uns wirklich besuchen, sind: 1) ich habe bei mehreren Gelegenheiten sie deutlich gesehen; 2) in mehreren Fällen sind nur mir selbst und der angeblich sich mir mittheilenden hingeschiedenen Person bekannte Dinge richtig berichtet worden, während das Medium die Umstände gar nicht kannte; 3) bei mehreren Gelegenheiten sind nur Beiden bekannte Dinge, die ich ganz vergessen hatte, durch den sich mittheilenden Geist wieder in meine Erinnerung zurückgerufen worden, weshalb dieses kein Fall von bloßem Gedankenlesen sein konnte; 4) bei manchen Gelegenheiten, in denen mir diese Mittheilungen gemacht worden, habe ich meine Fragen geistig gestellt, während das Medium die Antworten niederschrieb, dabei aber die Bedeutung der Mittheilungen durchaus nicht kannte; 5) die Zeit und Natur kommender Ereignisse, die

sowohl mir als dem Medium unerwartet und unbekannt waren, sind mir in mehr als einem Falle mehrere Tage vorher genau mitgetheilt worden. Da meine unsichtbaren Nachrichtgeber mir die Wahrheit in Betreff der kommenden Ereignisse sagten und ebenso auch behaupteten, daß sie Geister wären, und da die im Zimmer anwesenden Sterblichen keinerlei Kenntniß der von ihnen mitgetheilten Thatsachen hatten, so sehe ich keinen Grund ab, ihnen nicht zu glauben.“ —

Diese Aussagen von Barley sind wohl das Stärkste, was von Seiten eines Naturforschers für den Spiritismus bezeugt wurde. Werden wir sie einfach als Selbsttäuschungen abfertigen dürfen?

(Ein Schlußartikel, die „wissenschaftliche Prüfung“ enthaltend, folgt.)





Die Madonna im Welwald.

Novelle in Versen.

Von

Paul Heyse.

— München —

Erstes Capitel.

Zu kurz ist immer mir der Wintertag
In Rom, der Abend oft zu lang erschienen.
Wer sel'ge Stunden zu verträumen pfleg
Im Vatican, in Kirchen und Ruinen,
Sagt, wie er Abends sich verirren mag
Ins Schauspielhaus und Cossa's Messalinen
Beklatschen oder Boito's Mephistopheles
Und im Concert Triviale oder Schofeles?

Und vollends im Salon die blaffen Phrasen
Des kunstbeffigten Doctors Soundso,
Von Stilperioden und Entwicklungsphasen
Das hundertmal gedroschne leere Stroh;
Des Fräuleins hold verhimmelnde Ekstasen:
„Was halten Sie von Michelangelo?
Göttlich, nicht wahr? Doch lieb' ich auch Giorgione“ —
Und nun citirt sie fest den „Cicerone“.

Weit klüger doch, an des Kamines Flammen
Zu schau'n, wie sacht die Glut versinkt zu Asche,
Und finden Drei sich oder Vier zusammen,
Ein Spiel zu machen bei umflodhtner Flasche,

Mag auch ein Schwärmer als profan verdammen,
 Wer Karten mitführt in der Reisetasche.
 Doch, hat erhab'ne Kunst die Seele mystisch
 Uns aufgeregt, beruhigt sie der Whisttisch.

Noch höher preiß ich, wem das Glück geworden,
 Daß am Clavier mit seelenvoller Hand
 Er lösen mag in strömenden Accorden
 Die Sinne, die der Tag ihm überspannt.
 Wer dies entbehrt und seine Zeit zu morden
 Mit Zeitungsblättern schwer sich überwand,
 Der muß, wenn früh schon sich die Schatten senken,
 Auf andre Kurzweil für den Abend denken.

Da lohnt sich's denn, Geschichtchen zu erzählen,
 Verliebt, moralisch, witzig, wundersam;
 An Stoffen wird's in diesem Land nicht fehlen,
 Wo die Novellenflut den Anfang nahm.
 Mich laßt die edle Form der Stanze wählen,
 Ob auch in Mißcredit das Reimen kam:
 Man träumt so süß, indeß die Strophen klingen,
 Von lieblichen und sehnsuchtswerthen Dingen.

Nun denn, in jener vielgepries'nen Aera,
 Die Renaissance in der Historie heißt,
 Lebt' ein gewisser Graf von Roccanera,
 Deß' Haupthaar früher als sein Herz ergreißt.
 Und da im Ahnenschloß an der Riviera
 Der Adria verwittwet und verwaist
 Er lang gehaust, konnt' er den Wunsch nicht zähmen,
 Noch spät ein schönes junges Weib zu nehmen,

Das einz'ge Kind von einem wackren Paare,
 Das in Florenz ein Goldschmieds Mädchen hielt.
 Viel seltner ward nach ihrer blanken Waare,
 Als nach dem schlanken Töchterlein geschielt.
 Ein reizend Hengchen war's mit blondem Haare,
 Sehr scheu und stumm, das noch mit Puppen spielt,
 Kurz eh' sie ward die lieblichste der Bräute.
 Die Bellagioja nannten sie die Leute.

„Das schöne Kleinod“ mag man's übersetzen.
 Kein schönres hat ihr Vater je verkauft;
 Doch wurde sie nach christlichen Gesetzen
 Gigia, wie ihre Pathin hieß, getauft.
 Die ganze Jugend lag in ihren Netzen
 Und hat verzweifelt sich das Haar zerrauft,
 Wobei manch wilder Fluch und Seufzer laut ward,
 Als Gigia mit dem alten Herrn getraut ward.

Der zog mit ihr nach seinem Schloß am Strande
 Und hielt so kostbar sie und liebevoll,
 Wie ein Mädch'n im Brocatgewande,
 Drau nie ein rauhes Lüftchen rühren soll,
 Daß rings von diesem Muster-Ehestande
 Ein feiner Ruhm im ganzen Land erscholl
 Und selbst die schöne Helena von Troja
 Beneidet hätte Gräfin Bellagioja.

Als Gräfin auch war sie ein Kind geblieben;
 Ein drollig Püppchen dünkt' ihr der Gemahl.
 Doch wenn sie Pöffen lang mit ihm getrieben
 Zu übermüth'ger Kurzweil, auf einmal
 Besann sie sich, recht kindisch ihn zu lieben,
 Daß sie das Herz ihm aus dem Busen stahl.
 So lebte sie vergnügt und ganz unsträflich,
 Und hatt' er Sicht, so hielt sie das für gräflich.

Für gräflich auch, daß zu dem Dienst im Haus
 Nur alte Frau'n und Greise tauglich schienen.
 Es nehme, sprach der Graf, sich nobler aus,
 Ließ' man von würd'gen Leuten sich bedienen.
 Sie zog zuerst ihr schönes Näschchen kraus,
 Dann aber trieb sie Kurzweil auch mit ihnen,
 Und nicht verstört' es ihren Kinderfrieden,
 Daß sie umringt sich sah von Invaliden.

Da mußt' ihr theurer Spielgefährte sterben
 (Die Sicht war, wie man sagt, zurückgetreten).
 Sie aber sollte neuen Ruhm erwerben,
 Indem sie that, was wenig Frauen thäten:
 Statt lachend jezt ihr goldnes Loos zu erben,
 Spann sie sich ein in Fasten, Wachen, Beten
 Und schien entschlossen, fern dem Sang und Klang
 Der frohen Welt zu senfzen lebenslang.

Das Trauerjahr verstrich. Doch im April,
 Da längst die Mandeln blühten und die Sänger
 Im jungen Laube ganz im alten Stil
 Ihr Liedchen zwitscherten, die Tage länger,
 Die Nächte lauer wurden, sah man viel
 Die junge Wittwe wandeln, bang und bänger,
 Und blaß und blässer unter Lenzgewittern
 Vor jedem Hauch in sich zusammenzittern.

Die alte Kammerfrau, hoch in den Funfzig,
 Doch frisch und rüstig noch, ward dessen inne.
 In wahrhaft christlichen Gemüthern stumpft sich
 Das Mitgefühl nicht ab im Frost der Sinne.

Sie wußte, daß mit Schonung und Vernunft sich
 So manches Weh läßt heilen im Beginne,
 Und saßt' ein Herz sich endlich zu der Frage,
 Was für ein Uebel die Frau Gräfin plage.

Ach, gute Renza, sprach da mit Erröthen
 Die junge Wittwe, mir hilft nur das Grab.
 Mein Leben schlepp' ich in so bittren Nöthen,
 Daß ich die Lust daran verloren hab'.
 Sieh Acht, der grimme Kummer wird mich tödten,
 Denn wie die Zeit auch wächst, er nimmt nicht ab;
 Seit ich verloren meinen Herrn, den Grafen,
 Hab' ich erquicklich keine Nacht geschlafen.

Oft schreck' ich auf aus einem bangen Traum,
 Geweckt von meines eignen Herzens Pochen.
 Vor seltsam schwüler Wallung athm' ich kaum
 Und fühl' das Blut in allen Pulsen kochen.
 Dann seh' ich Bilder rings im leeren Raum
 Und schrei', als hätten Nattern mich gestochen
 Grab' an der linken Brust — im Fegfeuer
 Kann man nicht Qual bestehn so ungeheuer!

O Herrin, rief, zum Scheine sehr erschrocken,
 Die kluge Alte, das sind böse Zeichen!
 Es scheint an Eurem Herzen was zu stocken,
 Das wird, gebt Acht, so bald nicht von Euch weichen,
 Besteht Ihr drauf, so einsam hier zu hocken.
 Nur Eines hilft Patienten Euresgleichen:
 Die Wallfahrt nach Loretto müßt Ihr machen;
 Glaubt, da curirt man noch ganz andre Sachen.

Es ist nicht weit, vier kurze Tagesfahrten,
 Wir gehn verkleidet, daß uns Niemand kennt.
 Da sollt Ihr Wunder sehn von allen Arten;
 Denn wofür sonst kein Arzt ein Mittel fänd',
 Ein Heil'ger heilt's. Ich weiß bei Eurem zarten
 Geblüt und zwanzigjäh'gen Temp'rament
 Nichts Bessres, Euer Herzgebrest zu bannen.
 Gleich morgen früh schon wandern wir von dannen.

So sprach die Kluge, die zum Schein ein heilig
 Gesicht aufstecte voller Andachtswonne.
 Denn eine gläub'ge Christin war sie freilich,
 Doch mehr als aller Fürspruch der Madonne
 Schien ihr die muntre Wanderschaft gedeilich.
 Frau Sigia fürchtet zwar die schwüle Sonne,
 Doch lockt sie auch das Abenteuer mächtig,
 Und händelstischend ruft sie: Das ist prächtig!

Geschwind bedenkt sie, daß für Pilgerinnen
Wohl eine Büßermiene sich gebühre.
Sie wolle, spricht sie, erst noch sich besinnen,
Obwohl sie längst schon einen Trieb verspüre,
An heil'ger Stätte Frieden zu gewinnen.
Was man für einen Anzug wohl erküre?
Ob unbeschuht der Fuß und bar das Haupt sei?
Ob unterwegs zu essen auch erlaubt sei?

Die alte Jose rannte lachend fort
Und kam mit einem Arm voll Kleidern wieder:
Ein saubres Schleiertuch, so wie es dort
Getragen wird, ein pfirsichfarbnes Nieder
Mit Gold gestickt, ein Rock mit breitem Bord,
Der faltig schwankt bis zu den Knöcheln nieder —
Kurz, als die Gräfin sich im Spiegel sah,
Das schmuckste Bauernweib erblickt sie da.

Bewundernd lief zusammen das Gesinde.
Der Hauskaplan, ein neunzigjäh'ger Greis,
Schwur, daß er so die Frau noch schöner finde,
Und Alle stimmten eifrig bei im Kreis.
Doch sie gebot, daß sich ein Jedes binde
Mit theurem Eide, weder laut noch leis
Ein Wort von ihrer Pilgersfahrt zu plaudern,
Und früh ging's auf die Reise sonder Zaudern.

Kühl schauert' übers Feld der Morgenhauch,
Und bleicherloschen hing der Mond im Blauen,
Als muntern Schritts nach rüst'ger Weiber Brauch
Den Schloßberg nieder wandelten die Frauen,
In derben Schuh'n, die alte Kenza auch
Ganz wie ein Dorfmatröndchen anzuschauen,
Das einen Gang zum nächsten Markte vorhat;
Im Korbe schleppt sie mit den Reiservorrath.

Sie mühte sich der Herrin nachzusehen,
Die wie besflügelt ihres Weges schritt,
Indeß an blüh'nden Bäumen und Gesträuchen
Ihr junges Aug' entzückt vorüberglitt.
Schon jetzt schien ihr der Gang den Druck zu scheuen,
An dem das arme Wittwenherzchen litt.
Sie sang und sprang sogar. Nie war so froh ja
Seit ihrer Mädchenzeit Frau Bellagioja.

O Herrin, warnt die Alte, Frau'n vom Lande
Gehn mit bedächt'ger Eile, nicht im Flug.
Man merkt auf hundert Schritt die Frau von Stande;
Seid fromm wie Tauben, doch wie Schlangen flug,

Und schützt auch das Gesicht vorm Sonnenbrande.
 Da stand die Gräfin athmend still und schlug
 Das Kopftuch, das im Lauf ihr losgegangen,
 Gleich einem Nonnenschlei'r um Stirn und Wangen.

Dann ging die Reif' im Pilgerschritt von Statten,
 Bis mählig wuchs der frühlingssonne Glut.
 Da ruhten sie in eines Wäldchens Schatten
 Und labten sich am Vorrath wohlgemuth
 Und kühlten, den sie mitgenommen hatten,
 Den Wein mit eines Bächleins reiner Flut.
 Darauf entschlief die Wallerin so fest da,
 Wie täglich sie im Schlosse that zur Siefta.

Süß träumte sie, von weichen Cithertönen,
 Verliebttem Flüstern, Augen kühn und treu,
 Von dem, was edle Frauen streng verpönen
 Und doch ersehnen in beklommner Scheu.
 Ein stolzer Ritter kniete vor der Schönen,
 Sanft wie ein Lamm und feurig wie ein Leu.
 Die Sache nahm den wohlbekannten Lauf,
 Da weckt' ein raschelnd Eidechselein sie auf.

Sie sprang empor, rieb mit den schlanken Händchen
 Die Augen aus und sah umher und lachte.
 Dann knüpfte sie sich fester Tuch und Bändchen,
 Die sie im Schlummer in Verwirrung brachte:
 Kenza! Ich hört' im Schlaf ein Cithersändchen
 Und Andres noch, was mich erröthen machte.
 Es heißt, daß man nicht sünd'gen könn' im Schläfe,
 Sonst wär' mir bang, daß sich mein Traum bestrafe.

Hast du den Korb, den Weinkrug nicht vergessen?
 Ach, dieser Traum war süß! — Und munter nun
 Ging's wieder eine Strecke fort. Indessen
 War's doch beschwerlich in den schweren Schuh'n.
 Ach! klagte sie, das Wagniß war vermessen!
 Nicht wahr, nun muß mir viel zu Liebe thun
 Die heil'ge Jungfrau, da ich so viel Plage
 Wie eine Märtyrin geduldig trage.

Kein Zweifel! tröstet die getreue Kenza.
 Du lieber Christ, Ihr seid's ja nicht gewohnt.
 Doch lernt sich's mit der Zeit. Ci vuol' pazienza! —
 Und Gigia seufzt. Doch als der frühe Mond
 Mit falbem Glanz herab vom Firmament sah,
 Erreichten sie ein einsam Haus, bewohnt
 Von einem Bauern, wo sie Herberg fanden,
 Eh noch der Gräfin letzte Kräfte schwanden.

Der Wirth, den um ein Lager sie gebeten,
Da Müdigkeit erstickt des Hungers Trieb,
War gleich bereit, sein Ehbett abzutreten;
Doch nahmen sie mit einer Stren vorlieb
Im Kämmerlein, wo ohne langes Beten,
Da sie zur Nachtruß in den Kleidern blieb,
Die junge Pilgrim nur mit „Gott sei Dank!“
Und „Gute Nacht!“ in tiefen Schlummer sank.

Diesmal ist Nichts von Träumen zu berichten,
Wie bei der Siefta. Doch um Mitternacht,
Vielleicht vom Mond geweckt, der seinen lichten
Schein auf ihr Lager warf mit aller Macht,
Erwacht die junge Gräfin, und mit Nichten
Ward ihr das Weiterschlummern leicht gemacht.
Denn durch die Bretterwand hört sie genau
Die nächt'ge Zwiesprach zwischen Mann und Frau.

Jung waren Beide noch. Bei ihrem Bette
Im Wiegenkorbe lag ihr erstes Kind.
Doch gab's auch hier zuweilen Sanftduette,
Die, wie man weiß, das Salz der Ehe sind:
Wie ihm gefiel, die Pilgrim die Kofette,
Sie hab' es wohl bemerkt; sie sei nicht blind,
Auch sei's ihr gleich. Er mög' in Gottes Namen
Wallfahrten gehn mit hergelauf'nen Damen.

So leert die junge Frau des Jornes Kübel
Mit einer Flut von Schelten, Klagen, Stöhnen.
Und er darauf: Die Fremde sei nicht übel,
Doch lieg' ihm Nichts an so verdächt'gen Schönen.
Er liebe seine Mea und sein Bübel,
Und wollte man ihn auch zum Kaiser krönen,
Nie ließ' er sie im Stich! — und mehr dergleichen,
Wohl angethan, ein Steinherz zu erweichen.

Es glückt' ihm auch, und Frieden schlossen sie,
Doch sollten sie vorerst den Schlaf noch missen.
Der Säugling war vom Streit erwacht und schrie;
Da hat die Mutter erst ihn stillen müssen.
Dann, summend eine Ammenmelodie,
Trug ihn der Vater selbst herum im Kissen.
Das Alles hat die Gräfin wohl vernommen,
Und recht aus tiefer Brust seufzt sie beklommen.

Ach, anders sah ein Menschenloos sich an
Im schlechten Hüttlein, als im goldnen Schlosse,
Wo sie doch weich auf Händen trug ihr Mann,
Und sie vergöttert ward vom Dienertrosse.

Hier nahm nur Hund und Käzchen Theil daran,
Der Haushahn rührte sich auf seiner Sprosse
Und stieß die Henne an: Mach, daß du wach wirst!
Horch! unser Tauber girt schon unterm Dachfirst.

(Er hörte wie im Haus der Bauer summt.)
Doch als das Kind nun wieder sanft entschlief,
Geschah's, daß ringsum jeder Laut verstummte,
Nur noch das Mäuschen hin und wieder lief
Und mürrisch aus dem Traum der Zugstier brummte.
Die gute Renza lag und schnarchte tief.
Die Gräfin aber rief den Schlaf vergebens;
Wach hielt das Räthsel sie des Menschenlebens.

früh brach man wieder auf in kühlem Schatten.
Doch nicht mehr sang und sprang die Pilgrim munter
Wie gestern durch die thaubenegzten Matten.
Sie sprach kein Wort und seufzte nur mitunter,
Und Schritt vor Schrittchen ging die Fahrt von Statten.
Da plötzlich, wo der Pfad sich wand bergunter,
Glitt aus ihr Fuß und mit verstörten Zügen
Rief sie: Ich kann nicht mehr! Hier bleib' ich liegen.

O liebe Gräfin, rief die treue Seele,
Es ging doch gestern; was verzagt Ihr nun?
Kommt! Eure Füßchen salb' ich Euch mit Oele,
Dann geht Ihr sanfter in den harten Schuh'n.
Schleppt Euch nur noch zu jener Felsenhöhle,
Da woll'n wir uns ein wenig gütlich thun. —
Sie sprach's und bog sich zu der Herrin nieder,
Da plötzlich lähmt ein Schrecken ihr die Glieder.

Wohin des Wegs ihr schönen Kinder? Halt!
Und Eurer Wallfahrt Zweck und Ziel vertraut mir! —
So scholl der Ruf, und aus dem dichten Wald
Sprengt vor ein alter Mönch auf seinem Grauthier.
Nun hält er an, und sehr vergnüglich schallt
Sein Lachen: Kinder, wie entgeistert schaut ihr?
Kommt her und küßt die Hand mir alle Beide!
Fra Corcontento thut euch nichts zu Leide.

Da ward ihr jähes Zagen bald beschwichtigt,
Denn harmlos dünkt sie dieser Gottesknecht.
Und Renza faßt ein Herz sich und berichtet
(Nur hehlt sie Flug das gräfliche Geschlecht):
Sie hätten sich zu Fuß zu gehn verpflichtet
Durch ihr Gelübde; nun gerath' es schlecht;
Denn wenn auch Reitgelegenheit sich fände,
Sagt, würd'ger Herr, wär's Sünde nicht am Ende?

Pax dominus vobiscum! rief der Alte,
 Mit deß Latinität es möglich stand;
 Wohl! Sünd' ist's, daß man solch' Gelübd' nicht halte,
 Doch von den läßlichsten, so mir bekannt.
 Auch sind mir triftige und mannichfalte
 Zeugnisse der Dogmatiker zur Hand,
 Sumal von Kirchenvätern und dem seligen
 Franz von Assis und aus den Evangelien.

Via et vita heißt's. Wer unterwegs
 Nicht leben bleibt, kann der das Ziel erreichen?
 Von der Madonna glaub' ich fest, sie leg' es
 Nicht anders aus und frene sich ingleichen
 Der Büßenden, gleichviel ob sie ein träges
 Fuhrwerk bestiegen, ob zu Fuße schleichen,
 Ob eines Saumthiers muntern Trab regieren.
 Est distinguendum zwischen Thier und Thieren.

Auf feur'gem Selter nach Loretto sprengen,
 Ist sünd'ge Weltlust. Doch mein Grauer hier,
 Demüthig läßt er stets die Ohren hängen,
 Bet' ich auf seinem Rücken mein Brevier,
 Und wird gestachel't von den frommen Klängen
 Der Glocken mehr als von der Geißel schier.
 Drum mag das zarte junge Weib nur immer
 Sich ihm vertrau'n. Er liebt die Frauenzimmer.

Mit solchen Worten steigt er ab und hält
 Der müden jungen Pilgerin den Bügel,
 Der solch ein Liebesdienst gar wohl gefällt.
 Dann führt er selbst das fromme Thier am Zügel,
 Und während sie gemächlich über Feld
 Und Wiesen wandeln auf und ab die Hügel,
 Spricht er: 's ist eine wahre Himmelsnade,
 Daß ich euch treffen sollt' auf meinem Pfade.

Seht, unser Kirchlein hat der Blitz vernichtet,
 Und es gebrach am Geld, es neu zu bauen.
 Da ward zum Terminiren ich verpflichtet
 Von unserm Abt in christlichem Vertrauen.
 Mehr als wir hofften hab' ich ausgerichtet,
 Sechs Monde kreuz und quer mit meinem Grauen;
 Doch, war der Herr auch in dem Schwachen mächtig,
 Mir bangt, den Schatz nicht heil nach Hause brächt' ich.

Es wimmelt hier herum von frechen Dieben.
 Nun mögen sie mich ausziehn splitternackt,
 Wenn nur der Sattel unberührt geblieben,
 In den ich all das Kirchengut verpackt.

Sagt dreist, das Thier sei euer, meine Lieben.
 Euch lassen sie des Wegs ziehn ungeplackt,
 Indeß sie stets bei uns nach Schätzen graben,
 Die wir uns doch verlobt der Armuth haben.

Drauf zog er aus dem Abgrund der Kapuze
 Die Dose, schnupft' und nießt' und rief: Salute!
 Den Frau'n, die hörten, daß zu seinem Schutze
 Sie mit ihm zogen, ward nicht wohl zu Muthe.
 Doch kam der jungen Gräfin sehr zu Nutze
 Der schwere Sattel, drauf so weich sie ruhte,
 Und ihrer Renza winkte sie mit Lachen,
 Ein gut Gesicht zum bösen Spiel zu machen.

Ihr selber ward so lustig im Gemüthe,
 Drin wieder junge Lebenslust sich rührt,
 Daß sie vom nächsten Strauch, der silbern blühte,
 Ein Zweiglein bricht und es als Geißel führt.
 Das fromme Thier, von feurigerm Geblüte,
 Als für ein Klosterlastthier sich gebührt,
 Kaum fühlt es sich gekitzelt hinterm Rücken,
 Beginnt zu munterm Trab sich anzuschicken.

Und wilder bald hinjagt es wie besessen,
 Kein Zuruf hält's, kein Ruck des Zügels auf.
 Erst lacht dazu die Reiterin, indessen
 Das alte Paar nachflucht in hast'gem Lauf.
 Doch als der Graue, jeder Zucht vergessen,
 Fortgaloppirt, daß sie am Sattelfnauf
 Sich halten muß, nicht jäh hinabzugleiten,
 Ruft sie um Hülfe laut nach allen Seiten.

Wem nur der nord'sche Esel, der germanische
 Bekannt, der schüttelt hier den Kopf, ich wette.
 Doch der somaro, ciuco, der romanische,
 Fügt nicht phlegmatisch sich der Sklavenkette;
 Sein südlich Blut empört sich, das vulkanische.
 Wer weiß, wie noch der Spas geendet hätte,
 Wär' nicht ein Jüngling, dem ihr Ruf erklungen,
 Dem tollen Graukopf in den Weg gesprungen.

Frau Gigia, da sie kaum ihn angesehen,
 Erröthet und verstummt. Der Jüngling auch
 Bleibt wortlos und verworren vor ihr stehen,
 Als kennt' er nicht galante Sitt' und Brauch.
 Indeß zerrupft, als wäre nichts geschehen,
 Der graue Sünder einen Distelstrauch,
 Und wenn ein armer Esel lachen könnte,
 Wohl glaub' ich, daß er jetzt sich's vergönnte.

Er denkt: Ein wenig Schicksal spielt' ich hier.
 Warum so blöde nur die Zwei sich quälen? —
 Schon aber will der Jüngling, der das Thier,
 Statt es zu strafen, streichelt, sich empfehlen,
 Da ihm zu jedem art'gen Wort und ihr
 Zu jedem Dank der Athem scheint zu fehlen.
 Da hören sie das Paar, das angstvoll nahte,
 Die treue Renza mit dem wackren Frate!

Laus Deo gloria in excelsis, amen!
 Lobfang Fra Corcontento der mit Fug
 In dieser Stunde führt den heiter'n Namen,
 Den Freund erblickend, der den Schatz ihm trug.
 Doch eh' sie zu den jungen Leuten kamen,
 Faßt sich der Fremde noch ein Herz und frug:
 Ihr habt wohl Angst gelitten? Ihr seht bleich. —
 Und sie: Nicht allzu sehr. Doch dank' ich Euch.

Trübsinnig lächelnd blickt er vor sich hin,
 Als sei am schönsten Dank ihm kaum gelegen.
 Ein Kummer, scheint's, verdüstert ihm den Sinn
 Und treibt ihn einsam um auf öden Wegen.
 Jung war er, schlank, kaum noch umflaumt das Kinn,
 Die Kleidung zierlich, an der Hüft' ein Degen,
 Wie zu Venedig in den schönen Tagen
 Der Renaissance die Jugend sich getragen.

Frau Gigia mustert ihn vom Kopf zum Fuße:
 Ihr Ritter ist's, den sie im Traume sah!
 Doch hat sie nicht zu staunen lange Muße,
 Schon sind die athemlosen Beiden da.
 Der Pater faßt des Flüchtlings Saum, zur Buße,
 Trotz seinem Rene heuchelnden Nah,
 Und wie sie fürder ziehn im alten Gleise,
 Fragt er den Jüngling nach dem Ziel der Reise.

Der schien zur Beichte wenig Lust zu tragen;
 Doch wie vom Sattel aus Frau Gigia's Blick
 Ihn streift mit freundlich stummberedtem Fragen,
 Warf er die dunklen Locken ins Genick
 Und hub erröthend an mit trotz'gem Zagen,
 Zu künden selbstverschuldet Leidgeschick.
 Der Pater schüttelt mehrmals die Kapuze,
 Die Frauen senkzten. Dieses war's in nuce:

Sein Vater hatt' ein reichlich Gut erworben
 Als Anwalt in Treviso; und obschon
 An seinem Sohn ein Malgenie verdorben,
 Sollt' er ihm folgen in der Themis Frohn.

Nun war vor Kurzem der Papa gestorben,
 Und da er kaum begraben, zog der Sohn,
 Jetzt aller Fesseln des Gehorsams ledig,
 Wohin die Kunst ihn lockte, nach Venedig.

Da sei ihm neu das Leben aufgegangen,
 Als ob ein Brunnen dem Verletzten quölle.
 Doch bald — und Schamglut schoß ihm in die Wangen —
 Aus seinen Himmeln stürzt' er jach zur Hölle.
 In Weibernehen hab' er sich verfangen
 Und liederlicher Freunde Zechgeselle
 Bei einer Dame, die ein Bänkchen hielt,
 In einer Nacht sein Vatergut verspielt.

Ja zu dem eignen noch die tausend Gulden,
 Die ihm der Vater auf die Seele band
 Im Testament, zur Tilgung alter Schulden
 Bei einem Kaufherrn, ihm von fern verwandt.
 Den müß' er ansehn jetzt, sich zu gedulden,
 Sich selbst ihm liefernd als ein Unterpfind,
 Und Ballen schnüren, Soll und Haben buchen,
 Statt freien Flugs die Schwingen zu versuchen.

Und nun begann er sehnsuchtsvoll zu schildern,
 Wie ihn der Meister Werke früh entzündt,
 Des Tizian königliche Kraft, des mildern
 Bellini Unmuth oft sich selbst entrückt.
 Wie hab' er einst gehofft, in eignen Bildern
 Schönheit und Kraft zu paaren hochbeglückt,
 Und müsse nun, den Gläub'ger zu beschwichten,
 Um Taglohn dienen und auf Ruhm verzichten.

Er schwieg und schritt gesenkten Haupt's dahin.
 Der gute Pater eilt' ihm zuzusprechen:
 Verlust am Mammon sei am Heil Gewinn,
 Armuth die höchste Tugend, kein Verbrechen. —
 Kein Wörtchen sprach die schöne Reiterin;
 Es schien an Mutterwitz ihr zu gebrechen,
 Und vor sich hin in träumenden Gedanken
 Ritt sie des Wegs auf ihrem Sitz, dem schwanfen.

Zum Malen saß sie da. Wie Milch und Blut
 Glänzt' ihr Gesicht. Mit kleinen weißen Zähnen
 Hielt sie des Tüchleins Zipfel, das der Glut
 Des Mittags wehrt; zwei ährenblonde Strähnen
 Ergänzten drunter vor, die aus der Hut
 Des Kammes sich befreit. Sie war von Denen,
 Die Alles kleidet, Lachen, Schmollen, Weinen,
 Die, wenn sie gähnen selbst, uns reizend scheinen.

Nur ihrem Retter schien der Sinn verschlossen
für so viel Reiz. Auch ließ er kaum ein Ohr
Dem muntren Plaudern seiner Fahrtgenossen
Und wandelte trübsinnig wie zuvor.
Indessen war der halbe Tag verfloßen,
Im schwülen Wald verstummt der Vögel Chor,
Da sprach der Mönch und trocknet' sich die Glatze:
Uf! Mich verlangt nach einem Ruheplatze.

Ihr, junger Herr — doch sagt, wie heißt Ihr auch? —
Ich? Liombrun. — Herr Liombrun, ich denke,
Ihr theilt mit mir nach armer Wanderer Brauch
Mein dürftig Mahl. Hier winkt uns keine Schenke.
Brod hab' ich noch, voll Beeren hängt der Strauch,
Nur leider, fürcht' ich, fehlt es am Getränke. —
Ehrrwürden, sprach Frau Renza, Speiß' und Wein
Trag' ich im Korb; ihr sollt geladen sein. —

So läßt der Herr die Seinen nicht verschmachten! —
Sie lagern sich in einem schatt'gen Thal,
Und während sie den Vorrath leichter machten,
Mit heitern Reden würzen sie das Mahl.
Auch Liombrun thaut auf, und zu betrachten
Beginnt er jetzt das liebliche Oval
Des blonden Hauptes, das vom Tuch befreit
Sich freundlich zu ihm neigt von Zeit zu Zeit.

Dann, als der Wein versiegt war, trug vergnüglich
Der Gottesmann ein altes Tanzlied vor.
Die Frauen stimmten ein, und unverzüglich
Klang auch des Jünglings silberner Tenor.
Frau Gigia's süße Tonkunst hätte füglich
Bezaubert auch das strengste Kennerohr.
Die letzten Wolken auf der Stirn, der bleichen,
Des Jünglings mußten dieser Stimme weichen.

O Zauberin Musik! Auf deinen Schwingen
Durch Höll' und Himmel trägst du unser Herz,
Daß in des Daseins Quellschacht wir dringen,
Ins Heimlichste von allem Glück und Schmerz.
Du sprichst von unaussprechlich hohen Dingen,
Weltweiser Schwermuth, kindlich süßem Scherz,
Und vollends kannst du Wunder thun, zusammen
Mit schöner Augen seelenvollen Flammen.

So ward der Jüngling mehrlos fortgerissen
Zum tiefsten Abgrund sel'ger Schwärmerei.
Auf einmal fühlt er von Gewissensbissen
Und Lebensnöthen wunderbar sich frei.

Er denkt an Nichts mehr, fordert nicht zu wissen,
Wie lang ihm dieses Glück beschieden sei;
Dem Augenblick nur will er angehören,
Dies Lächeln sehn und diese Stimme hören.

Woher sie kam, wohin sie ging, weiß Standes,
Ob eine Fürstin sie im Bauernkleid —
Er fragt es nicht. Wie eines Märchenlandes
Bezirk schien diese Gegend ihm gefeit.
So in der Glut des sanften Seelenbrandes
Schmolz ihm die letzte Fessel mit der Zeit;
Nur wagt er ihre Hand nicht anzurühren,
Aus Furcht, den Neid der Himmlischen zu schüren.

Wer weiß, wie lang in träumender Ekstase,
Die Welt vor seinem Blick verschwunden wär',
Da fährt auf einmal aus dem weichen Grase
Der biedre Pater auf und späht umher.
Er horcht und wittert mit erhobner Nase,
Sein heitres Antlitz trübt sich mehr und mehr,
Und plötzlich ruft er aus voll Angst und Trauer:
Celesti Dei, er ist fort! mein Grauer!

Und gleich als müsse jeden Ruf des Herrn
Die rauhe Brust des Dieners widerhallen,
Hört man alsbald im Waldesdickicht fern
Des frommen Thiers wehmüth'ge Stimme schallen.
So schreit er, will man ihn am Halfter zerr'n!
Wehklagt der Mönch. Man hat ihn angefallen —
Jesus Maria Joseph, miseremini!
Mich trifft der Schlag! Mein Kirchenschatz! O Gemini!

Und in Verzweiflung schlägt er sich die Glaxe,
Doch schon ist Riombruno aufgesprungen.
Er weiß kein Sterbenswort vom Kirchenschätze,
Von reinem Mitleid fühlt er sich durchdrungen,
Und wie ein Sturmwind von dem trauten Platze
Eilt er hinweg, den blanken Stahl geschwungen,
Der Gegend zu, wo drei verwegne Strolche
Das störr'ge Thier anspornten mit dem Dolche.

Muth! ruft Frau Gigia nach dem ersten Schrecken,
Wir müssen nach. Vier sind wir gegen Drei.
Brecht Euch vom Baum den ersten besten Stecken,
Ehrwürdigster, und springt dem Jüngling bei! —
O figlia mia, sucht Euch zu verstecken!
Ein Mann des Friedens bin ich, und ihr Zwei
Ihr macht das Raubgesindel nur noch dreister:
Will's Gott, wird Riombrun der Schufte Meister.

So rufend hält er sich an Gigia's Kocke,
Beschwört die Heil'gen, jammert weh und ach.
Sie aber greift nach ihrem Pilgerstocke
Und reißt sich los, und Renza läuft ihr nach.
In ihrem Herzen dröhnt's wie eine Glocke,
Den heißen Sturm einlätend, der so jach
In ihr entbrannt zu seligem Verderben;
Sie fühlt, sie muß ihm helfen oder sterben.

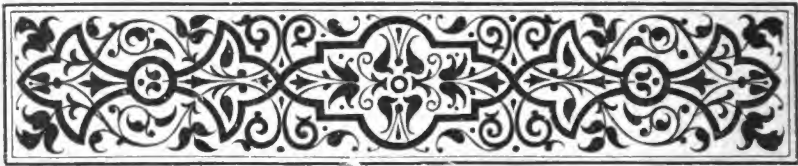
Doch wie sie um des Weges Krümme biegen,
Sehn sie den Jüngling kämpfen unverfehrt.
Den Räubern ist er kühn zu Leib gestiegen,
Und tödtlich traf den Einen schon sein Schwert.
Ha, wie vom blanken Stahl die Funken flogen!
Doch auch der Feind hat tapfer sich gewehrt.
Nun aber taumelt rücklings auch der Zweite
Und rafft sich blutend auf und sucht das Weite.

Der Dritte will beim Zaum den Esel nehmen,
Der aber beißt und stampft mit solchem Grimme,
Daß wüthend er zur Flucht sich muß bequemen,
Ob auch sein Spießgesell im Blute schwimme.
Und um die stieh'nden Schelme zu beschämen,
Tönt jetzt Triumphgesang des Grauthiers Stimme,
Und in des frommen Knechts siegsfrohes Na
Stimmt ein sein Herr: Gepriesen sei Maria!

Als dieser Gute jetzt sich näher wagt,
Sieht er das Kampfgesild voll Blut und Graus,
Denn der gefallne Räuber stöhnt und klagt
Mit einem letzten Fluch sein Leben aus.
Der Held jedoch, da ihn die Gräfin fragt
Voll Angst, ob Wunden er empfing im Strauß —
Nur eine! lächelt er, und die brennt süße! —
Dann sinkt er ihr erblaffend vor die Füße.

Hier aber scheint's gerathen, Halt zu machen,
Sonst lallt uns ein der Stenzen Melodie.
Auch sind verklungen schon die mannichfachen
Nachtstimmen Roms: „fanfulla!“ — „l' Italia!“ —
Den Corso auf und ab das Singen, Lachen
Und plaudernde Gesumm; und vor uns — sieh!
Die Kohlen im Kamin sind längst verglommen:
's ist hohe Zeit, daß wir zu Bette kommen.

(Schluß folgt.)



Sprache und Aegyptische Sprache.

Von

C. A u e l.

— Berlin —



Seitdem die griechischen Philosophen darüber stritten, ob die Worte von den Menschen instinctiv, und mit einer für alle Individuen gleichmäßig wirkenden Naturnothwendigkeit hervorgebracht, oder aber durch Uebereinkunft gemeinsam festgesetzt worden seien, ist man bei dergleichen Untersuchungen gewöhnlich von der Annahme ausgegangen, die Sprache sei immer so verständlich gewesen wie heut. Scheint doch unverständliche Sprache ein Widerspruch in sich selber zu sein. Scheint doch Sprache, so lange sie nicht verstanden wird, diejenigen Eigenschaften zu entbehren, die wir an der wunderbaren Vereinigung von Laut und Geist bei der Frage nach dem Ursprung aller menschlichen Rede zu erklären suchen.

Wie aber, wenn das, was im Munde begabter Völker ein so vollendetes Mittel des Gedankenausdrucks und der gegenseitigen Verständigung geworden ist, nicht immer so gewesen wäre? Wie, wenn den mannigfachen Spuren einer ehemals unvollkommeneren Auffassung abgezogener und selbst sinnlicher Begriffe, die wir in den entwickeltsten Sprachen verfolgen können, eine noch mangelhaftere vorausgegangen wäre, welche nicht nur Verwandtes vermischt, sondern selbst Fremdes gleichmäßig bezeichnet hätte? In der gothischen Wurzel *liub* sind noch die Bedeutungen Glaube, Liebe, Hoffnung verbunden; in dem gothischen Worte *leik* die Bedeutungen Leiche und Leib gemeint. Nehmen wir an, *liub* und *leik* bezeichneten außerdem noch allerlei Dinge, die zu den genannten in keiner Beziehung stehen, und alle anderen, oder viele andere Worte des Gothischen wären ebenso vieldeutig, wie diese, so würden wir damit die Sprachperiode erreicht haben, welche wir die unverständliche nannten. Ob sie möglich sei, ob sie wirklich unverständlich gewesen sei, und was sich daraus über den Ursprung der Sprache ergebe, soll die folgende Skizze an der Hand der Erfahrung zu zeigen versuchen.

Das Aegyptische ist eine Sprache, welche sich in den hieroglyphischen Schriften bis etwa 3000 Jahre vor Christus, und in den koptischen bis etwa 1000 Jahre nach Christus verfolgen läßt. Es gewährt somit die Gunst, eine ungemein lange Periode sprachlicher Entwicklung — wahrscheinlich die längste, welche in irgend einer Sprache übersehbar ist — darzulegen. Da die primitive Gestalt, in welcher es bei seinem ersten Auftreten erscheint, überdies durch eine einfache Bildung und Weiterbildung unserem Verständniß nahegelegt wird, so eint es dem Vorzuge der Alterthümlichkeit und langen Entwicklung den weiteren, der Untersuchung ein offenes, in seinen wesentlichen Zügen erkennbares Antlitz zu bieten.

Das Aegyptische in seiner alten, hieroglyphischen Zeit ist in so hohem Grade eine Sprache der Homonymen, daß man, nach heutigen Ansprüchen messend, versucht wäre, es für unverständlich zu halten. Einige wenige Beispiele werden diese, durch unzählige andere belegte Eigenschaft erläutern: *āb* ¹⁾ heißt tanzen, Herz, Kalb, Mauer, fortgehen, verlangen, linke Hand, Figur; *āp-t* heißt Brod, Kornmaaß, Krug, Stod, Schiffstheil, Hippopotamus; *uah* heißt setzen, legen, arbeiten, Guirlande, Korn, Fisch; *uet* heißt grün, Pflanze, Gefäß, Steinart, Opfertuchen, Scepter, Augenwasser, verlegen; *bā* heißt Holz, Palme, Klinge, Steinart, heilige Barke, Opferbrod; *māk* heißt bedecken (beschützen), anschauen (weil, denn), Leinwand, Boot, freuen; *hes* heißt Krug, anschauen, durchdringen, singen, jubeln, befehlen, Excremente; *zebzeb* heißt öffnen, niederschlagen, Vase; *χemt* heißt drei, ermangeln, verlangen, gehen, Feuer, heizen, Wurfspeer; *χer* heißt umstürzen, angenehm, Opfertier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch, während; *sensen* heißt athmen, wiederhallen, Geruch, Vereinigung, glücklich, angenehm; *šet* heißt bewirken, trennen (wählen, retten), ein Gewicht, nähren, lesen; *tebh* heißt nützlich (nothwendig, Geräth), bitten, schließen, Opfergabe, Korn, Gefäß u. s. w.

Zu der Verwirrung, welche durch diese Vieldeutigkeit der Worte, oder vielmehr, da die heterogenen Bedeutungen nicht verwandt sein können, durch diese Bezeichnung der verschiedensten Dinge mit demselben Lautcomplex eingerichtet wird, kommt eine andere, ebenso große. Entgegengesetzt der eben genannten, entspringt sie dem Gebrauch einer Menge verschiedener Worte für einunddenselben, oder ziemlich denselben Begriff. Das zweite Phänomen ist nicht weniger außerordentlich als das erste. Zum Beispiel heißt schneiden *aseχ*, *an*, *ten* (*tent*, *tenu*, *tenā*, *ātn*), *tem* (*temu*, *tem*) *mtes*, *šā*, *šāt*, *šetā*, *šet*, *nesp*, *peht*, *peχ*, *beχn*, *behi*, *sau*, *us*, *ush*, *ust*, *tes*, *χab*, *χeb*, *χeb*s, *χet*, *hebt*, *hent*, *hesb*, *sek*, *seχ*, *usχ*, *aseχ*, *seha*, *kaša* u. s. w.; rufen heißt

¹⁾ Die Haken, Punkte und Striche an den Buchstaben, mit welchen die ägyptischen Worte transcribirt sind, betreffen die Aussprache. *ā* z. B. ist das Hebräische א, *a* der Länge, *a* der gewöhnliche Vocal; *h* ist *h*, *h*=*hh*; *t*=*t*, *t*'=hebräisch ת and ז, *t*=*θ*, *dj*, *d*; *š*=*sch* u. s. w.

yen, semā, šen, t'aāuk, hun, ātu, ām, āmam, akeb, āš u. s. w.; *salben* heißt *sesenāu*, *skenen*, *sbek*, *tehs*, *ūrhu*, *ūarh*, *urh*, *ur*, *uru*, *merh*; *Schiff*, *Boot* heißt *karo*, *barī*, *kaka*, *kakau*, *kek*, *kebn*, *kebni*, *sehīr*, *t'a*, *t'ai*, *tī*, *u*, *uā*, *uāa*, *uāu*, *iua*, *āaut*, *teks*, *tep*, *tepi*, *ātpa*, *āpt*, *menš*, *hā*, *hāu*, *hāi*; *Schmuß* heißt *sehu*, *seherāu*, *hes*, *het*, *āmā*, *āmem* u. s. w.; *Nacht* heißt *uš*, *uḡa*, *uḡau*, *uhau*, *āḡeḡ*, *āḡu*, *ḡau*, *ḡaiu*, *t'āu*, *ut'u*, *mesī*, *kerh*, *kerhu* u. s. w.; *nacht* heißt *hauum*, *hauu*, *beḡa*, *beš*, *kaī*, *ha*, *sha*, *hha*; *stark*, *mächtig* heißt *tar*, *tenr*, *tenro*, *ut'ro*, *neš*, *nāšt*, *next*, *neḡī*, *neytā*, *ken* u. s. w. Auch der Beispiele dieser Art ließen sich für fast jeden geläufigen Begriff eine außerordentlich große Zahl anführen. Beide Erscheinungen zusammengehalten, wird es da wundernehmen, daß der erste Blick in ein Hieroglyphenwörterbuch mitunter die staunende Frage hervorgerufen hat, ob wirklich die meisten Lautcomplexe die meisten Dinge bedeuten, und die meisten Bedeutungen durch allerlei beliebige Lautcomplexe gegeben werden können?

Eine Einschränkung erhält die Beweisraft der Citate allerdings. Nicht alle Bedeutungen sind sicher; nicht alle vieldeutigen Worte sind in allen ihren Bedeutungen gleichzeitig und an denselben Stellen gebraucht worden; nicht überall ist gleichzeitig dasselbe Ding mit einer solchen überreichen Nomenclatur bedacht gewesen. Indessen, selbst wenn man diesen Restrictionen, deren Wirkung sich in dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht genau übersehen läßt, Raum giebt, so bleibt die Thatsache zahlreicher, gleichzeitiger und gleichortiger Homonymen nichtsdestoweniger unzweifelhaft bestehen. Wir stehen also in der That vor einem stutthenden Wörtergewirr, in welchem viele Worte vielerlei bezeichnen, und Vieles durch vielerlei Worte bezeichnet werden kann. Mit einem Wort, wir stehen vor der scheinbaren Unverständlichkeit.

Um das Räthsel zu lösen, erinnern wir uns, wie das gegenwärtige Geschlecht Hieroglyphen lesen gelernt hat. Abgesehen von der Entdeckung des Alphabets und Syllabarium's, welche allem anderen vorauszuugehen hatte, ist die Enträthsclung der Hieroglyphen durch nichts mehr gefördert worden, als durch die erklärenden Bilder, welche die Aegypter dem buchstabirten Lautwerth eines Wortes hinzuzufügen pflegten. Alle Hieroglyphenschrift ist Text mit begleitender Illustration. Gewisse grammatische Abstracta ausgenommen, die sofort verständlich sein mußten, wird jedes Wort erst buchstabenmäßig geschrieben und dann durch ein Bildchen, welches die Begriffsklasse, zu der es gehört, bezeichnet, des Weiteren erläutert und sichergestellt. Hinter dem buchstabirten Namen einer Blume steht das Pflanzenbild; hinter dem buchstabirten Worte der Krankheit das Unglücks- oder Unreinheitsbild; hinter der buchstabirten Bezeichnung irgend einer Arbeit das Thätigkeitsbild. Da es solcher determinirender Illustrationen mehrere Hunderte giebt, welche sich als ebenso viel stehende Zeichen fortwährend wiederholen, so ist die Zuweisung eines Wortes an seine Begriffsklasse verhältnißmäßig leicht, und der allgemeine Sinn desselben, was auch der specielle sein möge, gewöhnlich bald erschen. Und was den Nachlebenden (denen übrigens noch andere Hülfsmittel zu

Gebote stehen) die Entzifferung ermöglicht, hat sie auch für die Aegypter erleichtert.

Hätten ihre Worte bereits eine feste Form, hätte jeder ihrer Wortgedanken bereits nur diese eine Form gehabt, oder, anders ausgedrückt, hätte ihre Sprache bereits die Klarheit und Bestimmtheit der unsrigen besessen, so würde keine Veranlassung vorgelegen haben, eine Literatur von lauter Bilderbüchern zu verfassen. Wollte man gegen diesen Schluß vielleicht einwenden, daß das priesterliche Schriftthum, wie an die Sprache, so auch an die Schriftmethode der alten Zeit traditionell gebunden war, und sich demnach anhaltend einer Deutlichkeit beßiß, welche nur in vorhistorischer, unentwickelter Sprech- und Schreibperiode wirklich vonnöthen gewesen, so ließe sich erwidern, daß, wenn es auch in der historischen Zeit viele, genügend individualisirte Worte gibt, deren Sinn ohne Illustration keinem Zweifel unterliegt, der anderen, die eine Erklärung bedürfen, dennoch Legion ist. Die determinirenden Bildchen sind demnach weder bloßer Archaismus, noch Zierrath. Sie sind vielmehr wirkliche Hülfsmittel zum Verständniß, und die Unvollkommenheit der Sprache, welche sie den Aegyptern aufzwang, hat auch uns den Sinn, welcher sonst in den meisten Fällen unenträthselbar geblieben sein müßte, enthüllt, oder der Enthüllung genähert.

Wenn die geschriebene Sprache mithin des Bildes bedurfte, um verständlich zu sein, wie konnte die gesprochene sich anders helfen, als durch die Geste? Da es nicht anders gewesen sein kann, so würden wir uns zu der Annahme gedrängt sehen, daß es so gewesen sein muß, selbst wenn dieselbe mehr Schwierigkeiten hätte, als in der That der Fall ist. Ist die Geste weniger unterscheidend als das Bild, so ist die gesprochene Rede eines primitiven Volkes dieser Unterscheidung auch weniger bedürftig, als die geschriebene. Sein Gedankenschatz ist so eng, ist auf so wenige, so sinnliche und so leicht mimetisch angedeutete Dinge gerichtet, daß er nicht vieler Worte bedarf. Selbst die letzten Stadien des eigentlich Hieroglyphischen zeigen noch wenig entwickelte Abstractionen: Die Liebe ist noch Verlangen, das Wollen Befehl, die Ehre Furcht oder Lob. Je weiter zurück, desto sinnlicher muß die tägliche Rede der Menge gewesen, desto eher durch Geberden vermittelt und begleitet worden sein. Ja, da genug von dieser Periode im Aegyptischen erhalten ist, um uns zu überzeugen, daß zuerst fast jeder nationale Laut fast jedes Ding zu bezeichnen vermochte, so muß die Geberde, das begleitende Bild, ursprünglich etwa ebenso wichtig gewesen sein, als das Wort. Halbverständliche Rede ward von der verstandenen Geberde erläutert, beziehungsweise ersetzt. Wo auch die Geste nicht hinreichte, und das Wort noch nicht fixirt genug war, um einen bestimmten Gedanken mitzutheilen, wird keine, oder mangelhafte Verständigung erreicht worden sein. Auch die Sprache hatte zu werden.

Indem wir von laut- und begriffsbestimmten Worten sprechen, gelangen wir zu einer vorgeschrittenen Stufe, welche schon im Alt-Aegyptischen neben

dem homonymen und synonymen Gewirr vorhanden ist. Schon in ihm giebt es zahlreiche Lautcomplexe, welche nur eine Bedeutung haben können; schon in ihm finden wir Begriffe, welche sich nur durch einen einzigen Lautcomplex ausdrücken lassen. Der Schritt von der niederen zur höheren Stufe kam nur dadurch geschehen sein, daß schließlich ein gewisser Lautcomplex zur Bezeichnung eines gewissen Dinges oder Gedankens besonders geeignet erschienen hat. Aber diese Bestimmung ist, wie wir gesehen, nicht ursprünglich geschehen. Also muß sie das Ergebniß einer fortgesetzten Wahl gewesen sein. Also muß sie der vereinte Erwerb einer allmählig errungenen genaueren Fassung der Gedanken, und eines nach und nach gebildeten nationalen Gehörs, welches gewisse Gedanken als besonders entsprechend auf gewisse Laute beziehen gelernt hatte, gewesen sein.

Und so sehen wir denn auch den späteren historischen Theil des Vorgangs sich vor unseren Augen vollziehen. Während die älteste erhaltene Sprache schon fixirte Worte neben der homonymen und synonymen Fülle hat, heben sich aus der letzteren im Laufe der Geschichte immer neue, immer unterschiedenere Lautgestalten, immer engere Bedeutungen hervor, so die äußere Form, wie den inneren Sinn differenzirend. Die Beobachtung des Processes ist allerdings dadurch erschwert, daß die hieroglyphische Literatur, an einen alten, den sogenannten „heiligen Dialect“ gebunden, die neben ihr fortschreitende Differenzirung der Volkssprache verhältnißmäßig wenig in sich aufzunehmen vermochte. Aber die Totalsumme der geschehenen Veränderungen steht im koptischen in beredter Klarheit und Schärfe vor uns. Die Kopten, wie die Aegyptier bald nach Annahme des Christenthums genannt wurden, gaben mit der alten Religion auch die Schriftsprache des ehemaligen Priesterthums auf, und übersehten die Bibel in die Volkssprache des Landes. Und siehe! die Volkssprache war wesentlich eine andere geworden, als die alte, aus der Urzeit überlieferte und so lange ehrerbietig gewahrte Sprache der Wissenschaft und Religion. Eine Unzahl von Homonymen und Synonymen waren verschwunden. Die Homonymen waren entweder mit Stumpf und Stiel untergegangen, oder, wo die Wurzeln lebendig blieben, hatten sie meist unterschiedliche, lautlich gesonderte Triebe erzeugt. Die Synonymen waren ebenso sehr zusammengeschmolzen durch den Untergang einer ungeheuren Zahl von Worten, als durch die Verengerung des Begriffs in den erhaltenen. Um sich die ganze Größe der Revolution vorzustellen, vergleiche man in Bezug auf die Homonymie die vielen, für hieroglyphisches χ er obangeführten Bedeutungen: umstürzen, niederschlagen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, mit den wenigen, auf welche sich koptisches χ er zu beschränken hat: heraus-schlagen, herauswerfen, zerstören. Betreffe der Synonymen-Verringerung stelle man zusammen die Schaar der 37 obgenannten hieroglyphischen Worte für Schneiden: ase χ , an, ten, tent, tenu, tenä, ätn, tem, tom, temu, mtes, sä, šät, šetä, šet, nesp, peht, pe χ , be χ n, behi, sam, us, ush, ust, tes, χ ab,

χeb, χebs, χet, hebt, hent, hesb, sek, seχ, usχ, aseχ, selja, keša u. s. w., und betrachte sodarin die zehn koptischen derselben Bedeutung: nuker, fekh, fēkhi, šat, šöt, bōš, pah, šetšöt, šetšöth, šed (zu welchen sich freilich noch einige andere für den Begriff „zerschneiden, zernichten“ fügen ließen). Dagegen ist diese Beschränkung der Gleichlauter und Gleichbedeuter ersetzt durch Differenzirung von Laut und Sinn, soweit nicht völliger Schwund eingetreten ist. Das χer, welches hieroglyphisch promiscue umstürzen, niederschlagen, angenehm, Opfertier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, Schreien, Feind, Bösewicht, Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch, während. bedeutete, erscheint koptisch (mit seinen Wurzelverwandten) geschrieben in χer niederschlagen, dreht Zerstörung, šaar, čari, šoršor zerstören, holč angenehm, šušouši, kholkhol Opfer, šal Myrrhe, hrau Geschrei¹⁾, von welchen letzteren Worten theilweis schon Ansätze im Hieroglyphischen enthalten sind, sich aber noch nicht genügend geltend zu machen wußten, um das allgemeine χer schon damals in eine engere Position zurückzudrängen. Aehnlich ist auch die Synonymie der angeführten Worte für Schneiden mit der Beschränkung der Wortzahl eine genauere geworden. Können wir nun diese Beobachtungen, wie leicht nachzuweisen wäre, auf eine große Anzahl der ägyptischen Wurzeln ausdehnen, so ist der Gang der ägyptischen Sprachentwicklung in seinen wesentlichen Zügen erkannt, und durch vorhandene und untergegangene Wörterdenkmale gleichmäßig erhärtet. Anfänglich Homonymie und Synonymie in erkenntnißarmer, vieldeutiger Wirre. Danach, bei wachsender Vernunft, Scheidung der Begriffe und Lautgestalten, und entsprechendes Zurücktreten der erklärenden Geste. Untergang der meisten Homonyme, oder Ersatz durch phonetische Differenzirung; Untergang tausender von losen Synonymen und Verengung und Schärfung des Begriffs der überlebenden. Kurz, allmähliges Auftauchen aus vagem Ton und Sinn in gesonderten Laut und präcisierte Bedeutung. Erhellung der Psyche und correspondirende Scheidung der Phonetik.

Es ist wahrscheinlich, daß ähnliche Vorgänge sich in anderen Sprachen finden ließen; könnten wir sie weit genug zurückverfolgen. Nachweisbar von einer niederen Stufe zu der Höhe einer der begabtesten Nationen aufsteigend, haben die Aegypter die Leiter des menschlichen Fortschritts bis zu einem Punkt erstiegen, der über die Erfordernisse einer vollkommeneren Sprachbildung hinausliegt. Sie stehen somit in ihren Anfängen auf dem Niveau der Naturvölker, ohne in ihren Zielen der Schwungkraft der Kulturvölker zu entbehren. Sie geben Beides in ihrer Sprache, soweit es für unsere Zwecke in Betracht kommt, den Anfang und das Ende. Zu diesen allgemeinen Vorgängen tritt bestätigend ein besonderer. Sehen wir auch davon ab, daß die Aegypter mit den Semiten und Ariern wahrscheinlich urverwandt sind, so findet sich doch in den Sprachen dieser letzteren, geistigsten Rassen eine unverkennbare

¹⁾ Die genannten koptischen Worte lassen sich nach ägyptischen Laut- und Wortbildungsgesetzen auf hieroglyphisches χer, und Wurzelverwandte des χer, zurückführen.

Analogie der Erscheinungen, welche auf eine Analogie der Geschichte weist. Mit der Fülle der unzweifelhaften ägyptischen Homonymien vor uns, wird man sich nicht ferner abzumühen brauchen, gewisse vieldeutige Verben des Sanskrit, Arabischen und Hebräischen auf angebliche centrale Grundbedeutungen zurückzuführen, die wohl der Professor, nicht aber der Urmensch erdenken oder verstehen konnte²⁾. Mit dem wilden Gestrüpp der altägyptischen Synonymie vor Augen, wird man fernerhin zwei ähnlichbedeutende Worte nicht nothwendigerweise in jeder Periode als zwei verschiedene Nüancen einer Bedeutung anzusehen haben. Es ist eben in einer Zeit, in der man den Plan der Pflanzung noch nicht über sah, mehr gewachsen, als nachmals gebraucht wurde; und nicht überall hat man nachmals sorgfältig gerodet. Die Aehnlichkeit der Anfänge in verschiedenen Sprachen zieht aber eine grundsätzliche Aehnlichkeit der Entwicklung nach sich, obschon sowohl das Lautgefühl, das einem Lautcomplex gewisse Bedeutungen zueignete, als die Mittel der späteren Differenzirung mehr oder weniger andere gewesen sein können, und in Wirklichkeit auch gewesen sind.

Damit ist die Frage, warum gewisse Begriffe durch gewisse Laute oder Lautcomplexe ausgedrückt werden, warum der Mann Mann und die Frau Frau heißt, anstatt daß der Mann Frau und die Frau Mann genannt wird, von der Sprachschöpfung getrennt und in eine verhältnißmäßig späte Periode gerückt. Damit ergibt sich, daß unter den vielen Worten, die von verschiedenen Menschen und Geschlechtern zuerst tentativ für Mann und Frau erfunden worden sind, anhaltend gewählt wurde, bis die dem Sprachgehör der Nation am geeignetsten erscheinenden allgemeine Anerkennung erhielten, und die anderen, unnötig geworden und verworfen, abstarben und in Vergessenheit geriethen. Wie weit sich die ungesiebte Wörterfülle der ersten, willkürlicheren Periode schon innerhalb eines nationalbeschränkten Sprachgefühls gehalten, und dadurch ebenso im Aegyptischen, wie in jedem anderen Völkerstamme eine eigenthümliche gewesen sei, läßt sich bei dem Mangel aller Zeugnisse aus jener fernsten Urzeit nicht untersuchen. Genug, daß das Sprachgefühl, selbst wenn es vom ersten Anfang an stammweis getrennt gewesen ist, nach ägyptischem Zeugniß innerhalb dieser Scheidung ein unsicheres sein, und einer langen Bildung bedürfen konnte, ehe es seinen Zweck, bestimmte Dinge mit bestimmtem Laute zu bezeichnen, erreichte. Wo derselbe Begriff demselben Volke ursprünglich durch eine Unzahl von Worten ausgedrückt werden konnte, wo diese Worte gleichzeitig einer Unzahl anderer Begriffe dienen konnten, kann die Sprache weder plötzlich als eine allgemeine Inspiration uniform aus den Köpfen der Gesamtheit hervorgebrochen sein, noch das Sprachgefühl, welches schließlich einen Laut einem Begriffe zuwies, anfänglich bestanden haben. Erst die fortgesetzte Wahl vieler Geschlechter muß vielmehr über den Zusammenhang zwischen Laut und Begriff entschieden haben.

²⁾ Nichtbeachtung der Homonymie hat auch im Aegyptischen zur halzbrechendsten Divination metaphorischer Bedeutungsübergänge geführt.

Der Werth, welchen das ägyptische Sprachstudium somit für alle Sprachgeschichte erhält, rechtfertigt die Erwähnung zweier anderer Züge, die auf den ersten Blick ebenso fremdartig erscheinen werden, als die genannten. Im Aegyptischen können die Worte — wir wollen zunächst sagen, scheinbar — sowohl Laut wie Sinn umbrehen. Angenommen, das deutsche Wort gut wäre ägyptisch, so könnte es neben gut auch schlecht bedeuten, neben gut auch tug lauten. Zug wiederum könnte ebenfalls sowohl gut als schlecht besagen, und in einer geringen, lautlichen Modification, wie sie sich so leicht im Leben der Sprachen ergibt, — etwa zu tuch — Veranlassung zu erneuter Umbrehung in tuch erblicken, welches seinerseits noch einmal beide Bedeutungen zu vereinigen vermöchte. Was kann unglaublicher sein?

Da man sich bei der Würdigung von Mirakeln zunächst mit dem Thatbestande bekannt zu machen hat, so sei die Bemerkung gestattet, daß des Verfassers Koptische Untersuchungen ein 90 Seiten langes Verzeichniß derartiger Metathesen enthalten. Beispiels halber seien einige wenige angeführt. 1) Lautmetathese; ab Λ ba, Stein; am Λ ma komm; an Λ na Verzeichniß; ar Λ rä machen; ken Λ nek zerbrechen, zerstoßen; kenh Λ hnek blühen; penh Λ xep fangen, nehmen; teb Λ bet Feige; sâr Λ râ zer schneiden, theilen; ses Λ sef reinigen, waschen; peh Λ hep gehen; snâ Λ anâ Wind, wehen. 2) Sinnwechsel: kef nehmen V liegen lassen; ken stark V schwach; men stehen V menmen sich bewegen; tûa ehren V verachten; tem zer schneiden V verbinden; tep nehmen V geben; xen stehen V gehen; neh trennen, zer schneiden V noh Band. 3) Laut- und Sinnwechsel: soâ geziemend, \diamond ses ungeziemend; sob mischen \diamond peâ trennen; hon binden \square neh trennen; hot zerbröckeln \square toh festigen; ben nicht vorhanden sein \diamond neb alle; oerp zusammennähen \diamond preo zerbrechen, zertheilen u. s. w. Wie man an einigen dieser Beispiele bemerken wird, kann Lautwandel die Erscheinung begleiten.

Kann somit über die Thatsache kein Zweifel sein, so stehen wir vor der Frage nach einer rationellen Erklärung. Im Lichte der beobachteten Homonymie bietet sich zunächst eine ausweichende Antwort dar. Wie wenn wir nur scheinbar Laut- und Sinnverkehrungen, in Wahrheit aber verschiedene Wurzeln vor uns haben, welche sich zufällig in den genannten Weisen entsprechen? Dies gälte besonders in Bezug auf die Sinnverkehrung. Wenn es eine Menge gleichlautender Wurzeln giebt, die verschiedenes bedeuten, so könnte ja unter ihnen eine Anzahl vorhanden sein, die sich geradezu widersprechen. Wenn ken alles mögliche bedeuten kann, warum sollte es nicht neben stark, zufällig auch schwach besagen? Einer absichtlichen, bewußten Sinnverkehrung hätte es unter solchen Umständen nicht bedurft.

Ohne zu leugnen, daß eine Anzahl Sinnverkehrungen in dieser Weise entstanden sein können, läßt sich dennoch nicht annehmen, daß sie alle so mechanisch geschaffen, oder angewendet worden sind. Man stelle sich einmal vor, es habe sich ein ken „stark“, und ein ken „schwach“ im Wege zufälliger Homonymie ergeben, so würde sofort die Neigung, wenn nicht die Nothigung

eingetreten sein, der Verständlichkeit halber eines der beiden Worte fallen zu lassen, und sich mit den vielen anderen Ausdrücken für „stark“ und „schwach“ zu begnügen. Ist das in diesem Fall, ist es in so vielen ähnlichen Fällen nicht geschehen, so sehen wir uns gezwungen, eine bewußte Verbindung zwischen den gegenfüßlerischen Worten voranzusetzen. Der Frage nach dem Grunde läßt sich mithin nicht entgehen. Zu ihrer Beantwortung leitet wiederum die Aegyptische Schrift. Indem sie ken „stark“ von ken „schwach“ dadurch unterscheidet, daß sie dem buchstabenmäßig geschriebenen Lautwerthe beider Worte je nachdem ein determinirendes Bildchen der Stärke oder Schwäche hinzusetzt, indicirt sie den logischen Grund der Erscheinung. Unsere Urtheile bilden sich nur durch Vergleich und Antithese. Sowenig wir, wenn wir den Begriff der Stärke einmal gefaßt haben, an die Schwäche zu denken brauchen, um uns die Stärke klar zu machen, so gewiß hat die Stärke ursprünglich nicht concipirt werden können, ohne sie von der Schwäche loszuheben, ohne sie an der Schwäche gegensätzlich zu messen. Man versuche es, über die Gedanken hinaus, welche uns durch bekannte Wortbedeutungen angewöhnt worden sind, ohne daß wir sie selbst zu finden brauchten, eine einzige neue Idee zu fassen, und man wird sich von der Natur des geistigen Vorgangs überzeugen. Jedermann wird heutigentags mit der Stärke bekannt, ohne sein eigenes Urtheil anzustrengen, weil der Begriff einmal in der Sprache existirt, weil er ihm von Kindheit auf zur Bezeichnung gewisser Leistungen, Dinge und Personen angeeignet worden ist. Sobald wir aber, das Gebiet der Alltäglichkeit und die derselben entsprechenden Worte verlassend, eigene Gedanken zu bilden, oder seltener, weniger gehörte Gedanken Anderer nachzudenken versuchen, befinden wir uns vor der Nöthigung zur bewußten Antithese. Um bei Wortgedanken zu bleiben, so hat kein Schüler den stumpfen, spitzen und rechten Winkel begriffen, ohne die drei in bewußten Gegensatz zu bringen; kein Student das Hegel'sche Sein aufgefaßt, ohne es mit dem Nichtsein zu confrontiren; überhaupt Niemand eine fremde Sprache einigermaßen eingehend gelernt, ohne diejenigen Wortbedeutungen, die von den heimischen abweichen, durch Vergleich mit den letzteren sich zu erläutern. In jene Kindheitsperiode der Menschheit nun, in welcher die ersten, gewöhnlichsten Begriffe in dieser überlegenden Weise errungen zu werden hatten, führt uns das Aegyptische zurück. Um die Stärke denken zu lernen, hatte man sie von der Schwäche zu scheiden; um das Dunkel zu begreifen, das Licht davon zu sondern; um „viel“ zu fassen, „wenig“ im Geiste dagegen zu halten. Diejenigen ägyptischen Worte, welche, in ihr Gegentheil umschlagend, die beiden Glieder des ursprünglichen Vergleichs erhalten zeigen, gewähren einen Einblick in die mühselige Werkstatt, in welcher die ersten und nöthigsten Gedanken — heute die geläufigsten und am mühelosesten übernommenen — geschmiedet wurden. In der gesprochenen Rede können hier nur der Zusammenhang und die Geste gezeigt haben, was gemeint war.

Uebrigens ist die Zahl der erhaltenen ägyptischen Worte, welche Sinn-

wandel ohne Lautwandel erleiden, keine allzu große. Meist sind die entgegengesetzten Bedeutungen durch phonetische Modificationen auseinandergehalten; mitunter geht auch die phonetische Differenzirung erst in geschichtlicher Zeit vor sich. Von ersterem ist *mex* leer, *V* meh voll, ein gutes Beispiel; von letzterem zeugt *men*, daß hieroglyphisch sowohl „stehen“ als reduplicirt oder in der Form *menu* „gehen“ bedeutet, koptisch aber durch *moni* für die Bedeutung „stehen“ und durch *monmen* für „gehen“ abgelöst wird.

Es ist ein glücklicher Umstand für die Erkenntniß dieses Theils der Sprachschöpfung, daß sich der Beweis für die bewußte Sinnverkehrung, abgesehen von ihrer inneren Rechtfertigung, geschichtlich und sachlich abschließend führen läßt. In einem ägyptischen Redetheile abstracter Bedeutung finden sich eine Anzahl Worte, welche die Schwierigkeit, abgezogene Begriffe zu fassen, dadurch zu überwinden gesucht haben, daß sie ihren Sinn und sein Gegentheil gemeinsam enthalten, und somit die Conception ihrer Bedeutung aus These und Antithese zum dauernden Ausdruck gelangen lassen. Dies sind die Präpositionen. So heißt hieroglyphisch *m* sowohl „in etwas drin“ als „zu etwas hin“ als „von etwas weg“, je nach dem Zusammenhang des jedesmaligen Contexts; er heißt sowohl „von etwas weg“ als „zu etwas hin“ als „mit etwas zusammen“; *hr* und *χest* bedeuten sowohl „für“ als „gegen“; *χont* „in“ „unter“ u. s. w. Koptisch besagen *ute* und *sa* sowohl „von etwas weg“ als „in etwas drin“; *kha* ist „über“ und „unter“; *ha* „über, unter“ und „zu etwas hin“, „von etwas weg“; *hi* „zu etwas hin“, „von etwas weg“, „in etwas drin“ u. s. w. Wenn dies nichts anderes ist, als derselbe polarische Bedeutungswechsel, der sich bei vielen anderen Worten beobachten läßt, so hat es doch eine stärkere Beweiskraft. Hätten wir bei der Vieldeutigkeit ägyptischer Lautcomplexe zu bedenken, daß sich gleichlautende zufällig und ohne innere Beziehung mit antithetischem Sinn gegenüberstehen können, so ist diese Möglichkeit bei Präpositionen äußerst gering anzuschlagen. Wären von so schwierigen Begriffen, wie sie Präpositionen ausdrücken, zwei entgegengesetzte zufällig in demselben Laut zusammengetroffen, so würde das eine oder andere im Interesse der Deutlichkeit aufgegeben, und, bei der wuchernden Triebkraft der alten Sprache, leicht durch einen andern Laut übernommen worden sein. Man bringt nicht „für“ und „wider“ in demselben Worte unter, es sei denn absichtlich, und weil man das eine nur denken kann, indem man das andere mit denkt und es von seinem Gegenfüßler abhebt. Die Logik dieser Erwägung wird durch eine verwandte, in dem überlieferten Sprachmaterial erhaltene Erscheinung bestätigt. Neben seinen einfachen Präpositionen hat das Aegyptische eine große Anzahl zusammengesetzter, deren nicht wenige zwei Glieder von entgegengesetzter Bedeutung verbinden, um den durch das eine oder andere bezeichneten Sinn zu desto klarerem Verständniß zu bringen. Hier haben wir mithin die absichtliche Gegenüberstellung entgegengesetzter Begriffe zur Erfassung des einen oder anderen endgültig erhärtet. Man sehe: Die Präposition *ebol*, zusammengesetzt aus *e* „zu etwas hin“ und *bol* „von etwas weg“

bedeutet „von etwas weg“. Die Präposition ebolkhen zusammengesetzt aus ebol „von etwas weg“ und khen „in etwas drin“ besagt „von etwas weg“. ebolute, componirt aus ebol „von etwas weg“ und ute, sowohl „von etwas weg“ als „in etwas drin“, heißt „von etwas weg“ „vor etwas“. ehraihm, gebildet aus ehrai „in, zu etwas hin“ und hm „in etwas“ wird zu „in“ und „von etwas weg“. Diese berechnen, die Frage lösenden Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Es fehlt nicht an Spuren ähnlicher Vorgänge in anderen Sprachen. Das Arabische hat polarischen Bedeutungswechsel in großer Fülle; im Chinesischen wird die durch den Tiu Li markirte Literaturperiode (2000 vor Christus), geradezu durch dasselbe Phänomen charakterisirt; und was ist es anders, als ein auf vergleichende Zusammenstellung gebautes Urtheil, wenn der Engländer noch heut without¹⁾, d. h. mitohne sagt, um ohne auszudrücken? Und hat nicht with selbst ursprünglich sowohl „mit“ als „ohne“ geheißen, wie noch, aus withdraw „fortgehen“, withgo „gesondert, zuwider, gehen“, withhold „entziehen“ u. a. zu ersehen ist?

Mit geringerer Zubericht läßt sich über Lautumdrehung reden. Denn wir können uns eher in die Psyche, als in das Sensorium des Alterthums zurückversetzen. Es kann einerseits ein, durch den ursprünglichen Ueberreichthum an Wurzeln verursachtes Spiel des Zufalls sein, daß lautliche Metathesen sich in der Bedeutung entsprechen, oder widersprechen; um so mehr, als sie häufig keines von beiden thun. Da es ein ma giebt, das „Sehen“ bedeutet, welches mit einem anderen ma „Kommen“ nicht verwandt sein kann, warum soll ma „Kommen“ nicht ebenso selbständig entstanden sein können, wie ma Sehen, ohne von am „Kommen“ durch Metathese abgeleitet zu sein? Andererseits ist begriffliches Entsprechen selbst bei seltneren, metathesirten Lautcomplexen eine so gewöhnliche Erscheinung, daß es schwer fällt, der Annahme begrifflichen Zusammenhangs zu entsagen; ja daß die Wahrscheinlichkeit in's Auge gefaßt werden muß, der sprachgeschichtliche Beweis für den begrifflichen Zusammenhang lautverkehrter Worte werde sich dadurch führen lassen, daß die große Mehrheit solcher phonetischen Metathesen als sinnverwandt nachgewiesen wird. Die Erklärung begrifflichen Zusammenhangs bietet sich in der Weiterentwicklung einer Wurzelbildungsmethode, deren erste Schritte zu Tage liegen. Aegyptische Wurzeln sind fast ausnahmslos der Weiterbildung fähig durch Anlautwiederholung im Anlaut oder Auslaut, oder Auslautwiederholung im Auslaut. Das heißt, aus einem fs kann in regelmäßiger und ungemein häufiger Wandlung ein ffs, ffsf, und fss werden; aus einem mt ein mmt, mtm, mtt zc. Bedeutungsänderung ist dabei keineswegs stets erkennbar — es handelt sich nämlich darum, der Lust an der Erfindung immer neuer Worte, der Freiheit in der Hervorbringung immer neuer Bildungen die Zügel schießen zu lassen. Die Periode,

¹⁾ Aehnlich das verwandte deutsche „wider“, „wieder“.

in der, innerhalb gewisser nationaler Grenzen, Jeder jeden Laut für jedes Ding ausstoßen durfte, ist auf dieser Stufe bereits vorüber; die Entscheidung für bestimmte Laute für bestimmte Dinge getroffen; aber die Möglichkeit ist gelassen, die so gewählten Laute, die Wurzeln, durch Wandel und Wiederholung ihrer einzelnen Bestandtheile weiter zu gestalten. Darf man es dieser Licenz, welche das noch flüssige Material der Sprache in wechselnde Formen gießt, darf man es diesem Ohr, welches fein genug war, den Anlaut im Auslaut noch einmal hören, und damit den musikalischen Effect des Wortes harmonisch abrunden zu wollen, gemäß halten, daß der Gedanke des Ganzen auch in der zweiten, lautlich correspondirenden Sylbe des somit aus dem einsylbigen geschaffenen zweisylbigen Lautcomplexes allein gefühlt werden konnte, so hätten wir die Umkehrung nicht als Umkehrung, sondern als Doppelung erklärt. Wir hätten die Reihe fes, fesf, fes-sef, sef aufzustellen, deren zwei Anfangsglieder und Endglied erhalten sind, während das dritte Glied fes-sef aus fesf zu ergänzen wäre, und allerdings mit Leichtigkeit ergänzt werden könnte. Haben wir aber einmal fes-sef, so steht dem Schluß, von dieser bereits vollzogenen Metathese habe jedes Glied allein genügt, um den Sinn der ursprünglichen, so wie der zweitheilig-verkehrten Wurzel zu verkörpern, keine sichtliche phonetische oder logische Schwierigkeit entgegen. Der wie ein Reim zusammenstimmenbe, wie Voraussetzung und Schluß sich ergänzende Klang beider Glieder des Gesammtwortes fessef konnte jedem von ihnen leicht den Werth und die Bedeutung des Ganzen verleihen. Die ersten beiden Stadien dieses Vorgangs, fes, fesf sind auch in den indogermanischen Sprachen unter dem Namen der gebrochenen Reduplication bekannt. Wir enthalten uns der Erörterung, warum diese Erklärung der Metathese der dreiconsonantigen nur scheinbar widerspricht.

Dem Geschlecht, das die Mühsal seiner ersten Anfänge vergessen, einen geschichtlichen Einblick in die allmälige Erarbeitung von bestimmtem Laut und Begriff zu gewähren, ist das Verdienst der ägyptischen Grammatik.





Johannes Huber.

Don

M. Carriere.

— München. —

Mit Beiträgen von J. Friedrich und J. A. Meßmer.



Es gibt Gelehrte, denen Bücher die Aufgaben ihres Forschens und Denkens bieten; die dort überlieferten Thatsachen wollen sie sichten und darstellen, die dort ausgesprochenen Gedanken prüfen und fortspinnen; man pflegt sie wol als die eigentlich und rein wissenschaftlichen anzusehen, weil sie in und für Bibliotheken arbeiten. Andern stellt das Leben die Probleme und wenn sie sich auch darnach umthun, wie frühere Geister mit denselben gerungen, das eigne Herz drängt sie nach einem lösenden Wort, und treibt sie mit reformatorischem Eifer das zu verkündigen, erleuchtend, führend in das Leben einzugreifen. Zu diesen gehörte Johannes Huber. Sein Ziel war die Versöhnung von Glauben und Wissen in einer neuen freieren Fassung der christlich-religiösen Wahrheit, der ethischen Idee im Zusammenhange mit der Natur- und Geschichtsforschung unsrer Zeit; sie sollte aus dem Streit der Gegensätze, die sich zum geistmörderischen Ultramontanismus und geistleugnenden Materialismus ausspitzten, zu einer Verstand und Gemüth befriedigenden Weltanschauung führen, und von ihr aus sollte in einem von Liebe beseelten Organismus der Gesellschaft durch werththätige Hilfe von außen, wie durch Befreiung und Bildung von innen, das Elend des Daseins, die Noth der Armen und Bedrückten erleichtert und überwunden werden. Huber ist gestorben als er sich anschickte, das zusammenfassende philosophische Werk zur Darstellung dieser Ideen zu schreiben; er ist gestorben nachdem er sich überzeugt, daß er einmal vergebens mit hoffendem Frohmuth sich als einen der ruhmgekrönten Leiter einer von Rom gelösten, freien, deutschen Kirche gefühlt. Wir werden darum dem redlichen, rastlosen Kämpfer unsre Theilnahme nicht versagen, dem talentvollen, selbstgemachten Manne unsre Achtung zollen.

Johann Nepomuk Huber war am 18. August 1830 zu München geboren, das einzige Kind in einem frommen, schlichten Bürgerhause. Der Vater betrieb ein Tändler- oder Trödlergeschäft, ließ es sich aber nicht nehmen, an seinem einfachen Familientisch einem und dem andern Studenten der Theologie einen Kosttag zu gewähren, das Gebet dabei aus dem Stegreif zu sprechen und dann von den Befreiungskriegen zu erzählen, die er als bayerischer Jäger mitgemacht. Daß alles aufgeboten werden mußte, um den strebsamen, vielbegabten Sohn einen Geistlichen werden zu lassen, stand den Eltern fest; und so bezog dieser 1850 die Münchener Universität. Theologen wie Döllinger, Haneberg, Stadlbaur bildeten damals den Kern dessen, was bald von Mainz und Münster aus als liberale Münchner Schule angefeindet werden sollte, sie verschlossen sich auch den protestantischen Büchern nicht, ebenso wenig der Gemeinschaft mit den Männern der Wissenschaft, die bald von König Max berufen als „Nordlichter“ ihren Einzug an der Isar halten sollten. Unter dem Einfluß dessen, was Baader und Görres gewirkt, bildete sich 1848 in München eine Studentenverbindung Tafelrunde, die der vielfach negirenden Neuzeit gegenüber die christlichen Principien im Denken und Handeln obenanstellte, und ihre Farben schwarz, grün, gold durch den Wahlspruch erläuterte: Durch Zweifels Dual der Hoffnung Strahl zum goldnen Oal. Gedichte, Aufsätze wurden vorgetragen und besprochen. Huber trat ein und war bald ein hervorragendes Mitglied. „Sein Studium der griechischen Philosophie, seine Kenntniß der protestantischen Literatur, erzählt mir sein Studiengenosse Joseph Mesmer, unser Kunsthistoriker, gab ihm bald ein Uebergewicht. Dabei zog er unerbittlich die äußersten Consequenzen, behandelte auch Lieblingsdichter wie Hölderlin und Lenau als Philosophen und zwang sie in sein System hinein. Er erschien uns wie ein künftiger, strenger Dogmatiker, und war oft recht peinlich für mich, der ich verehrte Autoritäten, Menschen und Bücher ungern einem oder dem andern System unterworfen sah, der Logik des Freundes aber auf die Dauer nicht widerstehen konnte.“ In einer Rede, die Huber in der Tafelrunde hielt, findet sich bereits der charakteristische Ausspruch: „Entweder läßt der Mensch die Außenwelt über sich herrschen, dann gibt er sich selbst auf und verliert das Recht seines Daseins, das auf sein Fürsichsein basirt ist; oder er sucht die Außenwelt zu beherrschen und nach seiner Willkür zu bestimmen, mißkennt und verletzt ihr Recht und muß die Macht seines Gegensatzes erfahren; — oder aber er vermag ihr und sein Recht zu wahren und sich in freier Weise mit ihr zu versöhnen. Nur in der letzteren Lösung hat er sich selbst nach seiner Bestimmung und Bedeutung verstanden, nämlich als freies Glied im Organismus des Weltganzen.“ In der Scholastik habe die Außenwelt der Autorität über den Geist geherrscht, in der neueren Zeit habe dieser sich von jener losgesagt, die Gegenwart soll die eigne Vernunft mit der Vernunft im Universum wie in der religiösen Ueberlieferung in Einklang bringen. Doch war damals für Huber die Autorität das Maßgebende, die Individualität sollte sie in sich

aufnehmen, nicht meistern. Und wie er schon als Gymnasiast in die Augsburger „Sion“, eine ultramontane Zeitschrift, Beiträge gesandt, so mischte er sich als Student in einen Streit der Philosophen.

Professor Brantl hatte im März 1852 in der Münchener Akademie eine Festrede über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie gehalten. Er bezeichnete sie als Anthropologie: vom Menschen, dem sinnlich-geistigen soll sie ausgehen, dem Realen wie dem Idealen gerecht werden; die Synthese beider sei uns ja in uns selbst und namentlich in der Sprache gegeben, die die Gedanken im Laut verwirkliche; von der Erfahrung, nicht von Dogmen sollen wir uns leiten lassen; die Religion als Sache des Gefühls und Lebens sei ein Gegenstand philosophischer Forschung, nicht das Maß für sie. Dagegen trat nun die ultramontane Partei in Waffen; ja Brantl ward für eine Zeitlang an der Universität auf die Philologie als sein Gebiet verwiesen, bis König Max 1859 den ausgezeichneten Kenner und Darsteller der Geschichte der Philosophie zu deren Ordinarius ernannte. Ein katholischer Theologe Dr. Dischinger, der als Privatgelehrter zu München lebte, führte gegen Brantl das Wort in den Blättern und veröffentlichte eine Schrift, die ihn in eine Reihe mit Feuerbach stellte, der Selbstvergötterung, des plattesten Nihilismus, des Absurdismus beschuldigt, und einen förmlichen Fluch über dieses moderne Heidenthum aussprach. Da nun trat ein Student in die Schranken, der sich bald als Dichter, Historiker, Rechtsgelehrter einen Namen von weit tönendem Klang gemacht, Felix Dahn. Mit gewandter, scharfer Feder schrieb er eine Entgegnung gegen Dischinger, in der er von dem Standpunkt freier Forschung aus die Philosophie als Selbstzweck, nicht als Magd der Theologie betrachtete, und den geschmähten Anthropologismus als dasjenige philosophische Princip darstellte, welches die relative Identität von Geist und Natur, wie sie in dem ganzen, unzerstückten Menschen erscheint, zum metaphysischen Ausgangspunkte, zu dem Maßstab der absoluten Identität von Geist und Natur, d. h. des Absoluten erhebt, im Gegensatz zum subjectiven Idealismus, welcher einseitig den geistigen, wie andererseits zum objectiven Realismus, der nur den materiellen Factor erfäßt. Dahn zeigte, wie dies Streben nach Einigung der Gegensätze gerade an Knotenpunkten der Entwicklung in der Geschichte hervortrete, und suchte das Dialektische wie die historische Behandlung der philosophischen Fragen gegenüber den theologischen Dogmen in's Licht zu stellen.

Dischinger hatte eine kleine Schaar von Studenten um sich, die er mit der Literatur und den Problemen der Philosophie bekannt machte; unter ihnen war Huber, der ihm dies stets Dank wußte; so glaubte er nun für dieselben eintreten zu sollen, zumal zwischen ihm und Dahn schon seit dem Gymnasium eine gewisse Rivalität bestand, da stets einer dem andern es zuvorzuthun suchte, bis sie ihre verschiedenen Felder fanden, die sie bebauen und persönlich befreundet bleiben konnten. So schrieb denn Huber sein Pamphlet: „Der Anthropologismus des Dr. R. Brantl und seine jüngste

Beantwortung," in welchem er Dischinger gegen Dahn verteidigte und dabei weit mehr auf Brantl als auf dessen Schüler loszuschlug. Keiner der Rufer im Streit hatte sich den Unterschied von Religion und Dogmatik klar gemacht, wie die Religion Sache des Herzens, gottinniges Leben, Erhebung des Gemüths zum Ewigen und Heiligung des Willens ist, während die Dogmatik Satzungen über das Wesen Gottes, der Welt und des Menschen formulirt und Folgerungen aus Bibelsprüchen zieht. Dahn wies auf den Widerspruch von Vernunft und Dogmatik hin, Huber behauptete, daß, was das Gefühl als wahr empfindet sich im Lichte der Vernunft bewähren müsse; so schossen sie aneinander vorbei. Mit Recht forderte Huber eine Philosophie des Lebens und der Wirklichkeit; er sah in der ganzen Realwelt ein System von Organismen, dessen Mittelpunkt urlebendig sei und alles trage, die Religion sei die Beziehung der vernünftigen Wesen zum Urwesen. Vom persönlichen Gott schien ihm eine übernatürliche Offenbarung leicht gewonnen, und dann sei alles Folgende in der katholischen Dogmatik so folgerichtig wie die Bücher Euklid's! Dahn sah nur Widerspruch darin, übervernünftige Wahrheiten vernünftig begründen zu wollen. Huber behauptete Brantls Absolutes sei nichts als die Substanz Spinoza's, die Identität Schelling's, der Gott des Speculanten sei des Menschen selbsteigenes Wesen, angeschaut unter der Idee der Gattung, während der Gott des Christenthums Person, Geist aber und Natur zwei verschiedene Wesenheiten seien. Doch bekennt Huber, daß die Theologie durch den Zwiespalt mit der Philosophie fast allen Einfluß auf die Zeit verloren habe, daß die Philosophie die Wahrheit des Christenthums der Gegenwart erschließen solle. Was diese Wahrheit sei, blieb unerörtert; damals war sie für Huber noch die römische Dogmatik. Aber damit, daß er die Philosophie als nothwendige Erklärerin des Christenthums forderte, that er einen ersten Schritt in's Freie. Hier sollte er sich bald heimisch fühlen, als er das akademische Lehramt in's Auge faßte und 1854 zum Gegenstand seiner philosophischen Doctorbitteration die Cartesische Beweise vom Dasein Gottes wählte. Er kam zur Einsicht: „Was die neue Zeit in allen ihren Lebensstufen ergriffen hatte, auf dem Gebiete des Wissens und Handelns sich offenbarte und als Kampf gegen die alte Kirche und den alten Staat erschien, war das Princip der Autonomie des Subjects, das Cartesius wissenschaftlich fixirte, wodurch seine Philosophie von welthistorischer Bedeutung geworden ist.“ Der Geist persönlicher Selbstständigkeit, das: „Ich denke, also bin ich,“ die Vernunft als Richterin über das Wahre und Falsche, das voraussetzungslose Forschen gewann den Sieg über die Autorität des Dogmas, so sehr auch Huber noch an die Rechtfertigung desselben dachte, wenn er von der beklagenswerthen, negativen Richtung der neueren Philosophie sprach, die indeß aus denkfauler Sicherheit aufrüttelte, daß wir nicht länger morschen und gebrechlichen Stützen vertrauen, sondern den Bau der Wissenschaft auf unzerstörbarer Grundlage auführen. Nicht minder wirkte das Studium Platon's; mit einer Schrift über dessen Lehre vom persönlichen Gott habilitirte sich Huber 1855 als Docent der Philo-

sophie. Er wies nach, daß die Idee des Guten allerdings das Wesen Gottes ausmache, daß aber Platon das Gute und das Vernünftige identificire, die Vernunft ohne Seele nicht denkbar finde, und darum nicht bloß in mythischer, sondern auch in dialektischer Fassung das Göttliche als weltbildende Subjectivität anschauete. Und wenn auch Huber noch nach einigen Jahren in einer Abhandlung über die Willensfreiheit das Theologische allzusehr vor dem Naturwissenschaftlichen zum Ausgangspunkte nahm, er überreichte sie mir mit dem Spruch: „Denken ist Befreien.“

Zu dieser Befreiung wirkte die frische Luft mit, die in München wehte, als nach der Berufung von Liebig und Geibel König Max sich mit ihnen persönlich befreundete, als auch Pfeufer, Jolly, Bischoff, Sybel, Niehl und ich an der Universität lehrten und die bereits vorhandenen, liberalen Kräfte damit Stärkung und Ermuthigung fanden, während noch kurz vorher die kirchliche und politische Reaction einige Professoren genöthigt hatte, ihre Vorlesungen einzustellen. Keiner der Neuberufenen war von der ultramontanen Partei mit mehr Erbitterung empfangen worden als ich; 1853. Die Blätter sprachen von Protesten der Bischöfe, ja des akademischen Senats gegen mein Auftreten, und überhäuften den Demagogen, den Atheisten mit einer Fluth von Schmähungen, um die Studenten von mir abzuschrecken. Huber ging „tropigen Muthes in die Löwenhöhle“, wie er selbst äußerte und war am Ende des Jahres mein Freund geworden. Trat doch auch in Döllinger nun von Tag zu Tag der unbefangene Historiker vor dem Dogmatiker, der wahrheitsseifrige Gelehrte vor dem Gegner des Protestantenthums hervor, und ging Stadlbaur nicht mit der ultramontanen Partei. Von diesem, von Thiersch und dem Orientalisten M. J. Müller wurden die hervorragendsten der jungen Theologen, Huber und Meßmer, ermuthigt, sich an der Universität zu habilitiren. Meßmer that es als Theologe für christliche Archäologie und Kunst; später kam er als Professor an die philosophische Facultät, welcher sich Huber von Anfang an zuwandte. Ich besprach mit ihm die Sache; er solle die theologischen Examina machen, aber keine Weihen nehmen; die würden ihn als philosophischen Docenten in Conflict bringen; sollte er als solcher nicht den erwarteten Erfolg haben, dann könne er immer noch Dogmatiker werden. Indes sein Erfolg als Kathederredner und seine schriftstellerischen Leistungen waren so bedeutend, daß er bald zum außerordentlichen und ordentlichen Professor ernannt wurde (1859 und 1864).

Nahmen ihn zunächst auch seine Vorlesungen über Logik und Psychologie, Rechts- und Religionsphilosophie, Geschichte der Philosophie in Anspruch, so hatte er doch ein wissenschaftliches Werk im Auge, das ihm zugleich den Ruf des Gelehrten sichern sollte und er wählte daher gern jenen Denker, der zur Karolingerzeit wie Karl der Große im Reich des Geistes dasteht, noch freier wie die mittelalterlichen Scholastiker, über ihre Gegenstände erhaben und zugleich der Vorläufer der mystischen Richtung, Scotus Erigena. Wie die Wahrheit des Pantheismus die Einheit alles Lebens, das der Welt

einwohnende Göttliche, zu versöhnen sei mit dem Deismus, der die göttliche und menschliche Persönlichkeit, die sittliche Freiheit mit gleichem Rechte betont, dies Problem der Gegenwart war auch von Huber mit weltoffenem Sinn und religiösem Gemüth ergriffen worden; in Scotus Erigena stand ihm einer der Erzbäter einer speculativen und zugleich christlichen Philosophie gegenüber, und es gelang ihm die erste congeniale und unübertroffene Darstellung desselben. Wenn der Standpunkt der Scholastik vornehmlich ein Dualismus von Gott und Welt ist, die Mystik aber den Geist in die Anschauung Gottes versenkt und sich mit ihm eins fühlt und weiß, so betrachtet Scotus Erigena das ewig Eine, wie es sich zur Vielheit entfaltet und wieder zu sich zurückkehrt, wie es in der Welt sich offenbart und wie der Geist sich in seinem Urquell wiederfindet. Huber zeichnet sein eignes Ziel, das er auf der Grundlage des empirischen Wissens unsrer Tage und in der Religion zu erreichen hoffte, wenn er die Betrachtung Erigena's schließt: „Für ihn ist die Philosophie, was sie für Platon war, eine Auferstehung aus der Nacht des Irdischen in den Tag der Wahrheit, eine Himmelfahrt des Geistes.“ „Wie jede Philosophie, die die Welt begreift, in diesem Erkennen auch mit dem Anerkennen ihrer Ordnung endigt, so daß nicht nur das Denken, sondern auch das Gemüth seine Versöhnung mit ihr feiert, so finden wir es auch bei Erigena. Alle Schatten des Daseins, alle Mißklänge des Lebens werden ihm zu dienenden Momenten in dem herrlichen Bilde und in der entzückenden Symphonie des Universums, in deren Erfassung der Geist sich von allem Schmerze der Endlichkeit befreit und sich selbst in ihre Harmonie selig aufgenommen fühlt.“

Seines Werk erschien 1861. Huber sagt in der Vorrede, man habe ihm vorgeworfen, daß er Erigena's Vermittlung der Transcendenz mit der Immanenz Gottes wieder aufleben machen wolle, wie das die neue Philosophie in pantheistischen oder semipantheistischen Lehren anstrebe. „Wie jeder Leser meines Buches sich überzeugen wird, so trifft mich dieser Vorwurf, denn ich bekenne mich in der That zu jener Richtung in der Philosophie, die die Welt für ein Moment des göttlichen Lebens erklärt, die Gottheit aber selbst in der Form übergreifender Subjectivität, d. h. als absolute Persönlichkeit erkennt. Ein Vorläufer dieses Standpunktes ist allerdings Erigena; aber ein solches Zusammentreffen mit einem alten Autor ist nicht mit einem Zurückgehen auf denselben identisch, denn wenn nach einem tausendjährigen Zwischenraum der eindringendsten Geistesarbeit dieselben Ideen abermals aufleben, so sind sie im Fortgange der geistigen Entwicklung selber gewachsen und damit auch in mancher Hinsicht anders geworden. Von dem gegenwärtigen Höhepunkte philosophischer Erkenntniß einfach auf die Ideen eines mittelalterlichen Denkers zurückzugehen, wäre in der That ein Rückschritt und hieße im Mannesalter wieder in die Kinderschuhe eintreten wollen. Aber jeder philosophische Betrachter der Geschichte weiß um die Entwicklung des Geistes in der Menschheit, wonach die Nachkommen von der Vortwelt die

keine ihrer eigenen Ideen empfangen. Auf solche Weise erneuern wir jeden Philosophen in uns, der lebendige und damit unsterbliche Gedanken in die Welt gebracht hat; aber wir wiederholen ihn nicht bloß, sondern er wächst in uns zu einer größeren Reife und reicheren Fülle der Anschauungen.“ Huber hätte noch einen Schritt weiter gehen und an das Wort Rahels erinnern sollen: „Man lernt nur, was man schon weiß!“ Erst wenn wir eine Idee selber gedacht haben, verstehen und finden wir sie bei anderen. Als mir jener Gedanke von der Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in einer tieferen und höheren Gottes- und Weltidee ausgegangen war, da verstand ich Giordano Bruno und Jakob Böhme in diesem Sinne, der Streit, ob sie Pantheisten oder Deisten gewesen, erschien mir müßig; sie waren eben beides und keines, vielmehr ein besseres Drittes; so hab' ich sie 1846 in der „philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit“ dargestellt.

Wenn aber Huber in die Kinderschuhe der Scholastik nicht wieder treten wollte, so verlangten das gerade die Römlinge, die auf den Thomas von Aquin schwören, und unserm Freunde als einem Abtrünnigen nun Streit bereiteten. Er hatte nach den Quellen Origens' forschend, eingehende Studien in der neuplatonischen wie in der altchristlichen Literatur gemacht, und sandte schon 1859 seinem erwähnten Werke „die Philosophie der Kirchenväter“ als Einleitung voraus. In der Widmung an seine Jugendfreunde sprach er von den Mißverständnissen, die eingetreten seien, als er den Weg freien Denkens eingeschlagen, und setzte hinzu: „Wir war bewußt, daß wir an derselben Aufgabe arbeiteten, an dem Sieg des Geistes und der Idee über den praktischen und theoretischen Materialismus der Zeit, und so konnte ich Euch stets über den Gegensatz hierüber die Hand reichen.“ In der Darstellung der Kirchenväter zeigte es sich, wie viel selbstständiger, mannigfaltiger, geistvoller ihre Ansichten über Gott, Menschheit, Christus sind als die Lehrsätze, welche die Dogmatik fixirt hat. Das Buch war klar und anziehend geschrieben, so dünkte es dem erstarrten Pfaffenthum gefährlich, und es kam alsbald auf den römischen Index der verbotenen Bücher. Das schien nicht ganz gleichgültig in einem Lande und an einer Universität, auf welche die Bischöfe seither Einfluß geübt, und welche als katholisch gelten sollte; der Erzbischof Scherr mahnte den jungen Philosophen, daß er der Censur sich laudabiler unterwerfe, aber der vermied es, den hingehaltenen Ring zu küssen und behauptete das Recht seiner Ueberzeugung. Daß seine und Frohschammer's Absetzung in der Absicht des Münchner Ordinariates gelegen, hat Professor Friedrich uns versichert. Es setzte dies nicht durch, lähmte aber Hubers Lehrthätigkeit durch das Verbot an die Theologen, an die Gläubigen, die Vorlesungen desselben zu besuchen. Von anderer Seite ward Hubers religiöser Sinn als hinter der Zeit zurückgeblieben, als überwundener Standpunkt behandelt. Im Jahre 1863 hatten Döllinger und Haneberg eine Versammlung katholischer Gelehrten nach München berufen; Kirchlichkeit und Wissenschaft sollten verbündet werden oder bleiben. Rom schüttelte den Kopf dazu,

und schien zu ahnen, daß man sich auch gegen den Vatican wenden könne, wenn man einmal die Vernunft als Vertheidigerin der Dogmen annehme. Der Congreß suchte das Verhältniß der Vernunft und Forschung zur Autorität zu bestimmen; er erklärte es für Gewissenspflicht, bei der Entwicklung der Wissenschaft die geoffenbarte Wahrheit im Auge zu haben; Knoodt meinte, daß die Wissenschaft zwar auch eine Autorität sei, aber eine fehlbare, die sich der unfehlbaren Kirche unterzuordnen habe. Da bekannte Huber, daß er auf der linken Seite der Versammlung stehe und forderte einen positiven Ausspruch zu Gunsten der Freiheit. Er blieb mit Friedrich die kleine Minorität gegen achtzig Andre! Bei solch offenem Bruch mit dem Ultramontanismus war es ein Zeugniß der hohen Achtung vor Hubers Persönlichkeit und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, wenn er berufen ward, den Söhnen des Prinzen Luitpold und selbst dem König Ludwig II. nach dessen Thronbesteigung philosophische Vorträge zu halten. Bis zu seinem Ende hat der naturwissenschaftlich gebildete Herzog Karl Theodor viel mit ihm verkehrt.

Hatte der eigne Kampf zwischen Autorität und Freiheit, und die Lösung, die er für sich gewann, unsern Freund zur Darstellung der Kirchenväter und Erigena's geführt, so ergänzte er sie durch Vorträge über die religiöse Aufklärung die 1867 in seinen Studien abgedruckt wurden. Während des begonnenen Streites aber mit der Hierarchie sah er längere Zeit muthig dem Tod in's Auge. „Wenn die Ungunst des Geschickes mich nicht vor der Zeit zerbricht,“ hatte er die Widmung des Buchs über die Kirchenväter geschlossen, „dann hoffe ich auf meinem Wege Ergebnisse zu erlangen, die für die große geistige Noth der Gegenwart nicht ganz nutzlos sind.“ Es bezog sich darauf, daß er schon als Knabe in Folge einer Erkältung leidend gewesen, und daß eine solche auf einer Gebirgsreise der Studentenzeit zu einem Gelenkrheumatismus geführt, der das Herz in Mitleidenschaft gezogen. Schon damals hatte die Mutter, als er einen neuen Rock begehrte, seufzend gefragt, ob er den noch tragen werde, jezt, als es sich um seine Professur handelte, bat Karl Pfeufer mit der Verleihung nicht zu säumen, da er als Arzt kaum hoffe, daß Huber sich derselben lange erfreuen werde. Ein anderer College mahnte ihn daran, daß er sich als Todescandidaten betrachten müsse. Eine Wassercur bei Dr. Curtius brachte das Uebel zum Stehen, und er fand in einer Tochter desselben die Gattin, die ihn verstand und ihm und drei Kindern ein glückliches Heim bereitete. In solcher Stimmung, wo Tod und Liebe ihm nahe getreten, schrieb er „die Idee der Unsterblichkeit,“ die zum erstenmal 1864 erschien, und rasch mehrere Auflagen erlebte. In anmuthiger Darstellung legt er die Zukunftshoffnung der Menschheit mit den Worten ihrer Dichter und Denker dar, und gründet seine eigenen sinnigen Betrachtungen auf das Wesen der Natur und des Geistes. Ich setze eine Stelle hierher, die den Ton des Ganzen angeben mag: „Wäre die Natur niemals mit dem Geist in Widerspruch getreten, wäre der Mensch nie aus der glücklichen Heimath seiner Kindheit, von der die Sagen erzählen und die Dichter träumen, vertrieben

worden, wir hätten nicht die großen Errungenschaften zu bewundern, welche die Ehre und der Reichthum der Menschen sind. Nun aber stellt sie, statt eines Stillebens ohne Ernst und Tiefe, in allen ihren Wandlungen und Conflicten doch nur einen Triumphzug des Geistes dar. Statt des Jdyls eine gewaltige Tragödie, in welcher jener im Kampf mit dem Schicksal nur sein eigenes ideales Selbst weckt und erobert. Für diese ethische Ansicht der Dinge gibt es kein Verhängniß und keinen blinden Zufall mehr, denn alles dieses gestaltet der Geist zu einem sinnvollen Moment in seiner Entwicklung. Und nirgends mehr scheint es ihm in der Ordnung der Welt auf seinen Tod und Untergang, im Gegentheil auf sein inneres, höheres Leben und Wachsthum angelegt. Wenn ihm irgend etwas Frieden und Freiheit zu verleihen im Stande ist, so ist es diese Betrachtung, welche zugleich von der ästhetischen Auffassung des Lebens gefordert wird; denn es ist ein Gesetz der Tragödie, daß in ihr der Geist über dem Untergange seines äußeren Daseins, zur vollen Behauptung und Erhöhung seines innern eigensten Wesens gelange.“

Die nächste Schrift Huber's heißt: Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage 1865. Diese hat ihn seitdem stets beschäftigt; in seinen kleinen Schriften vom Jahre 1871 sind die Abhandlungen über Communismus und über die Nachtseiten von London wieder abgedruckt; ein halbes Jahr vor seinem Tode begann er in der „Allgemeinen Zeitung“ eine Reihe von Artikeln über die Nothstände der Menschheit in alter und neuer Zeit und über die Theorien und Versuche zur Heilung derselben; es kamen die Attentate und das Socialistengesetz, und hier und da erschraf man über die Schärfe und Kühnheit der Darstellung, sodaß dieselbe leider vertagt wurde. Professor Friedrich sagte in der Grabrede: „Huber's Abstammung und sein Ringen um eine Existenz, das in der That ein harter Kampf ums Dasein war, ließen es nicht zu, daß die Bücher seine Welt wurden. Er schämte sich auch seiner Jugendzeit nicht, sondern war stolz, ein Sohn aus dem Volke zu sein, wie er sich gern nannte, ja er rechnete sich als Arbeiter zum Arbeiterstande. Daher entsprang wohl auch sein außerordentliches Mitgefühl für die Nothleidenden und Armen, und wurde er ein bitterer Tadler jener Reichen, welche ihren Reichthum nur zu verprassen oder zur Ausbeutung der Schwachen zu mißbrauchen wissen, oder denen Hochmuth nur Verachtung der Minderbegüterten einflößt. Unauslöschlich standen die Eindrücke in seiner Seele, welche er auf seinen Reisen in Frankreich und Italien, vornehmlich auf der nach England, zu London in den Hütten der Armuth und des Elendes empfangen, durch die er sich von einigen Polizeibeamten geleiten ließ. Ich weiß, wie man ihn damals wegen seiner Vorträge über die sociale Frage als Schwarzseher verachtete; aber er hat das Verdienst, wenn auch als Rufer in der Wüste, schon zu einer Zeit auf die der Gesellschaft drohende Gefahr hingewiesen zu haben, als noch die meisten ahnungslos sich in vollster Sicherheit bewegten.“

Huber forderte das Zusammenwirken von Selbsthilfe und Staatshilfe in Bezug auf die besitzlosen Arbeiter und ihre Association; ihn bekümmerte es, wie sie mehr und mehr eine Beute der irreligiösen materialistischen Lehren wurden; das Leben war ihm ja eine sittliche Aufgabe; er schloß jene Erstlingschrift auf diesem Gebiete mit den wohlwollenden Worten: „In der ethischen Lebensauffassung allein liegt eine die Welt überwindende Kraft der Resignation, ohne die wir auch in den glücklichsten Verhältnissen nicht zu bestehen vermögen. Darum ist es nicht gleichgiltig, ob eine solche sich der Gesellschaft und vor allem der gedrückten Classen bemächtigt, oder ob das Gegentheil von ihr zur allgemeinen Ueberzeugung wird. Es ist nicht gleichgiltig, ob jede Verzichtleistung auf sinnlichen Genuß als reiner Verlust erscheint, oder als ein ethischer Gewinn benutzt und betrachtet werden kann. Proletariat hat es zu allen Zeiten der christlichen Welt gegeben, aber sie haben ihr Schicksal weniger drückend empfunden, weil sie in dasselbe eine ethische Bedeutung hineinzulegen vermochten. Wird im Menschen hingegen nichts anderes erkannt als die letzte und höchste Stufe in der Entwicklung der thierischen Organisationen, wie kann man ihm noch einen Act sittlicher Freiheit gegenüber dem Naturtriebe zumuthen, da ihm mit jener Annahme zugleich die Möglichkeit hierzu abgesprochen wird? Es wird für die physische Wohlfahrt schlecht gesorgt, wenn die sittliche Quelle des Glückes verschüttet wird; denn aus ihr vor allem geht jene hervor. Indem man die idealen Fundamente der Gesellschaft untergräbt und die Begierde, für unübersteiglich sie erklärend, entfesselt, wird nur der allgemeine Einsturz vorbereitet. Die Aufrechterhaltung der ethischen und idealen Weltanschauung ist demnach eine dringende Nothwendigkeit, und indem die Philosophie die Vertretung derselben unternimmt und ihre Wahrheiten gegen die aus einer dürftigen Empirie entnommenen Angriffe vertheidigt, ist ihre Mission für die Lösung der großen Frage des Lebens auch in der Gegenwart nicht verkürzt, und wird ihre Sache eine gemeinsame sein mit der des Christenthums, das mit dem Gesetze der Liebe die Schöpfung einen moralischen Werth zu verwirklichen sucht.“

Aber die officiellen Repräsentanten des Christenthums standen ja im Widerspruch mit den Männern, die von der Wissenschaft aus diese sittliche Weltordnung im Volksbewußtsein aufgerichtet oder aufrecht zu halten strebten; neue Dogmen zu schmieden als Geistesfesseln war ihr Trachten, und bald sollte Huber in einen langen Streit mit ihnen verwickelt werden. Voran ging wie ein Vorpostengefecht ein offener Briefwechsel mit Professor Stöckl in Münster, der Huber's Erigenabuch als eine Frucht der liberalen Münchner Schule angegriffen hatte; Huber konnte demselben handgreifliche Plagiate nachweisen, als er gegen die Erneuerung der mittelalterlichen Scholastik die Stimme erhob. Dabei war ihm die mächtige Bewegung willkommen, als das Jahr 1866 die deutsche Frage in Fluß brachte, so schlimm es war, daß zunächst Nord- und Süddeutschland gegen einander in Waffen standen. Er schrieb in der Vorrede zu seinen „Studien“: „Trauriger als die Wehen, in

denen eine neue Zeit geboren wird, sind die Perioden der Stagnation zu durchleben, in denen der Muth und die Hoffnung des Bessern geschwunden scheinen und das Gegenwärtige wie ein unvermeidliches Verhängniß ertragen wird. Wer den Frühling will, der muß die Stürme nicht scheuen, welche die Ketten des Winters zersprengen.“ Es ist selbstverständlich, daß die Jahre 1870 und 1871 als die Erfüllung der Sehnsucht nach dem geeinten Vaterland und seiner Entwicklung freudig begrüßt wurden. Wir vereinten uns im Winter, während das Heer noch in Frankreich stand, mit mehreren Patrioten, um in München durch eine Reihe öffentlicher Vorträge die große Epoche und ihre Aufgabe zu erklären; Huber sprach begeisterte Worte über das Verhältniß der Philosophie zur nationalen Erhebung. Doch lag sein thatkräftiges Wirken nicht auf dem politischen, sondern auf dem kirchlichen Gebiet.

Pius IX. von den Jesuiten beeinflusst, plante ein allgemeines Concil, und es ward in den ultramontanen Blättern selbst verkündet, daß der Syllabus, diese Sammlung päpstlicher Aussprüche gegen die Freiheit im Leben und Erkennen, sowie die päpstliche Unfehlbarkeit selbst zur allgemein giltigen Glaubenssagung erhoben werden soll. Dagegen empörte sich das deutsche Gewissen wie der wissenschaftliche Sinn in Männern wie Döllinger, Friedrich. Huber. Sie wußten, daß, wenn das Concil gesprochen habe, alsdann das Gefüge der Hierarchie viel zu starr und fest, der Gehorsam des Klerus viel zu blind sei, als daß noch auf entscheidenden Widerstand gerechnet werden könne. So sollte vorgebeugt werden; vor allem, die deutschen Bischöfe wie die öffentliche Meinung sollten zum Widerspruch gegen die Pläne der Römlinge gerüstet werden; Vorstand, nicht Alleinherrscher sei der Papst; vom Standpunkte der Apostel schien bereits das Papstthum, wie es geworden, ein entstellender, krankhafter, athembeklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche; wer das Wohl derselben wolle, der müsse eine durchgreifende Reformation fordern, welche sie mit den Principien der politischen, intellectuellen und religiösen Freiheit in Einklang setze, wie solche aus dem Geist und Buchstaben des Evangeliums zu schöpfen seien, statt durch die Unfehlbarkeitslehre das System der Geistesknechtschaft zu besiegen. In diesem Sinne erschienen einige Aufsätze über das bevorstehende Concil in der „Augsburger allgemeinen Zeitung“, die durch die Gediegenheit des Inhalts, wie durch die maßvolle Darstellung vielfaches Aufsehen erregten; man verlangte den besondern Abdruck, statt dessen traten sie in einer Erweiterung an's Licht, welche an der Hand der Geschichte mit staunenswerther Gelehrsamkeit darlegte, wie die päpstliche Unfehlbarkeitslehre im Widerspruch mit der Bibel, mit älteren Concilsbeschlüssen stehe, wie sie keineswegs immer und überall geglaubt worden sei noch werde, und darum trotz aller Fälschungen und Intriguen, durch die seit Jahrhunderten sie vorbereitet oder verbreitet werde, doch niemals Dogma werden könne. Das Buch hieß bekanntlich: Der Papst und das Concil von Janus. Ein Münchner Wigblatt zeichnete diesen Janus mit dem doppelten

Angefißt, dem älteren, das in die Vergangenheit, dem jüngeren, das in die Zukunft blickte, jenes mit Döllingers, dieses mit Hubers Zügen.

Während des Concils entfaltete Huber eine rastlose journalistische Thätigkeit. Er rief die „Stimmen aus der katholischen Kirche,“ eine Reihe von Flugschriften in's Leben, und schrieb dafür über Papstthum und Staat, über die Freiheiten der französischen Kirche. Er beförderte die berühmten Concilsbriefe an die „Allgemeine Zeitung“, die scheinbar von Rom aus den Römlingen zum Trutz fortlaufend veröffentlicht wurden. Vergeblich, daß die päpstliche Polizei heute einen Gelehrten, morgen einen Journalisten auswies und die Post überwachte. Auf den mannigfachsten Wegen floß durch Geistliche und Laien, durch Deutsche, Engländer, Franzosen, durch Männer und Frauen das Material in München zusammen, wo es combinirt, gesichtet und besprochen ward; Huber's Feder war dabei so rasch wie unermüdblich. Da geschah das Unerwartete. Die meisten deutschen Bischöfe protestirten, verließen aber Rom vor der Abstimmung, und unterwarfen sich dann nicht bloß, sondern forderten auch die Anerkennung des unfehlbaren Papstes von ihrem Klerus. Wir haben im Krieg mit Frankreich viel Glück gehabt, vielleicht ein noch größeres Glück darin, daß die Einigung Deutschlands nicht durch eine Revolution, sondern im Verein von den Fürsten und dem Volke vollzogen und der Kaiser zu Versailles ausgerufen ward; noch ehe die Schwindelperiode darauf folgte und eine Remesse wachrief, sprachen wir vom Ring des Polykrates; — mich wollte es bedünken, der sei der deutsche Bischofsring gewesen: diese Verleugnung des deutschen Geistes, diese Selbstvernechtigung des Klerus gerade zur Zeit, wo das Reich siegreich neu aufgerichtet ward!

Huber und seine theologischen Freunde unterwarfen sich nicht; sie retteten ihre und die nationale Ehre, so viel an ihnen war. Er entwickelte jetzt in heiligem Zorn und in ernster Sache ein Agitations- und Organisations-talent, das er seither wohl in Universitätsangelegenheiten oder als Leiter und Gründer einer heitern Gesellschaft Aula gezeigt, wo Männer der Wissenschaft und Kunst mit ihren Familien sich zwanglos zusammenfinden; da bewahrte er auch in trüben Stunden seinen Humor, wie sein poetisches Talent in launigen Preisgedichten an Universitätsfesten hervortrat. Jetzt war es, wie Friedrich bestätigt, ihm zu danken, daß die Opposition gegen das Concil nicht auf eine literarische Fehde beschränkt blieb, sondern in das öffentliche Leben hinübertrat. Er berief eine Versammlung angesehenen Männer aus allen Kreisen, und legte mit feuriger Rede ihr eine Erklärung vor, die als die Münchner Museumsadresse nach dem Ort der Unterzeichnung bekannt geworden und den Anstoß zur Gründung der altkatholischen Gemeinde gab. An den König gerichtet erbat sie das Verbot, die neue Lehre in den öffentlichen Bildungsanstalten zu verbreiten, erbat sie Abwehr ihrer gefährlichen Folgen und eine neue gesetzliche Regelung der Verhältnisse von Staat und Kirche. Als der Erzbischof von München nun in einem Hirtenbrief gegen Huber sich vernehmen ließ, antwortete dieser mit einer an Lessing erinnernden Schneidig-

keit. Er antwortete weiter damit, daß auf seinen Betrieb der Altkatholikencongreß in München zusammentrat. Und er besuchte nicht bloß als stets gefeierter Redner die folgenden Congresse, er hielt auch regelmäßige Monatsversammlungen der Altkatholiken in München, in denen er die socialen, politischen und religiösen Fragen der Zeit besprach und mit seinen Freunden zur Erörterung brachte. Wohl sah er mit Schmerz, wie alle Begabung und aller Eifer des Einzelnen von der Strömung des öffentlichen Geistes getragen sein müsse, wenn sie Erfolg haben sollte; — der Stein im Sumpf macht keine Ringe, hat einmal Goethe bitter gesagt; wohl fühlte er das Halbe, das darin lag, nur gegen ein neues Dogma zu protestiren und so vieles unglaublich gewordene Andere bestehen zu lassen; er hatte von Anfang an den Fortschritt der Bewegung geglaubt, die zu einer zweiten, der Bildung der Gegenwart entsprechenden und sie mit dem Christenthum versöhnenden Reformation in Deutschland geführt werden sollte; aber wie gering auch der äußere Erfolg war, er hielt treulich aus bei der einmal erhobenen Fahne, und hat sie unverfehrt bewahrt, bis sie aus der Hand des Sterbenden sank. Als Mann der Wissenschaft schrieb er das Buch: Der Jesuitenorden nach Verfassung, Doctrin, Wissenschaft und Geschichte, — das Beste was wir über diesen Gegenstand haben. Es beruht auf gründlichen Quellenstudien, hebt neben dem dunklen Schatten auch die Lichtseiten des Ordens hervor, und würdigt ihn im historischen Zusammenhang unbefangenen Muthes. Eine französische Uebersetzung hat rasch vier Auflagen erlebt. Bismarck dankte dem Verfasser für seine verdienstvolle Förderung der guten Sache, und nannte die deutsche Wissenschaft die mächtige Bundesgenossin der Reichsregierung im Kampf für Frieden und Glaubensfreiheit gegen hierarchische Anmaßung. Huber's altkatholische Genossen wünschten 1875 seine Wahl in die bayrische Kammer, aber am Tage der Entscheidung wollte er sich der Parteischablone nicht fügen, zum voraus sich an Clubbeschlüsse nicht binden, und darum blieb er in der Minderheit. So war der philosophische Katheder der Universität und Militärsakademie auch fernerhin seine Tribüne, und den Drang nach größerer Oeffentlichkeit mußte die Presse befriedigen; so schmerzlich es ihm anfangs fiel, es war besser so; in einer Kammer wie die gegenwärtige würde er wenig erreicht haben, nicht einmal Befriedigung des Ehrgeizes.

Neben der Thätigkeit im Gebiete des Altkatholicismus, die dem Kampf gegen die Hierarchie und der Vertheidigung der Geistesfreiheit gewidmet war, richtet sich die schriftstellerische Wirksamkeit Huber's gerade wie zur Ergänzung vornehmlich gegen den theoretischen und praktischen Materialismus, gegen die Dogmatik des Unglaubens und die Leugnung der sittlichen Welt, wie solche in unseren Tagen aus dem Salon in die Aneipe hinabgestiegen ist, bei der Halbbildung seelenverwüstend wirkt und bereits zu frevelhaften Unternehmungen ausgeschlagen ist, die das Publikum, das über Schwarzseherei die Achseln zuckte, denn doch aus seiner Gleichgiltigkeit aufreckten und nachdenklich machten. In der Regel waren es größere Aufsätze in der Beilage der „Allgemeinen

Zeitung“, die dann Huber zu Flugchriften erweiterte. So 1871 über die Lehre Darwins, wo er die Idee der aufsteigenden Lebensentwicklung freudig annahm, aber auch nachwies, wie der Uebergang aus einer Thierart in die andere keine beobachtete Thatsache sei und nicht durch die natürliche Zuchtwahl und den Kampf um's Dasein allein erklärt werden könne, sondern innere Anlagen und Bildungsgesetze verlange, die wiederum über den Stoff und die blindwirkenden Kräfte hinaus auf eine weltdurchwaltende Vernunft und auf Ideen hinweisen. Das Jahr 1875 brachte eine Beleuchtung von Häckels natürlicher Schöpfungsgeschichte, besonders um den Unterschied von Thier und Mensch nicht verwischen zu lassen. Der alte und der neue Glaube von Strauß und E. v. Hartmann's Selbstzersehung des Christenthums führten 1873 und 1875 zu Erörterungen über die Religion mit den „Gebildeten unter ihren Verächtern“, wie wir in der Erinnerung an Schleiermacher sagen können. Gerade weil Huber die großen Verdienste von Strauß als theologischem Kritiker wie als Biograph von Hutten anerkannte und dessen Darstellungsweise bewunderte, that es ihm weh, daß derselbe in seinem letzten Buch von der philosophisch so viel höheren und tieferen Auffassung der Dinge zu Flach- und Plattheiten auf dem Gebiete der Natur und Geschichte herabgesunken war, die bei dem wohlverdienten Ansehen des Verfassers nun von den leichtesten Köpfen als moderne Weisheit weitergetragen wurden. Schon in seinen „Studien“ hatte Huber dargethan, wie in Christus das Idealbild des Menschen in seinem Verhältniß zu Gott realisirt sei, wie er als sittlicher und religiöser Genius die Einigung des menschlichen Wesens mit dem göttlichen lebendig darstelle.

Wieder auf Seite der Naturwissenschaft standen zwei Schriften: Die Forschung nach der Materie (1877) und die Philosophie der Astronomie (1875); diese ein Blick auf das Weltganze und seine Entwicklung im Anschluß an die neueren Entdeckungen und Theorien, jene ein Blick in das Innere, die Atome, die als wirkende Kräfte die Materien hervorbringen, und von Huber mit Böllner und Häckel als strebend und empfindend angenommen werden. Das Objective, das Handgreifliche, Stoffliche, Massige ergibt sich als das Phänomen der Bewegung und Wechselwirkung von aufeinanderbezogenen Kräften: „indem Hülle um Hülle vor dem innersten Kern des Universums sinkt, erweist sich der Schein der Materie nur als der Schleier der Fiktion, hinter welchem der absolute Geist als der alles Bedingende und Allgegenwärtige offenbar wird.“

Die Art und Weise wie in einigen neueren Schriften den sittlichen Ideen Hohn gesprochen, der Unterschied von Gut und Böse, die Freiheit verleugnet und die Selbst- und Genußsucht gepredigt ward, veranlaßte Huber zu einer Darstellung der sittlichen Welt mit Bezug auf die größten Dichter und Denker des Alterthums wie der christlichen Zeit in einer Erörterung der ethischen Frage (1875). 1876 wog er Recht und Unrecht des Pessimismus gegeneinander ab, und zeigte, wie gerade die Noth und der Schmerz des

natürlichen, sinnlichen Lebens uns zur Erhebung in das geistige, sittliche, in die Freiheit und den Frieden des Ideenreichs leiten.

Die Schrift über das Gedächtniß (1878) sollte mit einer andern über den Traum und mit der in diesen Blättern veröffentlichten Abhandlung über die Erscheinungen und Theorien des Spiritualismus einen Band psychologischer Betrachtungen bilden, dann wollte Huber daran gehen, die Grundzüge eines Systems der Philosophie zu entwerfen, für das all diese Einzeluntersuchungen wieder Bausteine geliefert hätten. Für das Gedächtniß reichen, wie er darthut, die Spuren und Residuen früherer Wahrnehmungen im Gehirn nicht aus; denn wenn Eindrücke wiederkehren, wenn wir uns an Vorstellungen erinnern, so muß die Subjectivität im Act des Wiedererkennens aus sich das Wissen erzeugen, daß diese Vorstellung ihr schon einmal gegeben war. „Nicht eine objective Gehirns spur kann wissen und urtheilen; das kann nur die Subjectivität, darum ist die Erinnerung ihre That.“ Aus dem Aufsatz über moderne Magie werden die Leser ersehen, wie vorurtheilsfrei und unbefangen Huber den Dingen nicht aus dem Wege, sondern entgegen ging, fern von Höhlerglauben und Höhlerunglauben, stets um Erkenntniß der Wahrheit bemüht.

Er klagte mir, daß ihm dieser Aufsatz, den er im Laufe des Winters schrieb, ungewöhnlich schwer falle. Sein Arzt mahnte zur Ruhe; er sollte die Vorlesungen einstellen; er unterbrach sie kurze Zeit, um sie dann mit dem Aufgebot der letzten Kraft zu Ende zu führen. Nun verließ er einige Tage lang sein Zimmer nicht mehr, und wie er am Abend des 19. März sanft entschlummert war, stand das Herz still; es war übergroß geworden, die Klappen schlossen nicht mehr. „Wie wenn er eben glücklich am Schlusse eines Gedankenganges angekommen wäre, so ruhig vor sich hinblickend lag er da,“ als die Seinen, die Freunde nach Tagesanbruch an sein Bett traten. Er hat einen guten Kampf gekämpft, ein Mann mehr des Lebens als der Schule, der sich von der äußeren Autorität befreite und der inneren Autorität des sittlichen Selbstbewußtseins, der Vernunft und des Gewissens unverbrüchliche Treue hielt.





Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.

Don

Ludwig Geiger.

— Berlin. —

Auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Bild erregt, das Gustav Adolfs Landung an der pommerschen Küste darstellte. Denn was die Kritik auch sagen mag, um der That des schwedischen Feldenkönigs ihren idealen Schimmer zu nehmen, und seinen Zug nach Deutschland als einen Act politischer Berechnung zu erklären, man wird nicht aufhören, in ihm den Märtyrer zu sehen, wird sich ihn gern vorstellen als einen frommen Helden, der beim Betreten des Landes, das ihm ein heiliges dünkt, das Kniee beugt und das Haupt entblößt, in dem Gedanken, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So zeigt sich ein freundlicher Strahl aus dem Dunkel jener dreißigjährigen Leidenszeit; bietet die ganze Epoche ein gleich erfreuliches Bild?

Der dreißigjährige Krieg bringt eine Periode zum Schluß und beginnt eine andere. Noch einmal ringen in fürchterlichem Kampfe zwei Paare gewaltiger Gegner mit einander: Protestantismus und Katholicismus heißt das eine, Fürsten- und Kaisermacht das andere, jenes, das schon manchmal auf Tod und Leben gestritten, vereinigt sich dahin, von nun an äußerlich verträglich nebeneinander zu leben, dieses, das bisher dem Kaiser die Gewalt überlassen, entschließt sich, die Fürsten als fast ebenbürtig anzuerkennen. Bis es zu diesem Resultate gelangt, gleicht Deutschland dreißig Jahre lang einem wilberregten Meere, das unter seinen hochgethürmten Wogen Leichenhaufen begräbt und die stolzeften Schiffe in erbärmliche Trümmer verwandelt.

Kann ein Krieg, der solche Wirkungen hervorruft, eine Literatur erzeugen, kann er die Fortexistenz einer bestehenden gestatten? Man sollte meinen, daß das alte Wort: *Inter arma silent musae*, wenn es überhaupt richtig

ist, ganz besonders für diesen Krieg paßt, daß er, der die Cultur des Bodens auf Jahrzehnte vernichtete, auch die Pflege des Geistes hemmte und störte. Doch dies ist nicht der Fall: die geschichtliche Entwicklung kann nicht gestört, die Literatur kann wol zu minder vernehmlichem Reden, aber nie zu völligem Schweigen gebracht werden. Indessen an mannigfachen Einwirkungen des Krieges fehlt es nicht: der Druck, der auf den Geistern lastet, hindert das freie Ausprechen des Gedankens, das Eindringen der Fremden, besonders der Franzosen, bringt fremde Elemente in das deutsche Geistesleben. Zu diesen Merkmalen der Literaturepoche des dreißigjährigen Krieges kommen andere, welche dem 17. Jahrhundert im Allgemeinen angehören: das einseitige Werthlegen auf die Form, deren kunstvolle oder gekünstelte Gestaltung für die Armuth des Inhalts entschädigen soll, das Hervordrängen des gelehrten Elements, das den frischsprudelnden Quell der Volkspoesie trübt oder durch Gestrüpp und Geröll seine freie Bewegung hemmt.

Troßdem wir diese Mängel erkennen, werden wir uns hüten müssen, die ganze Zeit zu verdammen. Vielmehr gilt es hier wie bei allen geschichtlichen Ereignissen, das Einzelne zu prüfen und nach einer Erforschung der besonderen Momente ein allgemeines Urtheil zu fällen, nicht aber nach vor-gefaßten Meinungen über Personen und ganze Zeiten zu richten.

Daher darf man Martin Opiz (1597—1639) nicht bloß als eine literarische Curiosität betrachten, sondern muß versuchen, ihn nach seinen Schöpfungen im Verhältniß zu seiner Zeit zu würdigen.

Opiz' Hauptbedeutung liegt in seiner kleinen Schrift: „Von der deutschen Poeterei“, die, wie er selbst sagt, in wenigen Tagen entstanden und, wie wir wissen, mit Zugrundelegung eines Buches von Konrad gearbeitet ist. In dieser Schrift spricht Opiz drei für den Dichter giltige Grundsätze aus, 1. er müsse sich die Alten zu bestimmten Vorbildern wählen, 2. er müsse nach bestimmten Vorschriften dichten, unter denen die wichtigste, daß er den Silben nach ihrer Betonung einen verschiedenen Werth zu geben habe, 3. er müsse sich der deutschen Sprache bedienen und deutsche Gesinnung in sich und in den Lesern nähren; Grundsätze, welche von ihm und seinen Genossen treu befolgt, eine neue Epoche der deutschen Poesie hervorriefen.

Opiz begnügte sich indeß nicht mit dem Ausprechen von Theorien, sondern versuchte sich auch in der Praxis, freilich mit geringerem Erfolge. Denn in allen seinen zahlreichen poetischen Werken, lyrischen Gedichten und Dramen, Lehrgedichten und Beschreibungen zeigt er wohl Verstand, aber eine Phantasie, legt er übergroßes Gewicht auf die Form und prunkt mit einer oft übel angebrachten Gelehrsamkeit. Er zeigt nicht selten gewandte Verse und eine Spur von guter Gesinnung, am meisten in den „Trostgedichten in Widerwärtigkeiten des Krieges“, wo neben allen historischen und philosophischen Reminiscenzen der gewaltige Gegenstand ihm manch männliches Wort entlockt, aber niemals und nirgends zwingt er uns zu dem Bekenntniß, daß wir einen bedeutenden Dichter vor uns haben.

Opitz hat neben so manchem Andern, daß er in Deutschland schuf oder durch seine Autorität mit einer Bedeutung umkleidete, die es früher nicht besessen und auch nicht verdient hatte, die Gelegenheitsdichtung zu hohen Ehren gebracht. Nicht jene, an welche Goethe denkend, den oft angeführten Satz ausgesprochen, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse, dessen Wesen darin besteht, daß der Dichter zur passenden Zeit das passende Wort sage, daß er nur solche Gefühle ausspreche, die wirklich in ihm leben, daß er Vorgänge der Außenwelt nur dann feiere, sobald er innerlich an ihnen theilhaftig ist, sondern jene, die dem wahren Poeten immer am schlechtesten gelang, und dem schlechten stets am besten aus der Feder floß, die auf Bestellung oder nach Bezahlung Thaten feierte, die den Vermacher nichts angingen, Persönlichkeiten pries, denen gegenüber er nur in dem Verhältniß eines Nehmers zum Geber stand.

In jenem Jahrhundert nun war der Lobdichter Theilhaber einer Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit: feierte er Viele im Liede, so wurde er selbstverständlich bei passenden Gelegenheiten gleichfalls angesungen; Opitz, der am kräftigsten Lobende, war darum auch der am meisten Gelobte. Als er starb, trauerte ganz Deutschland; unter den Dichtern, die ihn lobten, war keiner eifriger, keiner aufrichtiger, als Paul Fleming. In vier Gedichten hat er seinem, Deutschlands, Europas Schmerz um den Verlust Ausdruck gegeben, sich beklagt, daß er in der Fremde ein solches Ereigniß erleben müsse, mit Deutschland getrauert, daß es durch diesen Todesfall aus der Reihe der bestimmenden geistigen Mächte geschwunden sei, Europa bejammert, daß ein Mann geschieden sei, welcher der ganzen Welt Glanz und Ansehen verliehen habe.

Daß Opitz solches Lob nicht verdient, wissen wir; woher kam es, daß Fleming solches spendete? Schlechte Absichten verfolgte er dabei nicht, unüberlegt gehandelt zu haben, kann er nicht beschuldigt werden; sein Lob fließt vielmehr aus derselben Quelle, aus der das Lob Redlichdenkender so mancher Zeiten entströmt; aus dem pflichtgemäßen Beugen vor der Autorität, aus der scheuen Verehrung eines bestimmt erkennbaren, äußerlich sichtbaren Erfolges. Denn in diesem war Opitz Allen überlegen. Was er gefunden hatte — der glückliche Griff einer müßigen Stunde, das schnell gewonnene Resultat einer scharfsinnigen Ueberlegung, das brach sich rasch und überallhin Bahn; es war äußerlich, nothwendig, konnte von dem mittelmäßigsten Kopfe angewendet werden: lauter Bürgschaften für einen ungeheuern Erfolg.

Opitz wurde Schulhaupt, Parteiführer, Jeder wünschte, ihn zu verpflichten und hütete sich wohl, es mit ihm zu verderben; Fleming war ein Mann für sich, wer ihn ignorirte, kam weder in Acht noch in Bann. Und doch wie unendlich hoch steht Fleming über Opitz. Dieser, nach Ehre und Würde geizend, Berühmtheiten auffuchend in allen Landen, um von ihrem Glanz einen Schimmer für den eigenen Ruhm zu erhaschen; Jener, mit Wenigen bekannt und denen, die er kennt, willig sich unterordnend, nicht

darauf achtend, ob er durch ihren Ruhm dem eigenen Namen Ehre und Vortheil gewinnt. Dpiß begiebt sich in Dienstbarkeit, wirft die äußere Freiheit weg, weil ihm die Empfänglichkeit für die innere abgeht, ist Lehrer, Hofdichter, Secretär, Gesandter; immer aber Schmeichler, von der Gunst emporgetragen und von der Ungunst herabgeworfen; Fleming behagt sich nur in der Freiheit und sehnt sich nach einem Berufe, in dem er, von den Höhen unabhängig, der Wissenschaft und ihrer Ausübung leben kann. Fleming fühlt sich nur wohl, wenn er, ganz unähnlich den Meisten seiner Zeit, in gemischter Gesellschaft, zwar im Dienste eines Fürsten, aber entfernt von ihm, ohne den lästigen Zwang der Hofetikette in fremden Ländern umherstreifen kann; Dpiß hat wohl die pflichtmäßige Reise unternommen, die ein Jeder machen mußte, der im 17. Jahrhundert auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch zu erheben trachtete, aber sonst hütet er sich vor Reisen in unbekannte Gegenden ebenso sehr, wie vor dem Umgange mit Menschen ohne Titel und Würden, denn diese mochten für seine Lieder, jene für seinen Namen nicht genügendes Verständniß besitzen oder Anerkennung gewähren. Und weil Dpiß überall, wohin er kommt, nur sich sucht, vermag er Menschen und Dinge außer sich nicht recht zu betrachten: seine Beschreibungen von Gegenden, seine Schilderungen des Landlebens sind platt und nüchtern, sie lassen weder den geschilderten Gegenstand gebührend hervortreten, noch die Individualität des Dichters erkennen; bei Fleming gewinnt Alles Leben: wir durchwandern mit ihm Rußland, wir lernen fremde Menschen kennen, und fremde Gewohnheiten, wir sehen das Schiff schaukeln auf unbekannten Gewässern und erleben mit dem Dichter schwere Gefahren. Und wie die Fähigkeit des äußern Darstellers, so war das innere Leben, das Empfinden bei beiden Männern verschieden. Dpiß, der heute dieser, morgen jener politischen Partei diene, der, obwohl Protestant, katholische Fürsten verherrlichte und seine eigenen Glaubensgenossen angriff; der, obwohl Deutscher, den König von Frankreich rühmte, vermochte weder eine bestimmte politische noch religiöse Gesinnung zum Ausdruck zu bringen; Fleming blieb, obgleich ihn seine wissenschaftliche Richtung vom Religiösen eher abzog, als zu demselben hintrieb, ein wackerer Protestant, der, ohne streitsüchtig zu werden, seine Gesinnungen vertheidigte, so oft es Noth that und verharrete stets, obgleich er meist im Auslande lebte, in seiner innigen Liebe zum Vaterlande. Beide haben von Liebe gesungen; aber wie weit steht der, der nur von Liebe spricht, hinter dem zurück, der Liebe wahrhaft empfindet. Von Dpiß wissen wir, daß er in seinen jungen Jahren an lockerem Leben Gefallen fand, daß er fast vierzigjährig einem Mädchen von noch nicht 15 Jahren die Hand bot, aber seine Liebesklagen und Geständnisse an Phyllis, Asteria, Galathea, Flavia, Dorinde u. A. m. sind leer, weil sie keiner wahren Empfindung entsprechen; was Fleming von Liebe gesungen, angeregt durch eigene Stimmung trübe und seltsame, das klingt noch heute wieder und findet in unserm Herzen eine sichere Stätte.

Die Nachwelt, von der man behauptet, daß sie gerecht richtet, hat hier ihres Amtes seltsam gewaltet: Opitz hat stets und überall hohen Ruhm genossen, Fleming wird nur von einer kleinen Gemeinde gekannt und geehrt; von Opitz weiß jeder Schulknabe, daß er der Regenerator der deutschen Poesie gewesen, von Fleming wußte Goethe nur zu sagen, daß seine Werke in Franzband, ehrenvoll mit goldverzierten Rücken in seines Vaters Büchersammlung standen, und doch war Opitz ein feiler Verkünftler, Fleming ein charaktervoller Dichter.

Ein Dichter der Liebe und des Vaterlandes, in einer Zeit, in welcher der Haß des Einen gegen den Andern gepredigt und die Vaterlandslosigkeit fast zum Dogma erhoben war. Von seiner Jugend an hat er die Liebe gepriesen und wenn er auch die Unsitte seiner Genossen, den von ihnen Besungenen Schäfernamen zu geben, beibehielt, so zwang er sich doch niemals zu verlogenen Empfindungen. Er mag mit Petrarca verglichen werden, nicht bloß, weil er, gleich Jenem, die Sonettenform unter seinen Genossen als einer der Ersten und Geschicktesten handhabt, sondern weil er, wie der italienische Meister, in der Wollust des Schmerzes, in hoffnungsloser Resignation sich am wohlsten fühlt.

Auf seiner Reise nach Asien, die er (1633) mit der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp machte, lernte er in Reval die ältere Tochter Elise eines angesehenen Bürgers Niehusen kennen und lieben. Aber das Verhältniß dauerte nicht lange. Schon auf seiner Reise mußte er hören, daß Elise einem Andern ihre Hand gereicht habe und, lange untröstlich über diesen Verlust, entschloß er sich endlich, sich mit ihrer jüngeren Schwester Anna zu verloben, die er freilich, durch einen zu frühen Tod überrascht, auch nicht heimführen konnte. In zahlreichen Gesängen besang er die beiden Mädchen, pries das Glück der Liebe, und beklagte das Unglück derselben, beschrieb und verherrlichte die Gunstbeweise der Geliebten, die geringfügigen Vorgänge seines Liebelebens und schilderte mit traurigem Behagen ihre Untreue und seinen Schmerz, ihre leichte Auffassung der Lebensverhältnisse und seine schwermüthige, ihn und Andere bedrückende Betrachtungsweise. Denn er fühlt sich niemals wohl. Wenn er von der Liebe gefesselt ist, sehnt er sich, da er doch den Unbestand des Mädchens voraussieht, nach der Freiheit, und hat er diese erlangt, so möchte er wieder in Banden sein, oft weiß er nicht, ob er lachen oder weinen solle.

Ich schlaf', ich träume bei dem Wachen,
 Ich ruh' und habe keine Ruh',
 Ich thu' und weiß nicht was ich thu',
 Ich weine mitten in dem Lachen,
 Ich denk', ich mache dies und das,
 Ich schweig', ich red' und weiß nicht was.
 Die Sonne scheint für mich nicht helle,
 Mich küßt die Gluth, mich brennt das Eis,
 Ich weiß und weiß nicht, was ich weiß,
 Die Nacht tritt an des Tages Stelle,
 Jetzt bin ich dort, jetzt da, jetzt hier,
 Ich folg' und fliehe selbst vor mir.

Aber aus dieser unbehaglichen Stimmung reißt er sich selbst durch den Gedanken an ein Höheres: an die Gottheit und an das Vaterland.

Fleming besitzt ein kindlich-frommes Gemüth. Er hat nicht bloß in jenem allbekannten Liede: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen“ das beständige Vertrauen auf Gottes väterliche Fürsorge ausgesprochen, sondern in vielen anderen, die theils durch seine gefährvolle Reise, theils durch sein Liebesunglück, theils durch die elende Lage des Vaterlandes veranlaßt waren, seine Ueberzeugung von Gottes Macht und von der Nothwendigkeit seines baldigen Eingreifens in die irdischen Dinge verkündet.

Die Geschichte des Vaterlandes verfolgte Fleming von der Fremde aus theilnahmsvoll und in schmerzlicher Erregung. Gerade in der Fremde konnte er erkennen, wie sehr der deutsche Name an Herrlichkeit verloren, von hier aus konnte er seine Wünsche, daß Ruhe und Frieden bald eintreten möchten, um das Gedeihen des Ganzen zu fördern, aussprechen, ohne in das Getriebe der Parteien einzutreten, er konnte seine Liebe und seine Sehnsucht nähren, ohne durch den Anblick des Jammers und des Elends stets erschreckt zu werden.

Unter den Männern, von denen er die Erhebung des Vaterlandes am ehesten hofft, steht Gustav Adolf in erster Reihe. Aber in den ihm gewidmeten Gedichten erhebt er sich nicht über das Maß des Gewöhnlichen und theilt hierin das Loos der meisten Volks- und Kriegsliederdichter jener Zeit. Sie alle nämlich leiden an gemeinsamen Mängeln, welche das Volkslied des 17. Jahrhunderts von der Höhe, die es im 16. Jahrhundert erreicht hatte, herabschleudern. Die Lieder entspringen erstens nicht mehr aus der Mitte des Volks, sondern verdanken ihren Ursprung gelehrten Leuten, die nicht im Tone des Volkes reden, ihre Sprache vielmehr mit fremden Wörtern überreich beladen; sie vertreten zweitens nicht mehr die Gesamtheit, die sich eines Sinnes fühlt, sondern eine der streitenden Parteien; sie sind drittens nicht mehr sangbar, weil der Dichter nicht mehr der Sänger ist, oder sind auf fremde Melodien gepropft so daß der Zusammenhang zwischen Wort und Lied zerrissen ist; sie sind viertens nicht mehr Ausdruck eines Gefühls, einer Empfindung über Ereignisse, sondern wortreiche, mit Erwägungen überladene Berichte von denselben. Nur in einer Beziehung sind die Volkslieder des dreißigjährigen Krieges denen des 16. Jahrhunderts ähnlich, darin nämlich, daß sie sich bestimmte Lieblinge erkiesen. Wie im 16. Jahrhundert Maximilian I. und Ulrich von Württemberg die Helden, so ist nun Gustav Adolf der Abgott. „Als Held aus dem Norden“, als „Agathander“ wird er gepriesen, als Herkules, der die Ungeheuer, die sich ihm widersetzen, vernichtet, als Bräutigam, der seine sehnsuchtsvolle Braut endlich beglückt, auch scherzhaft wird er „des heiligen römischen Reiches Lichtpußer“, „der Arzt, der den Bandwurm von Liga tödtet“, „der Jäger der Breitenfeldischen Schweinhaut“ angeredet. Man verherrlicht seine Thaten, seine Siege, man will an seinen Tod mitten in der siegreichen Schlacht nicht glauben, und kann sich, nachdem das traurige Gerücht zur Wahrheit

geworden, nicht genug thun in Wehklagen über das hilflose Deutschland, über die vaterlosen Waisen, in Verwünschungen der Feinde.

Diese Feinde nun, sollte man denken, hätten auch ihrerseits ihren Helden erhoben, man möchte den Liedern zu Ehren Gustav Adolfs Triumphgesänge Wallenstein's gegenüberstellen; aber man wird schwerlich solche finden. Wenn auch Tilly und Pappenheim, Churfürst Maximilian von Baiern und der Kaiser ihre Lobredner erhalten, Wallenstein erlangte unter den Sängern keinen Verehrer, sondern Feinde und statt des Zweifels an seinem Tode, wurde schon bei seinen Lebzeiten folgende Grabscrift bekannt:

Hier liegt der Wallenstein ohn' Fried,
Des Reiches Fürst und doch kein Glied,
War ohne Schiff ein Admiral,
Und ohne Schlacht ein General,
Ein Landjaß ohne Herzogstand,
Ohn' Kopf ein Herr in keinem Land,
Gut römisch und ein Mameluck,
Aufrechtig, voll der Untreu Stud,
Mit Krieg im Sinn ein Friedensmann,
Voll süßer Worte ein Tyrann,
Wollt endlich mehr als Kaiser sein,
Wüßt drüber mit einander ein
Leib', Ehr' und Gut, fast Seel' dazu, —
Ei, seht doch, was die Ehrsucht thut'.

Gewiß war Wallenstein, als dieses Lied erschien, schon von der Höhe seiner Macht herabgestiegen, denn das Volkslied beugt sich auch in jener Zeit dem Erfolge, schmeichelt dem Mächtigen und höhnt den Besiegten. Diese Tendenz des Volkslieds tritt deutlich in den Gesängen hervor, welche zwei bedeutenden Ereignissen jener Zeit gewidmet sind: der vergeblichen Verrennung Stralsunds und der furchtbaren Belagerung und endlichen Zerstörung Magdeburgs. Jene Stadt, mit einem Sonnenstrahl verglichen, wird verlacht, da zuerst ihre Anstrengungen gegen den gewaltigen Friedländer unmächtig erscheinen und später gerühmt, da sie, durch günstige Umstände unterstützt, ihrem Feinde sich gewachsen zeigt; diese, als Mädchenburg oder Jungfrau bezeichnet, zuerst wegen ihrer Sprödigkeit gepriesen, mit der sie in Erwartung des wirklichen Bräutigams (Gustav Adolf) den ungestümen Bewerber (Tilly) abweist, sodann aber als leichte Dirne verhöhnt, die den Lockungen des Verführers erlegen ist.

Schon in diesen Liedern, noch mehr aber in denen, welche es mit dem böhmischen Königthum des Pfalzgrafen Friedrich, und mit der hundertjährigen Gedenkfeier der Augsburger Confession zu thun haben, zeigt sich die Neigung der Dichter, nicht bloß zu schildern und zu erzählen, sondern zu erbauen und zu strafen, der Ansatz zu zwei damals sehr eifrig gepflegten Dichtungsarten: dem geistlichen Lied und der Satire. Der Zahl der Pfleger beider Dichtungsarten entsprach leider die Qualität der Gedichte nicht. Auch hier, welch ein Abstand gegen die Dichtungen des 16. Jahrhunderts.

Diese sind individuell gefärbt, zeigen uns wahrhaft dichterische Persönlichkeiten und lassen uns die Veranlassungen erkennen, durch welche die Gedichte entstanden, die des 17. Jahrhunderts sind meist ohne jede eigenthümliche Färbung, schablonenartig, so daß weder Dichter noch Veranlassung erkennbar ist. Damals haben die Dichter noch ein Bewußtsein von sich, sie schleudern Worte kraftmüthigen Bornes gegen ihre Widersacher, gegen die Ungläubigen, ja sie unterfangen sich wohl mit Gott zu hadern und ihm, wenn auch nicht geradezu Vorschriften über die Weltregierung zu geben, so doch Vorstellungen zu machen über manches Uebel, das geschehen, manches Unrecht, das abzustellen ist; jetzt aber wühlen sie mit Behagen in dem Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit, winseln mit erheuchelter Demuth um Gnade und Erbarmen, setzen an die Stelle des wahrhaft erquickenden innern Zusammenhangs, in welchem die Dichter der Reformationszeit sich mit der Gottheit fühlten, süßlich-widerliche Spielereien mit „Lämmlein“, „Jesulcin“, die, mögen die Liebesworte noch so zahlreich sein, kein wahres Gefühl kundgeben; sie ersetzen durch die Zahl der Gedichte, was ihnen an Kraft, an dichterischem Gehalt gebricht.

Eine solche Verurtheilung gilt den meisten Dichtern geistlicher Lieder in jener Zeit, all den Pfarrern und Schulmeistern, die sich für berechtigt und verpflichtet hielten, zu Gottes Lob in Versen zu sprechen, am wenigsten vielleicht zwei hervorragenden Dichtern, Paul Gerhardt und Simon Dach. Beide haben schöne Lieder gedichtet, Zeugnisse wahrer Frömmigkeit und poetischer Empfindung, aber keineswegs alle der Unsterblichkeit würdig, beide sind achtungswerthe, gelehrte, madere Männer, jedoch nicht frei von seltsamen Eigenheiten. Dach (1605—1659) hat sich sein ganzes Leben hindurch sehr quälen, für seinen Unterhalt Hochzeits- und Leichengedichte machen und sich vor Personen beugen müssen, die weit unter ihm standen, er macht darum manchmal den Eindruck eines Bettelpoeten und kann das warme Wort des Lobes, selbst wenn es wirklich von ihm gefühlt wird, wie für den Kurfürsten von Brandenburg, sein Haus und seinen Staat, nicht immer finden. Paul Gerhardt hat demselben Herrscher gegenüber, den Dach besang, eine Halsstarrigkeit gezeigt, die uns befremdlich ist, dessen Gebot, Schmähungen gegen Religionsverwandte auf der Kanzel zu unterlassen, für unvereinbar mit seiner Ueberszeugung erklärt, und um seinen Standpunkt zu wahren, seine Stellung in der Residenz mit einem Amt in einer Provinzialstadt vertauscht. Beide Dichter hätten, so sollten wir meinen, durch ihre Beziehungen zu dem Fürsten durch ihr Mitanschauen der Schrecknisse des Krieges, Veranlassung genug gehabt, von diesen Greueln in ihren Liedern zu reden, aber sie thun es selten genug, und wenn sie von Zerstörungen und Mord sprechen, so schildern sie so farb- und gegenstandslos, daß man an jeden beliebigen Aufruhr ebensogut denken könnte, wie an den gewaltigen Krieg, der Europa erschütterte, beide haben sie 1648 Friedenslieder gedichtet, aber auch in ihnen erheben sie sich wenig über die conventionellen Phrasen. In den Fällen aber, in

denen sie wirklich von Herzen reden, bewähren sie sich als Dichter: Daß's rührende Bittgebete, zur Zeit seiner Krankheit und bei dem Anblick fremder Leiden entstanden, Gerhardt's jubelnde Dankhymnen für Gottes Güte und seine strafenden und mahnenden Bußgefänge wird man auch heute nicht ohne Erbauung lesen und singen.

Mit der geistlichen Dichtung steht die Satire jener Zeit in engerem Zusammenhang, als man auf den ersten Blick vermuthen möchte, nicht nur dadurch, daß ein hervorragender Satiriker jener Tage Geistlicher ist, der Protestant Balthasar Schupp, sondern auch durch ein inneres Band. Der Pfarrer ist Strafredner seiner Gemeinde, der Theologe überhaupt Strafredner der ganzen Welt. Jemehr sie sich in geistliche Dinge vertiefen, je reiner sie sich das himmlische Leben ausmalen, um so verwirrter, unreiner und hassenswerther schildern sie das irdische Treiben, den Lauf der Welt. Ihn zu ändern versuchen sie zuerst durch Bitten und Ermahnungen, sodann, wenn sie mit diesen nichts ausrichten, durch Ausmalung der Verderbtheit, in welcher sich die Welt befindet, endlich durch satirische Wendung gegen einzelne Personen und Ideen. Aber dieser theologische Anstrich gereicht der Satire nicht zum Nutzen; der Geistliche muß, um wirksam zu sein, die Dinge derber schildern, als sie wirklich sind, er muß den Höllenpfehl malen, um als Gegenbild das himmlische Paradies erscheinen zu lassen; was er an Deutlichkeit gewinnt, verliert er an künstlerischer Abrundung.

Trotzdem bleibt dem genannten Satiriker Schupp (1600—1661) seine hohe Bedeutung. Er war Pfarrer und fleißiger Schriftsteller und benutzte die Kanzel eben so gern wie den Schreibtisch, um seine Meinung gerade heraus zu sagen und seine Gegner schonungslos anzugreifen. Solcher Gegner hatte er besonders zwei Klassen, die Gelehrten und die sündige Welt. Als Schriftsteller bekämpfte er die ersteren, als Geistlicher die letzteren. Jenen warf er Dünkel und falsche Meinungen vor, verspottete ihre mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache und ermahnte sie, deutsch zu schreiben, geißelte den Unverstand, den sie in der Behandlung ihrer Untergebenen, der Schüler, zeigten, und die Erbärmlichkeit, die sie in ihrem Verhältniß zu den Höherstehenden kundthaten; diesen hielt er ein Spiegelbild ihres Lebens vor und suchte ihnen „mit Lachen die Wahrheit zu sagen“. Denn er liebte es, seine Predigten und Reden mit Witz und heiteren Anspielungen zu verzieren, die er für wirksamer hielt als ernste Mahnworte, scheute nicht grobe Bemerkungen, besonders über geschlechtliche Verhältnisse, seltsame Ausrufe oder Predigtanfänge, durch welche er Staunen erregen oder die Aufmerksamkeit anreizen wollte, wie er z. B. einmal anhub: „Ich wünsche Euch, daß Ihr alle heut Abend möget zur Hölle fahren,“ wählte seltsame Themata z. B. über das „Wörtlein Nichts“, und konnte heute über das jüngste Gericht, morgen über eine auffällige Stadtgeschichte, die Aufsehen und Aergerniß erregt und ein anderes Mal über tolle Gerüchte predigen, die man gegen ihn ausgesprengt hatte, z. B. darüber, daß aus einer Tonne Bier, die er in seinen Keller gelegt

hätte, Blut geflossen sei. Schupp ist in Manchem das Vorbild Abraham a Santa Clara's geworden, der sein Muster übertrieb und durch diese Uebertreibung an Kunst ebensoviel verlor, wie an drastischer Einwirkung gewann.

Einen allgemeineren Standpunkt als dieser immerhin einseitige Prediger nimmt der Satiriker J. M. Moscherosch (Philander von Sittewald) in seinen „Gesichten“ ein. Ihm erscheint in diesem künstlerisch mißglückten und sprachlich nicht genug vollendeten Werke der Zustand Deutschlands, wie er sich während und in Folge des grauenvollen Krieges herausgebildet hatte. Er schildert das rohe Treiben der einheimischen und fremden Soldateska, welche die kriegerischen Tugenden vergißt und nur der Befriedigung ihrer Zerstörungswuth und Beutesucht nachgeht; geißelt das Gebahren der Frauen, die fern von weiblicher Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, mit den Männern in Lastern zu wetteifern sich bemühen und Fleiß und Eifer nur in der Herbeischaffung ausländischer, kostspieliger und unzüchtiger Moden beweisen; tadelt das Hofleben, in welchem nur „Ehrenbläser, Fuchsschwänzer und Schalksnarren“ herrschen, von wo aus die Laster, unter denen auch das Tabakrauchen genannt wird, nachdem sie gepflegt und großgezogen worden, ihren Siegeszug bis zu dem Volke antreten; und bellagt den Verlust dreier Güter, von deren Wiedergewinn er die Erhebung und Kräftigung des Vaterlandes abhängig macht: die Freiheit der Ueberzeugung und das offene Bekenntniß derselben; die altdeutsche Kraft und Tüchtigkeit die sich in den Kämpfen der Germanen gegen die Römer so glänzend bewährte; die Pflege der deutschen Sprache, ihre Reinhaltung und Säuberung von all den ausländischen Zuthaten, die sich wie die fremden Eindringlinge ins Land, in der Sprache festzusetzen versuchten.

So interessant und wichtig für die Beurtheilung jener Zeit Philander von Sittewald's Gesichte sind, so werden sie wegen der Dürftigkeit der Erfindung, und der Weischweifigkeit ihrer Darstellung stets Eigenthum der Gelehrten bleiben. Dagegen verdienen die satirischen Schriften zweier anderer Männer: Fr. Vogau und Andr. Gryphius die allgemeine Beachtung; die Sinngebichte des Ersteren und das Drama: *Horribilicribrifax* des Letzteren.

Man wird Gryphius (1616—1664) freilich nicht gerecht, wenn man ihn einen Satiriker nennt, man müßte vielmehr, um seine Bedeutung zu würdigen, seine Dramen und seine lyrischen Gedichte eingehend betrachten. Denn auf beiden Gebieten hat er Erstaunliches geleistet: seine Dramen beweisen eine zu jener Zeit einzig dastehende Geschicklichkeit in Erfindung und in der Behandlung des Stoffes; seine lyrischen Gedichte, besonders seine Kirchhofgedanken zeigen eine Innigkeit der Empfindung und eine Gluth der Sprache, die noch heute ihren Eindruck nicht verfehlt. Und derselbe Mann hat in dem genannten Drama, das zugleich ein hübsches Muster kunstvoll verknüpften Intriguenspiels ist, eine vortreffliche Satire auf einzelne Fehler seiner Zeit geschrieben. Die Abenteuer nämlich, welche theils im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges, theils kurz nach demselben Deutschland überschwemmten, treten hier, als seltsame Wesen schon durch ihre komischen Namen: *Horribilicribrifax*

und *Paradiridatumtarides* bezeichnet, auf. Sie sind beide feige, aber rühmen sich ihrer glänzenden Kriegsthaten, einfältig, aber prahlen mit ihrem Verstande, sie können keine Sprache richtig sprechen, mischen aber Brocken aus den Sprachen aller Länder, die sie angeblich durchwandert, in ihre Rede und erzeugen dadurch ein fast unverständliches Rauderwelsch, sie sind häßlich und widerwärtig, bilden sich aber ein, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit Eindruck auf die Frauen hervorzubringen. Diese letztere Einbildung hegt sie gegen einander: der Eine, der einem schönen Mädchen in unverschämter Weise entgegengetreten war, soll, im Auftrage dieses Mädchens, von dem Andern zur Rechenschaft gezogen werden. Aber zu einem Kampfe kommt es nicht. Denn die beiden Maulhelden erkennen sich grade durch die furchtbaren Drohungen, durch welche sie sich anfänglich gegenseitig zu schrecken versucht hatten, als gleichstehende Genossen und wollen lieber wie ehemals, auch ferner gemeinsam schlechte Streiche verüben, als gegen einander kämpfen. Neben den militärischen Abenteurern steht ein gelehrter Strauchdieb, ein Schulmeister, der keinen Satz sprechen oder schreiben kann, ohne lateinische Floskeln und Reminiscenzen aus seinen gelehrten Studien anzubringen, der aber auch den Lebensgenuß liebt und in den Besitz einer schönen, reichen Frau auf sehr wenig ehrenhafte Weise gelangen will. Wie die Unterredung jener beiden Soldaten, so ist der Liebesbrief des Schulmeisters an seine Dame ein Meisterstück satirisch komischer Darstellung, das uns sehr treu und lebendig Gestalten und Zustände jener Zeit vor Augen führt.

Auch Friedrich von Logau 1604—1655 erkennt die Unsitten und Fehler seiner Zeit und weiß sie mit kurzem, treffenden Wort zu nennen und zu verdammen. Wie Gryphius ist er durch seine Gemüthsstimmung, durch traurige Erfahrungen seines eignen Lebens, durch Krankheiten und Verlust seiner Lieben, durch Unzufriedenheit mit seinem Berufe und endlich durch die wehmüthige Erkenntniß des trostlosen Zustandes Deutschlands und der geringen Aussicht auf eine baldige Heilung traurig und verzweiflungsvoll geworden, er hält die Lage für noch schlimmer als sie wirklich ist. Diese seine Stimmung spiegelt sich in seinen kurzen Sinngedichten wieder, die nach Tausenden zählen und seitdem sie von Lessing hervorgezogen und neuerdings in manchen Ausgaben wiederholt worden, ziemlich bekannt geworden sind. Auch sie dürfen als ein rechtes Erzeugniß des dreißigjährigen Krieges betrachtet werden. Denn so sehr sie auch einzelne Personen und Stände verlachen, welche immer von den Pfeilen der Satire getroffen werden, als Juristen und Aerzte, Höflinge und Priester, so erlangen sie doch erst ihre rechte Kraft, sobald sie das Ganze, das darniederliegende Deutschland und seine Feinde, vor allem die Franzosen, behandeln. Diese zu bekämpfen wird Logau nicht müde, sie darzustellen als diejenigen, durch deren verderblichen Einfluß die deutsche Sprache entkräftet, der deutsche Sinn in falsche Bahnen gelenkt und die alte Sitteneinfalt vernichtet worden sei. Es ehrt ihn, daß er gegen die Alleinherrschaft der französischen Sprache entschieden protestirt, und Kraft

und Herrlichkeit der Deutschen unermüdlich verkündet, es ehrt ihn gleicherweise, daß er, im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern jener Zeit, in den Schweden, trotz der religiösen Bundesgenossenschaft, die nationalen Feinde sieht, deren Begehrlichkeit er enthüllt, aber es fehlt ihm zur wahren Größe und zur Erzeugung eines mächtigen, nachhaltigen Eindrucks das wahre Vertrauen in sich und die Ueberzeugung, daß seine Wünsche in Erfüllung gehen müssen. Statt Lebensfreudigkeit predigt er Lebensüberdruß, statt Hoffnung verkündet er Entsagung und als „das Beste in der Welt“ bezeichnet er:

Das Beste, was ein Mensch in dieser Welt erlebt,
Ist, daß er endlich stirbt und daß man ihn begräbet.
Die Welt sei, wie sie will, sie hab' auch, was sie will,
Wär' Sterben nicht dabei, so gelte sie nicht viel.

Solche Aussprüche sind begreiflich in einer Zeit, in welcher Leben und Eigentum gefährdet, Treu und Glauben fast vernichtet sind, aber sie sind nicht im Stande, die im Sinken begriffene Lebenskraft zu erheben.

Wenn die bisher erwähnten Werke die einzigen wären, welche uns, durch Ungunst der Zeiten, aus der Epoche des dreißigjährigen Krieges erhalten wären, so würden wir wol eine Anschauung einzelner Zustände besitzen, aber nicht eine lebendige Vorstellung der ganzen Zeit in ihrer erschreckenden Furchtbarkeit. Eine solche ist uns aber in dem Roman „Simplicissimus“ des Hans Jakob Christof von Grimmelshausen erhalten. Der genannte Roman, nicht das einzige Werk unsers Verfassers, sondern das erste in einer ziemlich langen Reihe ähnlicher Schriften, ist freilich erst 20 Jahre nach dem Frieden erschienen (1669), aber es schildert die Zeit des Krieges und lehnt sich an Vorgänge an, deren Zuschauer der Verfasser selbst, bald leidend, bald mitthandelnd, war. Seit 1635 nämlich, in welchem Jahre er, der zehnjährige Knabe als Gefangener fortgeschleppt wurde, bis zum Ende des Krieges war er selbst an dem Kriege theilhaft, erst später suchte er sich Kenntnisse anzueignen, begann bald zu schreiben und wurde, nachdem er zum Katholicismus übergetreten, 1665 Amtmann zu Rhenchen. Dieser Uebertritt bedeutet bei ihm keine innere Wandlung, sondern ist ein äußerlicher Schritt, der ihm die Erlangung des Amtes möglich machen soll; trotz der Annahme dieser Religion bleibt Grimmelshausen ein freisinniger Mann, der die Duldung Andersgläubiger vertheidigt, Heuchelei und Scheinheiligkeit verdammt, und die Verderbtheit der Priester aufs Stärkste tadelt. Wie die religiöse, so liebte er die politische Freiheit und trug daher, als diese 1675 durch den Einfall der Franzosen bedroht schien, kein Bedenken, nochmals die Waffen zu ergreifen und gegen die Feinde zu ziehen. Bald nach der Rückkehr aus diesem Kriege ist er am 17. August 1676 und zwar ohne die letzte Delung gestorben.

Versuchen wir den Inhalt seines hochbedeutenden Romans anzugeben: Melchior Sternfels von Fuchsheim, der Held unseres Romans, ist der

uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Diese seine adelige Abkunft erfährt er aber erst, da er schon herangewachsen ist, durch einen Zufall; seine Kindheit verbringt er ohne jede Erziehung in äußerster Dürftigkeit in einem Dorfe, wo seine Mutter auf der Flucht ihn geboren hatte und bald nach der Geburt gestorben war. Seine Pflegeeltern, die ihn seine Heimathlosigkeit nie fühlen lassen, müssen durch den Krieg Manches leiden, aber sie vergessen alle die kleinen Mühseligkeiten bei den schrecklichen Folgen eines räuberischen Ueberfalls fremder Soldaten, welche in dem Dorfe furchtbar haufen, die Häuser anzünden, die Männer peinigen und an den Weibern ihre rohe Lust befriedigen. Der Knabe, der nichts von dem, was geschieht, begreift, entflieht, da er seine Pfleger in hilflosem Zustande sieht, und weder Kraft besitzt noch Mittel kennt, ihnen beizustehen und kommt, nach längerem Umherirren in einem Walde zu einem Einsiedler. Dieser ist sein Vater, der nach dem Tode seiner Geliebten, von der er nicht weiß, daß sie ihm einen Erben hinterlassen hat, seinem wüsten Leben entsagt hat und in der Stille des Waldes ein frommes, mit den härtesten Entbehrungen verknüpftes einsiedlerisches Leben führt. Er zieht, ohne zu ahnen, wenn er diesen Liebesdienst erweist, den Knaben, der von Religion noch keine Ahnung besitzt und der in geistigen Dingen gänzlich verwahrloßt ist, sorgsam auf, und hegt ihn mit solcher Liebe, daß er in dem Knaben die zarten Regungen treuer Anhänglichkeit und liebevollster Verehrung erweckt, und durch seinen Tod in der Seele des jugendlichen Genossen ungeheuren Schmerz erregt, aber auch die Sehnsucht hervorrufen, in ähnlicher Weise wie der Verstorbene ein gottgeweihtes Leben zu führen.

In diesem Vorzuge jedoch wird der Knabe durch Soldaten gehindert, die in den Wald einbrechend, seine friedliche Ruhe stören und seinem Leben eine neue Richtung geben. Sie führen ihn gefangen nach Hanau, wo der schwedische Gouverneur, ein Herr von Ramsay in seinen Zügen Verwandtschaftliches zu erkennen glaubt — wirklich war die Mutter des Knaben die Schwester des Gouverneurs — und ihn als Page annimmt. Hier erhält er nun wegen seiner Einfalt den Namen Simplicius, dem dann, als der Knabe dem inspicirenden General mit irgend einem Familiennamen vorgestellt werden muß, der Name Simplicissimus hinzugefügt wird. Als Page belustigt er durch seine naturwüchsigen, oft drolligen Antworten seinen Herrn und dessen Umgebung und benützt die Sonderstellung, die ihm bald als eine Art von privilegiertem Spaßmacher eingeräumt wird, dazu, Allen, selbst den Höchstgestellten, und namentlich den Frauen des Hofes derb und rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, wird aber auch trotz seiner Jugend in alle Schlechtigkeiten eingeweiht, an denen das damalige Abenteuer- und Soldatenleben reich war.

Den Schweden wird er von den Kroaten geraubt, von ihnen, bei denen er allerlei Hantirung lernt, die ihm später sehr nutzbringend wird, kommt er zu dem geordneten kaiserlichen Heer. Noch immer ist seine Stellung die

eines Narren, aber bereits eines solchen, der nicht in Thorheit befangen nährische Dinge sagt, sondern der die Schwächen der Menschen erkennend die Laster Anderer geißelt. Als solcher wird er auch von dem alten Hofmeister erkannt, der ihm von dem General beigegeben wird, welcher, seine Selbstgespräche belauschend, sein innerstes Wesen ergründet und ihm die Zukunft voraussagt. Aber der Hofmeister stirbt bald eines gewaltthamen Todes, Simplicissimus, seines Narrenpostens entlassen, geräth in eine schlimme Lage, die sich dadurch noch mehr verschlechtert, daß er Weiberkleidung anzieht, durch welche er manchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen gehofft hatte, und wird aus derselben durch seinen Freund, den Sohn jenes Hofmeisters, Herzbruder, gerettet, mit dem er für das Leben innige Gemeinschaft schließt.

Nun aber sind seine Lehrjahre zu Ende, die Wanderjahre beginnen. Der Jüngling reichen Geistes, wenn auch noch ziemlich reinen Sinnes, tritt in die Welt ein und die finstern Mächte der Welt, die schon früher von ihm erkannt waren, aber ihn zu beherrschen vergeblich versucht hatten, sind nun in ihren Anschlägen auf ihn glücklicher und reißen ihn fort in den Strudel der Lüste und des Verbrechens. So lange der Knabe das Narrengewand trug, war er weise und gut, sobald er die äußerliche Absonderung von den Menschen aufgibt, vermag er auch nicht mehr, sich innerlich von ihnen, von der allgemeinen Verderbtheit entfernt zu halten.

Er zieht dem Glücke nach. In dieser Jagd hat er in Schönheit und Jugend helfende Göttingen. Rasch gelangt er zu angesehener Stellung, rasch sammelt er Schätze; da wird er von den Schweden gefangen, zu Nichtsthun verdammt und dadurch den Frauen zugeführt, die bisher in seinem Leben keine Rolle gespielt hatten. Ohne wahre Neigung taumelt er von einem leicht erworbenen Genuß zum andern; als ihm zum ersten Male von der schönen Tochter eines hohen Offiziers Widerstand entgegengesetzt wird, versucht er, nur um seinen Ruhm als Frauenheld nicht schmälern zu lassen, den Widerstand zu brechen, wird aber nun genöthigt, das Mädchen zu heirathen. Doch bald reißt er sich aus dem verhassten Zwang los. Angeblich um sein Geld zu erheben, das er bei einem Kaufmann in einer größeren Stadt niedergelegt, in Wirklichkeit aber, um seine alte Freiheit wiederzugewinnen, reißt er nach Köln, schließt sich hier Abenteurern an und kommt mit ihnen nach Paris. Hier wird er Schauspieler und der Beifall, den er auf der Bühne findet, verschafft ihm solches Glück bei den Frauen, daß er, der früher Unerfättliche, übersättigt ihnen entfliehen muß. Er kommt wieder nach Deutschland zurück, wo der Krieg noch nicht ausgetobt hat.

Aber der Charakter desselben ist noch müßter, noch schrecklicher geworden, Hatte es sich früher wenigstens in gewissem Maße noch darum gehandelt, große Grundsätze zu verfechten, den Gegensatz zwischen kaiserlicher und fürstlicher Macht, zwischen Katholicismus und Protestantismus, zum Ausdruck zu bringen, so galt es in den letzten Jahren dieses schaudervollen

Krieges nur die Ländergier und Beutesucht zu befriedigen. In dem entfesselten Treiben der wilden Horden thut es Simplicissimus den Genossen gleich, aber bei unmenschlichen Thaten bewahrt er doch menschliche Gesinnungen und Gefühle.

Nachdem er sich einem verbrecherischen Gesellen angeschlossen, mit dem er viele Unthaten begeht und von dem er, nach dem Tode desselben, reiche Beute für sich nimmt, erkennt er in einem herumziehenden elenden Bettler seinen alten Freund Herzbruder, den er aus seinem Elend herauszieht. Schon durch ihn werden die Gefühle des Guten in Simplicissimus auf's Neue erweckt, fromme Gedanken, welche ihn nie ganz verlassen haben, so daß er, wie er sich einmal ausdrückt, mit frommeren Sinn zum Rauben ausgegangen sei, als Andere in die Kirche, kehren in ihn ein; er gedenkt mit Herzbruder eine Wallfahrt zu unternehmen, da verschlingen ihn auf's Neue die Wogen des Krieges. Aber bald stirbt Herzbruder, Simplicissimus steht allein, der Friede wird geschlossen. Nun sucht er, da das Abenteuerleben ein gewaltsames Ende gefunden hat, in den bürgerlichen Zustand sich wieder hineinzuleben, und da er Kunde davon erhält, daß seine erste, wider seinen Willen ihm verbundene und treulos von ihm verlassene Frau gestorben ist, schließt er ein neues Eheband. Aber er ist in seiner Wahl unglücklich und besißt auch in sich noch nicht die Lust und die Bedingungen zu einem ruhigen wahrhaft beglückenden Leben. Seine Frau ist sein verzerrtes Abbild; auch sie lebt in Schwelgerei und Sittenlosigkeit. Und als in einer Nacht seine Frau ein Kind bekommt, das seinem Knecht, seine Magd eins, das ihm selbst ähnlich sieht und von einer dritten Frau eins auf seine Schwelle gelegt wird, das ihm gleichfalls angehören soll, da entflieht er auf's Neue den äußeren Banden, die ihn nicht zu fesseln vermochten, um sich selbst Bande anzulegen, die vermögend seien, ihn zum wahrhaften Menschen zu machen.

Von dem ärmlichen Dorfe, in welchem dürftige, aber redliche Menschen seine Pflegeeltern gewesen waren, war er ausgegangen, nach wilddurchbrachten Jahren einer langen Pilgerfahrt kehrt er in das Dorf zurück, das die Stätte seiner Kinderzeit gewesen war. Noch lebt sein „Nnan“ (Pflegevater), der ihm erzählt, wer seine Eltern gewesen, und ihm durch die Erinnerung an seine Mutter, die edle Frau, welche aus wahrer Liebe gefehlt, an seinen Vater, der aus Schmerz über seine Sünden und aus Trauer über den Tod seiner Geliebten ein verfehltes Leben durch Einker in sich, durch ein mühseliges gottesdienstlichen Uebungen und qualvoller Buße geweihtes Alter zu sühnen versucht hatte, das Verlangen erweckt, seinen Erzeugern gleich zu werden, noch sind die Stätten, auf denen er zuerst verweilte, vorhanden, welche die träumerisch-glückseligen Jugendtage ihm zurückrufen und grausam an die verlorene Unschuld erinnern.

Da erzählen ihm andere Bauern von den Wundern des Mummelsees im Schwarzwalde. Er zieht dorthin und erfährt von dem Fürsten des Sees, daß die Wassergeister, so sehr sie dem Menschen an Macht überlegen seien,

dadurch hinter ihm zurückständen, daß sie keine unsterbliche Seele besäßen und mit dem Verluste des Leibes jedes Anrecht auf Fortexistenz aufgeben müßten. Durch diese Erinnerungen und Mahnungen wird Simplicissimus bewogen, die Welt zu verlassen, die den Menschen nur reize und verführe, Gott aber allein sein Herz zu weihen. Daher nimmt er feierlich Abschied von der Welt und wird ein Einsiedler.

Damit war der Roman in seiner ersten Fassung zu Ende.

Er fand jedoch bei den Zeitgenossen eine so ungeheure Theilnahme, daß nicht nur fast unmittelbar nach der Originalausgabe verschiedene Nachdrücke erschienen, sondern daß von unberufener Seite Fortsetzungen gearbeitet wurden, die den Simplicissimus wieder in's Leben einführten und ihn neue Abenteuer bestehen ließen. Um diesem Unwesen entgegenzutreten, und um seinem Gedanken noch klareren, bestimmteren Ausdruck zu geben, ließ auch Grimms-hausen seinem Roman eine Fortsetzung folgen, die, im Gegensatz zu manchen späteren Zusätzen, Nachträgen und Nachbildungen im nothwendigen Zusammenhange mit dem Hauptromane steht.

Simplicissimus ist auch in der Einsamkeit ein Weltkind geblieben, zwar nicht in Thaten, aber in Gesinnungen. Noch glaubt er dadurch, daß er sich von dem Schlechten zurückzieht, ein besonderes Verdienst zu erlangen, noch ist er nicht zu der Ueberzeugung vorgeschritten, daß er dadurch bloß seine Pflicht erfülle. Bei diesem Zustande gewinnt er durch Träume und Lectüre die Ansicht, daß er nicht im Abschieden von der Welt, sondern im Kampfe mit der Welt seine Tugend bewähren müsse, und begiebt sich auf's Neue in's Leben, um seine Widerstandskraft zu erproben.

Aber nun ist sein Zug nicht mehr dazu bestimmt, bunte Abenteuer zu häufen; vielmehr gedenkt er, wie es für den guten Katholiken sich ziemt, durch Italien nach dem heiligen Lande zu gehen. Jedoch dieses Ziel wird nicht von ihm erreicht. Ein letztes Abenteuer läßt ihn nicht dahin gelangen; sondern das Schiff, auf dem er sich befand, untergehen und ihn selbst mit einem Gefährten auf eine einsame Insel gerathen. Noch einmal erscheint ihm der Teufel und zwar in weiblicher Gestalt, verschwindet aber vor dem Zeichen des Kreuzes; der Gefährte stirbt, Simplicissimus bleibt allein. Er hat des Lebens Prüfungen überstanden, nun birgt für ihn die Einsamkeit keine Gefahren mehr. Er bleibt allein und widersteht den Lockungen vorüberfahrender Seeleute, die ihn nach seinem Geburtslande bringen möchten: seine Insel ist seine Heimath geworden, die er nicht mehr verlassen will. Das ist nun der wirkliche Abschluß des Romans.

Der Roman ist nicht nur eine der hervorragendsten culturgeschichtlichen Schilderungen unserer Literatur, sondern zugleich eine der bedeutendsten Erzählungen, welche wir besitzen. Reichthum der Erfindung, Vortrefflichkeit der Charakteristik, rascher Fluß der Darstellung zeichnen ihn aus. Man hat auch ihm den Vorwurf der Unsitlichkeit nicht erspart, den man gegen so manches bedeutame Werk anderer Literaturen erhoben. Aber der Vorwurf

trifft unser Werk nicht, denn es gefällt sich niemals in absichtlicher Darstellung frivoler Situationen und Geschichten, sondern wendet bei aller Verbtheit eine gewisse Zurückhaltung an und führt den Helden nach manchem leichtfertigen und bösen Streiche zu einem reuevollen Ende. Doch mag der Autor sich lieber selbst verantworten.

„Wird nun,“ so schließt er sein Werk, „heute oder morgen, entweder vor oder nach meinem Tode Jemand dies finden und lesen, denselben bitte ich, dafern er etwa Wörter antrifft, die Einem, der sich gern besserte, nicht zu reden geschweige denn zu schreiben wohl anstehen, er wolle sich darum nicht ärgern, sondern gedenken, daß die Erzählung leichter Händel und Geschichten auch bequeme Worte erfordere, solche an den Tag zu geben. Und gleichwie die Mauerraute von keinem Regen leicht naß wird, also kann auch ein rechtschaffenes gottseliges Gemüth nicht sogleich von einem jedweden Diskurs, er scheine so leichtfertig als er wolle, angesteckt, vergiftet and verderbt werden. Ein ehrlich gesinnter christlicher Leser wird sich vielmehr verwundern und die göttliche Barmherzigkeit preisen, wenn er findet, daß ein so schlimmer Gesell wie ich gewesen, dennoch die Gnade von Gott gehabt, die Welt zu resigniren und in einem solchen Stand zu leben, darinnen er zur ewigen Glorie zu kommen und die selige Ewigkeit nächst dem heiligen Leiden des Erlösers zu erlangen erhofft, durch ein seliges Ende.“

Auch unsere Betrachtung hat damit ihr Ende erreicht. So flüchtig sie auch an wichtigen Erscheinungen vorübergehen mußte, so hat sie doch vielleicht gezeigt, daß der Satz: Unter den Waffen schweigen die Mäusen, keine volle Berechtigung für den dreißigjährigen Krieg besitzt, aber auch dargethan, daß die Auffassungsweise jener Tage von der der unsern sehr verschieden ist. Aus den Stürmen des dreißigjährigen Krieges rettet der größte Schriftsteller jenes Zeitraums sich selbst, indem er sich aus dem tollen Treiben in ein kleines Städtchen zurückzieht, in ein ruhmloses aber ruhevollles Amt, das ihn ernährt, wenn auch nicht befriedigt, rettet er seinen Helden dadurch, daß er den zur Selbstbefreiung Gelangten in einer stillglückseligen Einsamkeit auf einer wüsten Insel sein Leben beschließen läßt. Das ist der schönste poetische Abschluß jenes Werkes, vielleicht auch die einzig mögliche Lösung des Räthfels vom Menschenleben, welche jene Zeit kannte oder gestattete, aber sie ist nicht die einzig mögliche überhaupt, nicht die, welche uns erlaubt ist. Nicht im Zurückziehen von der Welt, sondern im Zusammenleben mit derselben, nicht im Vermeiden der feindlichen Mächte, sondern im Bekämpfen derselben besteht unsere Aufgabe; auch für uns gilt das Wort, das Schiller in jener köstlichen Schilderung des Wallenstein'schen Lagers für die Soldaten des dreißigjährigen Krieges gebraucht hat:

Und sehet ihr nicht das Leben ein,
Wie wird Euch das Leben gewonnen sein.



Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren.

(1868—1878.)

Don
Asiaticus.

(Schluß.)

Die Landschaften.



Das Mittelglied zwischen den Gemeinden und dem Kreis sind nach mannigfachem Wechsel seit Beginn dieses Jahres die Landschaften, *Mori*, — alte geographische Untereinteilungen, die ihre frühere administrative Bedeutung unter der Feudalherrschaft verloren hatten, organisiert worden. Sie umfassen auf dem Lande durchschnittlich etwa sechszig Dörfer mit dreißig bis fünfzigtausend Einwohner. An der Spitze steht der *Guntcho*, der vom Präfecten aus den Gemeindevorstehern der Landschaft gewählt wird. Er führt die Oberaufsicht über die letzteren und vermittelt ihren Verkehr mit dem Präfecten. Er hat den Vorsitz in den monatlichen Versammlungen der Gemeindevorsteher, in denen die Ausgaben der Landschaft während des vergangenen Monats für Verwaltung, Volksschulen und Instandhaltung der Wege geprüft, und die zu deren Deckung erforderlichen Steuerbeiträge der einzelnen Grundeigenthümer festgesetzt werden.

Die Kreistage.

Wie schon oben erwähnt worden, sind seit Beginn dieses Jahres Landtage organisiert worden, in denen den Kreiseingesessenen über die Verwendung der Kreissteuern — „*Mimpi*“ — eine beratende Stimme gewährt worden ist. Diese Steuern, welche zur Bestreitung der Kreisausgaben dienen, werden in den Landkreisen fast ausschließlich vom Grund und Boden erhoben und sollen ein halb Procent des Bodenwerthes nicht übersteigen, in Wirklichkeit aber wird diese Grenze nicht eingehalten. Die drei Stadtkreise erheben außer den Grundsteuern, die hier unbedeutend sind, Accisen von Holz, Fischen u. s. w.

Jede Landschaft schickt zwei Vertreter in den Landtag, die auf drei Jahre gewählt sind; Wähler und wählbar sind alle diejenigen, welche jährlich mehr als zehn Dollars Grundsteuern an den Staat entrichten. Da diese Landtage in der kurzen Zeit ihres Bestehens erst ein Mal haben zusammentreten können, so läßt sich über ihre Wirksamkeit und Bedeutung für die innere Verwaltung noch nichts sagen, jedoch darf man von Bauern, die überhaupt erst seit einigen Jahren politisch frei sind, zunächst wenig Verständniß für die öffentlichen Dinge erwarten. Die durch ihre Stellung und Erziehung hierzu befähigten Samurais sind, wie schon oben angeführt wurde, von der Wählbarkeit zu den Landtagen ausgeschlossen, da die meisten kein Grundeigenthum haben. Man kann der Versicherung der Regierung, daß sie die Landtage geschaffen hat, um die Bauern allmählich zur Theilnahme an den Fragen des Staatswohls zu erziehen, wohl glauben. Ueberhaupt fällt bei einem Vergleich der jetzigen Verwaltung mit der früheren, zur Zeit der Taikune, gleich in die Augen, daß die damalige Maxime ausschließlich darauf gerichtet war, aus dem Bauernstande möglichst viel Abgaben herauszuziehen, während dem jetzigen System unsere Auffassung des Verhältnisses von Staat und Unterthanen zu Grunde liegt.

Das Justizwesen.

Mit der Verwaltung hat auch das Gerichtswesen eine den Ideen der civilisirten Völker entsprechende Umwandlung erfahren. Unter der früheren Regierung war es mit der Verwaltung vereinigt; sowohl Criminal- wie Civilgerichtsbarkeit wurde von den Gouverneuren der Stadt- und Landbezirke ausgeübt. Der Anfang der Trennung dieser beiden Gewalten fand schon im Jahre 1868 für Yokohama statt, wo die Rücksicht auf die Fremden Veranlassung dazu gab; allgemein ist dieselbe durchgeführt seit etwa 3 Jahren. Bei der Organisation der Gerichtshöfe und des Verfahrens ist man hauptsächlich französischen, zum Theil aber auch englischen und amerikanischen Einrichtungen gefolgt, und das Ganze sieht äußerlich recht entsprechend aus. Allein das Innere birgt noch Vieles von dem Barbarismus der Vergangenheit; man hat die Form recipirt, aber nicht den Geist, der sie belebt. Kurz, das japanische Gerichtswesen hat durch die Reformen wenig gewonnen und befindet sich in einem Zustande, der in vielen Fällen nur Rechtlosigkeit erzeugt.

Die Schuld liegt an den Personen sowohl wie an den Verhältnissen, oder, um auf den Ugrund zurückzugehen, an dem mangelhaften Rechtsbewußtsein, das allen asiatischen Völkern eigen ist. Die Unterscheidung von öffentlichem und Privatrecht, sowie von Civil- und Criminalprozeß, fehlt ganz. Unter dem Druck des Despotismus konnte sich keine Rechtslogik entwickeln, nicht einmal die fundamentalen Begriffe von Besitz und Eigenthum sind ausgebildet: das Verständniß für Rechtsgeschäfte ist äußerst gering, nur der Kauf-, Leih- und Cessionsvertrag sind in der allerrohesten Form vorhanden. Die Willkür

der einzelnen Machthaber war Recht, allein das Tribunal hatte für seine Territorien einige Rechtsnormen den chinesischen Philosophen entlehnt. Gewohnheiten, Gebräuche, Ortsrechte u. s. w. konnten sich somit nicht ausbilden, und wenn die Regierung jetzt beginnt, Rechtszustände zu schaffen, so findet sie nichts vor, worauf sie aufbauen könnte. Für das Strafrecht hat man im Allgemeinen den Code pénal recipirt und unter gleichzeitiger Abschaffung der Folter ein milderes Strafverfahren eingeführt. In Wirklichkeit aber werden die Strafen von den Richtern willkürlich verschärft und die Folter noch immer, wenn auch nur ausnahmsweise, angewendet. Zwischen Samurais und dem gewöhnlichen Volk ist, trotz der gesetzlichen Gleichberechtigung aller, der Unterschied beibehalten, daß jene für Verbrechen im Allgemeinen milder und nicht in so entehrender Weise bestraft werden, wie diese. Für das Civilrecht ist weiter nichts geschehen, als daß mit der Codification eines Civilproceßrechtes der Anfang gemacht ist, aber mit zu wenig System und Verständniß, als daß sie praktisch brauchbar wäre.

Daß aus den geschilderten Verhältnissen keine rechtskundigen Männer haben hervorgehen können, ist natürlich; europäisch gebildete Juristen giebt es kaum. Bei der Besetzung der Richterstellen berücksichtigt die Regierung nicht die besondere Fähigkeit für das Fach, sondern die politische Stellung des Candidaten. Der Wechsel der Personen ist in der Justiz eben so groß wie in der Verwaltung; die erste Bedingung für die Zuverlässigkeit des Richterstandes, die Unabsehbare, somit unerfüllt. So tritt denn ganz natürlich zu den vorher erwähnten Mängeln des Rechtszustandes an und für sich, Unfähigkeit, Nachlässigkeit und Parteilichkeit der Richter, und vor Allem tyrannische Behandlung des Recht suchenden Publicums. Der Japaner, der einen Proceß führt, ist Wochen und Monate lang seiner Beschäftigung entzogen; denn so lange der Proceß schwebt, muß er täglich im Gerichtshofe anwesend sein, damit er jeder Zeit, wenn es dem Richter gefällt, sich mit seiner Sache zu beschäftigen, gegenwärtig ist; wagt er Vorstellungen, so wird er bestraft. Der gewöhnliche Mann, der keine Mittel besitzt, sich einen Stellvertreter oder Advocaten zu nehmen, erleidet daher lieber die empfindlichsten Verluste, als daß er vor Gericht geht. Der Ausländer, der eine Klage gegen Japaner hat, wird persönlich allerdings glimpflicher behandelt, nicht aber seine Sache. Wird ihm aber schließlich nach langen Verschleppungen und unendlichen Aergernissen sein Recht zuerkannt, so stellt sich eine andere Schwierigkeit ein. Die meisten Urtheile nämlich sind unexecutirbar, weil der Beklagte gewöhnlich sein Vermögen in seiner Familie in Sicherheit bringen kann. In Japan tritt die Individualität gegen die Familie zurück. Der Chef der Familie ist nur deren äußerer Vertreter, das Vermögen gehört ihr, nicht ihm. Alle Familienmitglieder treten für einander ein, was sich auch im früheren Rechtswesen dadurch ausdrückte, daß dieselben für Vergehen oder Schulden der einzelnen mit ihrem Vermögen, ja sogar mit ihrem Leben hafteten. Diese Haftbarkeit der einzelnen Familienmitglieder untereinander

ist rechtlich abgeschafft worden, was eine große Rechtsunsicherheit zur Folge gehabt hat; denn die Interessengemeinschaft und die gegenseitige Ergebenheit der Familienmitglieder in ihrer dem Europäer ganz unverständlichen Stärke dauern fort. Der unredliche Schuldner also läßt sich vermittels der neu eingeführten Concursordnung bankrott erklären, sein Vermögen ist längst vorher auf einen jüngeren Bruder oder Adoptivsohn übertragen, der jetzt die Vertretung der Familie übernimmt, der Gläubiger aber hat das Nachsehen.

Die culturhindernde Wirkung der Familie in Japan und China, indem sie die freie Thätigkeit der Entwicklung des Individuums hemmt, ist zu allgemein anerkannt, als daß es eines besonderen Eingehens auf dieselbe bedarf.

Wohlthätige Wirkung der Restauration auf die socialen Verhältnisse.

Wenn wir aber jetzt den Blick von dieser dunkeln Stelle abwenden und die Lichtseiten aufsuchen, welche die Culturbestrebungen Japans in dem verfloßnen Decennium bieten, so wird unsere Sympathie bald wieder erwachen. Derjenige, welcher frisch von Europa kommend, die japanischen Zustände betrachtet, wird allerdings im staatlichen und socialen Leben des Volks eine solche Masse von Halbheiten, Verzerrungen und Ungeheuerlichkeiten zu entdecken vermeinen, daß er seinen Culturleistungen keinen hohen Werth beilegen wird; ganz anders aber urtheilt derjenige, der Zeuge der letzten Tage des Taikunats gewesen ist. Das Volk war eine Herde Sklaven, die der Laune der Fürsten und Samurais dienten. Vor dem geringsten Beamten mußte der Bürger und Bauer in den Staub sinken; ritt der Gouverneur durch die Straßen, von den Fürsten gar nicht zu reden, so stockte alle Bewegung unter dem Volk, alle sanken stumm in die Kniee; zog der Taikun aus, so mußten alle Häuser in der Umgegend geschlossen werden, derjenige, welcher einen Samurai auf der Straße, auch nur aus Unvorsichtigkeit anstieß, wurde sofort gezüchtigt, wer es wagte, seine Hand gegen ihn zu erheben, war dem Tode verfallen. Es gab eine ganze Rasse von Menschen, die Nelas und Bettler, welche ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Jene wohnten abgesondert in einem schlechten Stadtviertel und durften nur unehrenhafte Gewerbe als Abdeckerei und Gerberei betreiben, diesen war das Recht der Arbeit ganz genommen; sie waren Bettler von Geburt, ohne Wohnung und Heimath, kein Mensch gab ihnen Beschäftigung. Die Prostitution war unter Aufsicht und mit Zuthun des Staates in entsetzlicher Weise ausgebildet, der Verkauf von Mädchen war gesetzlich gestattet und geschützt. Keine Polizei wachte über die öffentliche Sicherheit; der Arme und Schwache war den Bedrückungen und Mißhandlungen des Reichen und Starken ausgesetzt, ohne daß er beim Staate wirksamen Schuß fand. Unter den Samurais war die Blutrache üblich. Alle diese traurigen Zustände sind im Laufe der letzten zehn Jahre, sei es durch gesetzlicher Zwang, sei es in Folge der Aufklärung, welche die Regierung

verbreitet hat, verschwunden; humane und gesunde Einrichtungen sind an ihre Stelle getreten. Wie mangelhaft auch die Rechtspflege ist, Person und Eigenthum sind wenigstens gegen offene Gewalt geschützt. Bauer und Bürger sind wirkliche Eigenthümer ihrer Ländereien geworden; unter dem alten Regime war es Grundsatz, daß aller Grund und Boden dem Staate gehöre, und die Unterthanen jeder Zeit bereit sein mußten, ihren Besitz für öffentliche Zwecke zu räumen. Die Bauern sind gleichzeitig von den Frohndiensten befreit, die sie früher für Instandhaltung der Wege, Brücken und Flußdämme zu leisten hatten, sowie von der zwangsmäßigen Kuliarbeit als Boten und Träger zur Beförderung von Briefen, Gepäck und Reisenden. Auch dürfen sie auf ihren Aekern bauen, was sie wollen, was ihnen früher nicht gestattet war. Die Steuerlast ruht nicht mehr auf dem Grund und Boden allein, auch der Handel, die Gewerbe, Capitalien und Beamtengehälter werden allmählich mitbelastet und jene dafür erleichtert. Nicht minder ist die Regierung auf die geistige Hebung des Volkes bedacht gewesen durch Organisation eines allgemeinen Schulwesens. In früheren Jahren bestanden Schulen für das Volk nur in den Städten, auf dem platten Lande fast gar nicht; überhaupt überließ der Staat die Volkserziehung vollständig der Privat-Unternehmung. Jetzt hat jedes Dorf seine Schule; wo das Volk selbst nichts that, da griff die Regierung ein, indem sie die Reichen zu Geldspenden veranlaßte und wo es nöthig war, selbst beisteuerte. In allen größeren Städten sind höhere Lehranstalten errichtet, die hauptsächlich darauf berechnet sind, den Söhnen der Samurais unentgeltlich eine höhere Ausbildung zu gewähren. In der Hauptstadt endlich finden wir eine Universität, ein Polytechnikum, Berg- und Gewerbeschulen. Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, sind ganz außerordentliche gewesen. Von unserer Lehrmethode und Schuldisciplin hatte man nicht die entfernteste Ahnung, und an Lehrern fehlte es ganz. Als solche wurden und werden noch mit großen Kosten Ausländer herangezogen; jetzt schon verfügt Japan über eine größere Anzahl einheimischer Gelehrten, Ingenieure u. s. w., die meistens auf Staatskosten im Auslande erzogen worden sind, und nach dem Urtheil aller Kenner ist die Zeit nicht fern, wo der Unterricht auch in den höheren Disciplinen ausschließlich von Japanern erteilt werden kann.

Dem Bestreben der Regierung, das Volk aufzuklären, verdanken auch die Zeitungen ihr Dasein, indem die erste 1870 von dem damaligen Cabinetminister Aido gegründet wurde. Jetzt sind sie über das ganze Land verbreitet, und das Zeitungslernen ist bei Hoch und Niedrig zu einer wahren Manie geworden. Der Zweck der Regierung aber ist nicht erreicht worden, da diese Zeitungen, das Beispiel der englischen Blätter in Yokohama und den anderen offenen Häfen vor Augen, nur in der Kritik alles Bestehenden ihren Beruf erblicken und dabei alle Rücksichten des Anstandes, der Autorität und Politik außer Acht lassen. Nichts ist ihnen heilig und so werden dem Volke von ihnen Ansichten entwickelt, in deren Verbreitung jede andere Regierung eine Gefahr für die öffentliche Ordnung erblicken würde. Die japanische

Regierung legt in dieser Beziehung eine ganz unbegreifliche Gleichgiltigkeit an den Tag; zwar hat sie Preßgesetze erlassen, die den Anschein der Strenge haben, ihre Anwendung ist aber thatsächlich auf persönliche Verläumdungen der Beamten beschränkt.

Auch für das leibliche Wohl des Volkes ist in vieler Hinsicht gesorgt worden; so hebe ich nur hervor die Communal- und Staats-Krankenhäuser und Armenhäuser, die Polizei, den Sanitätsdienst, die Verbesserung und Beleuchtung der Straßen in den Städten u. s. w.

Volkswirthschafts-Politik der Regierung.

Indem die Regierung bei der Definition des Staatszweckes die Auffassung der civilisirten Nationen sich zu eigen gemacht hat, hat sie gleich bei ihrem Entstehen angefangen, der Entwicklung der Volkswirthschaft ihre Hauptaufmerksamkeit zuzuwenden. Doch hat sie ihre Aufgabe nicht recht verstanden. Anstatt sich darauf zu beschränken, durch zweckmäßige Einrichtungen die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte zu fördern, hat sie dieselben selbst entwickeln wollen. Sie vermeinte, indem sie industrielle Unternehmungen in's Leben rief, Fabriken erbaute und Handelsgesellschaften gründete, deren Muster sie in den europäischen Culturstaaten fand, das Land auf gleiche Stufe mit jenen erheben zu können und bedachte nicht, daß solche Schöpfungen einen lange und sorgfältig vorbereiteten Boden verlangen, daß überhaupt der Sinn und das Verständniß für Handel und Industrie im Volke nur langsam im Laufe vieler Decennien sich entwickeln. So sind viele Millionen für Unternehmungen geopfert worden, die schon beim Beginn den Keim des Todes in sich trugen, und die Entwicklung der einzelnen ist nur gehemmt worden. Ich habe vorher auf die Unselbständigkeit und Untermüßigkeit der Bürger und Bauern aufmerksam gemacht; auf diese rechnet die Regierung bei ihren volkswirthschaftlichen Experimenten. Rief der Präfect die Kaufleute seines Kreises zusammen und stellte ihnen vor, daß das Genossenschaftswesen es sei, welches dem Handel und der Industrie in Europa und Amerika einen solchen Aufschwung gegeben habe, so waren sie gleich bereit, eine solche Gesellschaft zu bilden, sei es zu Handels- oder Industriezwecken, ganz wie der Präfect befahl. Auf solche Weise sind viele Kaufleute und Capitalisten zu ganz unvernünftigen Unternehmungen verleitet und um ihr Vermögen gebracht worden. Ganz verwerflich aber ist das System der Selbstwirthschaft, welches die Regierung nunmehr als das geeignetste zur Hebung der Volkswirthschaft zu betrachten scheint. Die Capitalien, die sie dazu verwendet, belaufen sich auf Millionen; aber auch keine einzige ihrer Unternehmungen, als da sind: Musterfarmen, Schaf- und Rindviehzucht, Wollen- und Baumwollentwebereien, bergmännischer Betrieb, Glashütten, Papier-, Schuh- und Indigo-Fabriken, Gerbereien u. s. w. hat bis jetzt auch nur Aussicht auf Erfolg. Zuletzt ist die Regierung ihrer ursprünglichen Absicht, durch solche Unternehmungen das

Volk zu eigenem Handeln aufzumuntern, nicht mehr tren geblieben, sondern verfolgt dabei auch Finanzzwecke. Manche industriellen Unternehmungen könnten für Private sehr rentabel sein, z. B. chemische Fabriken; aber die zu fürchtende Concurrenz der Regierung schreckt von jedem Versuch ab.

Die natürlichste Bestimmung Japans als Agriculturnstaat hat die Regierung bis jetzt nicht erkannt. Nur ein Zehntel der Bodenfläche ist bebaut, in der gebirgigen Schweiz dagegen mehr als die Hälfte. An müßigen Arbeitskräften ist Ueberfluß und mit wenigen Mitteln könnte Vieles geleistet werden. Vor allem müßte für gute Landstraßen und Wasserwege gesorgt werden. Freilich bietet der gebirgige Charakter des Landes der Anlage von Landstraßen Hindernisse, deren Ueberwindung Hunderte von Millionen erfordern würde. Die Regierung hat deshalb der Wasser-Communication ihre Hauptaufmerksamkeit zugewendet und durch Subventionirung einer großen Dampferlinie die Küstenpunkte mit einander in Verbindung gebracht. Hierdurch sind die Verkehrsverhältnisse gegen früher, wo allein die langsamen unsichern Djunken den Küstenverkehr vermittelten, allerdings sehr verbessert, aber da die erwähnte Dampfschiffahrtsgesellschaft ohne Concurrenz ist und somit die Frachtsätze beliebig hochstellen kann, so ist der Verkehr immer noch sehr gedrückt. Seine rechte Entwicklung würde er finden, wenn die Regierung auch ausländischen Schiffen die Cabotage gestattete und so den Segelschiffen die Theilnahme am Verkehr möglich machte. Dieses billige Beförderungsmittel findet in Japan fast gar keine Anwendung, da es an tüchtigen, einheimischen Kapitänen mangelt. Dampfer zählt die Handelsmarine einige achtzig. Die Zahl der Segelschiffe, meistens kleine Schooner, füllt keine zwei Duzend.

Sonst hat die Regierung für das Verkehrswesen viel gethan, als durch Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, deren Drähte den größten Theil des Landes überspannen, durch Beleuchtung der Küsten und Einrichtung eines vorzüglichen Postdienstes.

Finanzen.

Ueber die Lage der japanischen Finanzen gehen die Ansichten unter den Japanern sowohl, wie unter den Ausländern sehr auseinander; die einen fassen sie als äußerst günstig auf, die anderen wollen schon Symptome der Zerrüttung an ihnen bemerken. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen. Außerlich jedenfalls erscheint das Finanzwesen ziemlich geordnet; die Regierung ist bisher allen ihren Verpflichtungen pünktlich nachgekommen; Beamte und Soldaten erhalten regelmäßig ihren Gehalt, Vererbung des Staatsschatzes durch die Beamten, und Verschwendung des Hofes, zwei Uebel, woran alle orientalischen Staaten leiden, sind in Japan nicht zu beklagen. In den leitenden Kreisen herrscht Ehrlichkeit, die Hofhaltung ist weit entfernt von Luxus und Pracht.

Eine eingehende Beurtheilung der Finanzverhältnisse ist unmöglich, da

ihre bisherige Geschichte nur in dunklen, unbestimmten Umrissen bekannt ist. Zwar sind seit dem Jahre 1870 wiederholt officiële Mittheilungen über den Stand der Finanzen in die Oeffentlichkeit gelangt, und seit 1875 werden gesetzmäßig alljährlich die Etats für das kommende Jahr mit einer Uebersicht der wirklichen Einnahmen und Ausgaben für das vergangene vom Finanzminister bekannt gemacht; allein diese Aufstellungen sind so verworren und voll von Fehlern und Ungenauigkeiten, daß sie eine sichere Basis für die Untersuchung nicht bieten.

Das Budget dieses Jahres veranschlagt die Einnahmen und Ausgaben auf 53 Millionen Yen². Die Gesamtsumme der öffentlichen Schuld beträgt 375 Millionen, wovon 12 1/2 Millionen für fremde Anleihen. 255 Millionen sind durchschnittlich mit 6% verzinst, während 120 Millionen zinsloses Papiergeld darstellen. Diese Schulden hofft der Finanzminister in 28 Jahren zu tilgen, indem er dazu von den jährlichen Einnahmen mindestens ca. 22 Millionen bestimmt. Diese Tilgung ist an und für sich nicht unmöglich, nur dürfen keine Bürgerkriege dazwischen kommen, die die Defonomen der vergangenen Jahre wieder verschlingen würden. Daß die Einnahmen in den nächsten Jahren vergrößert werden können, ist unter den obwaltenden unbefriedigenden volkswirtschaftlichen Verhältnissen nicht zu erwarten; der Grundbesitz, welcher drei Viertel sämmtlicher Steuern aufbringt, bedarf im Gegentheil der Entlastung.

Als die Regierung die Erbschaft der Taikune übernahm, bestand eine consolidirte öffentliche Schuld nicht; ich habe aber früher bereits auseinander gesetzt, daß die Fürsten in Folge des Restaurationskrieges durchaus verschuldet und alles Baargeld aus ihren Territorien verschwunden war. Die Regierung übernahm die Verpflichtungen derselben, die sich auf circa 50 Millionen beliefen. Rechnet man 190 Millionen hinzu, welche zur Ablösung der Jahrgehälter der Fürsten und Samurais verwendet wurden, so ergibt sich, daß die Liquidation des Feudalwesens 240 Millionen gekostet hat. Es bleiben somit nach Abzug dieser Summe von der Gesamtschuld 135 Millionen, welche der zehnjährigen Verwaltung der kaiserlichen Regierung zur Last fallen. Vieles allerdings ist hiervon für die vorher geschilderten volkswirtschaftlichen Experimente nutzlos ausgegeben worden, im Allgemeinen aber kann die Höhe dieser Schuld nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß die Regierung mehrere Rebellionen niederzuwerfen hatte, wovon die der Sakumaner, allerdings die bedeutendste von allen, allein 42 Millionen kostete, daß sie neben all' den volkswirtschaftlichen Einrichtungen, wovon die vorzüglicheren an betreffender Stelle aufgezählt wurden, eine ganz nach europäischem Muster organisirte Armee von circa 30,000 Mann mit Arsenalen und Magazinen und eine kleine aber treffliche Flotte mit Dock- und Werften schuf; daß sie eine große Steuerreform durchführte, die in den ersten Jahren mit großen Ausfällen in den Einnahmen verbunden war.

Bedenklich im höchsten Grade ist die Thatfache, daß in Folge des jahre-

langen Ueberwiegens der Einfuhr über die Ausfuhr alles Metallgeld aus dem Lande verschwunden und Papiergeld das einzige Umlaufsmittel ist. Die von der Regierung ausgegebene Summe beträgt 120 Millionen, außerdem aber circuliren noch etwa 40 Millionen Banknoten, wofür Staatspapiere bei der Regierung als Deckung hinterlegt sind. Der Umstand, daß Papiergeld, welches früher Pari und darüber stand, seit einigen Monaten, wahrscheinlich in Folge der inzwischen stattgefundenen Emission von Banknoten und vielleicht auch wegen des Darniederliegens des Exporthandels, auf 13% Disconto gesunken ist, muß jedenfalls als ein Beweis gelten, daß die Emission das Maß der Erträglichkeit bereits überschritten hat.

Das Verhalten zum Auslande.

Schon bei der Schilderung der inneren politischen Verhältnisse hatte sich Gelegenheit gefunden, auf die Stellung der Regierung zum Auslande näher einzugehen. Haß gegen die Fremden, wenn er überhaupt jemals bestanden hat, ist unter dem Volke nicht mehr vorhanden; keine der bestehenden politischen Parteien ist gegen sie gerichtet, Volk und Regierung sind sich vielmehr gleich sehr bewußt, daß ihnen der Verkehr mit dem Auslande bereits zu einem dringenden Bedürfniß geworden ist. Nur ein Moment stört diesen Verkehr und muß ihn auf die Dauer ganz unerträglich machen, nämlich die Exterritorialität der im Lande lebenden Ausländer. — Als vor zwanzig Jahren die ersten Verträge geschlossen wurden, war nur ein beschränkter Verkehr in Aussicht genommen, dem entsprechend die Fremden nur in gewissen Hafenstädten, innerhalb bestimmter Grenzen wohnen und Handel treiben durften. Auf diese Voraussetzungen war auch das Privilegium der Exterritorialität gegründet. Aber die politische und sociale Umgestaltung, deren Impuls die Ankunft der Fremden gegeben hatte, hat die Verhältnisse durchweg geändert. Zuerst nur gezwungen in den Verkehr mit dem Auslande eintretend, haben Regierung und Volk das Verständniß für denselben jetzt gefunden; sie wünschen ihn soviel als möglich zu entwickeln und die enge Sphäre, worin die Verträge von 1858 ihn gebannt, zu erweitern. Der freie ungehinderte Verkehr mit dem Auslande ist die Bedingung ihrer weiteren Entwicklung geworden. Ueberall aber tritt die Exterritorialität ihren Wünschen hindernd entgegen. Sie macht es unmöglich, die Fremden, wie es ihr und der Japaner Interesse fordert, in das Innere einzulassen, ihre Capitalien für Ausbeutung der Bergwerke und des Bodens zu gewinnen, oder ihnen selbst lehtere zur Bearbeitung zu überlassen. Diese die volkswirtschaftliche Entwicklung hemmende Wirkung der Exterritorialität wird von den Japanern besonders bitter empfunden; auf der andern Seite muß die Thatsache, daß Staaten, welche auf derselben oder einer noch niederen Stufe der Entwicklung stehen, wie die central- und südamerikanischen Republiken oder sogar die Negerrepublik Haiti, die volle Justizhoheit besitzen, das nationale Bewußtsein stark verletzen. Allerdings

macht der Zustand der japanischen Justiz das Aufgeben unserer extraterritorialen Rechte für den Augenblick unmöglich, aber bei ihrer Ausübung sollte billiger Weise an Stelle der bisherigen strengen Consequenz eine gewisse Mäßigung treten. Unter keinen Umständen darf das extraterritoriale Privileg zur Folge haben, daß die Regierung außer Stand gesetzt ist, ihren Quarantaine- und Jagd-Vorschriften bei den Fremden Achtung zu verschaffen, oder daß sie geschehen lassen muß, daß fremde Zeitungen in Japan die Zustände und Sitten des Landes, oder die Handlungen hoher und höchster Personen in beleidigender und roher Weise kritisiren. Es würde ganz unbedenklich sein, Japan die Polizeigewalt über die Fremden zurückzugeben; werden auch Ausschreitungen Seitens der niederen Beamten im Anfang unausbleiblich sein, so kann man doch aus dem bisherigen Verhalten der Regierung die Ueberzeugung schöpfen, daß sie im Allgemeinen mit Schonung ihre Rechte ausüben und Alles thun wird, um Conflict zu vermeiden. Auch ließe sich vielleicht ein Modus finden, der gestattete, den Japanern die Jurisdiction in Handelsfachen zu bewilligen; so nämlich, daß Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Ausländern von einem Richtercollegium entschieden würden, in welchem der Präsident ein Japaner, die übrigen Mitglieder der von den Fremden in den offenen Häfen gegründeten Handelskammern wären. Die Usancen, welche sich im Laufe der Jahre in der ausländischen Kaufmannswelt Japans und Chinas gebildet haben, würden in vielen Fällen genügen, den Mangel geschriebener Gesetze auszufüllen, tüchtige Advocaten würden die Richter mit ihrer Rechtskenntniß unterstützen. So wäre ein Keim gepflanzt, aus dem sich mehr entwickeln könnte, und eine Einrichtung geschaffen, die jedenfalls besser wäre, als die Gerichtshöfe der kaufmännischen Consulate.

Die von den Japanern angestrebte Zoll-Autonomie müßte ihnen aus Billigkeitsrücksichten zwar zugestanden werden, im Interesse des Handels aber liegt es, vorläufig noch den Rechtsstandpunkt der Verträge beizubehalten. Denn die augenblicklich maßgebende Volkswirthschaftspolitik würde sie zu Maßregeln bestimmen, die den Ruin alles Handels in kurzer Zeit zur Folge haben würden. Die Regierung hat sich nämlich in den Gedanken hineingelegt, daß sie durch Prohibitiv-Zölle die einheimischen Industrien mit den ausländischen concurrenzfähig machen und so dem Abfluß des Baargeldes ein Ziel setzen könne. Alle diese Industrien aber, worauf sie ihre Hoffnung setzt, sind künstliche und bis jetzt nur durch Staatsubvention im Gang gehalten worden; keine einzige hat eine solche Entwicklung erreicht, daß der Zollschutz ihr Nutzen bringen könnte.

Die religiöse Toleranz.

Für die humane und aufgeklärte Politik der Regierung, sowie für die Civilisation des Volkes liefert den besten Beweis die jetzt allgemein herrschende Duldung der christlichen Religion. Bekanntlich wurde dieselbe von dem Gründer des Taikunats, Iyegassu, 1606 verboten. Ihre Anhänger, deren

Zahl zwei Millionen betragen haben soll, mußten ihren Glauben abschwören; die fremden Priester wurden ausgetrieben, wiederholte Versuche derselben, wieder einzudringen, mit dem Tode bestraft. Hundert fünfzig Jahre hindurch schien jede Spur des Christenthums erloschen, bis plötzlich 1867 die Kunde in die Oeffentlichkeit drang, daß die Regierung in den südlichen Theilen des Landes eine Anzahl Leute habe verhaften lassen, weil sie dem christlichen Glauben anhängen. In der That stellte sich in der Folge heraus, daß in jenen Theilen des Landes mehrere Gemeinden den christlichen Glauben, wenn auch in entarteter Form, aus jener Zeit bewahrt hatten; und es scheint, daß die französischen Missionare zu Nagasaki von ihrer Existenz Kenntniß erlangt und Beziehungen mit ihnen angeknüpft hatten. Die Verfolgung dieser Leute war das Werk der Hofadligen, die, wie ich bei der Schilderung der Vorgänge der Restauration anführte, gerade um jene Zeit beim Taikun großen Einfluß erlangt hatten. Gleich nach des Letzteren Sturz wurden im Juni 1868 auf Betreiben eben dieser durch Fremdenhaß und Fanatismus geleiteten Partei viertausend Christen zur Deportation auf wüste Inseln verurtheilt; es gelang aber den Vorstellungen der fremden Mächte, die Ausführung dieser Maßregel längere Zeit aufzuhalten, bis auf einmal im Januar 1870, als es schon schien, daß die Regierung die Sache auf sich beruhen lassen wolle, über drei Tausend Christen aus ihren Dörfern in der Nähe von Nagasaki weggeführt und in verschiedene fürstliche Territorien zur Strafarbeit vertheilt wurden. Alle Anstrengungen der fremden Vertreter halfen nichts, die Regierung nahm ihre Anordnungen nicht zurück. Aber nach und nach wurden die culturfeindlichen Elemente aus der Regierung verdrängt, und als seit 1871 der Sieg der jungjapanischen Partei entschieden war, da kamen auch in Betreff der Christenfrage humanere Anschauungen zur Geltung. Ohne daß von irgend einer Seite ein Druck wäre ausgeübt worden, nahm die Regierung im Sommer 1872 jenen Verbannungsbefehl zurück und gestattete den Christen die Rückkehr in die Heimath. Seitdem legt die Regierung, obschon das Verbot des Iyegassu formell nicht zurückgenommen ist, der Ausbreitung des Christenthums thatsächlich keine Hindernisse mehr in den Weg. Viele Lehrerstellen in ihren Schulen zu Jedo, Osaka und Kiyoto sowie im Innern waren bisher von protestantischen Missionaren besetzt; die katholischen, protestantischen und russisch-griechischen Geistlichen haben in Jedo und Osaka außerhalb der Grenzen, innerhalb welcher die Fremden wohnen müssen, Kirchen und Bethäuser errichten dürfen; in ihren Schulen und Pensionaten werden viele Hunderte von japanischen Kindern unterrichtet; viele Japaner sind bekehrt oder wohnen ihren Andachtsübungen bei. Die Protestanten zählen etwa 1500 Anhänger in 15 Gemeinden; die russisch-griechische Kirche soll in Hakodate, in den nördlichen Provinzen und in Jedo 5000 Mitglieder haben, und die französischen Missionare geben die Zahl der Anhänger ihres Bekenntnisses auf 12000 an.

Unter dem Volke besteht keinerlei religiöser Fanatismus, nur die An-

hänger der Sinto-Lehre, jene Schwärmer für das Alterthum, zeigten, als sie für einige Zeit zu politischem Einfluß gelangt waren, Neigung dazu; die budhistische Religion endlich ist ihrem Wesen nach duldsam. Aber manche ihrer Secten haben, besonders im Süden viel Einfluß über das Volk, und ihre Priester wissen aus der Opferwilligkeit der Gläubigen jährlich große Summen zu ziehen. Bisher haben die christlichen Missionare sich ent halten ihnen entgegen zu arbeiten, eine Aufgabe dieser Reserve aber würde unzweifelhaft das Ende des religiösen Friedens zur Folge haben. Dies ist auch der eingestandene Grund, weshalb die Regierung Bedenken trägt, das Verbot des Syegassu offen zurückzunehmen.

Indem ich hiermit die Schilderung der staatlichen und socialen Entwicklung schließe, will ich nur noch hinzufügen, daß in den letzten Wochen Anzeichen dafür sprechen, als versuche die Regierung die Führer der Opposition, Soyedjima und Itagaki, zum Wiedereintritt zu bestimmen. Jedenfalls würde das Vertrauen des Volkes zu ihr sehr erstarken und dem Lande die Aussicht auf dauernde Ruhe erwachsen, wenn sie sich entschließen wollte, ihre Exklusivität ganz aufzugeben und tüchtige Männer aus allen Theilen des Landes zur Theilnahme an der Staatsleitung zu berufen.

Tokyo, im November 1878.





Bibliographie.

Karl Giesecke, das projectirte Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt — soll es ein genrehafteß Sitzbild des Hamburger Dramaturgen oder ein monumentales Standbild des deutschen Geistesheiden sein? Eine kunstkritische Zeitstudie über Professor Schaper's Denkmals-Entwurf. 8. 123 S. Hamburg, 1879, Hoffmann und Campe M. 2. —

Der nicht sehr geschmackvolle Titel der vorliegenden Schrift kennzeichnet zur Genüge ihre Tendenz: sie richtet sich gegen die beabsichtigte Ausführung von Schaper's preisgekröntem Modell zu einem Lessing-Denkmal, das Lessing sitzend darstellt, aber sicherlich zu den eindrucksvollen Schöpfungen der neuesten Denkmals-Plastik gehört. Dem Verfasser, ein Nachfolger Melchior Goeze's im Hauptpastorate der Hamburger St. Catharinenkirche, ist die Frage „in ihrem eigentlichen Kerne keine Kunst- sondern eine Geschichts- und Herzensfrage.“ Es gewinnt jedoch hin und wieder den Anschein, als lägen dieser, zu so energischem Ausdruck gelangten und mit so unverhältnißmäßig großem Apparat arbeitenden Gegnerschaft auch andere Motive zu Grunde, welche die Herzensfrage im Sinne einer Personenfrage umgestalten.

Max Perthy, Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers. 8. VIII und 486 S. mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, 1879, C. F. Winter.

Der bekannte Anthropolog und Verfasser des weitverbreiteten Buches „die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, einer Art Apologie des Spiritismus“, verfolgt durch dieses Buch keine andere Tendenz, als die, ein möglichst treues Bild von sich zu entwerfen, wie auch manche

Maler also gethan haben. Er weiß wohl, daß der vortreffliche Physiolog Johannes Müller dem Professor Jensen geantwortet hat, als dieser sich für sein Werk Müllers Biographie ausbat: „vom Leben eines Gelehrten sei außer seinen Schriften nichts zu bemerken, als sein Geburts- und Sterbeshahr — aber er glaubt doch, daß es außer der gelehrten Arbeit auch noch andere Seiten hat, die der Betrachtung und Darstellung werth sind und daß aus jenen allein ein menschliches Individuum nicht erkannt werden könne, weshalb Müller's Fassung etwas zu eng und abstract erscheint.“ Nun, treu mag das Bild sein, welches der vielfach verdiente Gelehrte von sich entworfen hat, aber gut gemalt ist es nicht. Als schriftstellerische Leistung sind diese „Erinnerungen“ durchaus unzulänglich: eine einfache Aneinanderreihung in chronologischer Folge aller möglichen Erlebnisse, die für den Verfasser und ihm Nahestehende werthvoll und vielleicht auch interessant sein mögen, aber kaum geeignet sind, das Interesse weiterer Kreise zu erregen. Der zukünftige Geschichtsschreiber der deutschen Cultur unserer Zeit wird vielleicht aus den tagebuchartigen Aufzeichnungen des Verfassers das Eine oder Andere mit Vortheil benützen und der unbefangene Leser wird an einzelnen geistreichen Beobachtungen des Verfassers seine Freude haben können, besonders sofern Perthy's Verkehr mit zeitgenössischen Gelehrten in Betracht kommt, aber eine Bereicherung der Memoirliteratur bedeuten sie nicht. Das Buch bietet z. B. auf sieben Bogen eine mit kurzen biographischen Notizen und Charakteristiken begleitete Aufzählung berühmter oder verdienter Personen des 19. Jahrhunderts und der in dasselbe fallenden „Vorgänge in der Natur,“ als, wie es uns scheinen will, an

dieser Stelle oder doch in der von Perty beliebten Form ganz Ueberflüssiges, wenn der Verfasser auch in der Vorrede den Nachweis der Nothwendigkeit dieser Excurse versucht. Die Mittheilungen Perty's über „das innere Leben“ bilden den einzig interessanten Theil des Buches und dieses Theiles wegen ist es nicht ganz zu bedauern, daß der 75jährige Verfasser die Veröffentlichung des Buches nicht unterlassen oder vielleicht gewandteren Händen überlassen habe.

Helene von Macowika, geb. von Dönniges, meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. 6. Auflage Kl. 8. 188 E. Breslau, 1879, E. Schottlaender M. 3. geb. M. 4. —

Alle Welt weiß, welche verhängnißvolle Rolle Helene von Dönniges im Leben des geistvollen Ferdinand Lassalle gespielt hat. Bis jetzt hatten über das tragische Schlußkapitel im Dasein Ferdinand Lassalles nur dessen Freunde und naturgemäß einseitig berichtet. Aus dem Becker'schen Buche hatte man nur diese eine Seite kennen gelernt, von der andern, die durch die Verhältnisse in einen Gegensatz zu Lassalle gebracht worden war, hatte keinerlei Veröffentlichung stattgefunden. Jetzt hat Frau von Macowika, die Hauptbetheiligte, das Wort ergriffen. Diese Schrift wirkt nicht wie eine tendenziöse Verteidigung und eine advocatorisch spitzfindige Rechtfertigung des nicht zu Recht fertigenden. Sie wirkt vielmehr wie eine einfache wahrhafte Darstellung des Sachverhalts. Alle, die Ferdinand Lassalle persönlich gekannt haben, und es leben derer ja noch genug, müssen zugeben, daß die Worte, die die Verfasserin ihm in den Mund legt, die Handlungen, die sie von ihm mittheilt, durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen machen. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes ist wohl niemals echter geschildert worden, als von dieser klugen, scharf beobachtenden Frau, die ihn unter den eigenthümlichsten Situationen allerdings am besten kennen zu lernen und am besten zu studiren Gelegenheit gehabt hat. Diejenigen, welche in den Aufzeichnungen der Frau von Macowika eine sogenannte „pitante Lectüre“ und recht viel Scandal zu finden hoffen, werden bitter enttäuscht werden. Das Buch ist durch und durch decent, mit seinem Takt, geistvoll und mit überraschender Correctheit geschrieben, dabei in der Anlage und Composition so geschickt und fertig,

daß man nirgends die literarische Anfängerin erkennt. Man würde demnach dem Buche großes Unrecht zufügen, wenn man es zur sogenannten Scandal-litteratur zählen wollte. Es ist ein literarisch und psychologisch werthvoller Beitrag zur Charakteristik eines der interessantesten Männer unserer Zeit.

Robert Pröhl, Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters in Dresden in actenmäßiger Darstellung. Lexikon-Format. XVI und 230 E. Erfurt, 1879, Fr. Bartholomäus.

„Die nachstehenden Mittheilungen sind theils als Ergänzungen meiner „Geschichte des Hoftheaters in Dresden“ anzusehen, für die sich in dieser der entsprechende Raum nicht darbot, theils mögen sie zur Begründung verschiedener darin ausgesprochener Urtheile dienen.“ Beide Zwecke erfüllt das Buch in vollem Maße, es ist aber auch abgesehen von diesem Zusammenhange mit dem älteren, umfangreicheren Werke ein ebenso interessanter wie werthvoller Beitrag, nicht nur zur Geschichte des Dresdener Theaters, sondern mehr noch zur Psychologie des Schauspielers. In diesem Sinne sind ganz besonders die mitgetheilten Correspondenzen zwischen den verschiedenen Devrients (Wilhelmine Schröder-Devrient, Emil, Eduard und Karl) und den betreffenden Intendanten des Hoftheaters von unschätzbare Bedeutung: sie sind ebenso lehrreich, wie ergötzlich und — abstoßend. Nicht minder interessant ist die auf wirklich abgedruckte Documente sich stützende Darstellung des Verhältnisses von Richard Wagner zum Hoftheater. Der Abschnitt „Aus der Verwaltung des Generaldirectors Wolf Adolph von Lüttichau. 1824—1862“, ergänzt das Bild einer Persönlichkeit, welche in der Geschichte des „schauspielerischen Virtuosenenthums“ als schwankendes Charakterbild erscheint. Zu bedauern ist, daß dem Buche kein Register beigegeben ist; für das ungewöhnliche Format scheint eine innere Nothwendigkeit nicht vorgelegen zu haben. — Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Leistung.

Eugénie Samoj, italienische und französische Satiriker. (Boccaccio. Parini. Giuseppe Giusti. Paolo Ferrari. — Molière. — Jean de Meung. Bignon. Rabelais. — André Chénier. Henry Murger.) 8. 144 E. Berlin 1878, B. Behr's Buchhandlung.

In gewählter Form und auf eingehendster Kenntniß der italienischen und

französischen Literatur beruhende Studien über die auf dem Titel genannten literarischen Charaktere.

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Voepel. 8. II u. 214 S. Berlin 1879, W. Herrp. M. 6.

Der besondere Werth dieser Sammlung besteht in der ersten Veröffentlichung eines Briefes von Bettina an Goethe und von 14 Briefen desselben an Bettina. Doch der Vergleich der letzteren mit den von Bettina in dem „Briefwechsel mit einem Kinde“ abgedruckten läßt die angeblich von Bettina begangenen Fälschungen der Goethe'schen Briefe in einem wesentlich anderen, milderen Lichte erscheinen. Bettina hatte freilich nicht den Wortlaut dieser Briefe, aber in der Hauptsache doch den Geist derselben wiedergegeben, so daß durch die Feststellung dieser Thatsache dem „Briefwechsel mit einem Kinde“ eine viel größere literarische Bedeutung beizumessen, als bisher im Allgemeinen angenommen worden ist. Auch von dem Vorwurfe, Bettina habe Goethe'sche Sonette als eigene Dichtungen ausgegeben, reinigt der vorliegende Briefwechsel die merkwürdige Frau, indem er beweist, daß Goethe hier (wie auch in anderen erwiesenen Fällen) einzelne ihrer Briefe „in Gedichte überseht“ habe. Zum ersten Male erscheint hier auch Goethe's Dichtung „des Künstlers Vergötterung“ und seine „Uebersetzung des hohen Liedes.“ Die Arbeit des Herausgebers: die Herstellung der Chronologie der Briefe, deren Erläuterung in ihren Beziehungen auf Personen und Dinge, die Charakteristik von Sophie La Roche und die Erörterung der Beziehungen Bettina's zu Goethe, ist mustergiltig wie Alles, was der hochverdiente Herausgeber auf dem Gebiete der Goetheforschung geleistet hat. Die Ausstattung ist nobel.

Portraitkatalog. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und

des Theaters, welche von C. H. Schröder's Kunsthandlung in Berlin zum Verkauf gebracht werden. (Portraitkatalog 5. Heft.) Ausgegeben am 1. Mai 1879. 8. 62 S. M. — 50.

Conrad Kraus, das Eckhaus an der Albanskirche. Eine historische Erzählung aus den letzten Tagen von Kur-Mainz. 8. III u. 242 S. mit 30 Original-Illustrationen von Wilh. Chaus, in Holz geschnitten von Emil Singer. Mainz, 1879, Fr. Kirchheim.

Die Zeit Friedrich Karls, des letzten Kurfürsten von Mainz, bietet dieser spannenden und an psychologischen Detail reichen Erzählung den historischen Untergrund. Das lebhafteste culturgegeschichtliche Localcolorit verleiht dem Buche einen eigenthümlichen Reiz, stark genug, um dem Leser über gewisse Seiten hinwegzuhelfen, deren dichterische Wirkung durch den kirchlichen Standpunkt des Verfassers unnöthigerweise beeinträchtigt wird. Daß „das Eckhaus an der Albanskirche“ durch die glückliche Sicherheit, mit der der Verfasser nicht nur den Localton getroffen hat, von den Aufseerungen eines localen Patriotismus begleitet ist, erscheint selbstverständlich und vervollständigt noch mehr die Aehnlichkeit zwischen den dichterischen Erscheinungen des Verfassers und Franz Trautmanns, des Bayern. Diese Hervorhebung soll dem vorliegenden Buche ein ernstgemeintes Lob bedeuten.

Fr. Arehffig, Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 5. Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. 8. XII u. 410 S. Berlin 1879, Nicolai. M. 6.

Johs. Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2. Band. (Drittes Buch): Straßburg. — Reg. — Paris. Viertes Buch: Orleans. — Belfort. — Versailles. 8. 444 S. Leipzig 1879, D. Wigand.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 9. — Juni 1879. — Heft 27.

Einladung zum Abonnement.

Mit dem nächsten Juli-Heft beginnt der zehnte Band (Juli, August, September) von

„Nord und Süd“

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben von

13

Paul Lindau.

Preis eines Bandes (5 Hefte mit je einer Kunstbeilage) 5 Mark.

Bestellungen

werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungserpeditionen jederzeit entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Die verehrlichen Abonnenten, welche „Nord und Süd“ durch die Post beziehen, werden ersucht, ihr Abonnement für das III. Quartal (Juli/September) 1879 gefälligst umgehend zu erneuern, damit in der Zusendung der Hefte keine Unterbrechung eintritt.

MAGAZIN für die LITERATUR des AUSLANDES

Begründet von Joseph Lehmann

48ter Jahrgang 1879.

Wöchentlich 2 Bogen in gr. 4^o. Preis vierteljährlich Mark 4. Das *Magazin* wird auch ferner seinem Programm getreu sich *hauptsächlich den literarischen Bewegungen des Auslandes* widmen und sich mit der deutschen Literatur *nur* in ihren Beziehungen zum Auslande beschäftigen. Neben der *französischen* und *englischen* Literatur wird nun auch den *andern europäischen und ausser-europäischen Literaturen* der gebührende Raum im „Magazin“ eingeräumt werden, so dass es als ein *Spiegelbild der literarischen Entwicklung aller gebildeten Nationen* gelten darf. Zusendungen an die Redaction werden durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erbeten. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Abonnements an. *Probe-Nummern versendet auf Verlangen* die Verlagsbuchhandlung

Wilhelm Friedrich,
Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

BAD HOMBURG

[84-86] eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'scher Methode**, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder**.

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reichausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtvaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle.


Von

Helene von Racowitza,

geb. v. Dönniges.

Sechste Auflage.

Elegant broschirt M 3.—; fein gebunden M 4.—

 Von diesem so hochinteressanten Buche wurden in wenigen Tagen viele Tausend Exemplare verkauft, und spricht diese Thatfache für die Bedeutung des Wertes wohl mehr als jede weitere Anpreisung.

Secunden-Bilder.

Ungereimte Chronik

von

Ernst Dohm.

80. Elegant broschirt Preis M 3.—; fein gebunden M 4.—

„Secundenbilder“ nennt Ernst Dohm, der weltberühmte Kladderadatsch-Gelehrte, die in den wohlgefülltesten Berjen gedichtete „Ungereimte Chronik“ der Jahre 1877/78. Mit Secundenschnelle und doch mit photographischer Treue ziehen die Ereignisse unserer neuesten Tagesvergangenheit an uns vorüber — und dieses bunte Bild steht in dem Rahmen jener geist-sprühenden, stets witzig-treffenden, echt humoristischen Darstellungsweise Dohms, die zur Genüge in aller Welt bekannt ist und bei diesem schon an und für sich so eigenartigen Werte ohne Zweifel dazu beitragen wird, den Namen Dohms in noch weitere Kreise zu tragen — seiner humoristischen Muse noch zahlreichere Verehrer zuzuführen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die amerikanische Papierwäsche-Fabrik

von

MEY & EDLICH, LEIPZIG

fertigt die so vorzüglichen, eleganten, soliden und billigen

Kragen, Manschetten und Vorhemdchen

mit leinen-appretirtem

Stoffüberzug

für

Damen, Herren und Kinder.



Diese mit wirklichem Stoff-Überzug hergestellten Kragen und Manschetten (also keine blossen Papierkragen) kosten kaum den Preis des Waschens der wirklichen Leinenwäsche, passen besser und bequemer als alle Leinenkragen und Manschetten; zeichnen sich durch ihr vollendetes Appret aus, welches Staub und Schweiß schwer annimmt, und bieten die denkbar grösste Bequemlichkeit, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft. Man trägt also immer neue, tadellos sitzende Kragen und Manschetten. Grösste Auswahl der Façons.

Die Fabrik hat für Privatleute ein Special-Versandgeschäft eröffnet, welches an Jedermann von einem Dutzend an gegen vorherige Einsendung der Cassa oder gegen Nachnahme versendet. Es wird nach allen europäischen Ländern expedirt.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig franco und gratis versandt wird.

Br.-marken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Briefe sind zu richten an MEY & EDLICH, 9 Neumarkt Leipzig

Neuer Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, R., Seiten, Völler und Menschen. Band I. Frankreich und die Franzosen. 3. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. 80. M. 6.00.

Manmann, Prof. Dr. E., Deutsche Liedichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart. 4. Aufl. 80. Geh. M. 5.00, gebd. M. 6.00.

— — — — — Pracht-Ausgabe. Mit 6 Photogr. Gr. 80. Geh. M. 12.00, gebd. M. 15.00

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Ankauf von Bibliotheken, sowie einzelnen Werken von Werth. Prompte Erledigung. Lager von ca. 250,000 Bänden; hervorragend in literarischen Curiositäten und Seltenheiten. Jährlich eine größere Reihe Sachkataloge, die auf Wunsch gratis und franco zu Diensten stehen. [53-56]

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen
L. M. Glogau Sohn. Hamburg.

Praktisch für Jedermann.

G. Linck's
patentirter

Serviettenhalter,
äußerst praktisch für Damen und Herren, sind versilbert à 1 Mk zu beziehen von
G. Linck, Graveur in Stuttgart.



Gegen Nachnahme.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand
seit Anfang März.

Quellen und deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R.
Mühlbrunn . . 44²⁰ R.
Schlossbrunn . 44²⁰ R.
Theresienbrunn 48²⁰ R.
Neubrunn . . . 49²⁰ R.
Marktbrunn . . 39²⁰ R.
Russ. Krouquelle 28²⁰ R.
Felsenquelle . . 17²⁰ R.
Kaiser Karls-Qu. 31²⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

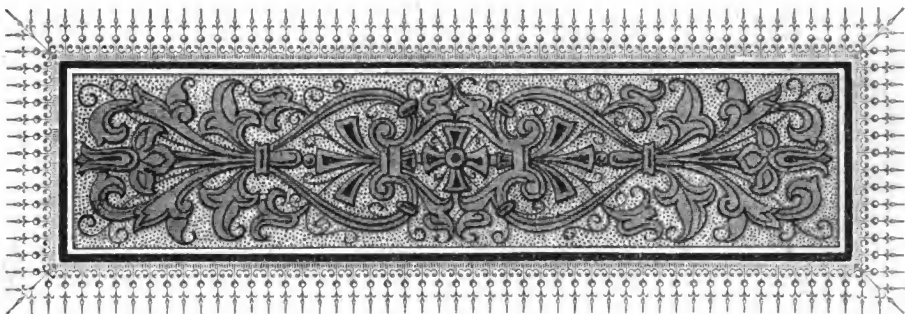
Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.



Ansprache des Verfassers.

Bei allen Völkern, welche eine Literatur besitzen, ist dieselbe ein Spiegel der geschichtlichen Entwicklung. — Wir finden in ihr sowol das Abbild jener Perioden, in denen große Gedanken und ein thatkräftiger Geist das Leben der Nation besetzten, wie auch derjenigen, in welchen es auf Jahrzehnte erstarrt erschien, bis die gesunde Volkskraft die Krankheitsstoffe wieder ausschied.

Erzählt uns die politische Geschichte, wie die Ahnen gekämpft und sich ihre heutige Stellung errungen haben, so die Literaturgeschichte, wie sie gefühlt und gedacht. Wir belauschen in den Werken unseres Schriftthums das häusliche und öffentliche Leben verwehter Jahrhunderte, Scherz und Ernst, Tage des Jubels, Tage der Noth und Verzweiflung, Fortschritt und Stillstand. Aber wir sehen in ihnen nicht nur den geschichtlichen Werdegang der Nation, sondern auch die ursprüngliche Fülle von Geist und Gemüth, die in unserem Volke gelebt, und jenen tiefgründenden Idealismus, der es zu allen Zeiten beherrschte, wo es in Thaten und Gedanken Großes vollbracht.

Alles, was wir unter dem gemeinsamen Namen Literatur zusammenfassen, vornehmlich die Werke unserer Dichter, ist eine Schatzkammer, voll von schönen, großen Gedanken, edlen und erhebenden Empfindungen, voll von den Schöpfungen poetischer Einbildungskraft, welches Alles wir in unserem Geiste wieder zu neuem Leben wecken sollen.

In ihnen besicht das edelste Vermächtniß unserer Vorfahren, uns nicht gegeben, damit es vermodere, sondern daß wir damit weiter arbeiten, daraus Nutzen ziehen, uns daran erfreuen und erheben, es unseren Kindern bereichert und vermehrt hinterlassen.

Diese Auffassung von dem Zweck der Literaturkenntniß hat den Verfasser bei Niederschrift des vorliegenden Buches begleitet. Es ist kein gelehrtes Werk, sondern will ein Führer sein, der gemeinverständlich für Haus und Schule das bis jetzt als sicher Begründete vorträgt.

Der künstlerische Schmuck entspricht der literarischen Gestaltung. Ein echter Künstler hat schon vor Jahren mit Ausschmückung des dem Werke zu Grunde liegenden Planes begonnen und weiter herangezogene Kräfte ersten Ranges haben an der Vollendung des Ganzen mitgewirkt.

Der Verfasser.

Die Unterzeichnete hat diesem zur Ergänzung das Nachstehende hinzuzufügen:

Es dürften wenige literarische Unternehmungen aufzuweisen sein, denen größere Wandlungen bis zu ihrem Hervortreten vorbehalten waren. Das vorliegende Werk lag schon vor zehn Jahren in einem umfassenden Plane vor, entworfen vom Chef der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung. Die nach einander für das Werk gewonnenen Schriftsteller und Schulmänner sahen sich jedoch zuerst durch dauernde Krankheit und weiterhin durch berufliche Abhaltung und Pflichten außer Stand, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen. Länger sich hinziehende Unterhandlungen mit Autoren, deren hervorragende Stellung als Literaturhistoriker und Kritiker dem Buche zum Vorneherein einen weitgehenden Erfolg gewährleistet haben würde, hat das Hervortreten des Werkes noch mehr verzögert. Diese und andere immer nur zu neuem Aufschub zwingenden Zwischenfälle hatten jedoch das eine Gute, daß es dem Illustrator des Werkes, Herrn Ludwig Burger, vorkam, seine geistvollen Zeichnungen ohne jegliche Ueberhastung während fünf Jahren (Juni 1873 bis Ostern 1878) auszuführen und in Holzschnitt ausgeführt zu sehen; fernerhin konnte die ursprüngliche Anlage des Werkes durch den gegenwärtigen Verfasser wesentliche Veränderungen zu Gunsten des Ganzen erfahren und auch der Illustrationsplan hat sich erweitern lassen. — Uebrigens haben sich dem ersten grundlegenden Künstler hinzugesellt Herr E. v. Lüttich, der geistvolle Urheber des Prachtwerkes „Deutschlands Minnesänger in Bild und Wort“, sodann die Herren B. Mörlins und H. Vogel, von welchen die Mehrzahl der Original-Zeichnungen zur illustrierten Weltgeschichte in demselben Verlage herrührt.

Illustrationen-Probe.



Anfangsvignette des Abschnitts: Das historische Volkslied.
Bezeichnung von Ludwig Burger.



(Verlag von Otto Spamer in Leipzig.)

Subskriptions-Schein

auf

Otto von Reizner's Illustrierte Literaturgeschichte.

Pracht-Ausgabe.

In 25—30 Lieferungen (von 4—5 Bogen) à 50 Pf. = 30 Kr. Oe. W.

= Auch in etwa fünf Dreimarktlieferungen beziehbar. =

Unterzeichneter bestellt:

Exemplare des Werkes und wünscht*):

- a) Zusendung jeder Lieferung nach Erscheinen;
- b) allmonatlich Lieferungen auf einmal;
- c) das Werk complet auf einmal, geheftet;
- d) dasselbe gebunden.

Betrag anbei — ist durch Postvorschuss zu erheben.

*) Nichtgewünschtes gefälligst zu durchstreichen.

Name, Wohnort und Stand:

BIOGRAPHISCHE BLÄTTER
aus deutscher Geschichte

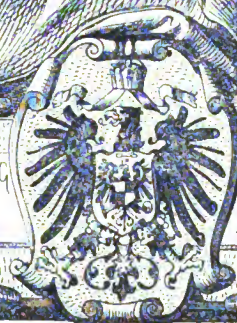
Herausgegeben von
C. V. GLASENAPP

Fünfzig Jahre.

von

Otto von Seemen

VERLAGSBUCHHANDLUNG
MISITARIA



BERLIN - W.
BEUMENHAESTR. 10.

LEBÜRGER

WORMS

Für die Weiterverbreitung dieses Traktates in zahlreicheren Auflagen

Biographische Blätter aus deutscher Geschichte.

Die Bedeutung der **Geschichte** für die sittliche Erziehung des Menschen, für Erweckung der Vaterlandsliebe, für den Aufschwung zum Idealen ist allseitig zugestanden.

Dennoch beruht nicht in der Aneinanderreihung und Beschreibung der einzelnen Ereignisse, in der wenn auch noch so warmen und geschickten Darstellung der Begebenheiten des Krieges und Friedens der eigentliche Reiz und Werth der Geschichte für größere Kreise, sondern vielmehr in den Lebensbildern der großen Männer, — in der **Biographie**. Diese Lebensbilder, die **großen Beispiele**, — nicht die theoretischen Lehren der Geschichte — sind pädagogisch, sie prägen sich ein und eifern zur Nachahmung an, sie zeigen uns die Männer, welche im Denken und Handeln Hervorragendes geleistet, die Fürsten, Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler, welche für die Größe des Vaterlandes gearbeitet und ihre Nation auf einen höheren sittlichen Standpunkt gehoben, — diese praktischen, lebhaften, großen Beispiele bilden das Herz, sie veredeln den Charakter, sie spornen an zu eifriger Arbeit, zu treuer Pflichterfüllung, sie wecken Vaterlandsliebe und Königstreue.

Durch die Zeichnung solcher Lebensbilder wird auch der Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse klarer und in schärferen Umrissen hervortreten, denn die Persönlichkeiten auf allen Gebieten machen und bestimmen die Geschichte.

Wer wollte es leugnen, daß in unserer Zeit der Verstandesthätigkeit und der Blüthe der Intelligenz, aber leider auch des herbsten Realismus, in einer Zeit, in der Herz, Gemüth, selbstlose Pflichterfüllung und idealer Aufschwung durch Parteinteressen, Egoismus und Gewinnucht hart bedrängt werden, daß es gerade jetzt uns wohl ansteht, für die Pflege der ersteren Faktoren zu thun, was jeder vermag. Diesen Gesichtspunkten verbannten die

„Biographischen Blätter aus deutscher Geschichte“

ihre Entstehung.

Diese Blätter wollen für eigene Arbeit, Pflichttreue, nationalen Sinn, Religiosität, Liebe zum Vaterlande und Herrscherhause durch Beispiele wirken und kämpfen.

Diese Blätter verfolgen das Ziel, durch ihre Bearbeiter, ihre Ausstattung und ihren billigen Preis in jedem guten deutschen Hause Eingang zu finden und sich in ihrer Gesamtheit zu einer werthvollen **National-Bibliothek** zu gestalten.

Wie unsere billigen Klassiker-Ausgaben in den großen Kreisen des Volkes die Bildung erweiterten, die Empfänglichkeit und das Verständniß für hohe Gedanken, Geschmack an edlen Formen erweckten und fördern halfen, so wollen auch diese Blätter in alle Kreise des Volkes eindringen und ihr bescheidenes Theil an der nationalen Arbeit beitragen. —

Uns hierin zu unterstützen, fordern wir Jedem auf, der für sich und seine Familie mit den dargelegten Motiven zur Herausgabe der „**Biographischen Blätter aus deutscher Geschichte**“ übereinstimmt.

Die Biographie ist ja keine Wissenschaft von heute; es giebt vielmehr sehr viele biographische Arbeiten. Aber alle sind nicht in das Volk derart gedrungen, wie z. B., unsere Klassiker, obgleich sie vollwerthig hierzu denselben Anspruch haben. Der Grund hierfür ist ein doppelter. Einmal war die Biographie bisher meist ein Monopol der Wissenschaft, des Gelehrtenthums; sie trat in dem Gewande der Materialiensammlung, des Archiv-Studiums, der Documente und Actenstücke auf und entzog sich hierdurch, wie durch ihren Umfang und dementsprechenden höheren Preis von Hause aus dem Eingange in größere, nicht wissenschaftliche Kreise. Andererseits scheiterte wohl mehrfach der von Einzelnen gemachte Versuch, eine Reihe von Biographien volksthümlich zu behandeln daran, daß es eben dem Einzelnen nicht möglich ist, sich in die verschiedenen Charaktere, ihre Arbeit und ihr Wirken derartig zu vertiefen, um das Beste für alle und jede Biographie zu leisten.

Die „**Biographischen Blätter**“ suchen diese beiden Mißstände zu vermitteln. Sie werden von Männern geschrieben, welche das Material vollkommen beherrschen, aber welche bestrebt sind, ihre Wissenschaft dem großen Ganzen, der Nation, dienlich zu machen und sie deshalb des gelehrten Apparates, der trotzdem eine Vorbedingung ist, entkleiden und sie in den Rahmen einer nationalen, allgemein verständlichen und anziehenden Darstellung bringen.

Die „**Biographischen Blätter**“ können ihrem Endzweck nach nicht von wenigen Personen bearbeitet werden. Ihre ganze Anlage gipfelt vielmehr darin,

daß der sach- und fachkundige Geschichtsforscher, der Biograph von Fach, seine Wissenschaft nicht nur besonderen Kreisen, sondern dem ganzen Volke nutzbar macht, daß er die geschriebenen Bände, auf wenige Bogen zusammengedrängt, in volksthümlicher Darstellung, schlicht und recht in Wort und Sinn, unparteiisch und wahr, fern von jeder Uebertreibung und Lobhudelei, — der ganzen Nation darbietet.

Wenn dies geschieht, — wir haben manchen glänzenden Namen in dieser Beziehung bereits gewonnen und glauben, daß Viele unserer berühmten Biographen hier mitarbeiten werden, denn die Wissenschaft nimmt zu an Ehren durch die Erweiterung des Kreises, in welchem sie wirksam wird, — dann hoffen wir, das uns vorschwebende Ziel zu erreichen. —

Neben dem obigen Programm der „**Biographischen Blätter**“ ergibt sich aus der nachfolgenden Uebersicht der vorläufig in Aussicht genommenen Biographien die Anlage des Unternehmens. — Es zeigt diese vorläufige Uebersicht, daß die „**Biographischen Blätter**“ Werth darauf legen, neben der, einen gewissen Zeitabschnitt bestimmenden oder kennzeichnenden Persönlichkeit, auch diesen Zeitabschnitt selbst und seine charakteristischen, für die

Ueberall, wo ein Zweifel entsteht, ob der Person oder den Verhältnissen mehr Rechnung zu tragen ist, wird die Person in den Vordergrund treten, es wird gezeigt werden, daß und in welcher Weise die Persönlichkeiten einen dominirenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse hatten.

Von lebenden Personen wird nur Kaiser Wilhelm aufgenommen werden, und zwar:
1. In seiner Ehe (Festschrift), 2. In seiner Politik (Fürst Bismarck) I. und II., 3. Als Feldherr (Graf Moltke), 4. Als Soldat und Reorganisator (Graf Roon), wodurch gleichzeitig die biographische Darstellung seiner drei Paladine und ihrer persönlichen Verdienste und Leistungen in dem Rahmen des welthistorischen Wirkens des Kaisers zur Geltung gelangt. Diese 5 Hefte bilden eine vollständig in sich abgeschlossene Geschichte der Regierung Sr. Majestät des Kaisers und werden bis zur Mitte des Jahres 1880 vollendet sein.

Die Ausstattung der „Biographischen Blätter“ wird typographisch eine würdige sein. Der Preis wird die Anschaffung überall gestatten. —

G. von Glasenapp.

Biographische Blätter aus deutscher Geschichte.

Vorläufiges Programm der ersten 6 Bände.

(Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen.)

Band 1.

Fünfzig Jahre. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879. Von Otto von Seemen.

Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Politik. 1858 bis 1878. I. Von Hugo Jacobi.

Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Heeresgeschichte. 1. Der Generalstab. Von A. Frhr. von Firds.

Kaiser Friedrich II. und die Kirchenfrage des Mittelalters. Von Dr. Otto Steincke.

Der Große Kurfürst. Von Raehler, Oberstlieutenant und Regiments-Commandeur.

Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Politik. 1858 bis 1878. II. Von Hugo Jacobi.

Band 2.

Karl der Große. Von Dr. Ernst Friedlaender, Geheimer Staats-Archivar.

Herzflinger. Von Ernst Graf zur Lippe.

Friedrich der Große als Feldherr und Soldat. Von von Taysen, Major im Großen Generalstabe.

Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Heeresgeschichte. 2. Die Armee. Von G. von Glasenapp.

Stein. Von Dr. Paul Baillet.

Ludwig I., König von Bayern. Von Dr. Karl Theodor Heigel, Secretär des Staatsarchivs.

Band 3.

Friedrich der Große und seine äußere Politik. Von Dr. Reinhold Koser.

Deutsche Philosophen. I. Kant. Von Dr. H. Klee.

Seydlitz. Von Raehler, Oberstlieutenant und Regiments-Commandeur.

Scharnhorst. Von G. von Marées, Major im Großen Generalstabe.

Eugen von Württemberg. Von Prof. Wilhelm Müller.

Band 4.

Deutsche Gelehrte. I.

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich der Große und seine innere Politik.

Bieten.

Bläher.

Wragel.

Band 5.

Göh von Berlichtugen.

Friedrich der Große und seine Werke.

Deutsche Maler. (Dürer, Cranach, Holbein, Kaulbach etc.)

Gardenberg.

Friedrich Wilhelm IV.

König Johann von Sachsen.

Band 6.

Hans Sachs.

Deutsche Künstler. (Cornelius, Schadow, Rauch, Schinkel etc.)

Walther von der Vogelweide.

Grundberg.

König Friedrich I.

Hork.

Welchen besseren Zeitpunkt und welche bessere Biographie hätten wir für das ins Leben treten der „Biographischen Blätter“ wählen können, als die goldene Hochzeit unseres Kaiserpaars, ein Fest, das noch nie ein Deutsches Kaiserpaar gefeiert, ein Ereigniß, welches jeden lebenden Deutschen auffordert, den Blick rückwärts zu richten auf **„Fünfzig Jahre deutscher Geschichte“**, auf fünfzig Jahre nationaler Thätigkeit und Wirkens, auf fünfzig Jahre pflichttreuer Arbeit eines Ehepaars, das durch Geburt und eigenes Schaffen berufen und berechtigt ist, den ersten Platz einzunehmen, soweit deutsche Geschichte reicht, soweit deutsche Zunge klingt. —

Wie sich die **Ehe des Kaisers und der Kaiserin**, die am 11. Juni 1879 auf ein fünfzigjähriges einmüthiges Wirken, auf stets gemeinsame nationale Bestrebungen zurückblicken, welche sich gegenseitig stets ergänzt und gestützt haben, — wie sich die Ehe dieses Kaiserpaars, in der sich fünfzig Jahre preußischer und deutscher Geschichte wiederspiegeln, gestaltete, — dies zu schildern nach ihren bescheidenen Kräften war die **erste Aufgabe** und ist der **Ausgangspunkt** der „Biographischen Blätter“.

Scft I.

Fünzig Jahre.

Seine Majestät der Kaiser Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin Augusta
in Ihrer fünfzigjährigen Ehe.

Eine Festschrift zum 11. Juni 1879

von

Otto von Seemen.

Mit den photographischen Portraits Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm und Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta in eleganten Holzschnittrahmen. Die Portraits sind die besten, welche je von Ihren Majestäten edirt wurden.

Preis des einzelnen Heftes: 2 Mark.

Der Herr Verfasser hat in dieser Darstellung in gedrängter und übersichtlicher Weise die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben unseres Kaiserpaars vorgeführt; er zeigt die gemeinsamen Beziehungen in sich und zu den hervorragendsten Zeitereignissen. Seine Arbeit stützt sich auf das Studium der besten, bisher vorhandenen Schriften und die Benützung einer großen Zahl bisher der Öffentlichkeit noch nicht übergebenen Original-Quellen, und dürfte dieselbe in solcher Weise als eine dem deutschen Volke zum 11. Juni 1879 gebotene Festschrift, wie auch als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte unseres Vaterlandes und als ein würdiger Ausgangspunkt der „Biographischen Blätter“ zu betrachten sein.

Volks- und Armeeg-Ausgabe.

Die besondere Bedeutung des 1. Heftes der „Biographischen Blätter“ (Fünzig Jahre) veranlaßt uns, gleichzeitig von demselben eine Volks- und Armeeg-Ausgabe zu veranstalten, welche besonders für Schulen, für Vereine u. s. w. geeignet ist. Der Text ist derselbe der großen Ausgabe, nur sind die Photographien durch gute Holzschnitte ersetzt.

Preis des Heftes: 1 Mark.

Prospect der Verlags-handlung.

Die „**Biographischen Blätter**“ erscheinen in Heften von 5—6 Bogen, in eleganter Ausstattung. Jedem Heft ist ein sehr gutes photographisches Portrait beigelegt.

Je 6 Hefte bilden einen Band, und beträgt der **Preis des Heftes**, im Abonnement auf einen Band, nur 1 M. 50 Pf. Jedes Heft bildet ein in sich völlig abgeschlossenes Ganzes und sind auch die einzelnen Hefte, soweit der Vorrath reicht, käuflich. Der Preis des einzelnen Heftes (ohne Abonnement) beträgt 2 M.

Das Abonnement verpflichtet immer nur auf einen Band (6 Hefte).

Alle 6—8 Wochen ist das Erscheinen eines Heftes in Aussicht genommen, so daß ungefähr alle Jahre ein Band zur Ausgabe gelangt.

Wir bitten hiernach bei Bestellungen festzuhalten:

Biographische Blätter im Abonnement auf Band 1 (6 Hefte) à Heft 1 Mark 50 Pf. (Heft 1: **Fünfzig Jahre** von Otto von Seemen).


Im Einzelkauf: **Fünfzig Jahre** von Otto von Seemen. Heft 1 der Biographischen Blätter mit den photographischen Portraits. Im Einzelverkauf 2 Mark.

do. **Fünfzig Jahre** von Otto von Seemen. **Volks- u. Armee-Ausgabe.** Mit den Holzschnitten à 1 Mark.

„**MILITARIA**“,

Verlags-Buchhandlung für Militär-Literatur.
Berlin W., Blumenthalstraße 10.

Unterzeichneter wünscht

 **zur Ansicht** zu erhalten, mit der Verpflichtung, nicht con-
venirenden Falls in 14 Tagen zu remittiren.


Große Ausgabe. **Fünfzig Jahre** von Otto von Seemen. Mit den
Photographien. Preis 2 Mark.

Volks- und Armee-Ausgabe do. Mit den Holzschnitten. Preis 1 M.

Unterschrift:

Ort:

Gefl. nach vollzogener Unterschrift abzuschneiden und zu senden an die
Verlags-Buchhandlung „Militaria“, Berlin, W. Blumenthalstr. 10.

 Gefl. nach vollzogener Unterschrift abzuschneiden und zu senden an die
Verlags-Buchhandlung „Militaria“, Berlin, Blumenthalstr. 10.



Unterzeichneter subscribirt hierdurch auf
Band 1 (Heft 1—6)

Biographische Blätter

Herausgegeben von
G. von Glasenapp.

Band 1. (Juni 1879 bis April 1880.)


Funzig Jahre. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879. Von
Otto von Seemen.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Politik. 1858
bis 1878. I. Von Hugo Jacobi.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Heeresgeschichte.
1. Der Generalstab. Von A. Frhr. von Firds.
Kaiser Friedrich II. und die Kirchenfrage des Mittel-
alters. Von Dr. Otto Steinicke.
Der Große Kurfürst. Von Kaehler, Oberstlieutenant und
Regiments-Commandeur.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preussischer Politik. 1858
bis 1878. II. Von Hugo Jacobi.

Unterschrift:

Drt:



Subscriptionspreis (im Abonnement auf
6 Hefte) nur 1 Mark 50 Pf. pro Heft.

 **Heft 1** des Werkes wird auf Wunsch sofort franco zur Ansicht
übersandt, ohne jede Verpflichtung des Empfängers, dieses Heft 1
oder die folgenden Hefte zu behalten resp. zu beziehen.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarl-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

—✦—

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—✦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst
ausgezeichnet auf der

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. } *die Gefässe*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. } *mit*
einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFlich ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Rosen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i. W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorff,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.